

830.6  
W53  
V.122  
pt.1

# WESTERMANN'S MONATSHEFTE

B 596008

DUPL



GEORG WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG



PROPERTY OF  
*University of  
Michigan  
Libraries*  
UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES  
SERIES SEPTENTRIONAL







82.1.6

WLB

122

pl

112, T

212 - 729





Leo Samberger:

Marianne Samberger

Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1916







den,« sprach der Redner weiter, und seine Tonlage schraubte sich immer höher hinauf, während auf dem Markte die Hörner immer jauchzender schmetterten, »nun erleben unser lieber Freund und seine hochgeschätzte Frau Gemahlin die außerordentliche Freude, daß der Sohn dank seiner hervorragenden Begabung und seines rastlosen Strebens schon in so jungen Jahren in die Dienste seiner Vaterstadt eintreten kann, um hier, wie wir alle bestimmt erwarten und hoffen, Bedeutendes zu leisten. Möge denn unser Jürgen, der uns seines bescheidenen und freundlichen Wesens wegen schon immer lieb war, seinen Einzug in unsere Mauern halten mit dem Gefühl, daß der Spruch 'Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande' auf uns Gündsitzbargener nicht anzuwenden ist.«

Die Marktmusik jubilierte, daß es eine Lust war, der Herr Stadtrat aber berauschte sich immer mehr an seiner Ansprache und schloß endlich, während Oldekopp bei seiner Daumenbeschäftigung verharrte, mit den Worten: »Und so bitte ich Sie, meine hochverehrten Damen und Herren, die Gläser zu erheben und mit mir anzustoßen auf das Wohl unsers lieben Jürgen. Der junge Stolz des Hauses Oldekopp, unser neuer Stadtbaumeister, er lebe hoch!«

Jürgen Oldekopp war nach Hause gekommen und wohnte in seiner Schülerstube. Vom Fenster aus sah er in den Garten hinab, wo er sich als Knabe gekummelt hatte. Er wußte noch genau, wie man es anzustellen hatte, um auf diesen Pflaumenbaum und auf jenen Holunderbaum zu klettern. Auf dem Kartoffelfelde dort hinten hatte er sich im Herbst aus den abgeschnittenen Zweigen der Sträucher eine Hütte geflochten; auf dem Beet hier links hatte er eine tiefe Rule gegraben und Ralk und Sand hineingeschüttet, denn er brauchte Mörtel, um sich eine Burg zu bauen. Mit seinen Schulkameraden spielte er wenig, galt daher etwas als Sonderling und hatte manchmal Spott zu ertragen; dann und wann aber bekam er plötzlich den Ehrgeiz, aus sich herauszutreten, verfaßte Gedichte, die er seinen Mitschülern unter großem Beifall vorlas, und zeichnete seltsame Landschaften und Schlösser, die weiblich bestaunt wurden.

Seine Mutter war so früh auf den Kirchhof getragen worden, daß er sich ihrer kaum noch entsann. Sein Vater saß fast den gan-

zen Tag über auf dem erhöhten Platz hinten im Laden, von wo er alles, was vorn geschah, beobachten konnte, und den er nur verließ, wenn es galt, einen besonders guten und angesehenen Käufer zu begrüßen und selbst zu bedienen. So war Jürgen den Haushälterinnen und den Dienstmädchen ausgeliefert, die bei Oldekopp rasch wechselten, weil der Herr jeden Groschen zehnmal umdrehte, bevor er ihn ausgab.

Zuletzt glaubte der Buchhändler, er käme billiger weg, wenn er sich eine zweite Frau nahm. Als Jürgen seine Vaterstadt verließ, um das Baufach zu studieren, freite der alte Oldekopp um eine entfernte Hamburger Verwandte, die Tochter einer Witwe. Sie bekam keine Mitgift, hatte aber später nach dem Tode ihrer betagten Mutter eine beträchtliche Erbschaft zu erwarten. Das Mädchen, dem eine enttäuschte Jugendliebe im Herzen saß, ließ sich bestimmen, dem Bewerber zu folgen, der sie an Alter um zwölf Jahre übertraf; sie wurde damit zugleich die nicht viel mehr als zehn Jahre ältere Stiefmutter Jürgens.

Bald mußte der Buchhändler allerdings erkennen, daß er sich in der Hoffnung, eine nach dem Muster ihres Elternhauses schlichte und sparsame Schaffnerin erhalten zu haben, betrogen hatte. Der jungen Frau Oldekopp glitten die Taler leicht durch die Finger, und wenn sie Rechnung darüber ablegen sollte, wohin diese oder jene Summe geraten war, so versagte sie vollständig. Ihr Lebenstrieb erheischte mancherlei Zerstreuungen, und weil sie sonst keine Möglichkeit hatte, sich an irgend etwas in Gündsitzbargen zu erfreuen, so verwendete sie ihre Zeit wenigstens dazu, sich zu putzen. Kleider, Stoffe und Schmuck ließ sie sich heimlich vor ihrem Manne kommen; er mochte schelten und knurren, so viel er konnte, bezahlen mußte er die Sachen doch.

»Das geht ja von meinem eignen Geld,« erwiderte die junge Frau schnippisch, sooft ihr Mann sie ob ihrer Verschwendungssucht tadelte.

Auch mit Jürgen war der Alte durchaus nicht zufrieden. Was der auf der Hochschule kostete, daran hätte gut und gern eine sechsköpfige Familie genug gehabt. Hermann Oldekopp dachte an seine eigne Jugend zurück. Seine Eltern hätten ihm auch einen reichlichen Zuschuß geben können — aber hatte er das verlangt? O nein! Er hatte sich mit dem fargen Gehilfengehalt begnügt und war immer



anständig damit ausgekommen. Auch als er dann, in frühem Alter günstig verheiratet, hierher nach Gündstbargen zog, um die Buchhandlung zu übernehmen — wie gering waren da die Ausgaben für seinen Haushalt gewesen! Die heutige Jugend hatte keine Ahnung vom Werte des Geldes.

Nach dem Studium setzte der junge Baubeflissene es durch, daß ihm sein Vater verschiedene Reisen bewilligte, dann vervollkommnete er sich in seiner Kunst unter der Leitung eines berühmten Architekten, und nun war er mit seinen siebenundzwanzig Jahren schon als Stadtbaumeister nach Gündstbargen berufen worden.

Jürgen streckte sich in seiner braunen Samtjacke behaglich auf dem Sofa aus, während das Weichsele Rohr seiner Pfeife weit in die Stube hineinragte. Er schwamm in dem angenehmen Bewußtsein, zu den beneideten Menschen zu gehören. Wie mußte mancher von seinen Studienfreunden ringen, um durchzukommen und etwas zu erreichen! Er aber war an einen Platz gestellt worden, wo er etwas leisten und von dem aus er sich einen breiteren Wirkungsbereich erobern konnte.

Es pochte, und die Stiefmutter huschte zu ihm herein. Hastig holte sie eine Zigarettenboxe aus der Tasche, sagte mit begehrllichem Ausdruck eins der Tabakröllchen und zündete es schnell an. Dann sog sie, in den Stuhl neben Jürgen sinkend, geschlossenen Auges den Duft stark ein.

»Gott sei Dank, daß du wieder da bist, Jürgen,« sagte sie. »All die Zeit habe ich dies« — sie hielt die Zigarette ein wenig empor — »entbehren müssen. Dein Vater spürt es an meinen Kleidern, wenn ich geraucht habe, und dann schilt er. Jetzt bekommst du die Schuld. Auf deiner Stube ist solcher Qualm.«

»Aber wenn er dir einen Ruß gibt? Dann kannst du dich nicht mit meinem Rauchen entschuldigen.«

»Ruß?« Auf der Stirn der hübschen Frau sammelten sich Wolken. »Davor bin ich sicher, glücklicherweise. In den ersten Jahren ist es wohl vorgekommen, daß er zärtlich zu mir wurde. Jetzt hat er sich das längst abgewöhnt. Es bringt ja kein Geld ein.«

Sie sprach das nicht in gehässigem, sondern nur in gleichgültigem Tone als zu einem Menschen, vor dem sie keine Geheimnisse hatte.

Jürgen erwiderte nichts, sondern dachte sich nur sein Teil. Ein Vergnügen mußte es

allerdings nicht sein, seinen alten Herrn zu küssen.

Frau Olskopp ging rasch auf etwas anderes über. »Hast du Ili schon gesehen?« fragte sie.

»Nur ganz kurz. Ich traf sie gestern. Drüben bin ich noch nicht gewesen.«

»Geh nur bald hin. Jessen legt großen Wert darauf, daß du ihm deinen Dankbesuch abstattest. Und du kannst ihn ja auch brauchen.«

»Es ist so schön hier auf meiner Bude. Ein paar Wochen möchte ich allein sein.«

»Allein? Hier in Gündstbargen? Das gibt es nicht, bester Jürgen. Die ganze Stadt sitzt um dich herum und schaut dir bis in die Schubfächer. Aber ich will dich nicht fränken. Du bist ja jetzt auch einer von den würdigen Stadtvätern, und also darf man in deiner Gegenwart nichts Schlechtes über Gündstbargen sagen.«

»Bitte, Mama Hannchen« — so nannte Jürgen seine Stiefmutter, denn bis zu dem Namen Mutter konnte er sich beim besten Willen für sie nicht aufschwingen —, »tu dir keinen Zwang an. Ich verstehe dich, man kann solch ein Nest hassen, man kann es aber auch lieben. Für mich ist hier viel zu tun. Mein Vorgänger hat böse herumgewüflet, ich muß zusehen, was ich von den guten alten Sachen retten und bewahren kann, und Neues ist auch genug zu schaffen. Darauf freue ich mich, gerade weil ich hier geboren bin. Aber diese paar Wochen schwelge ich noch in Freiheit und bin für keinen Fremden da.«

»Ili Jessen wird freilich warten.«

»Meinst du? Nun, da muß sich Schöningerlind ein bißchen in Geduld üben. So heiß und hoch flammt es auch wohl nicht in ihrem Herzen.«

»Ihr seid doch schon immer füreinander bestimmt gewesen.«

»Das Bestimmungsrecht möchte ich mir vorbehalten. Erst will ich noch mein Leben auf andre Art auskosten.«

Er warf das Haupt mit dem langen schlicht blonden Haar in die Kissen zurück, und um seine Lippen unter dem kurzen Schnurrbart spielte ein Lächeln. Gehörte ihm nicht die Welt? Konnte er nicht in ihre Fülle greifen, und sie mußte ihm alles geben, ohne daß er sich bestwegen irgendwie gebunden zu fühlen brauchte?

Er dehnte sich wohligh. Mama Hannchen aber glimmte sich ein frisches Röllchen an,

und beide schwiegen, auf das angenehmste beschäftigt, er mit seinen Gedanken an die Freuden, die er einschlürfen wollte, sie im lange vermischten Genuß des blauen Dampfes.

Ein junges Gemüt, das für die Einsamkeit schwärmt, braucht schließlich doch jemand, mit dem es über diese Schwärmerei sprechen kann. Bei seiner Stiefmutter, so einig er sonst mit ihr war, fand Jürgen nicht das rechte Verständnis. Ihre Abneigung gegen Gündstbargen, das sowohl nach der Zahl seiner Einwohner als auch nach der Geschäftigkeit, die hier im Schwange war, gar nicht einmal zu den richtigen Kleinstädten gerechnet werden konnte, war ihm störend. Darum hielt er sich von Mama Hannchen ein wenig fern, aber eine mitfühlende Seele mußte er haben. Nun, sie wohnte nicht weit, und seine Stiefmutter hatte ihn selber zu ihr hingewiesen.

Jürgen Oldekopp schritt über den Markt; da glänzte ihm der große Jessen'sche Laden entgegen.

Das eine Schaufenster lag voll von Spielachen. Das zweite war ganz den Hausfrauen gewidmet, und von der Feuerzange über das Plättchen und den kupfernen Kessel bis zum Schrubber und zum Ausklopfer gab es da alle Gegenstände, die in die Küche gehörten; indessen auch für die Wohn- und Schlafräume hatte der Kaufherr das Verschiedenste aufgespeichert. Dann kam die Ladentür, und hieran schloß sich das dritte Schaufenster, worin die Wünsche des Mannes zu ihrem Rechte gelangten. Der Landwirt fand dort Senze und Sichel, der Gärtner Hacke, Spaten und Gießkanne, der Tischler Hobel, Meißel und Zange, der Schmied den Hammer und die Raspel, kurzum, man konnte sich kein Handwerk denken, das hier nicht sein Rüstzeug bekommen hätte.

Neben dieser Auslage war die weite Torfahrt, durch die Jürgen Oldekopp sich ins Haus begab.

Oben in der Besuchsstube, die mit hochschwellenden blauen Plüschsesseln, vielen Goldbronzesachen und großen Ölgemälden in dicken gleißenden Rahmen ausgestattet war, begrüßte ihn Ingerlild Jessen.

»Ich wollte deinem Vater danken, liebe Ali,« sagte er.

»Meine Eltern sind zum Johannisfest in der Loge. Bitte, nimm Platz, Jörn.«

Sie saßen einander gegenüber, und Jürgen ließ seinen Blick über die schlante, hochgewachsene Gestalt im warmgelben Kleide gleiten. Das Mädchen trug ihren Namen Schön-Ingerlild mit Recht. Diese feingerundeten Schultern, diese Brust, deren Blüte man ahnen konnte, diese besäumten Wangen, der kleine, aber üppige Mund, die gerade, schmale Nase, die großen tiefblauen Augen, die ebenmäßig gezeichneten Brauenbogen, diese weiße Stirn und das leuchtende Blondhaar, ja, das waren alles Gaben, einem Geschöpf von der gütigen Mutter Natur geschenkt, damit es beglücke und glücklich sei.

Ingerlild kreuzte die Füße, und über den Schuhen lugten die seidenen Strümpfe in der Farbe ihres Kleides hervor. Dann stützte sie den Kopf auf die rechte Hand, so daß das Gewand von dem zarten und doch vollen Unterarm zurückfiel, und verharrte eine Zeitlang unbeweglich mit gesenkten Lidern.

Jürgen hatte Mühe, den Ausdruck seines Wohlgefallens an ihrem Anblick zurückzudrängen. Aber er bezwang sich; alles, was er hätte sagen können, wäre ja doch nur Schmeichelei geworden, und dafür war ihm Ingerlild zu gut.

Das Mädchen empfand, warum er schwieg. Eine feinere Schmeichelei als dies sein Stummsein konnte er ihr freilich nicht darbieten. Sie hob befriedigt den Blick. »Nun, gestrenger Herr Stadtbaumeister?« fragte sie. »Sind Sie von Ihrer Würde so benommen, daß Sie vor lauter Feierlichkeit nicht mehr reden können?«

»Ach, Ali, ich muß daran denken, weshalb ich hierhergekommen bin. Um deinem Vater für seine Freundlichkeit zu danken, gewiß. Aber das ist nur der äußerliche Grund. In Wahrheit doch, weil ich dich so lange nicht gesehen habe. Du bist das einzige Menschenkind, mit dem ich mich richtig verstehe.«

»Ja, Jörn, besser als ich kennt dich niemand. Das ist ja auch kein Wunder. Wir sind zusammengewesen, seitdem wir laufen konnten.«

»Weißt du noch? Wenn du als Equa in meiner Laubhütte haustest und ich dir den alten Schuh als erlegtes Wildbret mit nach Hause brachte?«

»Du hast deine Equa nicht immer gut behandelt. Mehrmals bandest du mich an den Baum und foltertest mich mit Dolch und Pfeilen. Ich erinnere mich noch, wie mir dein



Tomahawk mal dicht am Ohr vorbeiflog. Aber ich hatte keine Angst. Die Marten- rungen gefielen mir eigentlich; weshalb, kann ich mir selbst nicht erklären.»

»Und wenn du mir Bleisoldaten schenkest.«

»Ja, ich erzählte dir immer, mein Vater oder unser Profurist hätten sie mir gegeben. Das war aber oft gar nicht wahr. Ich habe manche Schachtel für dich vom Lager geholt, ohne jemand zu fragen. Was tut nicht eine gehorsame Equa für ihren Weißen Abler, den Herrn aller Jagdgründe.«

»Hätte ich das geahnt —«

»Lieber Törn, dann hättest du sie ebenfogut genommen, als wenn ich sie dir mit Erlaubnis meines Vaters gereicht hätte. Du warst viel zu gierig nach den kleinen Figuren.«

»Also muß ich noch nachträglich ein böses Gewissen haben.«

»Ja, aber was hilft es? In die Schuld sind wir nun einmal miteinander verstrickt. Und ich rate dir: laß dich davon nicht schwerer belasten, als sie mich bedrückt. Dann hältst du's aus.«

»Ich will es versuchen. Aber besinnst du dich noch darauf, wie wir als Braut und Bräutigam in die Laube zur Kirche wandelten, und unser alter Pudel mußte den Pastor vorstellen und uns trauen?«

»Wir waren ein friedliches Ehepaar. Dein Wille geschah.«

»Das änderte sich, als wir größer wurden. Da hast du mir viel Kummer gemacht, Ili. Du warst mir nicht treu.«

»Du mir vielleicht? Soll ich dir deine Tertianerflammen her erzählen?«

»Ach, das war immer nur nebenbei. Du bleibst meine Hauptliebe.«

»Nun, zu einer Zeit, das weiß ich bestimmt, da war ich in deinem Herzen doch einigermaßen ausgelöscht. Als Groa aus der Pension kam.«

»So schlimm war auch das nicht. Ich will es ja nicht leugnen, daß es mir merkwürdig erging. Deine Schwester hatte nie mit uns gespielt und immer ganz andre Interessen als wir. Ich hatte mich früher nie um sie gekümmert; damals allerdings machte sie dann wohl Eindruck auf mich, wenigstens zuerst. Aber du wurdest auch über sie die Siegerin.«

»Das war sehr leicht für mich, weil sie so früh heiratete.«

»Du wärst auch sonst nicht von ihr zurückgedrängt worden.«

»Wer kann euch Männer berechnen!«

»Ihr Frauen könnt es, jedenfalls weit besser, als wir uns bei euch zurechtfinden. Ich versichere dir, Ili, ich habe dich immer am meisten geliebt. Und wo ich dich jetzt so sehe — Ili, was soll ich sagen? Du hörst es ja täglich so und so oft, daß man sich nichts Entzückenderes denken kann als dich!«

Ingerlild empfing diese Huldigung mit einer Miene, als labe sie sich an einem Wohlgeruch. Jetzt hatte sie aber ihren Triumph gefeiert und war befriedigt. Die Männer verschwendeten gern ihre Hingebung, und ein kluges Weib trug deshalb Sorge, daß sie sparsam damit umgingen.

Ingerlild wendete das Gespräch auf Alltägliches und bereitete die Versuche seines leicht entzündeten Herzens, ihr wieder nahe und womöglich noch näher zu kommen als vorhin. Nur in der Bewegung, wie sie ihm beim Abschied die Hand zum Kusse hinstreckte, lag noch eine Günst.

Das war der Zwiespalt in Jürgen Olskopp: er wollte, bis ihn die Pflicht nach draußen rief, die Reize der Einsamkeit verschlürfen, es drängte ihn aber gleichzeitig, das zu tun, was die Jugend ihr Leben genießen nennt und was nun einmal im Alleinsein nicht möglich ist.

So schuf ihm gerade die Zeit, die ihm unbegrenztes Wohlgefühl hätte bereiten sollen, alsbald ein Unbehagen. Sein Vater bedrückte ihn, indem er ihm unablässig mit gar nicht verwendbaren Vorschlägen und Plänen kam, was er als Stadtbaumeister in Gündstbargen alles niederreißen und aufbauen müsse; seine Stiefmutter benutzte ihn nur als Schild, wohinter sie ihrem Manne ein Schnippchen schlagen konnte, und darum war Jürgen Olskopp froh, als die Tage seiner Muße ein Ende nahmen und er sich in seinem Zimmer auf dem Rathause einrichtete.

Frisch ging er ans Werk, sah, was die Hauptsache für ihn war, und ließ alles Nebensächliche beiseite. Selbst Schön-Ingerlild gehörte in diesen Monden seines ersten, fröhlichen Amtsfleißes mit zu den Nebensachen.

Darüber blieb sie vielleicht nicht im unklaren, denn der Weiße Abler ihrer Mädchenzeit saß ihr jetzt selten gegenüber, aber sie sah nicht danach aus, als ob sie etwas entbehrte. Ihre heitere, sanfte Goldseligkeit war unverändert. Was sollte ihr auch fehlen?

Alles im Hause richtete sich nach ihr. Die Mutter, die für sich selber gar nichts beanspruchte, ging darin auf, ihr zu dienen; der Vater war stolz und eitel auf die schöne Tochter und versäumte es gleichfalls nicht, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. Und wenn Ingerlild dann und wann kleine galante Beziehungen zu diesem oder jenem Herrn anknüpfte, so dulbete das der Herr Stadtrat verständnisvoll, obgleich er eine leichte Eifersucht nicht unterdrücken konnte. Wozu hatte die Liebe denn so viel Anmut über dies Geschöpf ausgegossen? Jammer schade, wenn all die Schönheit ungenutzt verwelfen sollte. Zum Heiraten kam sein Kind noch immer früh genug. Es hatte ja die Wahl.

Ingerlild Jessen erfreute sich also einer großen Angebundenheit, und da sie sich hütete, etwas zu begehen, was ihrem Ansehen geradeswegs schädlich werden konnte, stand sie allerdings in dem Rufe einer jungen Dame, die man nicht zu den ganz Annahbaren zählte, aber schlecht von ihr zu sprechen, hatten die Leute keinen Grund.

Auch die andern Töchter der lebensfrohen Stadt trafen sich ja wohl mal mit ihren Verehrern draußen am Lommer See, wo man herrliche Ruder- und Segelfahrten machen konnte, und wo es in der Gartenwirtschaft dicke Rosenlauben gab, recht dafür geeignet, daß man sich darin zu zweit über die bedeutendsten Menschheitsfragen austauschte.

Im allgemeinen erwartete man eine Verbindung zwischen den einander gegenüberliegenden Häusern Olbekopp und Jessen. Auch der Herr Stadtrat lebte der Hoffnung, Jürgen als seinen Schwiegersohn umarmen zu können, denn sonst wäre er nicht so entschieden dafür eingetreten, daß dieser unter den dreiundvierzig Bewerber um den Stadtbau-meisterposten den Vorzug erhielt.

Einstweilen jedoch kam Olbekopp junior nicht, um seinen Antrag zu stellen. Das Gemeinwesen, dessen Aussehen schöner und zweckmäßiger zu gestalten ihm oblag, nahm seine Kraft und seine Sinne beinahe restlos in Anspruch.

An einer nach Norden ausgebogenen Krümmung des Stuwaa benannten Flusses gelegen, hatte die Stadt freilich in diesem ihrem nördlichen Teil einigermaßen den alten Charakter bewahrt. Der breite Fluß schützte sie vor dem Hereindringen der neuen Zeit. Die Stadtmauer, die sich an der Stuwaa entlang

gezogen hatte, war dahingesunken, der Wall war in einen Ulmenweg verwandelt, der im Osten, wo der Fluß eine seeartige Erweiterung erfuhr, in Anlagen auslief, während er im Westen in einen runden, mit einem Denkmale versehenen Platz endete. Gen Süden, bis zum Markt, stand noch jenes Häusergewirr, dessen sich der Freund verrauschter Jahre so innig erfreut. Im Südwesten aber, wo die Stadtheide sich dehnte, hatte sich die Gegenwart in die krummen und engen Straßen hineingefressen. Fabrik neben Fabrik war dort entstanden. Die nüchternen Gebäude vernichteten die Traulichkeit, brachten aber den Bürgern Reichtum und wurden deshalb selbst von jenen Gündstbargenern gern geschaut, die sonst die gute alte Zeit viel im Munde führten.

Neben den Fabriken, südlich vom Markt, hob sich ein Viertel mit lauter kahlen Häusern, lauter einander gleichen, geraden Straßen empor, und wieder neben diesen nach Osten zu kamen die noch trostloseren Arbeiterhäuser.

Sie zogen sich nach dem Südosten hin und umklammerten das alte Badorf, das mit seinen noch erhaltenen Strohdächern und Rundgehöften wie eine stille Insel in der Flut lag. Allerdings war es dem Untergange geweiht; manches städtische Gebäude streckte sich schon zwischen den Scheunen auf.

Die Wohlhabenheit aber, die in den gelben und grauen Bauten mit den hohen freistehenden Schornsteinen erwuchs, sah in der Stadt keinen Platz für sich. So richtete sie sich im Süden hinter den neueren Vierteln ein und schuf eine Gegend mit hübschen Villen und Gärten, Baumreihen und fröhlichen Wasserkünsten ganz hin bis zu der stattlichen Erderhöhung, auf der noch die Ruine der Raßburg erhalten war.

Östlich von dieser Vorstadt glitzerte der Lommer See, westlich — für die reichen Herrschaften schonjam durch Pappeln verborgen — war der neue Friedhof angelegt, während sich der alte dicht bei Badorf befand.

Eisenbahnschienen liefen vom Süden her am neuen Friedhof vorbei durch die Heide, und da, wo sie auf einer gedrungenen Brücke die Stuwaa überquerten, hatten die Fabriken ihre Lager und Ladepätze. Die Schienen bogen jenseit der Stuwaa in dem Aderland nach Osten um und schmolzen mit einer Bahn aus dem Westen zusammen. Genau nördlich von der Stadt dehnte sich der Bahnhof hin.



Um ihn zu erreichen, mußten die Gündstbargener über die große Brücke und durch eine linealgerade Straße gehen. Auch auf diesem Raume, zwischen dem Bahnhof und der Stadt, waren feinere Häuser an breiteren Wegen zu sehen. Es luden hier auch etliche Gasthöfe die ankommenden Fremden zum Rasten ein.

Die Eisenbahnwagen aber, wenn sie nach Osten weiterglitten, fuhren zunächst durch einen kurzen Tunnel und zwischen stark bewaldeten Hügeln hindurch. Diese erschienen den Bewohnern der Gegend bei der sonstigen Ebenheit des Bodens beträchtlich genug, um sie Berge zu nennen. Es waren die Erhebungen, wonach die Welt da draußen der Stadt an der Stuwaa ihren Namen geschenkt hatte.

Das also war Baumeister Oldfopps Wirkungskreis. Sein Vater, der im übrigen zu den Lobpreisern der Vergangenheit gehörte, lag ihm hart in den Ohren, er solle die Kumpelkasten in der Altstadt niederreißen und an ihrer Stelle schöne viereckige Häuserblöcke entstehen lassen. Jürgen aber, der nirgend lieber weilte als in den alten Winkeln, hatte im Gegenteil die Absicht, über jedes derartige Gemäuer sozusagen seine schützende Hand auszustrecken.

Insbesondere wollte er den gut erhaltenen Markt vor Umbauten bewahren, und damit befand er sich im schroffsten Widerspruch zu dem alten Oldfopp, den nur der Geiz bisher daran verhinderte, seinem Giebelhause durch das Vormauern einer Wand mit Gesimsen und Schnörkeleien ein modernes und, wie er meinte, der Bedeutung seiner Buchhandlung entsprechendes Aussehen zu geben.

Jürgen kam ja wenig genug mit seinem Vater zusammen, aber schon die paar Minuten bei den gemeinsamen Mahlzeiten wurden ihm zur Pein.

Der Alte hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Sohn von vornherein zu seinem gefügigen Werkzeug zu machen, und das schlimmste war noch, daß er sich nach Jürgens Wahl zum Stadtbaumeister nördlich vom Bahnhof, wo noch freies Feld war, für billiges Geld Liegenschaften gekauft hatte. Allerdings war das heimlich und durch auswärtige Mittelspersonen geschehen; in Gündstbargen wußte man nicht, wer der wirkliche Käufer jener Acker sei. Nun verlangte er von Jürgen, der müsse dafür sorgen, daß sich die Stadt nach dieser

Richtung jenseit der Bahngleise und nicht etwa im Süden um den Ratzberg herum ausdehne.

Auch neue städtische Gebäude, so das längst geplante Krankenhaus und das Seminar, mühten notwendig gerade auf den Fled hin, den der Buchhändler sein eigen nannte. Jürgen, der in den Kauf seines Vaters eingeweiht war, konnte es noch so entschieden ablehnen, eine solche Familienpolitik zu treiben, deren Beweggründe auf die Dauer nicht verborgen blieben und durch die seine Stellung unterhöhlt würde. Oldfopp senior ließ nicht nach.

»Ahnt ja keiner, daß ich mir die Koppeln gesichert habe. Warum soll sich Gündstbargen nicht nach der Gegend erweitern? Die Leute haben es da viel bequemer, wenn sie verreisen wollen. Dann brauchen sie doch nicht erst durch die Stadt zu laufen. Vor allem aber: denk' nur nach, was du mir all die Jahre gekostet hast! Ist das nun dein Dank?«

Außerdem beherrschte den Buchhändler eine brennende Neugier. Er wollte stets wissen, was der Bürgermeister und die übrigen Beamten gesagt und getan hatten, was für Vorlagen im Stadtverordnetenkollegium zu erwarten waren.

»Bleibt ja in der Familie,« meinte er. »Ich verrate nichts. Was hat mir schon mancher erzählt, und es ist kein Eterbenswort von mir herausgekommen.« Ealbungsvoll fügte er dann hinzu: »Überhaupt, ein Sohn, der vor seinem Vater Geheimnisse hat, das schickt sich nicht. So hätte ich meinem Vater nicht kommen sollen.«

Jürgen, der zuviel Achtung und auch wirklich zuviel Dankbarkeit für den Alten im Herzen trug, um schroff gegen ihn auftreten zu können, strebte danach, aus dem Zwange seines Vaters herauszukommen. Er versuchte es, mit etlichen andern unverheirateten Beamten im Gasthause zu essen, doch das gewöhnte ihm der Buchhändler bald wieder ab.

»Wenn es meinem Sohn an seines Vaters Tische nicht gut genug ist — na ja. Darüber werden sie sich hier in Gündstbargen ja bald genug aufhalten. Die denken denn, du kriegst bei mir nicht satt zu essen. Wenn du mir das antun magst — meinerwegen. Aber du solltest bei deinem bißchen Gehalt wenigstens froh sein, wenn du das teure Wirtshausessen nicht zu bezahlen brauchst.«

Jürgen glaubte freilich nicht, man würde in

der Stadt annehmen, der alte Olfkopp ließe seinen einzigen Sohn Hunger leiden, aber er war nun einmal gutmütig genug, um dem Alten jeden überflüssigen Ärger zu ersparen. So kehrte er zu seines Vaters Tische zurück und ließ es über sich ergehen, wenn der Buchhändler seine Frau nach den Preisen des Fleisches oder der Fische ausfragte. Und immer waren die Preise viel zu hoch.

Frau Olfkopp schmedte es unter den Vorwürfen ihres Mannes vortrefflich, und sie wurde stets rundlicher. Jürgen indessen sah ein, daß er aus den Daumenschrauben seines Vaters herausmußte, um sich überhaupt etwas Persönliches zu bewahren. Nur dann aber hatte er Aussicht auf diese Befreiung, wenn er sich einen eignen Herd gründete. Für den war im Vaterhause glücklicherweise kein Platz. Also durfte er als Ehemann anderswo wohnen. Und recht weit von der Buchhandlung, das nahm er sich vor.

Auf diesem Umwege wurde der sonst völlig in seine Arbeit versunkene Stadtbaumeister wieder zu den Gedanken an Ali Jessen geführt. Denn so viele Glammen ihm auch nach und nach gelehrt hatten: die Equa seiner Knabentage — Schillernde Schlange hatte er sie geheißt — blieb doch die einzige, die er sich als die Herrin seines Heims vorstellen konnte und mochte.

Jessen war außerordentlich lebenswürdig gegen ihn, und Ingerlild erzeigte sich ihm durchaus huldreich. Ganz sicher! Das Tor zum Herzen der schönen Stadtratstochter stand ihm offen. Warum sollte er also nicht eintreten?

**J**a, warum trat er nicht ein?

Jürgen Olfkopp war in allen Dingen, die sein äußerliches Leben betrafen, ein frischer, rasch zusschlagender Mensch. Auf dem Rathause genoß er eine große Beliebtheit. Der Bürgermeister mochte diesen willigen, unverbrossen arbeitssamen Beamten, der auf jeden neuen Gedanken lebhaft einging, gern leiden, und den ihm unterstellten Leuten erwies Jürgen kleine Gefälligkeiten, die ihm ihr Herz gewannen. Sein Urteil war wohlmeinend; er gönnte Menschen, deren redliche Absichten er wahrnahm, mit Freuden Vorteile und ließ sich sogar — seine Unerfahrenheit entschuldigte das! — von Schlaunen, die sich ehrlich zu stellen wußten, für ihre Zwecke mißbrauchen.

Bald lernte er es dann kennen, welche Ge-

fahr für ihn in seiner Leichtgläubigkeit lag, und wurde vorsichtiger, allein nie eigentlich argwöhnisch, denn von vornherein galt ihm das Gute im Menschen auch als das Selbstverständliche.

Über den Weg, den er im Außenleben zu gehen hatte, herrschte daher bei ihm nicht der geringste Zweifel; in seinem Innersten aber war er keineswegs so einfach und unbeirrbar gestimmt.

Eine leise Besorgnis, zuviel Verantwortung zu tragen, spürte er ja auch bisweilen in seinem Amte, er suchte sich dann bei seinen Entschlüssen auf jemand anders zu stützen, und dies geschah in einer Art, daß es ihm weniger als Anlehnungsbedürfnis denn als Bescheidenheit ausgelegt wurde — ganz besonders groß indes war sein Verlangen nach einer Stütze, ja nach einem Schutz in allen Dingen des Herzens und des Gemütes.

Ihm war, als könnte er die Kraft, die er da draußen brauchte, auf die Dauer nicht aus eignem bestreiten; er wünschte, so innig mit jemand verbunden zu sein, daß es ihm möglich war, aus dessen Seele Stärkung zu schöpfen, wann immer er sie nötig hatte. Solches Verbundensein gab es ja nur mit einem Weibe.

Nun sah er Ingerlild Jessen, diese liebliche Erscheinung. Ja, weshalb zauderte er, sie zu gewinnen, noch dazu, wo ihm das wahrscheinlich nicht schwer würde, und wo sie von andern Männern umworben war, unter denen sie einem doch den Vorzug geben konnte, wenn ihr Jugendfreund zu lange auf sich warten ließ?

Ihm wurde es selbst nicht klar, was ihn von dem entscheidenden Wort zurückhielt. Vielleicht war es das Empfinden, daß er bei Ingerlild wohl alle Röstlichkeit der Frauenminne genießen würde, daß sie aber nicht imstande sei, ihm jenen ersehnten Schutz zu gewähren.

Schon-Ingerlild lehnte sich selber gern an jemand an, oder vielmehr: sie ließ sich am liebsten auf Händen tragen. Das wußte Jürgen, und darum stockte sein Fuß vor, beinahe auf der Schwelle, dahinter ihm das Glück winkte. Es lag in ihm eine gewisse Angst, er werde vielleicht nicht stark genug sein, um sich neben Ingerlild zu behaupten, sondern in freudiger Anbetung seinen Platz zu ihren Füßen sehen. Das widerstrebte ihm trotz seiner Anlage zur Willfährigkeit, und so wagte er nicht, sie darum zu bitten, die Seine zu werden, aber des Stadtrats Jüngste war den-



noch das einzige Mädchen, zu dem sich sein Herz neigte.

Zärtliches war niemals zwischen den beiden vorgefallen. Jürgen hatte bei seiner ihm angeborenen Achtung vor allem Weiblichen zu keiner Stunde, wenn sie auch noch so vertraulich beisammensaßen, die Grenze zu überschreiten gesucht, jenseit derer die Freundschaft aufhört und die Liebelei anfängt, und Ingerlilb hatte gleichfalls nichts getan, um diese Grenze zu verwischen.

Erst jetzt, wo er eine Frau an seiner Seite zu haben wünschte, sprachen Jürgens Sinne im Anschauen der Jugendfreundin, und seltsamerweise war dann eben diese Leidenschaftlichkeit, womit es ihn zu Ili trieb, eine der Ursachen, warum er nicht zu ihr ging. Er fürchtete, sich ganz in ihr zu verlieren.

Der Stadtrat bewies große Geduld, drückte Jürgen mit immer gleicher Wärme die Hand und nannte ihn »Mein lieber Kollege!« Schön-Ingerlilb aber mochte allmählich die Zeit lang werden, und sie griff zu dem altbewährten Mittel, schüchterne oder säumige Verehrer zur rascheren Erklärung ihrer Liebe zu veranlassen: sie verdunkelte ihre Sonne für den Planeten Jürgen und ließ sie desto heller auf einen andern Stern herniederstrahlen. Das war ein kürzlich ans Gündstbarger Amtsgericht versetzter Referendar, dem die Musik mehr im Sinne lag als die Rechtswissenschaft, und der es erreichte, daß sich unter seiner Leitung ein sangestundiger Kreis von Herren und Damen bildete. Ingerlilb Jessen entbedte ihren Sopran, und es wurde ihr leicht, in Bartholdys Chor, wie jene Gesellschaft nach ihrem Begründer hieß, mit die erste Stelle einzunehmen.

Von nun an bedeutete die Musik viel für die Stadtratstochter; sie verhielt sich gegen Jürgen, wenn er einmal einen Anlauf nahm, sich vor ihr auszusprechen, derart, daß er meinen konnte, sie habe aller irdischen Liebe zugunsten der himmlischen entsagt.

Das war jedoch nur ein Übergang zu Ingerlilbs wahrem Zweck: durch das geistige Mittel der Harmonien und das schon mehr sinnliche ihrer wohlklingenden Stimme umspann sie den Referendar, bis er kein größeres Verlangen mehr kannte, als in ihrer Nähe zu sein.

Ingerlilb wandelte einige Male mit ihm über den Markt um die Zeit, wo der Stadtbaumeister nach beendeter Tagesarbeit aus dem Rathaus trat, und sie war überhaupt nie

so gnadenvoll gegen den neuen Schwärmer, als wenn Jürgen es sehen mußte.

Seine Pflegemutter, die früher am Ende ähnliche Spiele getrieben hatte und deshalb wußte, wie so etwas gemeint war, unterhielt sich mit ihm darüber und sagte: »Du, dadurch laß dir keine Furcht einjagen. Das ist nicht gefährlich. Die macht sich nichts aus Bartholdy. Sie will bloß, daß du endlich den Mund aufstust.«

Beruhigungsreden bewirken oft das Gegenteil von dem, was sie bewirken sollen, und die Versicherung, daß für ihn keine Gefahr vorhanden sei, machte den Stadtbaumeister erst richtig darauf aufmerksam, seine Absichten auf Ingerlilb könnten vielleicht unangenehm durchkreuzt werden, wenn er sich zu spät entschied.

Daß er eifersüchtig auf den Referendar war, davon wollte er natürlich nichts wissen. Er ärgerte sich nur, weil er sein Sinundherüberlegen nicht voll ausreifen lassen konnte. Ingerlilbs Schachzug zwang ihn, sich zu entscheiden, denn die Erfahrung seiner Stiefmutter in Ehren, es war schon dagewesen, daß sich die lodersten, vom Weibe mit ganz andern Absichten gewobenen Beziehungen zwischen zwei Menschen so fest wie nur möglich gestalten hatten.

Jürgen raffte sich auf. Alles in allem genommen: wen anders und wen besser konnte er zur Frau nehmen als die Jugendfreundin?

Er vertraute sich seiner Stiefmutter an und ward von ihr in seinem Vorhaben bestärkt; er machte auch seinem Vater Andeutungen, die nicht unwillig aufgenommen wurden; er näherte sich Ingerlilb so, daß diese davon überzeugt wurde, Herr Referendar Bartholdy hätte seine Schuldigkeit getan und weitere Spaziergänge mit ihm oder fernere Huldblicke für den stets wie verzückt vor ihr Stehenden in Jürgens Gegenwart seien nicht mehr nötig.

So wurde der Chormeister plötzlich kühl von ihr behandelt, und seine Bemühungen, noch ein paar Strahlen aus seiner hehren Sonne auf sich zu vereinigen, waren umsonst.

Alles war aufs sorgfältigste vorbereitet. In der »Harmonie«, wo sie nachmittags ihr Schöpplein Wein tranken und ihren Whist spielten, drückten sich Jessen und Oldeskopp verständnisvoll die Hand, und Jürgen hatte sich, um in der Form nichts zu vernachlässigen, was die Kleinstadt für eine gerechte Ver-

lobung vorschreibt, schon vorgenommen, am nächsten Sonntagmittag seinen Antragsbesuch beim Herrn Stadtrat und seiner Frau Gemahlin zu machen, da traf aus Kiel die Nachricht ein, Ili ältere Schwester Groa habe ihren Mann, der als Seeoffizier auf einer Reise durch die tropischen Gewässer begriffen war, am Fieber verloren. Sein Grab war das weite Meer, das er so geliebt hatte.

Jürgen Oldekopp wäre sich rücksichtslos vorgekommen, wenn er jetzt sofort das Jessensche Haus als Bewerber betreten hätte, zumal da Groa nach Gündstbargen kam und bei ihren Eltern wohnte.

Jürgen erinnerte sich ihrer nur aus der Zeit, wo sie ein eben erwachsenes junges Mädchen war. Zuerst gewann er nun gar kein rechtes Bild von ihr. Die Witwentracht läßt ja alle Frauen fast gleich aussehen.

Groa hielt sich meist daheim, erschien aber dann und wann in Oldekopps Laden, um sich Bücher auszusuchen. Da traf Jürgen sie einmal. Sie blätterte in einem Werk und hatte den Schleier zurückgeschlagen. Der Stadtbaumeister wollte mit dem stillen Gruß, der den Schmerz anderer achtet, an ihr vorübergehen, aber sie schaute auf und reichte ihm die Hand. Er blickte in ein blaßes, doch keineswegs abgehärmtes Gesicht.

Mit Ingerlilb hatte Groa nur eine entfernte Ähnlichkeit. Ihre Züge waren straffer, einfacher, die Stirn war breiter und ausgeprägter, das Haar, das unter der schwarzen Schabe hervorlugte, hatte eine dunklere Farbe. Ihre ganze Gestalt war kleiner und gedrungenener als die ihrer Schwester. Aus allen ihren Bewegungen sprach Bestimmtheit und Wille.

»Guten Tag, Herr Oldekopp,« sagte sie, »nun sind wir beide in unsrer Vaterstadt, freilich aus recht verschiedenen Gründen.«

»Es hat mir aufrichtig leid getan, daß Sie so schwer betroffen worden sind, Frau Kapitänleutnant.«

»Ja, man wundert sich, daß man es so erträgt.«

Sie standen für sich allein, abseits vom Ladentisch. Das Licht in diesem Raum war stets gedämpft, und unwillkürlich redet man in solcher Dämmerung auch leiser, dennoch klang Groas Stimme voll und tief. Von dem an Gesang erinnernden Ton, den Ili beim Sprechen hatte, besaß Groa nichts.

»Man geht in einer großen Leere einher,« fuhr sie fort, »meint erst, daß es ein Verbrechen ist, seinem Dasein wieder Inhalt zu schaffen — darf man denn was andres tun, als an das denken, was man verloren hat? —, und erfüllt dann doch schließlich sogar unter Kämpfen mit dem eignen Willen seine Pflicht gegen das Leben, das nichts Taubes und Träges duldet. Sie sehen ja: wenn ich auch noch nicht zu Unterhaltungen mit Menschen fähig bin, so verkehre ich doch schon wieder mit der Außenwelt durch unsre Dichter.« Sie deutete auf den jungen Mann, der mit einer Anzahl von Bänden zurückkam.

»Ein Unrecht ist das ganz gewiß nicht,« versicherte Jürgen.

»Ich will es hoffen. Lieber freilich noch, als daß ich müheelos fremde Gedanken genieße, möchte ich gleich etwas Nützliches anfassen. Das ist nur nicht so einfach zu finden. Sie müssen ja sehr zufrieden sein, Herr Oldekopp, Sie sind hier doch in ein gutes Fahrwasser gekommen.«

»Ich fühle mich auch wohl darin.«

»Sie müssen mir erzählen, was Sie hier alles vorhaben. Wenn Sie das nächste Mal zu uns kommen, besuchen Sie mich doch auch.«

»Wenn ich Sie nicht störe, Frau Kapitänleutnant.«

»Solche Stunde rechne ich nicht zu den gewöhnlichen Gesprächen mit gleichgültigen Menschen,« entgegnete sie. »Einem guten Bekannten aus der Jugendzeit höre ich gern zu. Auf Wiedersehen!«

Jürgen bekam einen kräftigen Händedruck, und Groa trat an den Ladentisch. —

Diese Begegnung hatte zunächst die Folge, daß Jürgen nach mehreren Wochen des Fernbleibens wieder zu Jessens ging. Er fand die Schwestern beisammen. Ili trug keinerlei Zeichen der Trauer; sie hatte sogar ein helles Kleid angelegt, das grell von der Tracht Groas abstach. Sehr widersprachen übrigens die fröhlichen Farben, in die sie sich gehüllt hatte, ihrem mürrischen Gesicht. Sie war in dieser Stunde nicht Schön-Ingerlilb, sondern nur ein schlechtgelauntes Mädchen von keiner besonderen Art.

Der Gruß, den sie ihrem Freunde bot, klang wenig freundlich; Groa glich diesen Mangel durch um so größere Wärme aus. Raum hatte Jürgen mit der älteren Schwester einige Worte gewechselt, während Ili schweigend in ihrem Sessel lag, da öffnete sich die

Tür und die Mutter bat: »Ach, liebe Groa, möchtest du mal 'rauskommen? Da ist der Mann wegen deiner Sachen aus Kiel.«

Groa verließ die Stube, die Mutter glitt wie ein Schatten durch den Raum und verschwand in der gegenüberliegenden Tür. Ili und Jürgen waren allein.

»Nicht auszuhalten!« stieß das Mädchen hervor und stampfte auf den Teppich.

»Was hast du denn, Ili?«

»Ach, das schnürt einem ja den Hals zu! Seitdem meine Schwester hier ist, haufen wir hier in einer Totengruft. Es ist von nichts anderm die Rede als von ihrer Trauer, wenigstens spricht meine Mutter immer nur davon. Und ewig soll man Groas Schmerz ehren!«

»Das kann man ja auch gern tun, mein' ich,« versetzte Jürgen. »Aber Groa kommt mir wirklich nicht so vor, als ob sie sich mit ihrem Schmerz andern Leuten aufdrängte.«

»Sie ist doch immer da. Das genügt.«

»Ja, das kann sie doch nicht ändern.«

»Warum ist sie nicht in Kiel geblieben? Warum muß sie hierherkommen und einem alle Lebenslust verderben? Und wenn ich mir vorstelle: sie hat schon angedeutet, daß sie ganz hierherziehen will — das wird schrecklich. Dann geh' ich aus Gündstbargen hinaus. Auf Nimmerwiedersehn.«

»Ein bißchen mehr Teilnahme könntest du deiner Schwester meiner Ansicht nach allerdings gern schenken. Denkst du nicht, daß dir ein Mitgefühl wohlthun würde, wenn du in Groas Lage wärst? Du würdest deine Trauer vielleicht noch lange nicht so stark tragen, wie sie es tut.«

»Nun also! Wenn sie so stark ist, dann braucht sie ja gar keine Teilnahme.«

»Hast du wirklich keine wärmere Gesinnung gegen sie?«

»Ach, immer diese Ruhe, diese Erhabenheit, womit sie hier umhergeht. So war sie immer. Nicht den geringsten Scherz durfte man machen, gleich wurde man strafend angesehen. Alles muß ernst sein, feierlich. Abendmahl und Begräbnis zu gleicher Zeit. Sowie sie irgendwo erscheint, richten sich alle Menschen nach ihr, ich bin nichts. Und alle geben ihr recht. Auch du! Dir geht es wohl wieder wie damals, als sie aus der Schweiz kam — nicht? Groa hier und Groa da und Groa in alle Ewigkeit. Das macht mich wild!«

Jürgen brach dies von Ili mit immer ge-

steigter Hestigkeit geführte Gespräch bald ab und verließ das Mädchen, das er zu seiner Frau machen wollte, in schweren Zweifeln. Er hatte da einen Blick in Ingerlids Seele getan, bei dem er erschraf. Nichts Bezau-berndes, nur ein böses Reizen war in ihrer Stimme gewesen, und ihre Gefühllosigkeit gegen die Schwester offenbarte ihm ein Herz, das nur an sich dachte und sich weigerte, auch einmal für andre Menschen zu schlagen.

Wenn Ili die eigne Schwester ohne deren Schuld mit so herben Ausdrücken bedenken konnte, wo lebte dann ein Mensch, den sie mit ihren bösen Launen verschonte!

Würde nicht ihr Mann unter dieser häßlichen Eigensucht, die bei der geringsten Störung emporsprühte, erst recht zu leiden haben? War es nicht, um mit einer solchen Frau in Frieden auszukommen, das einzige Mittel, sich ihr blindlings zu unterwerfen? Und dazu war sich der junge Stadtbaumeister denn doch zu gut.

Je tiefer sich Jürgen durchforschte, desto mehr erkannte er, wie lose er doch eigentlich mit Ili in Verbindung stand. Ja, lose und auch nicht lose. Die gemeinsam verbrachten Jugendjahre, ihre Vertrautheit miteinander, die Gewohnheit, mit ihr zu sprechen, und seine Bewunderung für ihre Liebllichkeit, das waren gewiß alles an Stärke nicht zu unterschätzende Bande, aber das Entscheidende, das Kräftigste fehlte, er vermisse — und ihm war es jetzt, als habe er das schon immer vermisse — jene geistige Gemeinschaft und seelische Übereinstimmung zwischen ihnen beiden, die mit dem bloßen körperlichen Wohlgefallen nichts zu schaffen haben, sondern unabhängig von allem Äußerem sind. Er war ganz froh darüber, daß er Ili Jessen noch frei gegenüberstand.

Die Stadt Kiel und der Hafen mit seiner Kriegsflotte waren für Groa voll lieber, jetzt aber schmerzlicher Erinnerungen, und deshalb hatte sie tatsächlich beschlossen, sich in Gündstbargen niederzulassen. Da sie kinderlos war und also nur für sich zu sorgen brauchte, konnte sie den Haushalt an der Ostsee leicht aufgeben. Die drei Stuben, die ihr Vater ihr im zweiten Stockwerk seines Hauses einräumte, genügten ihr, und sie war nun den Winter über daheim so tätig als möglich und freute sich auf die gute Jahreszeit, wo sie recht im Garten arbeiten wollte.



Ihre Mutter, die an Ili nie eine Stütze gehabt hatte und sich auch nur ungern etwas von ihrer häuslichen Sorge abnehmen ließ, fühlte sich durch Groas Fleiß und Tätigkeitsdrang beengt, und ihr Vater wagte es nicht, sich in ihrer Gegenwart so gemütlich und selbstgefällig gehen zu lassen, wie er es gewohnt war. Ingerlild begegnete der Schwester bisweilen geradezu schroff, es gelang ihr aber nicht, Groa aus dem Gleichmaß zu bringen. Darum setzte sich in dem Mädchen eine fleinliche, beinah in Haß übergehende Abneigung gegen die Schwester fest.

Einen willkommenen Zuwachs bedeutete die ältere Tochter also nicht für die Familie Jessen, doch die äußerste Achtung durfte niemand der jungen Witwe versagen. Sie war die reife Persönlichkeit, die ein noch so wuchtiger Schlag des Geschicks wohl für einige Zeit zu beugen, nicht aber zu brechen vermochte.

Nichts an ihr war unklar, niemals war jemand imstande, sie einer Unwahrheit zu zeihen, und ihr Urteil über die Menschen war im ganzen gültig. Allerdings traten dann und wann kleine Züge von Selbstgerechtigkeit bei ihr zutage.

Sie lebte im Grunde neben ihrer Familie hin, wollte sich nicht etwa eine herrschende Stellung im Hause erringen, war aber doch bald diejenige, auf die man stets Rücksicht nahm.

Ohne Neugier, nur aus ehrlicher und natürlicher Teilnahme fragte sie ihre Schwester: »Wie ist es mit dir und Dürgen Olskopp? Seid ihr nicht nahe davor, euch zu verloben?«

»Davon ist mir nichts bewußt,« erwiderte Ili schnippisch. »Der hohe Herr schien ja allerdings eine Zeitlang die gnädige Absicht zu haben, sich zu mir herabzulassen, und ich hätte ihm vielleicht in meiner Verblendung mein Jawort gegeben. In den letzten Monaten aber hat sich hier manches geändert.«

»Wodurch?«

»Am Ende durch dich.«

»Ili!« rief Groa erzürnt. »Was für eine törichte Redensart. Du willst dir doch nicht im Ernst einbilden, daß ich dir bei Dürn im Wege bin?«

»Davon sprech' ich nicht. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben: seitdem du hier bist, ist es kühl zwischen ihm und mir geworden.«

»Meine Schuld ist das weiß Gott nicht, Kind.«

»Aber seine ist es. Und ich kann mir nicht helfen: irgendwie hängt sein verändertes Benehmen mit deinem Hierherkommen zusammen. Nur ist der gute Mensch sehr im Irrtum, wenn er meint, daß ich nichts andres zu tun habe, als auf ihn zu warten. Fragte er heute an, so würde er einen mächtigen Korb mit über den Markt zu schleppen haben.«

»Das täte mir leid, Ili. Ich bitte dich nur, mich auch nicht einmal als die unschuldige Ursache dafür anzusehen, wenn ihr euch nicht mehr so versteht.«

Ingerlild zuckte die Achseln und ging. Alles in ihr war aufgewühlt. Eine bohrende Eifersucht auf Groa quälte sie, denn wo die Schwestern jetzt miteinander zusammen waren, da wandten sich diejenigen, die sonst eifrigst dem schönen Fräulein geschuldigt hatten, sichlich der jungen Witwe zu, die lange nicht mit so vielen äußeren Vorzügen ausgestattet war.

Groa entwand sich mehr und mehr ihrer Trauer und zog zu ihrem Umgang ein paar sorglich ausgewählte Männer und Frauen näher an sich heran. Es gab allerdings Gestirne in Gündstibargen, die die Ansicht hegten, Frau Kapitänleutnant Kollmann sähe für ihr schwarzes Kleid lange nicht mehr blaß genug aus und benähme sich auch nicht genügend witwenhaft. Dem Stadtrat aber gefiel es, daß seine ältere Tochter etwas aus sich herauskam. Er war kein Mann der Kopfhängerei.

»Du liebe Zeit! Dran glauben müssen wir alle mal, und solange man lebt und gesund ist, soll man sich freuen.«

Groa war ja immer noch eine Frau in den besten Jahren. Sie fand gewiß noch Ersatz für das, was sie verloren hatte, ja, sie wurde vielleicht noch viel glücklicher, als sie es in ihrer ersten Ehe gewesen war. Junge Witwe sein, gut aussehen und Geld haben — das war lange kein Unglück.

So lauteten die Reden, die Jessen bei sich selber hielt, und auch die Ermahnungen, womit er Groa in ihrem Bestreben stärkte, das Trübe dahinten zu lassen, liefen auf diese praktische Weisheit hinaus.

Er stimmte ja, so schien es ihm, mit seiner Tochter ganz überein. Daß Groa den Begriff der Lebensfreude, wozu sie wieder gelangen wollte, wesentlich tiefer auffaßte als er, kam ihm nicht in den Sinn. Er gab sich, als er ihre Stirn heller werden sah, gemütlicher und war Groa dankbar, wenn sie an

den Gesellschaften teilnahm, die er mit guten Weinen und trefflichen Speisen aufs beste unterhielt.

»Wir werden uns noch ausgezeichnet ver- stehen, mein Döchtling,« meinte er und klopfte Groa vertrauensvoll auf die Schulter, »das Leben liegt noch erst vor dir.«

Nein, wegen des Zusammenseins mit Groa unter einem Dache hatte der Stadtrat jetzt nicht die geringste Sorge mehr. Etwas andres war es mit Ingerlild. Wurde denn nun was aus der Verlobung mit Jürgen Oldekopp, oder wurde nichts daraus? Warum machte der junge Mensch noch immer nicht seinen Antrag? Man konnte ihn doch nicht erst lange drum bitten.

Ili war verstimmt, und man durfte sie nicht anrühren. Wenn nur der Name Oldekopp fiel, bekam sie einen Ausdruck, daß man erschrocken den Mund hielt. Außerdem gab sie sich mit dem musikalischen Referendar neuerdings in einer Weise ab, die wirklich zu weit ging. Stadtrat Jessen war sehr für die Beziehungen der beiden Geschlechter untereinander, aber zu viel merken lassen sollte man sich doch nicht davon. Und Ili kam in der letzten Zeit mit dem Herrn Bartholdy so häufig zusammen, daß die Gündstibargener beim besten Willen nicht mehr die Augen davorn zudrücken konnten. Der Stadtrat wagte es, sie leise zu ermahnen: »Verdirb dir nichts, Kind. Was hast du von solchem Referendar?«

Aber da fuhr Ingerlild auf: »Bitte, Vater! Mir kann niemand etwas Schlechtes nachsagen. Klatsch rührt mich nicht, und was mich mit Herrn Bartholdy zusammenführt, ist die reinste Begeisterung für die Kunst.«

Diese Begeisterung konnte der Stadtrat ja nun seiner Jüngsten nicht verbieten, an Ili war überhaupt nicht heranzukommen, sie tat ja doch, was sie wollte, und also mußte der bekümmerte Vater den Dingen ihren Lauf lassen, aber mit seiner Liebenswürdigkeit gegen Jürgen und mit den vorführend verwandtschaftlichen Händedrücken für den alten Oldekopp war es aus.

Er trank seinen Wein in der »Harmonie« nicht mehr am Mitteltisch, wo der Stammtisch des Buchhändlers war und wo die ersten Honoratioren der Gesellschaft saßen, sondern er setzte sich an den kleinen Tisch nahe dem Fenster und würdigte dort einige ihm an Rang und Reichthum nicht ebenbürtige Mitbürger seiner Anrede.

Der Buchhändler, der wie jeder Kleinstädter ein sehr feines Empfinden dafür besaß, ob er bei seinen Nächsten in Gunst oder Ungunst stand, brauchte auch gar nicht nachzudenken, um den Grund der Jessenschen Kühle zu entdecken. Ihm war es selbst längst peinlich, daß sich die Dinge über den Markt hinüber noch nicht näher zusammengezogen hatten, und die Reden, die er jetzt daheim beim Essen hielt, waren so, daß seinen Tischgenossen jede Suppe übersalzen und jeder Bissen Fleisch in Pfeffer und Senf getaucht vorkam.

»Wenn ein junger Mensch nicht weiß, was er will, dann bringt er es nie zu was. Außerdem läßt kein Ehrenmann ein junges Mädchen sitzen, für das er sich einmal interessiert hat. Wie denkst du dir das nun, mein Sohn? Du wolltest dich doch verloben, wenn ich recht gehört habe.«

»Ich bin Ingerlild nichts schuldig.«

»So? Wenn die ganze Stadt schon darüber einig ist, daß ihr ein Paar seid?«

»Die Stadt hat mich nicht zu verloben. Das kann ich selbst tun.«

»Ja, warum tust du es denn nicht, wo du es doch alle die Zeit schon wolltest?«

»Ich bin eben enttäuscht, nachdem ich Ingerlild jetzt genauer kennengelernt habe.«

»Genauer! Wenn man so was hört! Kennst sie, solange du lebst!«

»Nein, ich habe sie noch nicht gut gekannt. Sie hat sich mir jetzt erst in einer Weise gezeigt, die mich bezweifeln läßt, daß wir miteinander glücklich werden. Und so wenig, wie ich es selber in einer unbefriedigenden Ehe aushielte, will ich Ili Jessen unglücklich machen.«

»Unsinn. Sie ist Stadtrats Tochter und kriegt gehörig was mit. Da gibt es keine unglückliche Ehe. So was steht bloß in den Romanen, die ich den Leuten verkaufe. Du hast zuviel von dem Kram gelesen, und ich soll mich nun deswegen von Jessen schief ansehen lassen,« polterte der Alte. »So hätte ich bloß meinem Vater kommen sollen. Du mein Himmel! Der hätte mir ja wohl eine Ohrfeige gegeben, und wenn ich auch schon so alt war wie du.«

»Und die hättest du ruhig eingesteckt?« fragte Jürgen.

Da stutzte der Buchhändler. Die Frage seines Sohnes war an und für sich unbotmäßig, eine bejahende Antwort aber hätte denn doch

nicht der Wahrheit entsprochen, und mit Lügen gab sich Oldekopp senior nicht ab, so gern er sich Umwege verstattete, wenn es Geld zu verdienen galt.

Selbstverständlich wurde in Jürgen Oldekopp durch dies Drängen: Du's nur, erkläre dich, schnell!, ein Trotz gegen seinen Vater wachgerufen; die Kälte, womit der Stadtrat jetzt die vordem eifrig gebrauchte Anrede «Lieber Kollege!» vermied, war auch eher geeignet, den Stadtbaumeister dem Jessenschen Hause zu entfremden, als ihn anzuloden, und Ingerlilds künstlerische Bemühungen schienen so stark in eine Schwärmerei für den Chormeister-Referendar überzugehen, daß man ihre Zutunlichkeit zu Herrn Bartholdy nicht mehr nur für das Mittel ansehen konnte, den lässigen Liebhaber durch Eifersucht feuriger zu machen.

So sank Jürgen die Hand, die er nach dem schönen Mädchen ausgestreckt hatte, vollends herab, und er erlebte in seiner Seele einen Vorgang, der ihn an die Nebelbilder erinnerte, die er in seiner Jugend gern gesehen hatte: während die Gestalt des Mädchens für ihn blasser und blasser ward, traten die Umrisse ihrer Schwester, der jungen Witwe, immer deutlicher hervor.

Die beiden miteinander vergleichen, hieß sofort Groa als die Wertvollere von ihnen erkennen. Gewiß! Auch Jürgen hatte Minuten, wo ihn Groas Gemessenheit und vor allem ihre Unbestechlichkeit im Urteil sowie die hohen Anforderungen, die sie an das Innenleben jedes Menschen stellte, etwas bedrückten, aber das war keine bloße Last, die ihn gehemmt hätte, sondern es war ein Hindernis, das er, wie er klar erkannte, überwinden mußte, um seinen eignen Charakter zu fördern.

Sie nützte ihm also durch ihre straffen Anschauungen, und diesen Vorteil, den er im Umgang mit ihr hatte, schätzte er; dafür wollte er die Bekommenheit, die er bisweilen bei ihr empfand, mit in Kauf nehmen. Groa verlangte keine Dienstbarkeit vom Manne; sie wollte, daß jeder sich tüchtig entfaltete und betätigte, und es freute sie, wenn sie dazu beitrug, die Gaben eines Mannes zu vermehren und zu stärken.

Hi, weich und scheinbar zerfließend, war in Wirklichkeit die starre Selbstsucht; Groa barg bei all ihrem festen Auftreten viel Güte im Herzen.

Aber diesen Unterschied wurde sich Jürgen rasch klar. Wenn er an Groa dachte, war er froher und mutiger, als wenn er Hi vor Augen hatte. Seine Arbeit bekam jetzt mehr Schwung; seine Bauten wurden ausdrucksvoller und von selbständigerem Geschmaç.

So setzte sich der Einfluß einer edlen Frau im Geiste des Baumeisters schnell in Gutes um. Groa konnte sich dieses ihres Wirkens schwerlich bewußt sein, denn sie sprach Jürgen selten. Zu Jessens kam er nicht mehr, aber die wenigen Male, die er und Groa sonstwo einander trafen, genügten schon, um Jürgen immer mehr zu ihr hinzuziehen.

Er kostete gleichsam einen Bissen von einer gesunden Frucht und wußte dadurch bestimmt: der Baum trug lauter solche Herrlichkeit.

Schön-Ingerlild wurde des Herumziehens mit ihrem Referendar müde. Der Zweck, den sie ursprünglich damit vorhatte, war ja doch verfehlt, und sie hatte im Grunde große Furcht vor jedem absprechenden Urteil über ihr Tun, so sehr sie ja das Recht für sich in Anspruch nahm, nach ihrem Willen zu leben. Also entließ sie Herrn Bartholdy mit schlichtem Abschied und trat auch aus seinem Chor aus. Infolgedessen verlor er, der doch eine tiefere Neigung zu dem Mädchen gefaßt haben mußte, die Lust am Werk, und seine Schöpfung welkte nach kurzer Blütezeit hin.

Ingerlilds Leben aber war recht leer. Zwar wollte sie die Enttäuschung, die Jürgen Oldekopp ihr bereitet hatte, vor sich selber nicht wahr haben, aber was gab es denn sonst, worüber sie jetzt immer so mißmutig war? Ihr Unbehagen rührte wirklich nur von dem Verhalten dieses Jugendfreundes her, der sie wieder einmal sozusagen an den Marterpfahl gebunden hatte. Das war für sie ein unwürdiger Zustand. Frei sein! Ein Ruck, und die Stricke rissen! War Jürgen zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß sie nicht die Richtige für ihn sei, dann brauchte sie ihn erst recht nicht. Er versuchte ja durch ein immer gleiches, liebenswürdiges Benehmen ihr gegenüber so zu tun, als habe er nicht das geringste böse Gewissen, nun, und sie wollte sich gewiß nicht merken lassen, daß sie sich als sitzengelassen empfand.

Es war zwischen Jürgen und Ingerlild ein Spiel, das nur mit zu großem Aufwand verbindlichen Wesens ausgeführt wurde, um Scharfsäugige von Groas Art zu täuschen.



Ingerlil<sup>1</sup> bekam sogar Blumensträuße von Jürgen, was vordem noch nie geschehen war, und sie legte die Blumensprache in der Weise aus, die ihr die liebste war: Jürgen war sich trotz seiner glatten Stirn dessen bewußt, daß sie ihm etwas zu vergeben hatte. Ihr Antlitz strahlte, wenn sie den Stadtbaumeister traf, und sie dankte ihm so unbefangen, als fiele es ihr überhaupt nicht ein, geheimen Sinn hinter seinen Aufmerksamkeiten zu wittern.

Über den Grund für Jürgens Rückzug war sie nicht mit sich im reinen. Den Verdacht, daß ihr Groa den Greier abspenstig machte, konnte sie auf die Dauer kaum aufrechterhalten. Groa sprach ohne irgendwelche Wärme von dem jungen Odekopp, und sie war dabei unbedingt ehrlich.

Ingerlilb war auch von der Macht ihrer eignen Erscheinung durchaus überzeugt. Die noch dazu um einige Jahre ältere Groa kam ganz gewiß nicht gegen sie auf. Denn Ili, die selber alles nach dem Äußeren beurteilte, konnte sich nicht vorstellen, daß es für die Wirkung eines andern weiblichen Wesens auf einen Mann auch einmal nicht darauf ankommen brauche, ob dies Wesen ihr an Schönheit gleich oder unterlegen sei. Vielleicht war es ja einfach bei Jürgen wieder so wie damals, als Groa aus der Pension zurückkehrte. Nun, dann mochte er ihr nach der Art seines ungetreuen Geschlechts ruhig seine Verehrung weihen. Ingerlilb konnte ihn entbehren, ach, so leicht! Und sie dachte natürlich auch viel zu groß und verachtungsvoll über solchen jämmerlichen Wankelmuth, um darunter zu leiden.

Aber einerlei! Das Leben in Gündstbargen war für Ili dessen ziemlich reizlos geworden. Sie hatte von Herrn Bartholdy viele Lobsprüche über ihr musikalisches Feingefühl und über die Pracht ihrer Stimme gehört; ihr ausgezeichnete Vortrag und Gesang waren auch in den beiden heimischen Zeitungen mehrfach mit Ruhm bedacht worden. Daher lag es nahe, daß sich in ihr der Wunsch regte, ihre Begabung weiter auszubilden.

»Aber, bitte, nimm doch Stunden, so viel du willst!« sagte ihr willfähriger Vater, als sie ihm diesen Plan entwickelte.

»Was ich hier lernen kann, genügt nicht,« entgegnete Ingerlilb, und Groa pflichtete ihr bei: »Nein. Da müßte Ili Unterricht bei einem bedeutenden Lehrer haben. Ich glaube

bestimmt, daß aus ihrer Stimme dann etwas würde. Sie hat ein wunderschönes Material, aber sie sollte auch bald in die geeigneten Hände kommen, sonst wird es zu spät.«

Die Anerkennung aus dem Munde der so lobfargen Schwester tat Ingerlilb ungemein wohl und feuerte sie in ihrer Absicht noch mehr an.

»Ja,« meinte der Vater etwas bedrückt, »dann möchtest du also anderswohin?«

»Ach Gott, liebes Kind,« schaltete hier die Mutter ein, »wer soll da denn für dich sorgen?«

»Es braucht ja nicht weit zu sein, Mutter,« entgegnete Ili tröstlich, »und es wird auch Zeit, daß ich auf eignen Füßen zu stehen lerne.«

»Selbstverständlich,« bemerkte Groa, »ich kann es ihr gar nicht verdenken, wenn sie mal von Hause will.«

Die Geschwister waren einander noch nie so nahe gewesen wie jetzt, wo es an die Trennung gehen sollte. Groa erhoffte für Ingerlilb Gutes von einer straffen Lehzucht, sie freute sich, daß Ili eine Aufgabe vor sich sah. Ili war aber Groa vornehmlich deswegen freundlich gesinnt, weil Groa ihr zutraute, daß sie etwas Hervorragendes erreichen könne.

Der Stadtrat ließ sich bald überreden; für die Mutter aber war das Ganze schrecklich, weil der Ort, wo ihre Lieblingstochter studieren wollte, sieben Bahnstunden von Gündstbargen entfernt lag. Sie sah nicht ein, warum ihr Kind nicht ebensogut hier singen lernen konnte; doch wie in jedes andre Schicksal, so fügte sie sich auch in dieses.

Ili war voller Begeisterung und bestellte sich eine ganze Anzahl von Kleidern, und zwar einmal solche, die sie tragen wollte, um den musikalischen Darbietungen anderer Künstler beizuwohnen, und auch schon etliche, die sie nötig hatte, wenn sie selber Konzerte gab. Sie nahm mit wichtiger Miene Abschied von Freunden und Bekannten. Das Wort Studium kam bei diesen Besuchen häufig über ihre Lippen. Bei Odekopps gab sie nur ihre Karte ab. Sie wollte nicht stören ... Dann reiste sie ab, und der Stadtbaumeister ließ es sich nicht nehmen, ihr noch einen Strauß in den Wagen zu reichen.

Schön-Ingerlilb empfing ihn mit einem Kopfnicken, als habe sie eben ihr herrlichstes Lied gesungen und lasse sich den schuldigen



August von Brandis:

In Betrachtung

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916





Tribut der von ihrer Kunst berauschten Zuhörer'schaft zu Füßen legen.

So schaltete sich Ingerlild selbst aus Jürgen Oldekopps Leben aus. Noch immer war bisher auf dem Nebelbilde zart wie ein Schleier, jedoch störend Ilis Erscheinung zu sehen gewesen, jetzt traten Groas Züge allein und auf das kräftigste hervor.

Frau Kapitanleutnant Kollmann milderte, da über ein Jahr seit der Todesnachricht vergangen war, ihre Witwentracht und widmete sich mit ruhigem Eifer den in Gündsitbargen regen Bestrebungen, um den Arbeitern und ihren Familien das Los zu erleichtern.

Sie war es, die den Plan, eine Volksschule und ein Kinderheim im Viertel der ärmeren Leute zu gründen, tüchtig in die Hand nahm, und niemand half ihr dabei williger als der Stadtbaumeister. Er hatte alsbald Grundriß und Ansicht eines solchen, die beiden gemeinnützigen Anstalten in sich vereinigenden Gebäudes geschaffen; die Notwendigkeit, daß etwas Derartiges in Gündsitbargen errichtet würde, war von den Behörden längst anerkannt, und deshalb schritt man rasch ans Werk.

Jürgen Oldekopp hatte auch sonst allenthalben Eisen im Feuer. Die Spuren seiner Tätigkeit machten sich in der Stadt bemerkbar, aber jene Volksschule und das Kinderheim waren sein Lieblingsbau. Er hatte ja die Risse Groa unterbreitet, und es war bei seiner wachsenden Anhänglichkeit an Ingerlilds Schwester kein Wunder, daß er darüber staunte, welch ein treffendes Urteil über architektonische Schönheit sie besaß. Ein Giebel, der ihm recht wohl angebracht vorgekommen war, aber nach Groas Geschmack das Dach ungünstig zerschnitt, wurde sofort gestrichen. Auch die Hauptpforte gestaltete er weiter und höher, als er ursprünglich wollte, denn Groa meinte, durch ein gedrungenes Tor gingen die Leute nicht so gern, als wenn große, breit zu öffnende Türflügel sie einluden.

Vom Grundstein bis zum Giebel war dieses Haus ein Stück Gemeinsamkeit zwischen den beiden. Das Bewußtsein machte Jürgen glücklich, und Groa, die den Stadtbaumeister zunächst prüfend betrachtet hatte, schaute ihn nach und nach freundlicher an. Die Genugtuung, daß er ihre Vorschläge als erhebliche

Verbesserungen begrüßte, trug das ihre dazu bei, um ihre Gesinnung für Jürgen erwärmen zu lassen, und sie war keineswegs ein so absonderliches, dem allgemeinen weiblichen Fühlen abgewendetes Geschöpf, daß ihr Manneshuldigung nicht gefallen hätte.

Gerade jetzt, wo bei dem absinkenden Schmerz über den Tod ihres Gatten ihre Gesundheit wieder voll erblühte, spürte sie vieles in sich erwachen, was sie zu Anfang ihrer Witwenschaft begraben gewöhnt hatte, und ein so ehrliches Menschenkind, wie Groa es war, machte vor sich selber kein Hehl daraus, daß der tiefe Einschnitt, den das Schicksal in ihr Dasein tat, doch nicht ihren Daseinsnerv getroffen hatte. Das Leid hatte ihre Hoffnungen nicht verschlungen.

Jürgen Oldekopp war ihr angenehm; allerdings tadelte sie bei sich die Weichheit und Unentschiedenheit, woran er litt, aber diese Eigenschaften hatten denn doch auch mit zur Folge, daß sie sich seiner annahm. Er kam daher wieder häufiger in das Stadtratshaus, trat ungezwungen in Groas Gemächer ein, und sie waren öfters allein zusammen. Der Stadtrat zog die Augenbrauen hoch. Sollte sich zwischen den angesehenen Geschäften hüben und drüben am Marktplatz also doch noch eine verwandtschaftliche Verbindung anbahnen? Dieser Jürgen Oldekopp! So ein Schwerenöter! Er erschien ganz bescheiden, eine Rolle in der Hand und eine Mappe unterm Arm, und verkündete: »Ich wollte nur mit Frau Kollmann den Plan zum Volkshaus noch einmal durchsehen — ob noch was fehlt.« Ja, und dann saß er so lange bei ihr, daß man in der Zeit gut und gern den Plan für ein großes Schloß hätte erörtern können und nicht bloß für ein armseliges bißchen Kinderheim! O ja, mit solchen Aus- und Einreden wußte der Herr Stadtrat Bescheid. Groa, die sonst sparsam damit war, jemand bei sich zu empfangen, ließ sich diese endlosen Besuche gefallen, sie mußten ihr also recht sein, denn anders würde sie Mittel gefunden haben, sie abzutürzen und ihre Wiederholung unmöglich zu machen.

Nun, wenn seine Ältere ihr Herz zum zweitenmal, und zwar an den jungen Oldekopp verschicken wollte, der Stadtrat hatte nichts dagegen, aber erschöpfend beurteilen konnte er noch nicht, was da vor sich ging. Seine Frau, die nichts sehende Allesgewahrerin, äußerte sich auch nicht über Jürgens Kom-

men, und Groa selbst sprach über das, was ihr am jungen Oldefopp gefiel oder mißfiel, so offen und nannte ihn auch so harmlos ihren Freund, daß es unmöglich schon zu Heimlichkeiten zwischen den beiden gekommen sein konnte. Immerhin nahm der Stadtrat die nicht zu bestreitende Annäherung der Familien Jessen und Oldefopp zum Anlaß, seinen alten Platz am Honoratiorentisch in der »Harmonie« aufzusuchen und dem Buchhändler wieder die Hand zu drücken. Der Buchhändler verstand das zwar nicht, war aber zufrieden, weil der Stadtrat sich ihm günstig erwies — er mochte um alles in der Welt keinen mächtigen Mann zum Feinde haben.

Auch Frau Oldefopp dachte nicht daran, es könne zwischen ihrem Stiefsohn und Groa etwas im Werden sein. Wie sie selber auf alle Liebe früh verzichtet hatte, so dünkte sie auch jede andre Frau, die mehr als dreißig war, alt und keines Begehrens mehr würdig.

Wollte ihr darum dann und wann der Verdacht aufsteigen, Jürgen bewerbe sich um Groa Jessen, denn er redete oft und herzlich

von der Witwe, so wies Mama Hannchen das doch weit von sich weg. Groa paßte höchstens noch dafür, den schon reichlich gichtbrüchigen Kommerzienrat Redewohr zu nehmen, der offenbar ein Auge auf sie geworfen hatte. Mit Jürgen, der sogar jünger war als sie, konnte sich Frau Kollmann nach Mama Hannchens Geschmack wahrhaftig nicht zusammen tun!

Währenddessen glitt der Stadtbaumeister immer tiefer in seine Neigung zu Ilis Schwester hinein. Den Schutz, wonach ihn vorläufig fast mehr verlangte als nach Liebe, konnte ihm ein so kräftiger Mensch wie Groa unzweifelhaft bieten, und deshalb strebte er geistlich danach, sich ihr immer mehr anzuschmiegen. Sie aber vermochte ihm in der natürlichen weiblichen Freude am Helfen und Gewähren ob dieser seiner Anschmiegsamkeit wenigstens nicht zu zürnen, und es bildete sich zwischen ihnen ein Gefühl heraus, das bei ihm bald in Sehnsucht überging und bei ihr zu jener Herzlichkeit wurde, woraus ein heißes Werben Liebe schmieden kann.

(Fortsetzung folgt.)

## Dem Russen von Imst

Von seinen Semmerleiden schafften trüb und schwer,  
Schwappt breit und stampft mit Wildstromwucht der Inn daher;  
Er glückt und greint um Eilen und um zitterige Weiden  
Und reißt und zerrt die Wurzeln bleß und laßt zu ihrer Schrecken Leiden.

Ein Bübel, von des Wassers Urkraft angelockt und festgebannt,  
Schaut in den wirren Wellentanz vom hochbespülten Rand  
Und spielt. Die grünen Boote mit den Blätterwimpeln, eins, zwei, dreie, sieben,  
Enteilen rasch ... dort ist ein ungeschicktes an dem Zweigwerk hängen geblieben.

Der Bub — ein hurtig Bauernblut — greift rasch und ungeschickt  
Ins Weidenzeug, an dem der gelbe Bübel zerrt und schleckt  
»Du, Jung, gib acht! Die Weide wehrt sich! Merkst es nit, ihr Widerstreben?  
Du ziehst sie nieder in den nassen Tod! Und sie will leben, leben!«

Ein Ast reißt ab. Ein Aufplatzen! Ein verlusteter Schrei ...  
Däh zerrt der Strom den Knaben ins Geglied und jagt mit ihm vorbei. — —

Zwei Kriegsgefang'ne hatten, dumpf und schwer, das Spiel des Jungen  
Gesehn und sich beim Garbendrehn ein Lied gesummt von Heimerinnerungen.  
Da prallt der Schreck sie an. Der eine schreit um Hilfe, schlägt ein Kreuz und eilt zum Hof.  
Der andre reißt die Kleider weg. Ein Klatsch ... »Das lohnt dir Gott, Michalek Kolbusoff!« — —

Der Inn rinnt scharf. Die Wellen schäumen auf und rauschen kräftetrunken.  
Und stoßen tief, was kommt: den Baum ... ein Tier. Ein Gurgeln ... Wübeln. Dann: versunken. — —  
Beim Mentelberger Schloß fand man den Mann, in seinen Griff verkrampft den Knaben ...  
»Kommt, Freunde, mit! Wir wollen einen guten Menschen liebevoll begraben!«

R. E. Hirt

# Deutsches Heimatglück

Bilder aus dem Jugendleben  
einer niederhessischen Pfarrerstochter  
Von Marie Martin

IV

## Federzeichnungen aus ländlicher Kinderfreundschaft

Wir drei Pfarrerskinder hatten natürlich vollen Anteil an den Spielfreuden der Dorfjugend. Besonders allabendlich und am Sonntagnachmittag versammelte sie sich bald in der »Leimenuhle« oder auf »Hermeiers Schafmiste«, einem herrlich trockenen, von natürlichsten Gerüchen durchdufteten Tummelplatz, auch wohl auf der freien Anhöhe vor dem Pfarrhause; im Winter an der glatt abschüssigen »Laibe« oder andern geeigneten Orten. Und dann ging's los. Darüber hinaus aber hatte jedes seinen besonders intimen Freundeskreis, und darin wieder, nach den Worten des Dichters:

Mir ist wohl beim höchsten Schmerze,  
Denn ich weiß ein treues Herze  
einen Herzensgefährten, der alle Freuden und Leiden unsers Kinderlebens mit uns teilte.

Als gutgezoogene »Frauenrechtklerin« beginne ich natürlich mit den Freunden meines Bruders. Sein Intimus war »Burgemeisters Heinerich«, ein flachsblonder Junge in gleichem Alter. Ob ihnen das höhere Ideal der Knabenfreundschaft: »Ein jeder muß sich seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet«, schon deutlich vorschwebte, darüber wage ich kein Urteil. Das aber weiß ich, daß unser Ludwig, sobald er sich frei wußte von den schnurrigen Anstandsbegriffen unsers Hauses und »raus durste«, Woche für Woche barfuß und mit aufgekrempten Hosen als neuzeitlicher Herkules seinem Freunde den vollbesetzten Pferdestall des wohlhabenden Bauernhofes ausmitten half. Dafür konnte er wiederum selbstverständlich an den erlaubten und verbotenen Genüssen des Freundes teilnehmen. Als einst »die andern« im Felde waren und alles im Hause still schien, kletterten die beiden einträchtiglich auf den Holzstuhl vor dem Wandschrank und begannen den vollen Mustopf auszuessen. Meine kleine Schwester, die den Säumigen nach Hause holen sollte, erappte sie bei dieser eifrigen Tätigkeit. Mit Geldherrnblick überfah sie, daß auf dem Stuhl durchaus kein Platz für noch zwei Füße war. Darum eilte sie, beflügelt von sittlicher Entrüstung, in die Küche: »Frau Burgemeister, Frau Burgemeister, die Jungen essen Euer ganzes Mus

Der Mensch hat nichts so eigner, so wohl steht ihm nichts an,  
Als daß er Ern' treiben und Freundschaft halten kann.

auf!« — »Düsse miserabeln Jungen, ist schlaf se dot!« Während die heimlich lächelnde Frau, die etwas hinkte, mit geschwungenem Kochlöffel zur Stube eilte und unser Ameliechen gespannt das herrlich grimmige Strafgericht erwartete, waren aber die Jungen triumphierend zum niedrigen Hoffenster hinausgesprungen. Die Erinnerung daran war aber meinem weiland zu höheren sittlichen Stufen gekommenen Bruder stets äußerst fatal, und wenn wir Schwestern anfangen: »Weißt du noch, Ludwig, Burgemeisters Mu ...?«, dann taten wir gut, uns schleunigst in Sicherheit zu bringen. In diesem Freundesbund spielte als Dritter eine Nebenrolle der »Scholli«, ein graugelber Rattenpinscher mit einem blauen und einem braunen Auge. Mit dem einen sähe er des Tags, mit dem andern des Nachts und schlief nie mit beiden zugleich, hatte uns der Heinerich erzählt und »Warrastig!« dabei gesagt. So war er uns hegenhaft unheimlich, wenn seine forschenden Blicke uns trafen; aber wenn er Ludwig von weitem sah, sprang er auf und wedelte gewaltig mit dem Stummelschwänzchen, das ihm »der Barbar von Natur«, der Mensch, gelassen hatte. Beide fühlten sich, wie meistens Jungen und Hunde, gegenseitig hochgeehrt durch ihre Beziehungen.

Zwei andre Jugendgefährten unsers Bruders, die auch unsre Spiele lebten, verloren wir früh. Eine Kinderkrankheit wütete im Dorfe, auch wir drei standen hustend am geschlossenen Fenster und weinten heiße Tränen aus unsern geschwellenen Augen. Denn von der Kirche her hallte uns feierliches Glockenläuten und von der Dorfstraße herauf Grabgesang bis ins Herz, und draußen wurde aus wohlvertrautem Hause »Heusers Willem« fortgetragen, ein freundlicher Junge mit kupferrotem Gesicht und schlohweißen strähnigen Haaren, der jüngste Liebling der tiefgebeugten Eltern. So entschwand einer, der unsre fröhlichen Spiele geteilt hatte, unsern Blicken für immer, und der Tod hatte zum erstenmal nach unsern Herzen gegriffen. Der andre Freund war »Zufalls Heinerich«, ein ernster, stiller, kluger Junge. Er wohnte mit seinen Eltern, einer armen, fleißigen Knechtsfamilie, in einem klumpertkleinen Häus-

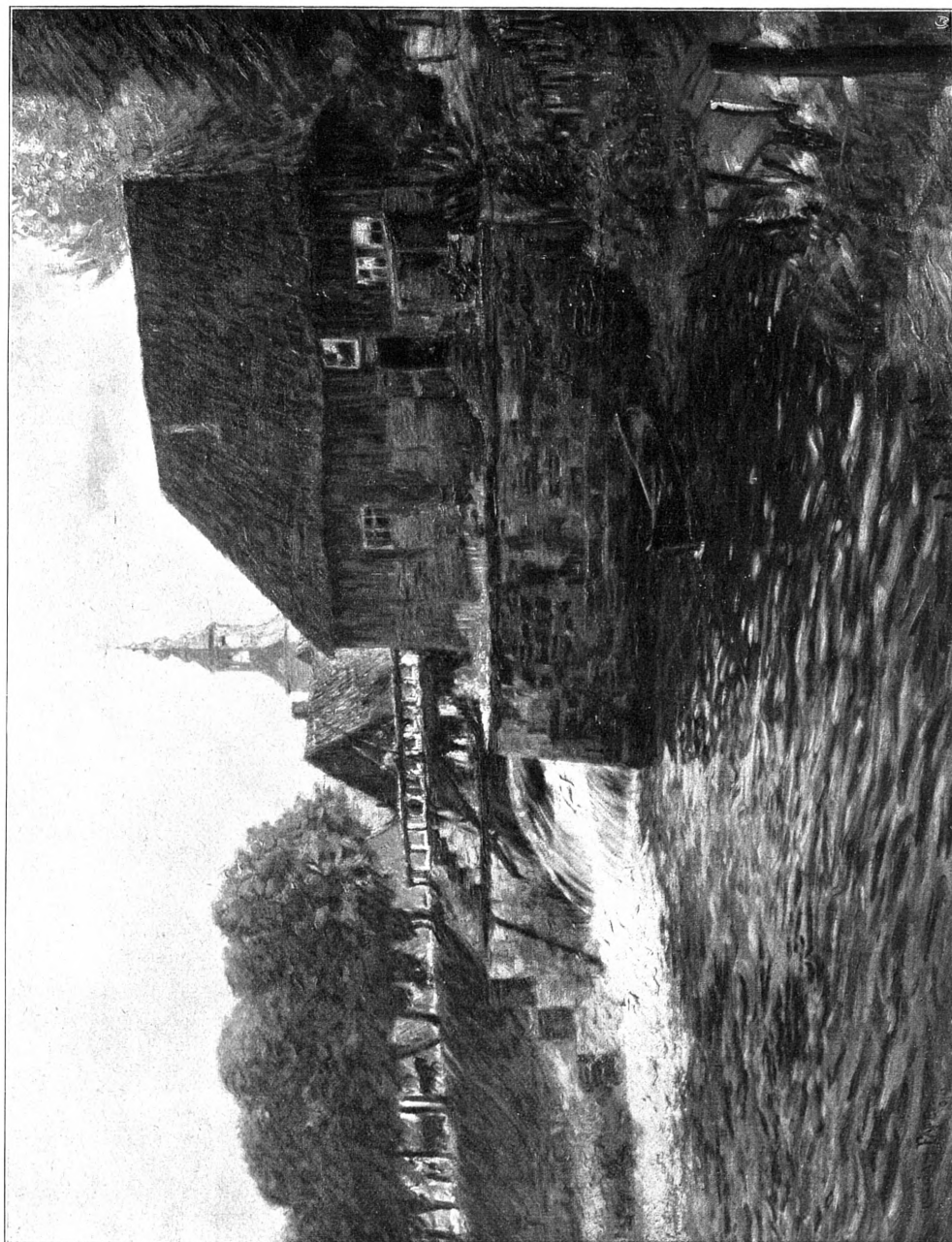


chen, das von der Natur als Schweine- und Ziegenstall gedacht war. Die Mutter stammte von »auswärts«, begegnete also lebenslang tritischen Blicken. Sie stotterte heftig und war gegen ihre Kinder sehr streng, besonders war Heinrich schon früh mit unaufhörlicher Arbeit belastet. Wenn er sich zum Spielen zu uns schlich, erinnere ich mich seiner nie anders als mit einem Brüderchen oder Schwesterchen auf den Armen, erst dem »Willemeten« und dann dem »Jossie«, das es in zeterndem Gebrüll zu wahrem Virtuositentum gebracht hatte. Heinrich wußte aber als geborener Held das wider-spensitige Schicksal zu besiegen. Er konnte — zumal Schuhzeug ihn nie hinderte — pfeilschnell, leichtfüßig wie ein Reh laufen und besiegte alle beim »Kriegenspielen«. Dann warf er einfach das unglückselige Kind über die Schultern, wo es hin und her baumelte, hielt es an den Füßen fest und rannte los. Das »Jossie« hatte hernach zahlreiche Brüche, aber die konnte es ja auch durch sein ewiges Geschrei erworben haben. Heinrich konnte zu unserm Entzücken mit seinem alten stumpfen Messer die herrlichsten Leiterwagen und Schiebefarren schnitzen, die wir unsern Puppenwagen weit vorzogen, auch war er Meister im Verfertigen von »Fläutepiepen« aller Art aus Frühlingsweiden und »Sirenen«-zweigen sowie Donnerbüchsen aus Holunderholz. Wir vertrauten seinem Genie blind, dafür lehrte er uns das Rauchen von Rohrglimmstengeln, die wir uns, wenn unser Magen sich allmählich an den gräßlichen Zundergestank gewöhnt hatte, eifrig auf der Bleichwiese aus den Wächterhütten von Rohr und Stroh stahlen. Später näherte er sich dem geistlichen Stande, indem er »Kirchenjunge« wurde, ein Amt, das er mit altrömischer Treue verwaltete. Das verband ihn unsern Herzen noch inniger, denn er war nun tagelang in unserm Hause, das ihm wohl das irdische Paradies bedeutete. Zu diesem Amt gehörte auch das Abendläuten, das ihm schließlich den echten »Tod in den Eielen« zuzog, wie ihn auch Bismarck sich wünschte. Er glitt trotz seiner barfüßigen Gewandtheit eines Tags auf den halsbrecherischen Kirchturmtreppen aus und fiel sich zu Tode. Viele Menschen, denen er stets gefällig gewesen war, besonders aber wir Kinder betrauernten den vielbewunderten Freund lange. Dann sank auch er mehr und mehr unter die Schwelle unsers Kinderbewußtseins.

Noch eines ganz armen Freundes, mit dem besonders ich leidenschaftlich spielte, muß ich hier gedenken, »Büddelers (Böttchers) Heinrich«. Bewundernswert war seine Kunst, auf dem Eise zu gleiten, denn er war unter den Fußsohlen ein gehörnter Siegfried. Hätte ich damals schon Reuters »Franzosenlid« gekannt, wo dem gelangenen Franzosen einfach die Hosentöpfe ab-

geschnitten wurden, damit er nicht entweichen könne, so hätte für mich ein literarischer Vergleich nahegelegen. Denn unser Freund pflegte beim »Knöpfeknipsen«, wo ich ihm öfters kalt wie ein Amerikaner seinen gesamten Knöpfeschatz abnahm, noch lange nicht in Verlegenheit zu kommen. Als echter Germane setzte er in seiner Spielwut selbst Unentbehrliches ein: er drehte sich nach und nach sämtliche Hosentöpfe ab, und ich nahm sie noch warm von seinem Leibe siegreich in Empfang. Da sein ganzer Anzug sehr ärmlich und aus einem selten gewechselten Hemd und der ausgefransten Hose bestand, so schlich er ziemlich behindert und ausgeplündert nach Hause. Wer war dann seliger als ich? Etwa Penthesilea? Gott bewahre! Man sieht, wir waren nicht wählerisch oder standeshochmütig in unserm Umgang. Mutter und Tanten waren zuweilen bedenklich, aber Vater erklärte entschieden, daß »ein laufiges Landpfarrerkind ihm immer noch lieber sei als ein hochmütiges«. Hatte er recht? Der Heiland sagt von diesen Geringen: »Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.«

Ein zahlreicher lieblicher Kreis kleiner Bauers- und Tagelöhnerkinder stand in zärtlichster Freundschaft um meine kleine Schwester herum, eine immer niedlicher als die andre und alle in ihrer Art sorgfältig erzogen. Da waren tägliche Spielgefährten das »Wieschen vom Pötterhove«, »Altenburgemeisters Anna« und »Bergmanns Emilchen«, nicht zu vergessen des wunderhübschen Waisenkindes »Emilchen Köster«, das bei einer etwas strengen, aber nicht lieblosen Tante erzogen wurde. Mit ihren blanken Augen und glatten Zöpfchen gingen sie in fröhlichem Kindervertrauen im Herbst und Winter im ganzen Dorfe »Striden«. Sie klinkten einfach gegen drei Uhr nachmittags in irgendeinem Bauernhause die Tür auf, schlüpfen mit freudlichem »Gut Tag!« in die Wohnstube, reichten sich auf die Bank hinter den schweren Eßtisch und begannen zu striden, daß die Raben klapperten. Jedermann sah mit Wohlgefallen auf die lustige Schar. Nach einer Stunde besorgte die Hausfrau einen ordentlichen Milchkaffee mit Mus- oder Honigbrot, dann wurde hinten im Garten gespielt, und sie waren unermüdet im Laufen und Springen; dann kam wieder eine Stunde Striden, und in der Dämmerung ging's mit lakonischem »Gut Nacht!« nach Hause. So klapperten sie das ganze Dorf ab, und zahlreich waren die Einladungen: »Bi us siet ji noch nie ewest.« (Bei uns seid ihr noch nicht gewesen.) Sie erfüllten oft unser Dorf mit ihren fröhlichen Spielen. So erzählte später meine Schwester oft von einem rührenden Kindererlebnis. Einst spielten sie mit den Jungen zusammen »Räuber und Schandarmen«.



Wilhelm Pape: Die alte Ölmühle



Unser Ameliechen ist als Räuberhauptmann in der größten Gefahr: die Schandarmen sind ihm auf den Fersen. Da stürzt sie »oben am Berge« in ein ihr bis dahin unbekanntes Haus und ruft in der letzten Not: »Rettet mich, die Schandarmen sind hinter mir!« Der Hausherr, ein stiller älterer Korbmacher, sitzt auf der »Dehle« bei seiner Fantierung. Sofort versteht der Alte die ganze Lage, langt stillschweigend an die Wand und holt einen geslittenen Waschkorb herunter. Amelie wird hineingesetzt und wieder aufgehängt. Nach wenigen Sekunden bricht die Rote ihrer Verfolger herein, Meister Reinhard aber sitzt pfeifend und flechtend auf seinem Schemel und weist auf ihre Frage blinzeln mit dem Daumen nach der Hintertür. Die Meute stürzt hinaus, und eine Minute später rettet sich der Räuberhauptmann in entgegengesetzter Richtung. Noch als franke Frau schrieb Ameliechen einmal, in Kindheitserinnerungen versenkt: »Alter Reinhard, ich weiß dir das heute noch Dank! Ob wohl jetzt noch ein alter Mann so mit den Kindern zu fühlen vermag?«

Ihre Herzensfreundin aber war das »Malchen im Langenhanse«, das Kind einer armen Tagelöhnerwitwe. Mit ihm zusammen saß Ameliechen stundenlang auf hölzernem Fußbänkchen in der Lehmstube zu Füßen der »Trinenenwase«, einer gar feinen alten Jungfer, die das geistige Haupt des Hauses war, und hörte auf ihre wunderbaren Märchen und Gedichte. Amelie verdankte dem Zusammenleben mit dem stillen, treuen Kinde ein gut Teil ihres Kinderglücks. Wenn Ameliechen, das oft zart und kränklich war, nicht draußen sein konnte, so tat sich unfehlbar um die Mittagszeit leise die Stubentür auf, und herein schob sich Malchen, verlegen mit ihrem stets ziemlich sauberen Schürchen die Nase reibend. Sie blieb schweigend an der Tür stehen, aber viel gesellschaftliche Formeln waren bei diesem Verkehr nicht üblich. Nach einiger Zeit drehte sich Amelie am Tisch um, sah Malchen kühl an und aß dann ruhig weiter. Nach Tisch, wenn sie aufstehen durfte, war das Eis gebrochen, und nun ging das Spielen los. Perlen wurden unermüßlich auf Pferdehaare gezogen, die Puppen eingehend behandelt, Bilder gesehen, und der Tuschkasten lud zu höheren Künsten ein. Das waren alles Dinge, in denen Malchens ganze Seligkeit lag, während die wilde Amelie sich stets nach Luft und Laufen sehnte, am liebsten im Scheunensitz hing oder in die ruhenden Mühlräder sprang, bis sie zum Drehen kamen, und ähnlichen Anflug stiftete. Als sie längst erwachsen war, kamen noch unglaubliche Gefahren und Situationen heraus, denen sie aber immer glücklich entrann. Nur wenn sie kleine Kinder warten konnte, z. B. Lampens während des Krieges geborene Zwillinge, die Amelie und

Malchen zu ihrer Glückseligkeit früher kannten als ihre überlastete Mutter, dann waren die beiden gleich unermüßlich ausdauernd, besonnen und treu. Noch eine Lebensaufgabe erfüllten beide mit gleichem Eifer. Die hörnerlose zottelige Ziege im Langenhanse vermochte dem im schattigen Garten unter Zwetschenbäumen und dem großen »Tafelbirenbäum« gewachsenen harten Heu keinen Geschmack abzugewinnen. Dann aber »fiel sie von der Milch ab«, und Malchen, das einige Eigenschaften der »Prinzessin auf der Erbse« hatte, konnte schwarzen Rübenkaffee nicht trinken. Die Ziege mußte einen Bund mit dem »Gottschebeins«, dem Beschützer der Ziegenböcke, haben, denn alles Futter, das nur auf verbotenen Wegen zu erlangen war, fraß sie unbedenken, während sie sonst an allem nur mit spitzen Lippen herumnaschte. So hing eine dunkle Wolke über den beiden Kindern. In steter Angst vor dem Flurschütz, der sie auch einige Male beinahe erwischte, zog doch Ameliechen getreulich mit Malchen in Feld und Wald herum, um zu »krauten« für das Unglückstier, das besonders den »Schmandlauch« aus dem völlig verbotenen »Bratberg« liebte. Natürlich! So erlebte auch unser Ameliechen wiederholt den Pflichtkonflikt zwischen Gesetz und Freundschaft. Aber als reine Törrin zog sie stets das Ideal der Treue dem Buchstaben des Gesetzes vor. Als Amelies Erzieherin einzog, wurde der Verkehr etwas eingeschränkt; aber die Treue haben sie sich gehalten bis zum Grabe, in dem Amelie längst ruht. Sie schleppte ihre belegten Butterbrote rüber, um Trinenenwase und Malchen zu traktieren; dafür nahm sie heimlich, sooft sie konnte, an deren Sonntagsdiner teil, das schon um elf Uhr eingenommen wurde und an Originalität seinesgleichen suchte. Wenn Malchen nämlich sehr fleißig gestrickt hatte und Sonnabends der Frau Burgemeisterin ein Paar Männerstrümpfe abliefern konnte, dann erhielt es zwei Silbergrößen und ein handlanges Stückchen dünne rote Knoblauchwürst. Die bildete die solide Grundlage des Sonntagsmahls. Zuerst wurde mit viel Spanischlauch und etwas hartförmigem Reis eine kräftige Suppe davon gekocht; dann wurde sie zum Sonntagsbraten erhoben und mit Dank gegen Gott und schönem, von Trinenenwase sorgfältig gesuchtem Brennesselkohl und kunstvoll abgedämpften Kartoffeln verpeist. Daß Ameliechen als geliebter Sonntagsgast den vollen vierten Teil erhielt und mit Seelenruhe genoß, ehe sie mit Anschuldsblick zum elterlichen Mittagstisch schritt, war selbstverständlich. Wenn einmal im Himmel jeder Becher kalten Wassers belohnt werden soll, was dann wohl für ein Lohn diese getreuen Menschen erwartet?

Unter den vielen mich umschmeichelnden Bildern der kleinen Dorffreunde eile ich noch zur



dritten Gruppe, meinen eignen Freundinnen. Auch sie bildeten einen liebenswürdigen Kreis, und ich habe das Gefühl, daß sie viel mehr Angezogenheiten von mir lernten als ich von ihnen. Einmal freilich haben sie mich in eine Lage gebracht, deren Folge Dauereinfluß auf meine ganze Seelenentwicklung gehabt hat; doch war es wohl wieder zum geringsten Teil ihre Schuld. Wir saßen mit Puppen und allerhand lodenden Spielsachen oben auf unsrer schönen Freitreppe vor der Tür im Sonnenschein und spielten in seligem Feuereifer. Da stand unten an der Treppe ein armseliges Kind aus verrufenem Hause und blickte mit sehnsüchtigen Augen auf unser Spiel. Das ärgerte ein kleines Mädchen aus der Bauernaristokratie: entweder ich solle das Kind fortjagen, oder es ginge selbst fort. Ganz wohl war mir dabei nicht zumute; aber die Feigheit dieser Welt besiegte mich. Ich ließ herrisch die Treppe hinunter und hob die Hand gegen das Kind auf, das schüchtern floh. Ob ich frohen Herzens hätte weiterspielen können? Wenn ich die Geschichte von Petri Verleugnung hernach hörte, überfiel mich jedesmal ein heißer Schreck, und ich mußte an diese Stunde denken. Aber ehe ich wieder oben war, tat sich über uns der Mutter Fenster auf, und sie rief mich zu sich; die Puppen mußten heraufgebracht werden, und die kleinen Mädchen wurden fortgeschickt. Meine Mutter aber, die meinen Ehrgeiz und meine Eitelkeit wohl kannte, wollte mir durchaus nicht glauben, daß ich das Häßliche auf Befehl meiner Freundinnen ausgeführt hätte. Sie war sehr, sehr betrübt, und ich sollte beim Abendgebet den lieben Gott um Verzeihung bitten, daß ich auch noch dazu gelogen hätte. Lange blieb ich trübselig, endlich wurde ich müde und gab nach. Da empörte sich mein Herz, in mir zerbrach etwas, und eine Welt stürzte mir dauernd zusammen, der unbedingte Kinderglaube an die volle Autorität der Eltern. Die irrten also auch und quälten noch dazu ihre Kinder mit ihren Irrtümern? Der Sprung ist mir lebenslang in der Seele geblieben wie in einem Glase, das nun nicht mehr ganz hell klingen kann. Als später die kritischen Jahre kamen, tauchten diese dunklen Gedanken wie eine Teufelslarve immer wieder empor, und aus dieser Narbe wuchs ein stark freiheitsbedürftiges Unabhängigkeitsbewußtsein auf, das mich, das Kind eines frommen Elternhauses, zum völligen Unglauben hinriß, bis seine Wellen mir über dem Kopf zusammenstürzten. Mein geliebter Vater, der auch in diesen Zeiten mein bester Freund blieb, verstand ahnend den Zusammenhang. Als er einmal gegen meine kühlen Zweifel rang bis zur Ermattung, stürzte er plötzlich auf die Knie und betete weinend — wie brennen Männertränen so glühend! — über mir mein altes Kindergebet:

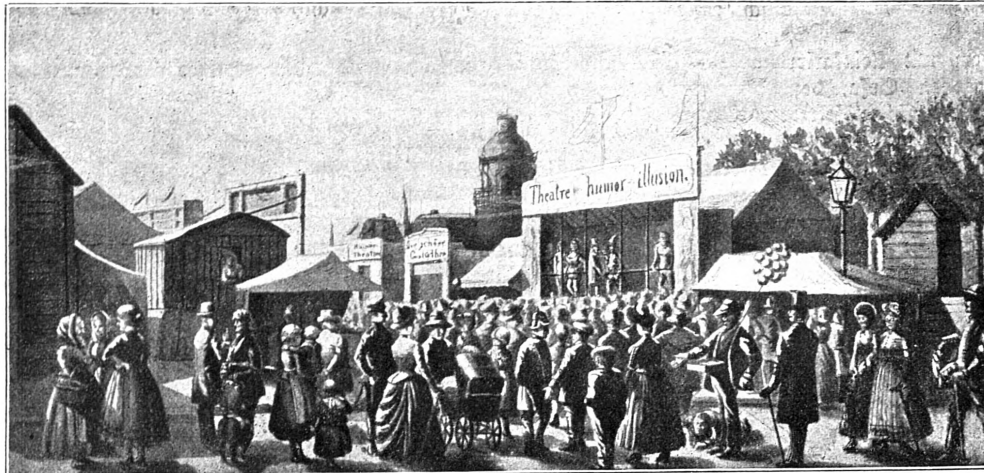
»Breit' aus die Flügel beide,  
O Jesu, meine Freude,  
Und nimm dein Küchlein ein;  
Will Satan es verschlingen,  
So laß die Englein singen:  
Dies Kind soll unverletzt sein.«

Das war der erste Friedenshauch wieder aus dem Glaubensparadies der Kindheit, Gott sei Dank!

Doch wohin verliere ich mich? Aber es mag stehenbleiben; zur Warnung habe ich's geschrieben.

Meine Freundschaften waren kennzeichnend für mich. Erstens am »Schabbes« mein Verkehr mit den gepudten Judenkindern, mit denen ich stolz straßauf, straßab zog und durch deren Gemeinschaft ich mich geschmeichelt fühlte. Es gab prachtvolle Judentfamilien in A ..., besonders echte Frauen, mit denen auch die Mutter freundlich verkehrte. Mit dem Sohn des hochintelligenten, auch mit meinem Vater befreundeten Judenlehrers, mit Selig Kraß, hatte ich schon als ganz kleines Mädchen lange Kampfgespräche über die Vorzüge unsrer Religionen. Hier aber war es einfach unbändige Freude an Puß, die mich bezauberte. Ich sah an solchen Tagen auf meine bäuerlichen Dorffreundinnen nachlässig herab, und die samt meiner glücklicher veranlagten Schwester vergalten mir die Albernheit durch gründliches Spottgelächter. Später verlor sich die Schwäche. Zweitens stammte auch meine beste Freundin Gustchen aus einem wenigstens halbgebildeten Hause, wo man meist Hochdeutsch sprach. Der Vater war ein hervorragend tüchtiger, weitbekannter Büchsenmacher gewesen, ein waderer Mann; die Mutter, eine herzensgute Frau, hatte ihre recht begabten Söhne gewissenhaft erzogen, aber sie haben nicht alle Glück im Leben gehabt. Die älteste, schöne Tochter war mit einem geschickten Schreiner aus einem benachbarten Dorfe verheiratet und dann mit ihm nach London ausgewandert. Nun konnte sie, wenn sie zum Besuch kam, nur noch gebrochen Deutsch, mit englischen Brocken vermischt, und verblüffte ihre Heimat dann allsonntäglich durch unzählige elegante Hüte und neue seidene Kleider. Auch dies Erlebnis kreifte mir jedesmal wie ein Gistropfen im Blut, obwohl ich ja dunkel fühlte, daß meine klarsichtige Mutter doch in viel höherem Sinne eine Dame war als dies eitle Weibchen. Später kehrte es mit Mann und Kindern fein demütig zurück, dem Bankrott nahe. Meine kleine Freundin aber, wenn auch eine etwas komplizierte Natur, war ein gutes, treues Kind von ausgezeichneten Geistesgaben und wurde hernach den acht un-erzogenen Kindern ihres Schwagers eine tüchtige, liebevolle Stiefmutter. Gustchen und ich waren innige Freundinnen, und ich habe in dem Hause schöne Stunden erlebt; der Stube mit

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Leipziger Meßbuden

Nach einer Zeichnung von Oskar Zwintscher

## Die Leipziger Messe in geschichtlicher Entwicklung

Von Dr. Friedrich Schulze in Leipzig

Mit sebzehn Abbildungen, zum größten Teil nach Vorlagen aus dem Leipziger Stadtgeschichtlichen Museum

**I**m Jahre 1478 treiben Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen den Leipziger Rat an, den Bau eines städtischen Kaufhauses zu beschleunigen, oder, wie es in dem Schreiben wörtlich heißt: »das angehaben haus, zu dem handel notdurftig, an allen abbruch (d. h. unverzüglich), uß furderlichst des ummer gesein kan, mit ganzem vleiß« zu bereiten. Der Bau, der Bibliothekflügel des heutigen »Kaufhauses« zwischen Neumarkt und Universitätsstraße, entsteht in den nächsten vier Jahren, und bereits bis zum Jahre 1498 schließt sich noch ein gleich mächtiger Südflügel, gleichfalls vorwiegend für Handelszwecke, an ihn an. Kann es eine bessere und kürzere Einführung in das Werden der Handelsstadt Leipzig geben als diese Baugeschichte?

Fast um dieselbe Zeit, wie sein Kaufhaus, erhält Leipzig seine beiden grundlegenden Privilegien: das eigentliche Meßprivileg von 1497 und das Stapelprivileg von 1507, und erwirbt durch sie die Anerkennung seiner wirtschaftlich beherrschenden Stellung im mittleren Deutschland. Den Leipzigern wird zugesichert, daß »hinsfür in künftiger zeit ihnen vnd den berührten / ihren Jahrmärkten / zu gefehrlichen abbruch vnd nachtheil / weder in Städten noch Flecken dajelbstumb in den Bistumben / Magdeburg / Halberstadt / Meissen / Merseburg vnd Raumburg / gelegen / durch jemand, wer der oder die weren / kein

new Jahrmärkte / noch Freiheit / erworben auffgericht / noch gebraucht werden sol / noch möge / keines weges«. Und ebenso mußte zufolge der andern Urkunde aller Handel im Umkreis von 15 Meilen, ohne jede Rücksicht auf politisch-territoriale Grenzen, seinen Weg über Leipzig nehmen und jede Ware dort erst vor der Weiterbeförderung zum Verkauf ausgebaut werden (Straßenzwang und Stapelrecht).

Schritt für Schritt hatte sich diese Entwicklung angebahnt. Mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert vollendet sie sich nur. Sie vollendet sich, während der Großhandel alle Weltmeere zu umspannen sich ansieht, und ist überhaupt nur ein Glied dieser größeren und allgemeineren Entwicklung. Leipzig wird einem Welthandelsystem als binnenländischer Stützpunkt eingefügt und von den höchsten staatlichen Gewalten vor konkurrierenden Orten bevorzugt: das ist der letzte Sinn der beiden Privilegien Kaiser Maximilians.

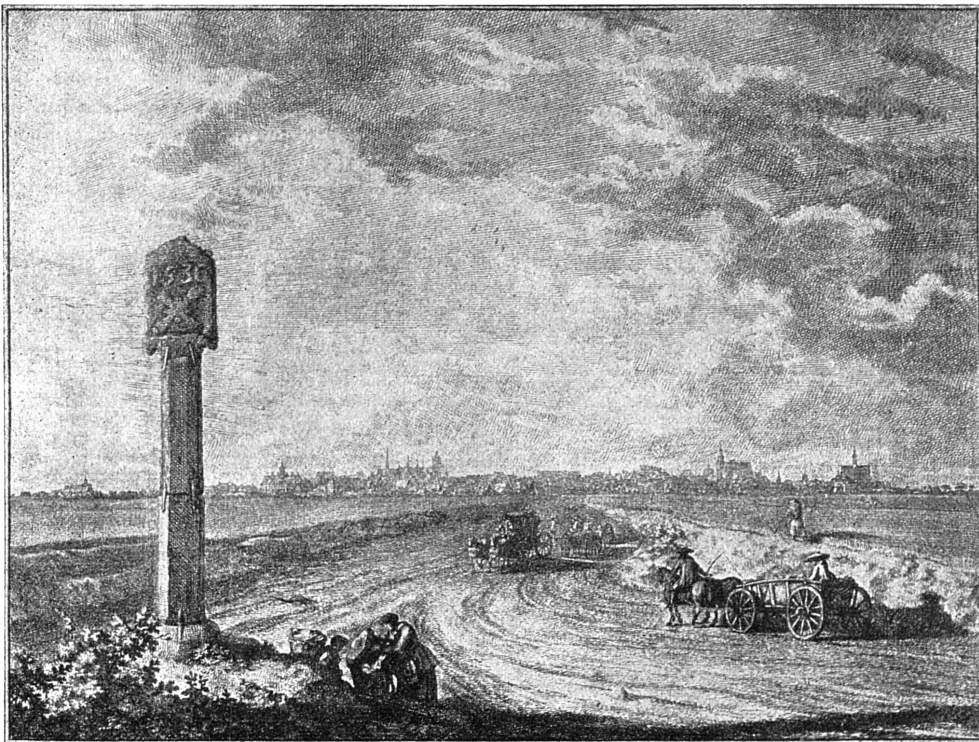
Warum gerade Leipzig? — Bestimmend ist zunächst die günstige Lage der Stadt, die bequeme Straßenverbindungen nach den verschiedensten Himmelsgegenden bot, was ja auch die Universität fast stets und selbst in Zeiten abflauender geistiger Regsamkeit zu den besuchtesten deutschen Hochschulen machte. Fünf wichtige Stapelstraßen führen aus Schlesien, Böhmen, Thüringen, von den Hansestädten her und aus Bayern hier zu-

sammen und befördern Waren aus aller Herren Ländern in die Stadt. Weiterhin ist von Belang ihr Zusammenhang mit einem Lande von dichter Besiedlung und früher Industrieentwicklung, das auch Austauschgüter zu liefern vermochte; und schließlich sind persönliche und zufällige Dinge nicht ganz zu übersehen, war doch die Erlangung und Festigung von Privilegien im Mittelalter für gewöhnlich der Erfolg einer praktisch-geschäftsmännischen, an rechter Stelle auch mit Geldmitteln nicht kargenden Wirtschaftsdiplomatie.

Mehr noch als die Zentralgewalt, die die grundlegenden Privilegien verlieh und bestätigte, bekümmerte sich der Landesherr um den ständigen Fortgang der Messe. Er hatte an dem Blühen von Handel und Wandel begreifliches Interesse und verteilte unter diesem Gesichtspunkt Freiheit und Zwang. Im ganzen darf sich die Leipziger Messe einer sorgsam und weitherzigen Behandlung durch die Landesregierung rühmen. So hat Vater August 1581 nachdrücklich die »Marktfreiheit« (einen während der Messe herrschenden, noch genauer zu umschreibenden wirtschaftlich-rechtlichen Ausnahmezustand) in Schutz genommen und die Beseitigung von Schäden, die auf

ihre Ausnutzung zurückgeführt werden konnten, mit Gewaltmitteln abgelehnt; dagegen hat er, sicherlich ganz im Sinne der Stadt, nachdrücklich auf der Einhaltung des Straßenzwanges bestanden und beispielsweise 1551 bestimmt, daß die Reise von Nürnberg nach Leipzig nicht über Schleiz, Gera, Zeitz, Pegau, sondern unbedingt über die geleitsberechtigten Orte Plauen, Zwickau, Altenburg, Borna gehen müsse.

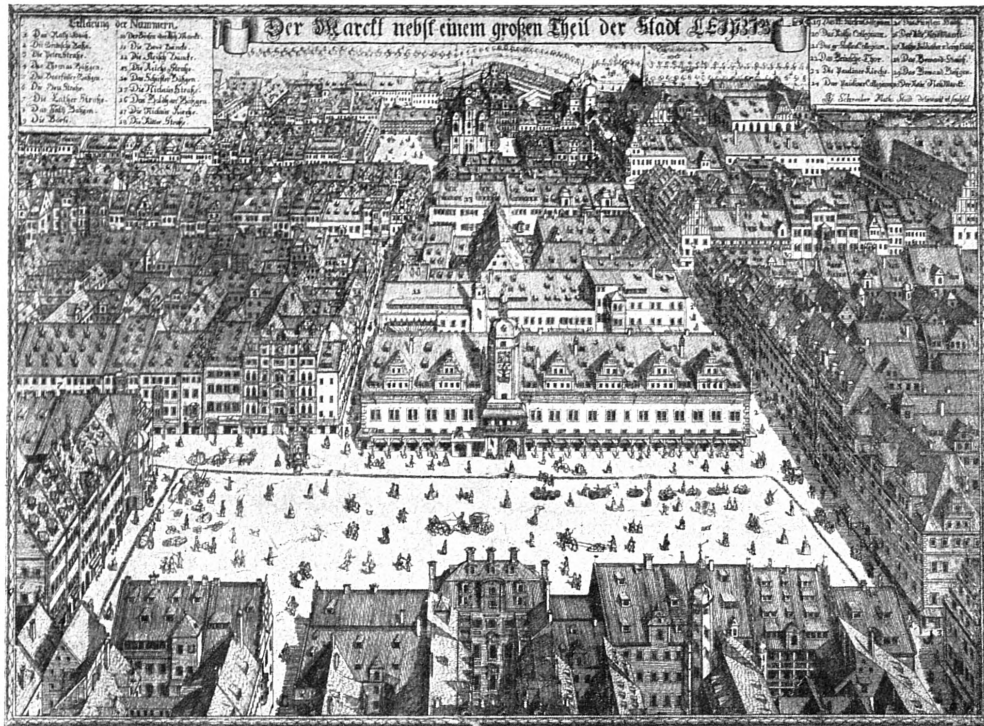
Wie spielte sich der früheste Messeverkehr in Leipzig ab? — Da die Stadt bis auf den heutigen Tag jeder geeigneten Wasser Verbindung entbehrt, war man auf den teureren Fuhrverkehr angewiesen. Nach der Zahl der Pferde werden die »Geleitsgebühren« erhoben. Die »Chur-Fürstl. Sächs. Geleitsordnung beim Haupt-Gleite zu Leipzig« vom 17. Juli 1691 schreibt während der Messzeit für jedes Pferd, ob belastet oder unbelastet, zwei Groschen vor, und nur die Messfremden jüdischer Herkunft zahlen außerdem noch eine Personalabgabe von vier Groschen. Ende des 18. Jahrhunderts war die Geleitsabgabe auf drei Groschen und drei Pfennige erhöht, wobei man auf die Pferdekraft durchschnittlich eine Last von neun Zentnern berechnete.



Leipzig von der Nordseite aufgenommen

Stich von Christian Seckel aus dem Jahre 1704





Der Leipziger Markt im Jahre 1712 mit dem Blick in Alt-Leipziger Handelshöfe, namentlich in Ackerleins Hof (in der Mitte des Vordergrundes)

Kupferstich von Johann Georg Schreiber

Die alte Messe war natürlich eine Warenmesse. Was in natura herbeigeschafft werden konnte, wurde gehandelt. Als Käufer kamen neben dem Handelsstand ebenso gut andre Bürger sowie lange Zeit hindurch auch der sächsisch-thüringische Landadel in Betracht.

Zahlen über den Umfang des Waren- und Personenverkehrs in der ältesten Zeit fehlen ganz; aber über den Umfang der Leipziger Handelsbeziehungen sind wir doch im ganzen gut unterrichtet, besonders aus einer Vorstellung des Rates von 1640, die sich gegen eine drohende kurfürstliche Steuer wendet, mit begreiflicher Absicht in der Ausmalung ihrer unheilvollen Folgen schwelgt und bei dieser Gelegenheit über Handelswege und Waren folgende ausführliche Angaben macht:

»Die Seidenwaren kommen aus Italien, gehen auf Bozen, dann weiter auf Augsburg, Nürnberg oder aber auf Linz und Krems, auch ferner nach Polen, Schlesien, auch ganz nach der Wildau. Da man nun dieselben Seidenwaren mit harten Accisen angreift, so lassen sie Leipzig sitzen und gehen auf Erfurt, Braunschweig, Hamburg, Lübeck, nach Holstein, Dänemark, Wismar, Schweden und andern Orten.

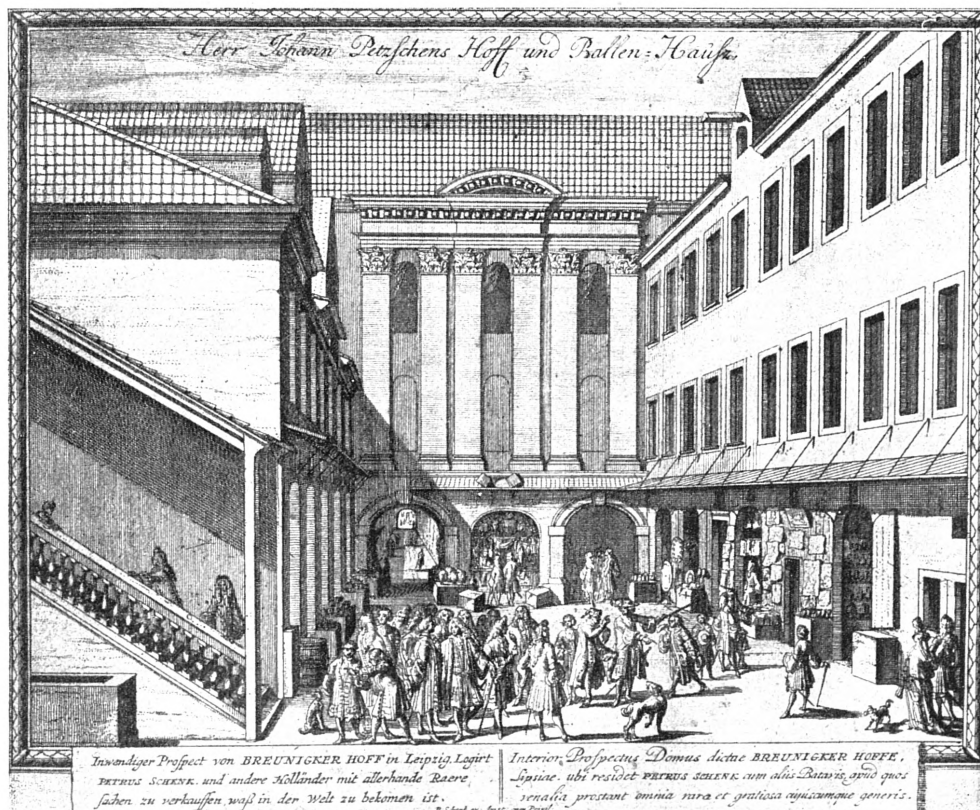
Aus der Schweiz wird eine große Anzahl Leinwand auf viel Tonnen Goldes in's Land gebracht, und hierdurch ferner nach Polen transferirt; greift man sie hart an, so gehen sie über Prag, Breslau, Frankfurt a/D., nach Polen und lassen uns sitzen. Der Barchent und Bettbarcent, wie auch der schwäbische Rembt in großer Menge von Augsburg, Ulm, Biberich, Memmingen, Leutkirch, Kempten, Immerstadt, Kaufbayern, Landsberg, auf Nürnberg und anhero. Da man die Leute beschwert, so gehen sie nebenhin auf Erfurt, Braunschweig, Lüneburg, Hamburg, Lübeck pp. mit großem Verlust dieser Lande. Die brabantischen Waren sind von Cöln auf Frankfurt a/M. anbergeführt, die können uns verlassen und aus Brabant auf Calais (Calais), Dünkirchen, Hamburg, in Dänemark und deren Orten wie auch Frankfurt, Cassel, Braunschweig, Hamburg, Lübeck pp. können und dürfen das Land notwendig nicht berühren. Die Weine kommen aus dem Rheinlande und Franken, und können in die Mark, Pommern und Schlesien gebracht werden. Englische Tücher, Cronrasch, Pergetuas und dergleichen wollene Zeuge kommen von Hamburg in diese Lande, können aber auch andre Orte auf Frankfurt a/D., auf Stettin, Danzig, Polen, Preußen, wie auch in Österreich, Mähren, sowohl auch auf Braun-

schweig, Cassel, Frankfurt a. M., Nürnberg und in die Reichsstädte gegen die Donau zu kommen, und diese Lande meiden. Weil an andern Orten leidliche Zölle genommen und die Handelsleute dahin angelockt werden. Die Speerei- und Materialwaren kommen ebenmäßig von Hamburg und können gleichwie die Tücher, außer des Churfürstentums an oben-gemeldete Orte transferirt und diese Orte umfahren werden. Die Rauchwaren, Corbiwan und Elendshäute, kommen von Lübeck, können aber auf Frankfurt a/D., in Schlesien, wie auch auf der andern Seite auf Braunschweig, Erfurt und weiter in das Reich, außer dieser Lande einkommen und dieses Land ganz meiden. Die Nürnberger Kurze-, Messing- und Pfennigwertwaren, so jährlich mit großen Summen anher kommen, und von hier weiter auf Hamburg, nach Schlesien, Polen, England, Schottland, Preußen, ja sogar nach Ost- und Westindien gehen, die können an andere Orte, welche dabei (bei dem schwäbisch und Barchent benannten) kommen und dürfen des Land nicht betreten. Die schlesische Leinwand, rohe und gebleichte an allerhand Sorten, Zinn und andre schlesische Waren, so bisher hier durchgegangen, können auf Frank-

furt a/D., Stettin, Danzig, an die Ostsee und auf Hamburg kommen. Die schlesischen Tücher, so in großer Menge hier verkauft werden und von hier weiter auf Frankfurt a. M., Cassel, Nürnberg, Regensburg, Augsburg, nach Bayern pp. gekommen sind, die können auf Prag, Frankfurt a/D., Danzig pp. herumfahren. Des Zinn, Kupfer, Messing, Blech, Eisen pp. sind wegen der verderblichen Bergwerke ins Stoden gekommen, sind vorhin zehntbar und geben weniger Nutzen.«

Also von England bis nach der Schweiz und Italien, von Rheinland bis nach Polen reichen die Handelsbeziehungen Leipzigs.

Mit den Erzeugnissen all dieser Länder und Gegenden füllten sich in den Vortagen der Messe die Fuhrhöfe, Kaufhäuser, Hallen, Gewölbe, Keller und jeder verfügbare Raum der Stadt. Da der Platz in den Gebäuden bei weitem nicht ausreichte, schlug man noch auf den Straßen Buden und Stände auf. Das Rathaus und die Kirchen standen im Mittelpunkt dieses Handelsbiwaks. Jahrmarktmäßig müssen wir uns das ganze Leben und Treiben der ältesten Messe vorstellen,



Braunigker Hof (später Hohmanns Hof) zur Meßzeit. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts  
Dargestellt ist ein Besuch, den der kurfürstliche Hof des Kupferstichhändlers Peter Schenk abstattet

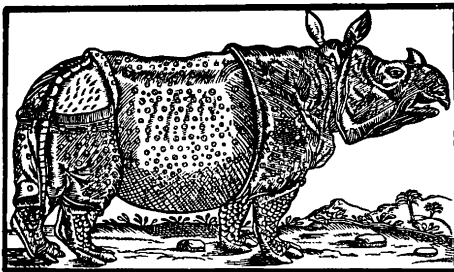
das am ersten Messesonntag Schlag zwölf Uhr begann, um ursprünglich zur selben Stunde des folgenden Sonntags zu enden. Von Anfang an ist die Schau- und Vergnügungsmesse mit vorhanden. Schon 1581 wird in einer Verordnung der Bierfiedler, Spielleute und Gaukler gedacht; von den Vergleuten oder Sängern aber heißt es: »Item die Sönger an den Ecken sollen gar abgeschafft werden und sich paden.«

Während der Messwoche galt die »Marktfreiheit«; die Vorrechte der Zünfte waren da bis zu einem gewissen Grade außer Geltung, der Unterschied zwischen Stadtbewohner und stadtfremdem Händler hörte auf, zivilrechtliche Verfahren wurden ausgelegt und selbst schwere Kirchenstrafen blieben, mit päpstlicher Zustimmung, in ihrer Geltung zeitweise unbeachtet. Und daß man wußte, was man an dieser Einrichtung besaß, geht am offenkundigsten daraus hervor, daß selbst schlimme Auswüchse, wie Schuldenmachen und Prelerei, nicht zu ihrem Aufgeben veranlassen

konnten. Vater August meinte vielmehr bei einer grundsätzlichen Erörterung, man solle sich lieber vor unvorsichtigem Kreditgeben hüten.

Auch Unruhen und Kriege haben die Entwicklung der Leipziger Messe nie völlig unterbrochen. Die gewaltigste Kriegszeit, die Deutschland vor 1914 durchlebte, der Dreißigjährige Krieg, schien sogar zunächst dem Meßverkehr günstig zu sein: Leipzig machte Kriegsgewinne und erhielt zu seinen drei großen Märkten 1625 noch zwei Roßmärkte dazu. Freilich änderte sich das Bild mit einem Schlag, als 1631 die Stadt Kriegsgebiet wurde und nun rasch hintereinander fünf Belagerungen auszustehen hatte. Jetzt sinkt die Bevölkerungszahl rasch von 17312 Einwohnern im Jahre 1623 auf 12360 zehn Jahre darauf, und namentlich in den Jahren 1639—41 muß die Messe wiederholt ausgesetzt oder verschoben werden. Da halfen selbst die wohlmeinenden Zusicherungen nichts, wie sie Linnardt Torstensson der Stadt für ihre Meßbesucher in gedruckten Schutzbriefen gegeben hat. Die weitere Folge war, daß sich die schwerbedrängte Stadt noch zahlreicher Versuche umgebender Ortschaften (neben größeren, wie Weißenfels oder Bernburg, waren u. a. auch Schkeuditz und Zwenkau vertreten) zu erwehren hat, ihren Handel an sich zu reißen und sich im Jahre 1661 noch einmal durch eine ausdrückliche kaiserliche Bestätigung ihre Privilegien sichern muß. Auch die Einführung einer kurfürstlichen Abgabe von drei Pfennigen auf den Taler, die im Jahre 1640 erfolgte, war diesen ungünstigen Zeitläuften zu danken.

### Es wird allen resp. Siechhabern in Leipzig kund getan.



Als angezo allier ankommen ist ein lebendiger RHINOCEROS, der nach vieler Geduld den der Herrschaft sein soll, nach der Versicherung Hies, Cap. 40 a. 10. Es ist demnach nicht wenig vor einem Menschen, der bisher keine zu sehen, und ist das erste Thier von dieser Sorte, welches hier ist gewesen; ist etwa 8. Jahr alt, und ist noch ein Kalb, hieselbst ist noch ein Jahr nicht, und die Thiere auf hundert Jahre alt werden. Es magt etwa 1000 Pfund, es ist ein großer und starker als ein auf demselben im Jahr 1741, als es 3. Jahr alt gewesen ist, und durch den Capitan Darnowski nach Holland überbracht worden. Es ist in Afrika, unter der Herrschaft des großen Moguls, in der Wüste Thier, welches von hier 4000 Meilen weit liegt, gefangen worden. Dieses Wunder Thier ist dunkelbraun, hat keine Haare, glänzt der Haut, doch an den Ohren, und am Ende von dem Schwanz sind einige Haare; auf der Haut hat es sein Horn, womit es die Erde aufschneidet, und umgeben, als ein Haub mit dem Pfug hat, ist es sehr von Wasser, hat Schuppen und taucht im Wasser, wie ein Fische; sein Kopf ist nach und nach sehr groß, die Ohren gleich einer Felle, die Augen, nach Proportion von dem großen Thier, sehr klein, und hat nicht anders, als über die Seite vom Kopf ab; die Haut ist, als ob sie mit Schuppen bedeckt sei, die Seiten schälen sich eine von der andern ab, so sind 2. Zoll dick; die Füße sind kurz und dick, als die des Elefanten, werden mit 3. Klauen. Die Thiere ist auch ein großer Feind von dem Menschen, so, daß wenn es ihn anreißt, denselben mit seinem Horn unten in die Hüfte, auch auf den Kopf. Zu solcher Unterhaltung ist es 60. Pfund stark, und 20. Pfund stark, auch läuft es 14. Meilen weit, es ist sehr schnell, hieselbst ist 1. Monat alt gewesen, es, wie es mit Schritten anfangen, als wenn die Mutter von diesem Thier mit Weilen von dem Schwanz zu davor nicht gelassen werden. Es hat dieses Thier, wie es gar ungesehen, 1. Jahr in dem Zinnen um den Tisch herum, zur Verwundern, so Darnowski und Herrn ansehn. Das oben genannte Thier geht der Stadt von sich, nach der Seite, wo es jetzt sein werden von der hiesigen Residenz.

Das Wunderthier ist in seinen Creaturen.

Man findet überall der Wunderthier Spuren.

Wenn es ein Tausend ist, so ist es groß und klein.

Die besten Geschichten sind, wie es sich zeigen.

Verachte dieses Thier, so du hier vor, die Felle.

Und mach den Schatz, es du mit Recht dich nicht bemühst.

Im Wunde der Natur nach Gottes Wundermacht.

Zu solchen Tugenden ist es sehr zu sein.

Das Wunderthier ist, der Mund muß sehr betonen.

Wird es mit Wunderthier soll es wunderbar zu nennen.

Und dieses treibt und zu seinen Leben an.

Der mehr merkmale ganz erreichen werden kan.

Wundersamen man auch nach dieses Thier feger.

Wird das gemacht, das sich der Mensch darob ergötzt.

Dieses Thier kam am 9. Uhr früh bis Mittag um 12. Uhr und Nachmittag von 2. bis 6. Uhr Abend gesehen werden.

Oben Stänken Verschieden geben nach oben Zeichen. Andere einen halben Gulden, und 4. Groschen nach der Wieg ist.

Dieser Thier ist abschließ den Thier zu bestimmen der 1. Großen. Die großen Ausfertigung der 1. halben Gulden, und die kleine Ausfertigung mit den Wieg 2. Großen.

Es dient dem resp. Wiegern zur Nachricht, daß dieses Thier sich nur ein 10. bis 12. Tag hier aufhalten wird.

Leipziger Meßplakat vom Jahre 1747

Wir sahen zu Anfang, daß in den Privilegurfunden der Leipziger Messe auf politisch-territoriale Grenzen keine Rücksicht genommen war. Daraus mußten sich steigende Schwierigkeiten ergeben, als im Zeitalter der merkantilistischen Wirtschaftspolitik — namentlich in deren Blütezeit während des 18. Jahrhunderts — die deutschen Einzelstaaten immer mehr darauf ausgingen, ein abgeschlossenes wirtschaftliches Eigenleben zu entwickeln. Vor allen Dingen war nunmehr das Stapelprivileg zum Untergange reif. Man muß sich nur klarmachen, daß in den Stapelbereich von Leipzig beispielsweise ein ganzes Stück von der Elblinie Dresden—Magdeburg—Hamburg fiel und daß tatsächlich die Leipziger Kaufmannschaft gefordert hat: von dem

Punkte an, wo ihr Handelsbereich beginne, müsse die Verschiffung unterbrochen und zunächst ihrem Vorrecht gemäß die Waren über Leipzig befördert werden. Die natürliche Folge solcher Ansprüche war, daß jetzt wenigstens die fremden Staaten sie mit einer energischen Vergeltungs- und Schutzollpolitik beantworteten. So wird der sächsische Grenzverkehr um die Mitte des 18. Jahrhunderts sowohl von österreichischer wie von preussischer Seite erheblich erschwert. Das ist natürlich nicht ohne zeitweilige Wirkungen auf den Verlauf einzelner Messen geblieben, die ganze Institution war aber um deswillen noch lange nicht bedroht, sondern entwickelte sich gerade in diesem Zeitabschnitt und unter diesen Verhältnissen einer Blütezeit entgegen. Über den staatlichen Zwang siegen die geographischen Bedingungen, siegt, wenn man so will, die Natur.

Sachsen war doch zu sehr das gegebene Vermittlungsland zwischen Westen und Osten, zwischen Wasserfracht und Binnenland, als daß es rein durch wirtschaftspolitische Maßnahmen hätte ausgeschaltet werden können. Selbst der direkte Warenversand, der hier und da schon versucht wurde, konnte damals infolge der Verkehrsschwierigkeiten noch nicht dem Bestand der Messe gefährlich werden, auch hier erwies sich noch die Vermittlung Leipzigs als unentbehrlich, und ein klarblickender Beurteiler von 1780 stellte fest: »Zwar bemühen sich mehrere solcher Fabriken, ihre Waren unmittelbar an auswärtige Orte zu versenden. Doch selbst diese suchen mehrertheils zugleich den Meßvertrieb. Viele kennen keinen andern auswärtigen Verkauf, als den sie auf den Messen sofort in natura machen oder doch abschließen. Was die Russen, Polen, Griechen, Ungarn usw., ja selbst viele Kaufleute deutscher Länder von hiesigen Landesfabrikaten erkaufen, wird auf der Leipziger Messe in Augenschein genommen, ausgelacht, behandelt und bezahlt.«

Die bereichsten Zeugen des großen Auf-

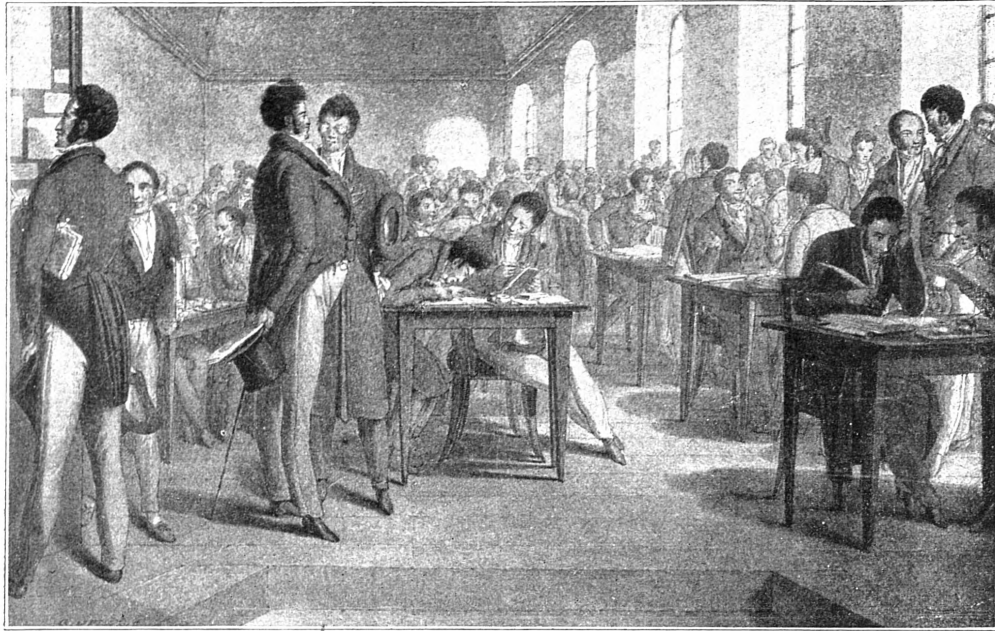


»Bumies in den Toren«. Um 1820  
Liquarell von Georg Emanuel Opitz

schwunges, den die Leipziger Messe seit dem 18. Jahrhundert erlebt, sind vor allen Dingen die Zahlen. Um 1750 wird der Warenumsatz für jede der beiden Hauptmessen (ohne den Verkauf aus altem Warenlager) auf drei bis vier Millionen Taler geschätzt. Die Höhe der ausgeführten Güter schwankt in den Jahren 1772—1820 — natürlich von dem weltgeschichtlichen Jahre 1813 abgesehen — zwischen 20 000 bis 50 000 Zentnern, gleichfalls auf die einzelne Messe berechnet. Die Besucherzahl beträgt im 18. Jahrhundert 3000 bis 5000 und überschreitet 1814 zum erstenmal 10 000.

Zeugen dieses Aufschwunges aber sind nicht minder die stolzen Leipziger Höfe der Barockzeit, die mit ihren Ballenaufzügen und Verkaufsräumen im Durchgang ganz für Meßzwecke eingerichtet sind. Einzelnen Vorläufern der Renaissancezeit, wie Bartels Hof und Auerbachs Hof, folgten Anfang des 18. Jahrhunderts eine stattliche Reihe neuer prächtiger Kaufhäuser, die zu Leipzigs schönsten Bauten überhaupt zu rechnen sind und be-





Buchhändlermesse im Theologischen Hörsaal des Leipziger Paulineums. (Ausschnitt)  
 Von Georg Emanuel Opitz

kanntermaßen das Entzücken des jungen Goethe  
 waren, so Ackerleins Hof (1709/14), Hoh-  
 manns Hof (1728/29), Kochs Hof (1732),  
 sämtlich in der inneren Stadt, am Markt und  
 an der Petersstraße gelegen.  
 Und auch im 19. Jahrhundert verläuft die



Siebenbürgen und Griechen auf der Messe    Aus C. G. S. Geislers •Leipziger Messzeten•, 1804/5

Entwicklung im ganzen günstig weiter. Zwar der Handel mit Rohprodukten und Materialwaren schwindet, dafür aber wächst die Bedeutung des Pelzhandels, in dem Leipzig nur eine Konkurrenzstadt, nämlich London, hatte. Gewiß gab es Zollnöte und Krisenjahre, namentlich nach den napoleonischen Kriegen, als die englische Einfuhr wieder Deutschland überfluten konnte, als Sachsen geteilt wurde und Preußen zuerst ein einheitliches Zollgebiet aus seinen Provinzen machte. Aber auch hierfür wurde 1834 ein dauerndes Heilmittel gefunden: im Beitritt Sachsens zum Zollverein. Hatten sich ängstliche Gemüter in der Leipziger Kaufmannschaft vor diesem Sprung ins Dunkle gefürchtet, so konnte ein gescheiter zeitgenössischer Beobachter bereits 1835 den glücklichen Erfolg feststellen und hoffnungsvoll über die Zukunft urteilen: »Es ist tatsächlich dargetan, daß Leipzig, solange die Einrichtungen bestehen, durch welche der freie Handel gesichert ist, der Punkt sein und bleiben wird, in welchem sich die kommerzielle Tätigkeit der sämtlichen Vereinststaaten zu den Messeperioden konzentriert.« Und so blieb es denn auch bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ehe wir aber die Gründe des damals eintretenden Wechsels darlegen, müssen wir zuvor die älteren Messeinrichtungen in dieser ihrer Glanzzeit kennenlernen.

Die beiden großen Messen, die Oster- und die Michaelismesse, hatten sich jetzt auf drei volle Wochen ausgedehnt, und zwar begann in der Vorwoche der Verkauf im ganzen, während der Einzelverkauf der eigentlichen Messwoche vorbehalten blieb und die Schlußwoche dem Einpacken und dem Zahlungsverkehr gehörte. Der letzte Messdonnerstag war der eigentliche Zahltag. Während bis dahin die Arbeitskraft zum äußersten angepannt war und auch hinter den geschlossenen Läden der Gewölbe oft halbe Nächte hindurch gerechnet, ausgeschrieben und gepackt wurde, konnte man in diesen letzten Tagen etwas

freier atmen und sich auch den Vergnügungen und Sehenswürdigkeiten der Stadt mit aufgeweckteren Sinnen zuwenden.

Immer noch sind alle Straßen der Stadt mit Budenreihen und Ständen bedeckt. Aber daß zahlreiche bedeutendere auswärtige Firmen feste Räume gemietet hatten, lehrt der Blick in die ältesten Messadreßbücher wie das »Messchema« von 1797, das etwa 3000 Adressen umfaßt. Die Messvermietung war



»Die Buden«. Um 1820. Kolorierte Radierung von Georg Emanuel Opitz

für die Stadt von größter Bedeutung. Ein Spottvogel schreibt 1783: »Das ist die Zuflucht zur Erhaltung mancher Familien. Man nimmt Fremde ins Haus, man treibt Geschäfte, die ihren Mann wieder bis zum kommenden Termin ernähren.« Aber auch volkswirtschaftlich denkende Beurteiler heben die Wertsteigerung und die gute Verzinsung des Leipziger Grundbesitzes hervor. Die Kosten des Messbesuches waren schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts sehr beträchtlich. So werden die Epesen einer Berliner Großfirma um 1850 für einen einmaligen Messbesuch ohne Gehälter mit 10 000 Mark angegeben.



Der Suckkastenmann

Aus C. G. H. Geißers, »Leipziger Messjemen«

Deutlich grenzten sich die Handelszweige in der inneren Stadt voneinander ab. Praktische Erfordernisse, vor allem die Notwendigkeit schneller Übersicht, bildeten eine den mittelalterlichen Zunftstraßen ähnliche Einteilung heraus. Die Tuche fand man in der Gegend der Hainstraße, im östlichen Brühl die Rauchwaren und Borsten, Leinwand und Katune in der Katharinenstraße, Manufakturwaren in der Reichsstraße, Strumpfwaren und Posamenten in der Nicolaistraße, Leder vor allem in den alten Universitätsgebäuden der

Ritterstraße bis zum Mauricianum; Hüte, Blumen, Bijouterien, namentlich aber die reiche Herren- und Damenkonfektion zogen sich vom Grimmaischen Tor bis zum Markte hin.



Der Messantiquar Helmert

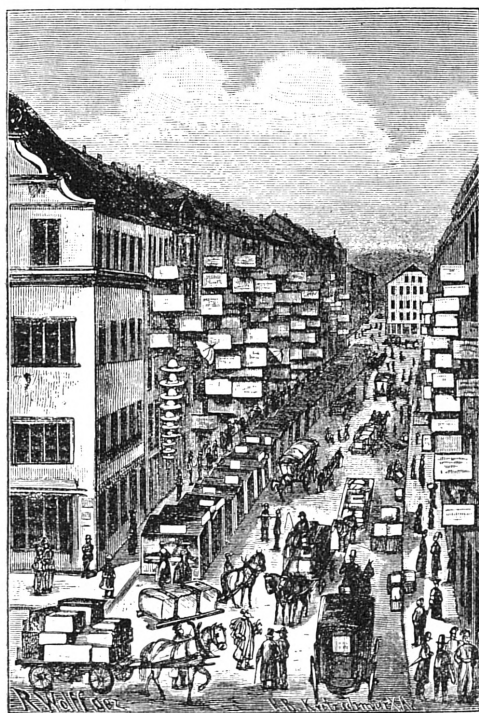
Farbiger Stich

Das Straßenleben zur Messzeit hatte neben den überreichen und vielfach seltsamen Eindrücken, die es bot, einen durchaus eleganten Zuschnitt. Neben dem auswärtigen Großhändler, dem »Messfieranten«, wie man ihn im 18. Jahrhundert bezeichnete, war der vornehme Leipziger Bürger und der Landedelmann in dem Gewühl zu finden. Nicht minder der Student, der nur in diesen Tagen seine »Bude« aufzugeben und sich mit irgendeiner unbequemen Schlafgelegenheit zu begnügen genötigt war, sofern er nicht überhaupt verreiste. Seit 1699 — August der Starke hatte diesen Brauch eingeführt — war auch der Hof regelmäßig in Leipzig zur Messzeit anwesend. Das »Königshaus« am Markt war dann das Absteigequartier des Fürsten, und oft genug hat dort, zur Augenweide der Leipziger Bevölkerung, offene Tafel stattgefunden. Dazwischen bewegten sich wiederum auch die Fuhrleute, Packernechte und Messhelfer, die oft von weither mitgekommen waren und mancherlei Mundarten redeten, und wußten sich, da niemand gern einem Hagel von Kern- und Kraftworten sich aussetzen mochte, stets Ellbogenfreiheit zu sichern.

Aber ganz wie heute hat die größere An-



Der Messfremde um 1850  
Zusammenfassung von G. Sundblad

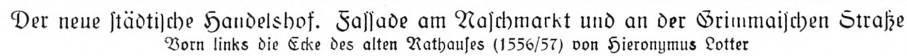


Die Ratharinenstraße zur Messe im Jahre 1850  
Nach einem Holzschnitt

ziehungskraft auf das harmlos genießende Publikum nicht die Wirtschaftsmesse, deren Wesen dem nichtkaufmännischen Leipzig doch verschlossen blieb, sondern die Schaumesse ausgeübt. Der Rahmen lockte stärker als das Bild. Hättest du im 18. Jahrhundert einen durchschnittlichen Leipziger nach der Messe gefragt, er würde dir ohne Zweifel vor allen andern Dingen vom Rhinoceros erzählen und von den Gauflern, Kunstreitern und fahrendem Volk vor dem Peterstor oder in der Funkenburg, wo es die gute Gose gab. Seit 1787 gehörten dann die Ballonfahrer zu den besonderen Lieblingen des Messpublikums, und um 1800 zogen die Guckkästen und Dioramen alt und jung herbei, wobei es noch ein Nizel mehr war, wenn deren Besitzer gleich der berühmten Schandauer Ruhme über sprichwörtliche Grobheit verfügte. Bildungsbesessene aber kamen beim Stand des Antiquars auf ihre Rechnung, und ein auf die primitivsten Ansprüche verzichtendes, im Bücherstaub schier verkommendes Original, wie der »Diogenes« Helmert, hat mehr als einen be- redten Schilderer gefunden.

Es war diese Seite des Messlebens und





Mittel der Bedürfnisbefriedigung.« Und neben Hassle erhob mancher, vielleicht minder befugt, aber dann um so lauter, klagend oder anklagend seine Stimme über den Verfall der Leipziger Messe.

Als 1885 Ernst Hassé, der bekannte Auslandspolitiker, seine grundlegende Forschung über die Geschichte der Leipziger Messe veröffentlichte, da glaubte er seine Aufgabe nahezu als einen Nekrolog auffassen zu können: »Daß die Messen eine abgelebte Handels- und Verkehrseinrichtung sind, ist beinahe schon zum Gemeinplatz geworden. Andre Zeiten, andre Bedürfnisse, aber auch andre

Doch gleichzeitig bildet sich wieder eine neue Form der Messe, die Mustermesse, heraus. Das Bedürfnis entwickelt sich in besonders feinen und gebrechlichen Warenzweigen, in der Keramik, in Glas-, Holz- und Leder-, Kurz- und Galanteriewaren, Papier, die ja noch heute einen bedeutenden Umfang auf der neuen Messe einnehmen,

und übertrug sich dann auf andre Fabrikationsgebiete. Denn die Mustermesse konnte zugleich auch den Vorteil einer dauernden Handels- und Gewerbeausstellung bieten und einen ständigen vergleichenden Überblick über Fortschritte und Neuheiten vermitteln. So war der Abnehmer nicht mehr so stark auf das Urteil des geschäftlich doch stets voreingenommenen Firmenvertreters angewiesen, während sich namentlich der Qualitätsbetrieb gar keine wirksamere Reklame wünschen konnte. Darin liegt zugleich der innere Grund, weshalb die Mustermesse eines Tags auch Fühlung mit den Veredlungsbestrebungen gewinnen mußte, wie sie vom Werkbund und namentlich einer Anzahl von Kunstgewerblern getragen werden.

In den neunziger Jahren werden die



Speck's Hof in Leipzig (Messpalast). Front an der Reichsstrasse und am Schuhmachergäßchen

neuen Bedürfnisse immer klarer erkannt. 1896 wird der erste moderne Messpalast in dem umgebauten städtischen Kaufhaus eröffnet. Die



Die Petersstrasse zur Leipziger Messe

Augs. Lenz & Co., Leipzig



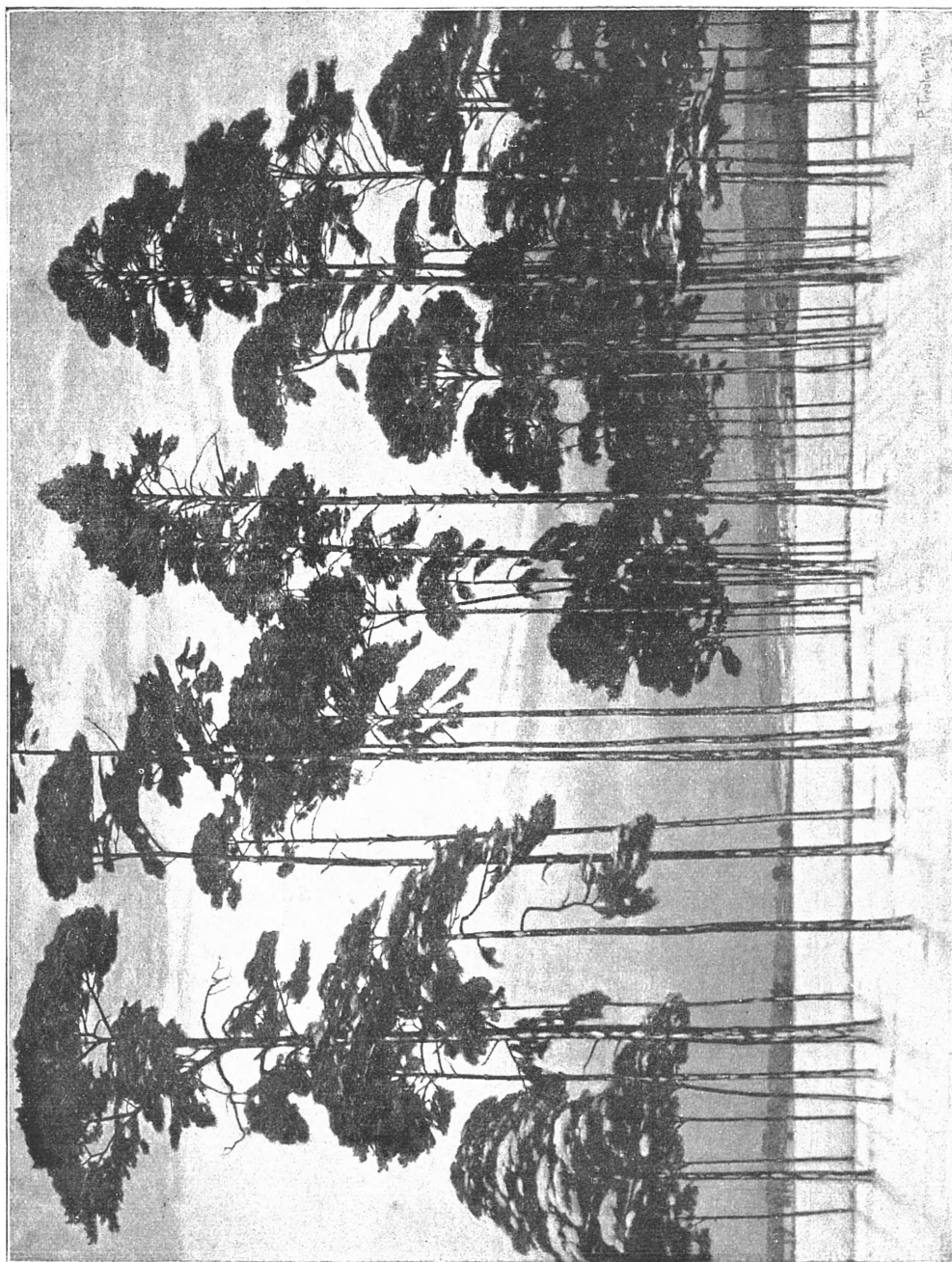
Auffn. Hermann Walter, Leipzig

## Das Innere des Kaufhausjaales zur Messe

Gründung privater Meßkaufhäuser schließt sich seit 1897 an, und, wie einst die alten Höfe der Barockzeit, sind sie das kennzeichnende Gebäude des modernen Leipzig. Im ganzen bestehen jetzt 22 private Kaufhäuser im Werte von zusammen 70 Millionen Mark, von denen jedes Hunderte von Ausstellern faßt. Dabei scheidet jetzt die Kleinmesse völlig aus diesem Rahmen aus; sie wird zeitlich von der »Grosso«-messe getrennt und findet seit 1907 auf dem Meßplatz vor dem Frankfurter Tor ihre besondere Stätte. Als nach 1896 das Verkehrsnetz der elektrischen Bahnen sich weit durch die Stadt zu spannen beginnt, gibt es für die Buden und Stände auf den Straßen nicht mehr Raum. Aber ein andres, flüchtigeres Straßenleben wächst, und die Plakatträger und Sandwichmen erscheinen dem naiven Beobachter heute vielleicht als die Hauptsehenswürdigkeiten der Engrosmesse.

Am besten aber wird die neue Entwicklung durch den Vergleich der Besucherzahlen verdeutlicht. Die Ausstellerzahl wuchs von 1897 bis 1903 und 1914 von 1400 über 2658 auf

4213, die Zahl der Einkäufer aber in der gleichen Zeit von 1700 über 7534 auf 15 741. Die Einkäuferzahl also — und das war das Gesunde in der Entwicklungstendenz — ist erheblich stärker als die Zahl der Aussteller. Das Ausland (Deutschland und Österreich-Ungarn wird dabei als Inland betrachtet) war unter den Ausstellern mit etwa  $2\frac{1}{2}\%$ , unter den Einkäufern mit etwa 15 % vertreten. Das feindliche Ausland hat es an Versuchen, Konkurrenzgründungen zur Leipziger Messe hervorzurufen, nicht fehlen lassen, mit besonderer Hartnäckigkeit in Lyon, wo von Zeit zu Zeit »La foire d'échantillons de Lyon« stattfindet. Aber alle diese Versuche und die durch den Krieg geschaffenen Wirtschaftsverhältnisse haben die Leipziger Messe nicht lahmzulegen vermocht. Die Ausstellerzahl hat sich auf der ansehnlichen Höhe von 2000 bis 2500 während der letzten drei Kriegsmessen gehalten und ist dabei von 1915 auf 1916 gestiegen. So ist auch die Leipziger Messe ein Beweis für die wunderbare wirtschaftliche Anpassungskraft, die das deutsche Volk während des Weltkrieges bewiesen hat.



Rudolf Treuter: Winterabend

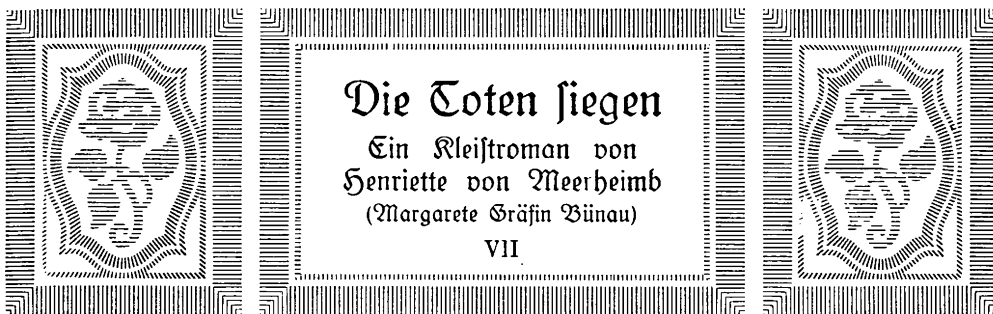
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916

Auſa. von Hermann Rod in Berlin









Eine bleierne, freudlose Stimmung lag über Berlin. Die öffentliche Ruhe wurde zwar nicht gestört; auch nicht durch den Transport der Schillschen Leute, die man als Arrestanten behandelte. Selbst die Nachricht von Schills Erschießung erregte nur matte Neugier, keinen Auslauf. Die allgemeine Unzufriedenheit äußerte sich nur in allerlei Mörgeleien; keine fortreibende Leidenschaft flammte in den Bürgerseelen empor.

Ja, das sich großstädtisch dünkende Berlin war in diesen traurigen Tagen der Napoleonischen Unterdrückung ein flatschfüchtiges Krähwinkel mit vielen literarischen Zirkeln, dem »Tugendbund« an der Spitze, und einer Beamtenchar, die nur Subalternengehorfam gab und forderte. Noch rüttelten Fichtes »Reden an die deutsche Nation« vergebens an den matt und stumpf schlagenden Herzen. Doch unter dem Schutt der Entmutigung und der Gleichgültigkeit, die noch über Preußen lag, bereitete sich im geheimen schon eine Erneuerung des politischen und wissenschaftlichen Lebens vor, dank der geistigen Energie eines Fichte, Schleiermacher, Wolf und Humboldt.

Die preussischen Reformen auf politischem und militärischem Gebiet setzten langsam und geheimnisvoll ein. Sie wurzelten in den genialen Köpfen der Hardenberg, Stein, Scharnhorst und Gneisenau, die, unberührt von der spießbürgerlichen Mörgelesucht ihrer Zeitgenossen, den Grundstein legten, auf dem ein neues, gewaltiges Preußen erstehen sollte.

So sehr auch im allgemeinen die Ansichten der Berliner Bewohner auseinandergingen, darin stimmten sie überein: ihr König müsse endlich wiederkommen und sein Hoflager von Königsberg nach Berlin verlegen. Schon Anfang Dezember 1808 hatte die französische Besatzung Berlin verlassen. Für die getreuen Untertanen fiel damit der letzte Grund, weshalb ihr König mit seiner Familie nicht zurückkehren wollte.

Der arme König befand sich in einer fürch-

terlichen Lage. Er durfte die sich überall äußernden patriotischen Gesinnungen nicht ermutigen, um bei Napoleon keinen Anstoß zu erregen. Aus demselben Grunde bestätigte er mit blutendem Herzen Schills Todesurteil. Außerdem zögerte seine ruhig abwägende Natur immer vor raschen Entschlüssen, und in der Tat wäre auch jetzt, ehe die langsam einsetzende Reorganisation des Staates und des Heeres vollendet war, eine offene Fehde gegen Napoleon verfrüht gewesen. So verschob denn Friedrich Wilhelm seine Rückkehr nach Berlin von einem Tage zum andern. Endlich, im Dezember 1809, einen Tag vor Weihnachten, zog das Königspaar wieder ein. Alle Glocken läuteten. Die Kanonen donnerten. Die Bürger umdrängten die so lange entbehrte königliche Equipage. Aber als ob ihnen der Anblick des tiefen Ernstes, der Friedrich Wilhelms Züge verbüßerte, die blasser Gesichtsfarbe und die verweinten Augen der schönen Königin erst die ganze Fülle des über Königshaus und Vaterland hereingebrochenen Unglücks klarmachten, verstummten plötzlich die lauten Jubelrufe. Dem Volk kam die volle Tragik des Augenblicks zu Bewußtsein. Der ersehnte Einzug wurde kein Festtag, sondern ein erschütterndes Symbol des allgemeinen Elends.

Der Hof lebte seitdem völlig zurückgezogen. Nur die nächsten Freunde und die Männer, von denen die Königin eine Umgestaltung der trostlosen Zustände erhoffte, fanden sich oft im Schloß ein. Auch Maria von Kleist war wieder ein häufiger, gerngesehener Gast bei der Königin. Das tiefe Elend führte diese beiden verwandten Frauenseelen noch enger zusammen.

Die Königin trug jetzt statt ihrer lichten Gewänder am liebsten schwarze Kleider. Auch Frau von Kleist mochte die Trauer um ihren vor einigen Jahren gestorbenen Bruder Peter nicht ablegen. Der Major von Gualtieri war kurz nach seinem Eintreffen in Madrid gestorben.

Maria konnte diesen Verlust nie verwinden. Mit Peter ging der Mensch aus ihrem Leben, auf dessen Liebe, Schutz und Verständnis sie stets rechnen konnte. Die jahrelange Abwesenheit ihres Mannes, der einen Posten in unmittelbarer Nähe des Königs bekleidete und deshalb ebenfalls in Königsberg bleiben mußte, erleichterte ihr den Entschluß, in äußerlicher Freundschaft, in innerlich desto unföhllicherer Feindschaft ihre Ehe mit ihm weiterzuführen.

Friedrich Wilhelm von Kleist hatte mit männlicher Stumpfsheit wirklich noch nie bemerkt, was in seiner Frau vorging. Sie nahm, wenn er nach Hause kam, Rücksicht auf seine Wünsche, achtete seine pedantische Rechtshaberei, widersprach höchst selten, schrieb ihm während ihrer Trennung von den Fortschritten des Sohnes, über Geld- und andre äußere Angelegenheiten. Mehr verlangte er von seiner Gattin nicht, deren vornehme Schönheit seine im Grunde grobsinnliche Natur nur vorübergehend fesseln konnte. Als Frau kam sie für ihn schon seit vielen Jahren nicht mehr in Betracht. Maria war die Mutter seines Sohnes, die Repräsentantin seines Hauses — das genügte ihm. Er fühlte sich daher recht zufrieden mit dieser Einrichtung, die ihm die Freiheit ließ, in vorsichtiger Verborgenheit seinen sinnlichen Trieben zu folgen.

Mit dem Königspaar kehrte auch der Oberst von Kleist in seine Berliner Häuslichkeit zurück. Gnädig sprach er seine Zufriedenheit mit allem aus. Maria erzog den Sohn in seiner Abwesenheit wirklich gut und verwaltete auch das Vermögen richtig. In seinen Zimmern fand er die alte Ordnung; jede Zeitung lag genau auf dem gewohnten Platz. Die eisige Kälte, mit der Maria ihn begrüßte, kümmerte ihn wenig. Sie selbst erschien ihm mit ihren siebenundvierzig Jahren als eine alte Frau, die keine Liebe mehr beanspruchen konnte.

Maria hatte in den letzten Unglücksjahren sehr still nur ihren Pflichten, besonders der Erziehung ihres Sohnes gelebt. Heinrich von Kleists Briefe, seine eingesandten Manuscripte waren die Licht- und Glanzpunkte ihrer einförmigen Tage. An den vielen Enttäuschungen, die er mit seinen Werken erdulden mußte, den Anfeindungen seiner geheimen Rivalen, der Stumpfsheit des Publikums, an dem allen trug sie fast ebenso schwer wie er selbst.

Trotzdem sie jetzt seit vielen Monaten nichts von ihm gehört hatte, lebte eine unzerstörbare Hoffnungskraft in ihrem Herzen, die Hoffnung eines Wiedersehens, eines Wiederfindens, vielleicht einer ewigen Vereinigung, wenn sie die Scheidung von ihrem Manne erreichte. Von diesen Plänen schrieb sie nichts. Weder ihre nächsten Verwandten noch Heinrich selbst sollten etwas davon ahnen, bis alles fertig war. Ihn, den feinfühlenden Mann, wollte sie nicht in einen widerwärtigen Scheidungsprozeß hineinverwickeln. Nur das entscheidende Wort: »Ich bin frei! Nun kann ich dein sein, wenn du mich noch liebst!« wollte sie ihm einst sagen.

Die Hoffnung auf diese Aussicht vergoldete die trübselige Gegenwart. Ihre Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit Heinrich. Täglich erwartete sie irgendeine Botschaft von ihm. Daher erschraf sie kaum, als der Diener ihr plötzlich Heinrichs Namen meldete und er selbst gleich darauf vor ihr stand.

Eine Sekunde stockte ihr Herzschlag. Dann lief sie ihm mit einem weichen Laut — halb Freude, halb Weh — entgegen: »Du — du bist wieder da!«

Zum erstenmal in ihrem Leben gebrauchte Maria diese vertrauliche Anrede. In ihrem Herzen freilich hatte sie ihn in den langen einsamen Jahren immer so genannt, darum kam ihr das Du in dieser ersten Wiedersehensstunde von selbst über die Lippen.

»Maria, so empfängst du mich?« Ein glückseliges Lächeln ging über Kleists eigentümlich gespannte Züge und veränderte den Ausdruck des abgemagerten Gesichtes vollständig.

»Ja, so empfangen ich dich. Wie einen heimkehrenden Geliebten, einen werten, verlorenen Freund, wie den Menschen, der mir mit meinem Sohne zugleich der teuerste auf der Welt ist.«

Die Rührung machte ihn stumm. Er war es nicht mehr gewöhnt, daß sein Kommen solche Freude hervorrief; wenn er seine Familie in Frankfurt aufsuchte, glitt immer ein leichter Schreck über Ulrifens Züge, weil sie stets eine neue Geldsorge befürchtete und niemals gute Botschaft erwartete.

Hier war's anders! Maria fragte nach nichts. Sie erhob keine Vorwürfe, sie drückte ihn in seinen alten Lieblingsstuhl am Fenster und machte es ihm behaglich. Erzählen durfte er nur das, was er selbst gern mochte.

Zuerst sprach sie von den guten Fortschritten des Sohnes, der bereits im nächsten Jahre das elterliche Haus verlassen sollte. Heinrich wunderte sich, daß sie dies mit so offener Freude sagte.

»Christian darf kein Mutterjöhnchen werden,« erwiderte Maria schnell, die sein leichtes Befremden merkte: »Und dann — du weißt ja, Heinrich, daß mein Verhältnis zu meinem Mann stets sehr kühl gewesen und auch geblieben ist. Christians kindliche Harmlosigkeit erkannte das bisher nicht. Jetzt, mit erwachendem Verständnis, würde er Fragen stellen, die ich nicht beantworten möchte. Darum ist es besser, er kommt aus dem Hause, ehe sich das alles noch mehr zuspitzt.«

»Die jahrelange Abwesenheit deines Mannes war doch gewiß in mancher Beziehung schwer für dich, Maria?«

Sie lachte leise: »Eine Erlösung war's! Doch sprechen wir nicht über dieses peinliche Thema. Von dir möchte ich hören.«

»Gutes und Schlimmes muß ich berichten, Maria.«

»Nur zu! Aus vielen Schmerzen und seltenen Freuden besteht unser Leben. Seitdem du Dresden verlassen hast, weiß ich nichts mehr von dir, Heinrich. Sogar an Ulrike wandte ich mich vergebens.«

»Mein Dasein war eine Odyssee. In Prag und Wien, überall bin ich teils allein, teils im Auftrag des Barons Buol herumgereist. Die glückliche Schlacht von Aspern belebte alle unsre Hoffnungen wieder. Buol und Friedrich Schlegel förderten meine Idee, in Prag eine Zeitschrift zu gründen. Das Gefuch an den Minister sollte bereits abgehen, da kam die Schlacht von Wagram und vernichtete alle diese Hoffnungen. Der Friede von Schönbrunn besiegelte Österreichs Schmach.«

»Nein, das tat erst die Heirat von Kaiser Franz' Tochter Luise mit Napoleon,« antwortete Maria ernst. »Das ist die wahre Schande. Was vorher war, muß man Unglück, nicht Schuld nennen.«

Kleists blaue Augen wurden beinahe schwarz vor Erregung, wie immer, wenn die Rede auf Napoleon kam: »Die ewige Gerechtigkeit zögert lange. Einst wird ihn die Vergeltung treffen. Wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten,« sagte er finster. »In Wien habe ich dann wirklich, ebenso wie in Bamberg, eine Aufführung meines »Räthchen von

Heilbronn« erreicht. Der Erfolg war mäßig. Die »Hermannsschlacht«, weil in der Tendenz gegen Napoleon und die Franzosen gerichtet, wagt niemand aufzuführen. Man gab mir den Rat, nach Berlin zu gehen. Hier will ich versuchen, durch Iffland das »Räthchen« am Nationaltheater anzubringen. Der Buchhändler Reimer gibt inzwischen meine Prosarbeiten heraus. Noch eine Idee habe ich, wenn sich die verwirklicht ...« Kleist stieß seinen Stuhl zurück und ging erregt im Zimmer hin und her. »Weißt du, wen ich hier in Berlin traf?« fragte er und fuhr, da Maria den Kopf schüttelte, lebhaft fort: »Adam Müller, denselben Adam Müller, mit dem ich in Dresden den »Phöbus« herausgab. Der schrieb inzwischen ein Buch über Staatskunst, das ich sehr bewundere.«

»Von Müller hörte ich bereits. Er gilt für einen klugen Kopf, doch keinen ganz einwandfreien Charakter,« bemerkte Maria zögernd.

»Man tut ihm unrecht. Wir haben uns versöhnt und ausgesprochen. Müller ist jetzt mit Frau von Haza, die sich seinerwegen scheiden lassen mußte, verheiratet. Er lebt in glücklicher Ehe, ist aber verbittert, weil die preussische Regierung von seinem Buch wenig Notiz nimmt und ihn nicht anstellt. Wir planen noch einmal die gemeinsame Gründung einer Zeitschrift.«

»Bei den jetzigen Zuständen scheint mir das eine gefährliche Sache zu sein, Heinrich.«

»Gerade das reizt mich. Inzwischen haben wir auch Erfahrungen gesammelt. Diesmal werde ich vorzügliche Mitarbeiter werben. Beim »Phöbus« blieben sie aus. Müller und ich mußten alles allein schreiben. Das langweilte unser Publikum. Jetzt dagegen — Ompteda, Arnim und Brentano sagten mir schon Beiträge zu. Außerlich soll die Zeitung natürlich ganz harmlos aussehen. Ihr geheimer Zweck ist, gegen Napoleon zu agitieren.«

»Heinrich, die Regierung ist sehr vorsichtig Napoleon gegenüber, kleinmütig und verzagt. Was ich tun kann, um dir zu helfen, das soll geschehen.«

»Das weiß ich, Maria.«

»Wenn du zum Beispiel unsrer Königin näherträtest?«

»Wie sollte ich das können — ohne Rang, ohne Namen!«

»Namen! Ich dachte, der Name Kleist

öffnete jede Tür, und wenn du sagst, daß ein Schauspiel von dir bereits aufgeführt ist, so bist du doch auch kein Dichter ohne Ruf.«

»Der Erfolg des ‚Räthchens‘ befriedigte weder mich noch das Publikum. Es ist auch nicht mein bestes. Um dies Schauspiel aufgeführt zu sehen, mußte ich daran herum-schneiden und -basteln und mein eignes Kind grausam verstümmeln.«

»Gleichviel! Iffland nimmt's sicher, wenn du eine bei Hof bekannte Persönlichkeit bist.«

»Aus dem Grunde möchte ich nicht anerkannt werden. Meine Dichtungen allein sollen wirken.«

»Ja doch, du Troßkopf, das hindert aber doch nicht, daß ich dein Erscheinen beim nächsten Hoffest wünsche.«

»Ich denke, man lebt hier ganz zurückgezogen?«

»Ja, nur am 10. März, dem Geburtstag der Königin, soll endlich einmal wieder ein großes Fest stattfinden. Dazu erreiche ich eine Einladung für dich und auch, daß du der Königin ein Huldigungsgebidt auffagen darfst. Heinrich, du schreibst mir so schöne, tiefempfundene Worte aus Königsberg über die Königin.«

»Sobald ich wieder in deiner Nähe bin, Maria, bin ich willenlos. In diese zwei schönen Hände lege ich vertrauend mein Geschick.«

»Wirklich? Willst du das tun?« Maria wurde hinreißend schön, als sie diese Worte sprach. Die Schatten des nahenden Alters, die bitteren Linien, die Enttäuschung und Kummer in seinen Strichen um den weichen Mund gezogen hatten, waren plötzlich wie weggewischt.

»Alles tue ich, in alles füge ich mich, wie du es bestimmst,« antwortete Kleist, indem er jeden Finger ihrer Hand einzeln küßte. Sie lächelte über seine Kinderei und fand sie doch entzückend. Seit Jahren hatte kein Mann ihr ein Liebeswort gesagt, sich an ihrer Schönheit gefreut. Wie eine Verhungerte sog sie Heinrichs Bewunderung ein.

Er bemerkte, daß eine Veränderung mit ihr vorgegangen sein mußte, wenn ihm auch der Grund nicht klar wurde. Ihre hingebende Weichheit ließ seine nie ganz erkaltete Leidenschaft wieder hoch aufflammen. Nur sie befriedigte seinen Geist und sein Herz zugleich.

Wie in der ersten Zeit seiner jungen stürmischen Liebe umwarb er sie. Maria war glücklich. Eingesponnen in ein Netz von goldenen

Sonnenfäden erschienen ihr die grau-dämmerigen Winter- und ersten Frühlingstage, die Berlin in Nebel und wäßrigen Schneeregen einhüllten.

Der Oberst von Kleist äußerte in schroff absprechender Art seine Mißbilligung, daß Maria eine Einladung für seinen »mißratenen Vetter« (anders nannte er Heinrich nie) und sogar die Erlaubnis für ihn erlangt habe, bei der Geburtstagsfeier ein Huldigungsgebidt für die Königin sprechen zu dürfen. »Ohne vorher mit mir Rücksprache zu nehmen, durstest du das nie tun!« tabelte er seine Frau. »Ich hätte dich jedenfalls an diesem törichten Unternehmen gehindert.«

»Das wußte ich. Darum sagte ich nichts vorher, sondern beriet alles mit Frau von Berg, der Gräfin Voß und Ihrer Majestät selber,« antwortete Maria kühl.

»Über meinen Kopf weg — das ist unpassend!« brauste er auf.

»Über passend und unpassend und was sich für mich und dich schiedt — darüber gingen unsre Ansichten stets sehr weit auseinander,« versetzte sie mit so deutlicher Verachtung im Ton, daß ihm das doch auffiel.

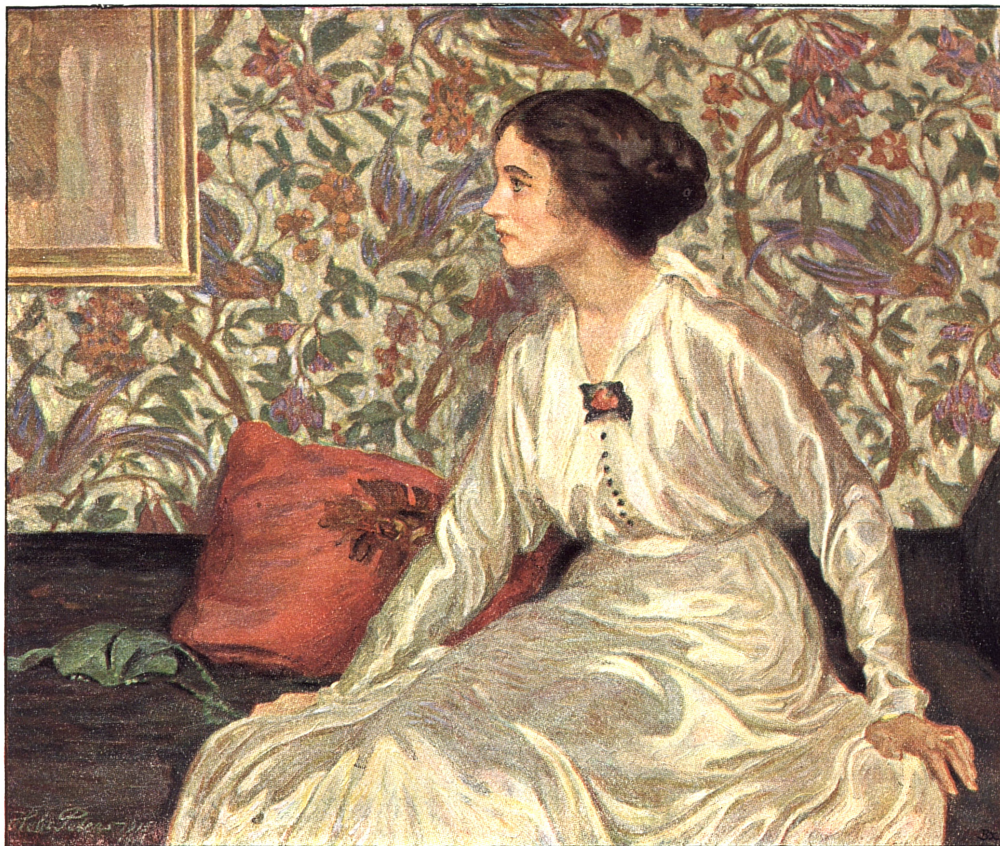
Maßlos erstaunt und empört sah er sie an. Was sollte das heißen? Rebellion in seinem eignen Hause? Widerstand von seiner Frau, die er kommandieren wollte, wie das ihm kürzlich unterstellte Regiment?

»Willst du mir erklären ...« fing er zornbeugend an.

»Nein.« Ihre Stimme klang unverändert ruhig. »Noch nicht. Ich kann warten und schweigen, wie ich bisher geschwiegen habe. Nur das sollst du wissen, was Heinrich betrifft, den ich wie jeder, der ohne törichtes Vorurteil an ihn herangeht, als Mensch und als Dichter hochschätze, lasse ich mir keine Vorschriften machen. Ich werde ihm helfen, wo und wie ich kann.«

»Du hast eine ganz alberne Vorliebe für dieses schwarze Schaf in unsrer ehrenwerten Familie,« spottete er. »Wärst du nicht eine Frau, die beinah Heinrichs Mutter sein könnte, so würde ich glauben müssen, du siehest in ihn verliebt.« Er lachte roh und spöttisch.

Maria erblaßte. Ihr heißes Blut wallte. Ihre schwarzen Augen funkelten. Aber noch einmal gelang es ihr, die Worte, die über ihre Lippen stürzen wollten, gewaltsam festzuhalten. »Auf dies und manches andre werde ich dir Antwort geben, sobald Chri-



Hela Peters:

Selbstbildnis

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916





stian aus dem Hause ist. Er soll keinen Streit zwischen seinen Eltern sehen,« sagte sie nach einer Weile beherrscht. »Aber ich verbitte mir, daß du über meine Beziehungen zu Heinrich sprichst. Hörst du, ich verbitte mir das!«

»Sind diese Beziehungen so zart, daß ein Wort sie beschädigen kann?« spottete er. Der Hohn klang nicht ganz natürlich. Die Haltung, die seine Frau plötzlich einnahm, ärgerte ihn, obwohl sie ihm imponierte.

»Ja, diese Beziehungen sind zart und schön,« entgegnete sie gelassen. »Daher werden sie deiner Natur ewig unverständlich bleiben. Aber so zarte Dinge sprich lieber nicht. Du blamierst dich nur.«

»Ich mich blamieren? Das wäre das erste Mal.« Er reckte seine steife Figur noch gerader. Der Blick, den er ihr zuwarf, sollte sie vernichten.

Sie fing ihn nicht nur ruhig auf, sondern gab ihn mit so eisigem Hohn zurück, daß es dem gefürchteten Herrn Oberst doch plötzlich unheimlich und sonderbar zumute wurde. War seine Frau wahnsinnig geworden? Welch böser Geist fuhr in sie? Sehr gern hätte er der in ihm kochenden Wut Ausdruck verliehen. Doch mußte er sich Maria gegenüber in acht nehmen. Die Königin Luise hegte nun einmal eine ausgesprochene Vorliebe für sie. Maria spielte bei Hof keine kleine Rolle. —

Das sah er wieder recht deutlich, als wirklich am 10. März der Geburtstag der Königin großartig gefeiert wurde. Zuerst ein Diner in den königlichen Gemächern, dem er und Maria beiwohnten, und abends eine große Cour und Ball im Weißen Saal. Man soupierte an kleinen Tischen. Friedrich Wilhelm von Kleist befand sich in bester Laune, dank der vielen Anreden und Auszeichnungen, die die hohen und höchsten Herrschaften für ihn und seine Frau hatten. Daß wirklich Heinrich von Kleist erscheinen durfte, störte allerdings etwas seine Stimmung.

Der Ball war eben zu Ende, als der Dichter auf einen Wink der Oberhofmeisterin vor die Stühle der Majestäten trat und mit lauter, wenn auch vor innerer Erregung ab und an zitternder Stimme sein Huldigungsgedicht hersagte. Die übrigen Gäste drängten sich so dicht heran, wie die Zeremonie es erlaubte, um die Worte deutlich zu hören.

Der Dichter selbst bemerkte nichts von

den ihn umgebenden Menschen. Er sah weder die bunten Seidentkleider noch die nickenden Federn, die bligenden Brillanten und die langen Ordensreihen. Er sah nur die zwei wunderbaren, überirdisch glänzenden Augen in dem schmalen, durch Leiden vergeistigten Gesicht seiner Königin, als er sprach:

»Erwäg' ich, wie in jenen Schredenstagen  
Still deine Brust verschlossen, was sie litt,  
Wie du das Unglück mit der Grazie tritt  
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen;  
Wie von des Kriegs zerriss'nem Schlachtenwagen  
Selbst oft die Schar der Männer zu dir schritt,  
Wie trotz der Wunde, die dein Herz durchschnitt,  
Du stets der Hoffnung Fah'n' uns vorgetragen,  
O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen.  
Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen —  
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht.  
Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir um-  
schimmert.

Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,

Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.«

Zwei große Tränen hingen an den braunen Wimpern der Königin und fielen in den Schoß ihres weißen Spitzenkleides. Eine Sekunde dauerte es, ehe sie sich fassen und dem bescheiden zurücktretenden Kleist die Hand reichen konnte: »Ich danke Ihnen,« sagte sie ganz leise.

Der süße, wehmütige Klang ihrer Stimme ging dem Dichter mitten durchs Herz, als er die zarte Hand der Königin küssen durfte.

Um den Lobsprüchen der Hofgesellschaft zu entgehen, wußte sich Kleist unbemerkt fortzustehlen. Ein Lakai ließ ihn aus einer sonst verschlossen gehaltenen Hintertür hinaus.

Auch dem nicht gerade poetisch veranlagten König gefiel Kleists Gedicht: »Recht ordentlich,« meinte er mit beifälligem Nicken zu dem Oberst von Kleist, der erst bewunderte, als er den Beifall der höchsten Herrschaften bemerkte. »Würde gern was für Ihren Vetter tun — unruhiger Kopf — liebe sonst solche Leute nicht ... Hätte Offizier bleiben sollen — oder an Kammer weiterarbeiten.«

»Sicherlich, Majestät, die größte Torheit beging mein Vetter, als er seinen Beruf aufgab,« versicherte der Oberst von Kleist. »Vom Dichten kann man doch wahrhaftig nicht leben.«

»Warum denn nicht?« Maria von Kleist, die dicht hinter der Königin stand, hatte dies Gespräch mit angehört und mischte sich jetzt

trotz dem Stirnrunzeln ihres Mannes ein: »Mein Vetter Heinrich wünscht eine Zeitschrift zu gründen. Auch ein entzückendes Schauspiel möchte er im Nationaltheater auführen lassen. Wenn er Euer Majestät gnädige Protektion dafür erlangen könnte, ist Offland gewonnen.«

»Wollen mal sehen.« Der König mochte nie gleich ein entscheidendes Ja oder Nein sagen. Erst wollte er wissen, welche Tendenz die beabsichtigte Zeitung und das Schauspiel haben sollten.

Trotzdem war Maria mit dem Erfolg des Abends sehr zufrieden. Die Königin war von Heinrichs schönem Gedicht zu Tränen gerührt gewesen. Daraufhin würde sie ihm sicher eine höhere Zulage bewilligen und sich auch für sein Schauspiel und die geplante Zeitung interessieren. Und was man bei Hof las und billigte, das lasen bald die Berliner Spießbürger in allen Häusern.

Maria blieb so eingesponnen in ihre Gedanken und Pläne, daß sie gar nicht hörte, was ihr Mann sagte, als sie zusammen nach Hause fuhren. Den Oberst von Kleist verdroß Marias Hineinsprechen in seine Unterredung mit dem König. Überhaupt fand er ihre Teilnahme für Heinrich übertrieben. Auch daß sie ihn mehrere Male, wie er bemerkt hatte, mit du anredete, obwohl die Verwandtschaft doch nur weitläufig sei, empfand er als unpassende Vertraulichkeit. Maria, die in ihren Spitzenschal gewickelt in der Wagenecke lehnte, ließ zuerst alles Reden und Schelten gelassen über sich ergehen, ohne zu antworten. Nur als das Verbot folgte, Heinrich fernerhin nicht mehr du zu nennen, richtete sie sich energisch auf. »Ich nenne ihn du und werde ihn bis an mein Lebensende du nennen. Ob es dir recht ist oder nicht, bekümmert mich nicht,« antwortete sie kurz.

Kleist fuhr auf. Der Degenknauf, den er zwischen den Händen hielt, flirrte gegen die Scheiben. »Was soll denn das nun alles auf einmal bedeuten? Bestreitest du mir etwa das Recht, Gehorsam von dir zu fordern? Soll ich dir nichts mehr verbieten können?« fragte er maßlos erstaunt.

»Jawohl, ich bestreite dir jede Rechte mir gegenüber,« entgegnete Maria scharf.

»Ich glaube, du hast den Verstand verloren. Seit einiger Zeit ist dein Benehmen völlig rätselhaft.«

»Die Lösung wird nicht mehr lange auf

sich warten lassen,« antwortete sie mit leisem Lachen.

Wirklich, sie lachte, sie konnte lachen, während er zürnte! Unerhört, unbegreiflich, unentschuldbar, wie ihr Betragen überhaupt! Wäre sie nur nicht die Freundin der Königin gewesen! Das legte ihm Rücksichten auf, und darauf pochte die Übermütige, die sich in den langen Jahren der Selbständigkeit offenbar seiner Autorität entwöhnt hatte. Grob, wenigstens einen stichhaltigen Grund für ihre Kühnheit gefunden zu haben, ließ der Oberst es diesmal mit einem mißbilligenden Kopfschütteln bewenden. Die Zeit würde schon kommen, wo er ihre Widerspenstigkeit bestrafen und brechen konnte.

Im Juni des Jahres 1810 erkrankte die Königin Luise an einem Herz- und Lungenleiden, das wohl schon lange durch den still getragenen Herzenskummer in ihr geschlummert haben mochte. Nach kurzem, namenlos schwerem Leiden starb sie in Hohenziegers, im Schloß ihres Vaters. Der König kam erst in den letzten Lebensstunden mit den zwei ältesten Söhnen aus Berlin herüber. In seinen Armen entschlief Luise, die die beste Frau und Mutter, eine unvergleichliche Königin gewesen war. Nicht nur ihre nächsten Freunde, nein, ganz Preußen betrauerte sie tief. »Der König, die Kinder, der Staat, der Hof — alle, ja alle haben alles in der Welt mit ihr verloren,« schrieb die alte Gräfin Voß, die Oberhofmeisterin, in ihr Tagebuch. Trotz ihrem namenlosen Schmerz — denn sie hatte die Königin als ihre Herrin hochverehrt und sie dabei wie eine eigne Tochter zärtlich geliebt — hielt sie sich gewaltig aufrecht, um den verwaisten Kindern und dem gebrochenen König eine Stütze zu sein.

Über dem ganzen Lande lag ein schwarzer Trauerschleier. Jeder wußte, was mit dieser unvergleichlichen Frau dahingegangen war. In der ersten Jugend heiter, voll Grazie und Übermut, wuchs sie durch die Leiden, die Not ihres Landes zu einer unnachahmlichen Größe heran. Nie an sich, nur an andre denkend, brachte sie die letzte Lebenszeit zu. Das Schicksal des Vaterlandes brach ihr Herz.

Maria von Kleist erfuhr durch Frau von Berg, die die Kranke pflegen durfte, alle Einzelheiten. Heinrich von Kleist fand sie in heißen Tränen nach solch einem Besuch der trauernden Freundin.

»Wir sind alle wie verwaist seit dem Tode der Königin,« klagte Maria. »Auch du, Heinrich, hast unendlich viel mit ihr verloren. Was willst du anfangen ohne die Pension der Königin? Ich bezweifle, daß der König alle die großartigen Wohltaten unsrer angebeteten Königin fortführen wird.«

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht,« antwortete Kleist einfach. »Ich werde mir schon zu helfen wissen. Ach, Maria, trotz alledem ist's doch eine schöne Zeit jetzt. Alles ist bedrückt und bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Aus diesem Hoffen, Verzweifeln, Ringen, Fallen und Aufstehen ist in diesen stillen Monaten ein Werk entstanden, mit dem ich selbst zufrieden bin. Höher hinauf kann ich nicht kommen.«

»Was ist das für ein Werk?«

»Ein Schauspiel aus der preußischen Geschichte. Der Prinz von Hessen-Homburg heißt's. Du sollst es lesen, Maria, du für dich allein. Ich hoffe, daß es auf der Bühne des Prinzen Radziwill aufgeführt wird. Man sagte mir das bereits zu, sowie die erste tiefe Trauer vorbei sei. Lies du mein Schauspiel zuerst, so, wie ich es niederschrieb, geändert, ausgestrichen, verschmiert. Du kennst ja meine Manuskripte.«

»Ich kann alles gut lesen, was du schreibst.«

»Ja, weil du mit der Seele, nicht nur mit den Augen liest, Maria.«

»Erzähle mir den Inhalt.«

Heinrich schüttelte den Kopf. »Nein, das heiße den Eindruck vorwegnehmen. Es ist etwas ganz Seltenes, ein zartes Märchenpiel umrahmt Anfang und Ende einer realistischen Tragödie, die den Helden zu dem tiefsten Abgrund führt, um ihn schließlich im Triumph zum Sieger zu erheben.«

»Dein eignes Geschick, Heinrich! So wird dir's auch noch gehen.«

Er beachtete den Einwurf kaum, so sehr beschäftigte ihn sein neues Werk. »Wie wunderbar und reich ist das Leben,« fuhr er lebhast fort. »Alles, was ich durchlitten habe, kann ich für meine Kunst verwenden. Die sieben Jahre meiner militärischen Laufbahn hielt ich einst für unwiederbringlich verloren, und in diesem Werke zeigte sich mir deutlich, wieviel ich ihnen zu danken habe. Ohne diese militärischen Erfahrungen hätte ich niemals mein Schauspiel schreiben können. In diesem Werke ist keine Dissonanz mehr, nur

noch ein voller reiner Schönheitsafford, in dem sich die Disharmonien auflösen. Kein patriotisches Stück wollte ich schreiben. Nur der psychologische Konflikt reizte mich. Ich glaube, die Lösung ist mir gelungen. Nur der von der Mitwelt verkannte, im Widerspruch mit sich selbst stehende, im Inneren zerquälte Mensch ist ein Held. Wie tief er leidet, wie tief er fallen kann, das zeigt sein Heldentum. Denn hindurch muß er kommen. Schmerz stählt und erhebt.«

»Du bist gewachsen in diesen Jahren, Heinrich, viel älter und reifer geworden.«

»Ja, Maria, zwischen uns besteht kaum noch ein Unterschied. Nicht wahr?«

Ihre Hände lagen hingegeben in den seinen. Eine zarte Röte überflog ihr blasses, verweintes Gesicht. »Heute ist noch alles dunkel, von Tränen über meiner Königin Tod beschattet. Doch auch für uns, Heinrich, wird wieder die Sonne scheinen. Glaube nur fest an mich! Jede meiner Handlungen ist ein Schritt, der uns unserm Ziele näher bringen soll, dem Ziele, dich berühmt und glücklich zu machen.«

»Ruhm und Glück wandten mir bisher beharrlich den Rücken.«

»Das sind Schicksalslaunen. Das Glück ist eine Göttin, und Frauen haben Launen, wie du weißt.«

»Du nicht — du schönste, beste, klügste aller Frauen.«

Er schloß sie in seine Arme, und Maria trank seine Liebesworte, seine Küsse wie eine Durstende. Die langen liebeleeren Jahre, die kalte Ehe, das alles erzeugte ein Verlangen nach Glück, nach Umworben-, Geliebtwerden in ihr, dem sie sich in dieser Stunde rückhaltlos hingab.

Sie mochte wohl selber fühlen, daß die Leidenschaft wie eine große Woge über ihren Köpfen zusammenzuschlagen drohte, wenn sie sich öfter allein sahen.

Heinrich war betrübt und enttäuscht, als er bald nach diesem Zusammensein einen Brief von Maria erhielt, in dem sie ihm schrieb, sie reise während der Sommerferien mit ihrem Sohn zu ihrer Freundin Luise von Voß aufs Land. Er möge ihr schreiben, so oft und viel er wolle, und stets fest an ihre Liebe glauben. Erst zum Herbst denke sie nach Berlin zurückzukehren. Zum erstenmal gebrauchte sie Heinrich gegenüber das Wort Liebe statt Freundschaft.



Heinrich empfand Marias Abwesenheit von Berlin sehr bitter. Um sich zu zerstreuen, ging er öfter aus. Bei Adam Müller verkehrte er häufig.

Müller war es auch, der den Gedanken, eine unterhaltende Zeitschrift zu gründen, immer wieder anregte. Kleist willigte ein. An die vornehme Ausstattung des »Phöbus« durfte man allerdings nicht denken. Mittel zu einer großen Revue standen nicht zur Verfügung. Doch auch in diesem unscheinbaren Blatt, das den schlichten Titel »Berliner Abendblätter« trug, reizte es Kleist, bald alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Er wollte wirken, wachrütteln und den Kampf gegen Napoleon, der später oder früher kommen mußte, schüren. Das blieb die geheime Absicht der »Abendblätter«, den Haß gegen den »Höllensohn« — anders nannte Kleist Napoleon nie — zu vertiefen und zu steigern. Offen ausgesprochen wurde das natürlich nicht. Aber selbst Blinde konnten es mit Pelzhandschuhen greifen. Schon die erste Nummer vom 1. Oktober 1810 brachte an ihrer Spitze ein »Gebet des Zoroaster«, das in Maskierung nichts andres war als Kleists leidenschaftlicher Aufruf an sein kläglich daniiederliegendes Volk.

Adam Müller verfolgte ganz andre Ziele. Offen gestand er das Kleist zwar nicht ein, und doch sollte diese neugegründete Zeitung nur das Sprechorgan seiner Erbitterung gegen die preußische Regierung sein, obwohl er dieser Regierung in den ersten Nummern fast widerlich schmeichelte. Er hoffte auf eine Anstellung an der Berliner Universität. So wie er einsah, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllen würde, änderte er den Ton seiner bis dahin von Lob über König, Kirche und Regierung triefenden Leitartikel. Er wurde renitent und begann sich aufzulehnen. Deutlich bemerkte er den Kampf, der gerade jetzt einsetzte, den Kampf des Geburtsadels mit der Regierung, und in seinem Kopf leuchtete der Gedanke auf, die Opposition der Junker, die ihre Privilegien durch die Hardenbergschen Reformversuche bedroht sahen, zu organisieren. Dadurch konnte er der Führer der Fronde werden, von der Regierung beachtet und gefürchtet.

Es blieb denn auch nicht aus, daß Müllers bissige Angriffe gegen die Regierung an höchster Stelle Aufsehen und Anstoß erregten. Die stets ängstlich besorgte Regierung war

schon über Kleists sehr durchsichtige Angriffe gegen Napoleon beunruhigt, jetzt kam noch Adam Müller dazu, der jede Vor- und Rücksicht außer acht ließ und daher der Regierung mit seinen Artikeln bald lästig und unbequem wurde. Da aber Kleist alles mit seinem Namen zeichnen mußte, so konnte man sich nur an ihn als den verantwortlichen Redakteur halten.

Während dieser aufregenden Zeit blieb Kleists sanftes, ernstes Benehmen immer gleichmäßig freundlich. Niemand hätte in seinem äußeren Wesen die rasende Leidenschaft erkannt, die ihn und daher auch seine Werke durchpulte. Mit den Jahren war er zwar nicht menschenfeindlicher, nur menschenfeuer geworden. Fremde Gesichter an der Wirtstafel berührten ihn häufig so unangenehm, daß er sich kaum beherrschen konnte, seinen Platz zu behalten, wenn er sich Fremden gegenüber sah. Selten sprach er, obwohl Arnim und Brentano sich eifrig bemühten, ihn zum Reden zu bringen. Beide fühlten eine gewisse Freundschaft für den seltsamen, ihnen im tiefsten Grunde doch völlig unverständlichen Mann.

Auch mit seinen Jugendfreunden Pfuel, Nühle, Schlotheim, Gleißenberg wechselte er nur noch selten Briefe. Seine Zeit war zu knapp zum Briefwechsel. Die Enttäuschung, die er empfand, daß sein Schauspiel nicht beim Prinzen Radziwill aufgeführt werden sollte, traf ihn hart. Dieser Demütigung mochte er brieflich nicht Ausdruck geben. Trotzdem ließ seine Schaffens- und Hoffungskraft nicht nach.

In dieser Stimmung besuchte er eines Tags zu einer geschäftlichen Unterredung den Buchhändler Reimer, der ihn, nach einer wenig erquicklichen Verhandlung, zum Tee einlud. Kleist wollte der Einladung ausweichen. »Ich mag keine Fremden sehen,« sagte er.

»Ach, es ist ja noch niemand weiter da,« entgegnete Reimer, »als der Rentant Vogel mit seiner etwas überspannten Frau. Die kennenzulernen wird Sie interessieren. Meine Frau wollte das schon längst vermitteln. Die Vogel ist auch eine gute Freundin von der Gattin Ihres Mitredakteurs Adam Müller und außerdem sehr musikalisch. Sie singt wundervoll. Beim Gesang wird sie schön, so wenig hübsch sie auch sonst ist.«

»Musik würde ich gern einmal wieder hören,« meinte Kleist immer noch unschlüssig

zögernd. »Um in Konzerte zu gehen, dazu fehlt es mir an Geld, und zum Klarinettenspielen für mich allein habe ich weder Lust noch Zeit.«

»Na also — dem Musik- und anderm Hunger kann bei mir abgeholfen werden.« Reimer faßte Kleist unter den Arm. Fast mit Gewalt zog er ihn in den Salon seiner Frau.

Frau Reimer, eine hübsche, behagliche Blondine, begrüßte Kleist herzlich. Mit großer Lebhaftigkeit machte sie ihn mit ihren übrigen Gästen bekannt, dem Rendanten Vogel, einem etwa fünfzigjährigen, bieder und nicht gerade sehr geistreich dreinschauenden Manne, dem Kriegsrat Pequillen, einem etwas sonderlich aussehenden Herrn mit einer mächtig breiten buntseidenen Halsbinde und einer fuchsroten Perücke über einer klugen, gedankenreichen Stirn und zwei seelenguten blauen Augen.

»Und dies ist meine liebe Henriette!« Frau Reimer umfaßte die beinahe körperlos schlanke Gestalt der Frau Vogel und führte sie zu Kleist. »Sie beide werden sich gut verstehen. Das weiß ich. Henriette schwärmt für Ihre Werke, lieber Herr von Kleist. Außerdem singt sie wie ein Engel.«

»Genug, genug!« wehrte Henriette ängstlich ab. »Wenn du das sagst, dann erwartet Herr von Kleist wirklich künstlerische Leistungen. Ich bin Dilettantin und singe nur, weil ich es nicht lassen kann.«

»Aus genau demselben Grunde dichte ich,« entgegnete Kleist. Die Äußerung der gar nicht hübschen, kränzlich aussehenden Frau berührte ihn sympathisch, weil sie sich völlig mit seinem Verhältnis zur Kunst deckte. Aberdies sahen ihn aus dem gelblich blassen Gesicht mit dem glatten dunklen Scheitel zwei wunderbare Augen an, deren eigentümliche Schönheit gar nicht zu den unregelmäßigen, verzerrten Gesichtszügen paßten, zwei große langbewimperte Augen von grünlichbrauner Farbe, mit einem Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht — Augen, die über alles Häßliche im Leben fortgleiten und nur in erträumten Fernen das Schöne und Ideale suchen.

»Laß dich nicht lange bitten, fange an zu singen!« drängte Frau Reimer.

Henriette, die von Kleists Gesicht dieselbe Bitte ablas, ließ sich nicht nötigen.

Reimer hatte recht gehabt. Sowie Henriette mit ihrer schmalen, zarten Hand die ersten Akkorde der Begleitung griff, ver-

änderte sich ihr Gesicht. Es war, als ob die Züge sich glätteten. Wie durch ein Transparent hindurch sah man in eine tiefe, heiße Seele.

Ihre weiche, glockenreine Altstimme setzte ein, und Henriette sang nach eigener Komposition:

»Führ' mich zu deiner Abendfeier,  
Göttin mit dem tiefgesenkten Schleier,  
Göttin der Gedanken und der Ruh'.  
Führe mich zum Freunde dir geboren,  
Fern von dem Geräusch der goldnen Toren  
Deinem dunklen Almenwalde zu.«

Und dann den Schlußvers:

»Leite mich, Geliebte, wenn ich sinke,  
Daß ich Kraft aus deinem Auge trinke,  
Wenn der Zweifel wühlend auf mich rückt;  
Wenn ich vor dem großen Vorhang stehe  
Und mit Zittern in die Tiefe sehe,  
Daß mich nicht der Zweifel niederdrückt.«

»Ein erhabenes Lied, und wundervoll singen Sie es,« sagte Kleist bewegt. Er trat zu Henriette, die nach dem letzten Akkord in eine andre Melodie überging. Ihr Gesicht sah rosig durchleuchtet, wie verklärt aus, die großen Augen strahlten. »Mein Gesang gefiel Ihnen?«

»Ewig könnte ich Ihnen zuhören.«

»Besuchen Sie uns bitte, Herr von Kleist. Dann sollen Sie mir zuhören, sooft Sie mögen.«

»Noch ein Lied,« bat Kleist.

Der Rendant Vogel und auch der Hausfreund Pequillen erhoben dagegen Einspruch. Man mußte bald nach Hause, und Henriette dürfe sich vorher nicht erhitzen.

»Du weißt, wie leicht du angegriffen bist, Bettchen,« mahnte Vogel. »Die ganze vorige Woche mußt du im Bett liegen.«

»Bitte, sprich nicht von meiner Gesundheit,« fiel Henriette gereizt ein. »Du weißt, das kann ich nicht leiden. Für jeden, außer dem Kranken selber, sind Leidensgeschichten uninteressant.«

Alle Heiterkeit war plötzlich wie mit einem Tuch von ihren Zügen fortgewischt. Sie sah wieder müde, verblüht und krank aus.

Kleist wunderte sich, daß er sie noch vor wenigen Minuten anziehend finden konnte. Trotzdem versprach er, bald seine Aufwartung zu machen. Denn auch der Rendant Vogel wiederholte dringend die Bitte seiner Frau. Dem guten Manne schien alles angenehm zu sein, was Freude in Henriettens Leben brin-

gen konnte. Sorgsam wickelte er sie in ein großes graues Umschlagetuch und zog ihr selbst warme Schuhe über ihre kleinen braunledernen Stiefeletten. Am Arm des Gatten, an der andern Seite vom Kriegsrat Pequilhen geleitet, trat Henriette ihren Heimweg an.

»Ist sie so kränklich?« fragte Kleist, der auf Reimers Bitten noch etwas blieb.

Frau Reimer zuckte mit einem Seufzer die Achseln. »Ich fürchte, Henriette hat ein schweres inneres Leiden,« antwortete sie nach einer Weile traurig. »Sie selber spricht nie davon. Man darf nicht nach ihrer Gesundheit fragen, sonst wird sie gleich verdrießlich. Aber der gute Vogel machte uns kürzlich Andeutungen, daß Henriettens Melancholie, unter der er mitleidet, nur von ihrer schwachen Gesundheit herrühre. Sonst gibt's auch wirklich keinen Grund dafür. Vogel trägt seine Frau auf Händen. Sie sind wohlhabend, und ihr Kind ist entzückend. Dazu ihr großes musikalisches Talent, angenehmer Verkehr. Vogel und Pequilhen erfüllen Henriette jeden Wunsch, den sie ihr an den Augen ablesen. Und doch ist sie oft todtraurig und so schwermütig, daß ich mich um sie ängstige.«

Was er jetzt von Frau Vogel hörte, regte Kleists Interesse wieder lebhaft an. Er beschloß in den nächsten Tagen seinen Besuch zu machen. Trotzdem kam er nicht dazu, denn die Widerwärtigkeiten mit der von ihm redigierten Zeitung nahmen zu und erforderten bald seine volle Aufmerksamkeit.

Die Zensur der Regierung setzte mit voller Strenge ein und beschnitt jeden Beitrag.

In seiner Bedrängnis wandte Kleist sich mit einem Bittgesuch an den Minister Hardenberg und erhielt nach längerem Warten den Bescheid, eine staatliche Unterstützung des Blattes wäre in Aussicht genommen, wenn sich dieses in eine zweckmäßige Zeitung verwandle. Das hieß mit andern Worten: Du darfst nur schreiben, was der Regierung angenehm ist. Jede Kritik wurde dadurch unterbunden, jeder Angriff untersagt.

Adam Müller raste. Er machte Kleist heftige Vorwürfe. Auch Arnim und Brentano kündigten ihre Mitarbeiterschaft auf, wenn die »Abendblätter« so kläglich abgeändert werden sollten.

»Niemand würde ich bei Ihnen solchen Wankelmuth erwartet haben!« tobte Müller. »Haben Sie denn kein Rückgrat?«

»Das wohl, nur kein Geld, lieber Müller,« antwortete Kleist ruhig. »Wenn die »Abendblätter« eingehen, stehe ich dem Nichts gegenüber. Meine Manuskripte schlafen in Reimers Truhe. Mein letztes Geld steckt in dem Zeitungsunternehmen. Ich begehre nichts, als eine unabhängige Stellung zu behaupten, um nicht auf die Unterstützung meiner Familie angewiesen zu sein. Das können Sie mir nicht verdenken. Durch Ihre Angriffe ist die Regierung gereizt worden. Jetzt muß eingelenkt werden.«

»Sie werden sehen, wie weit Sie damit kommen,« spottete Müller. »Mit dieser Regierung ist nichts anzufangen. Ich gehe mit meiner Frau nach Wien. Sehen Sie zu, wie Sie aus der Zwangslage herauskommen.«

Kleist hätte erwidern können, daß er nur durch Müller in diese peinliche Situation geraten sei. Seiner vornehmen, zurückhaltenden Natur war aber ein lauter Streit mit dem maßlos Hestigen, der leicht brutal wurde, unmöglich. Auch gab er sich selbst die Hauptschuld an allem. Warum las und korrigierte er nicht vorher Müllers Einsendungen, statt ihn ohne Widerspruch gewähren zu lassen? Mit Arnim und Brentano zusammen hoffte er auch ohne Müller genug interessanten Stoff dem Publikum bieten zu können. Er hat beide in rührenden Worten, ihn jetzt in dieser schwierigen Lage nicht zu verlassen, und erhielt auch das Versprechen, daß sie weiter für die »Abendblätter« schreiben wollten. Doch schwand beider Interesse mehr und mehr und drohte seit dem Konflikt mit der Regierung ganz zu erlöschen.

Da die »Abendblätter« jetzt nur noch gehorsam für und von der Regierung zurechtgeschnittene Artikel brachten, begannen die übrigen Zeitungen eine Konkurrenz zu fürchten und fühlten sich in ihren Privilegien verletzt. Der Erfolg dieser Erregung wurde eine Beschwerde beim Staatskanzler über seine Protektion eines privaten Unternehmens, das nur eine ephemere Erscheinung sein könne. Und die Regierung gab diesen Zeitungen recht und nahm alle ihre Kleist zugesagten Vergünstigungen wieder zurück.

In seiner Not — denn das Eingehen der »Abendblätter« bedeutete für ihn den finanziellen Ruin — wandte Kleist sich nochmals an den Staatskanzler, erinnerte an die ihm gemachten Versprechungen und schilderte sein Unglück. Vergebens! Hardenberg hielt es

nicht für der Mühe wert, auch nur zu antworten.

Der Dichter des »Prinzen von Homburg« fühlte selber am tiefsten seine eigne Erniedrigung, als er trotzdem nochmals wenigstens um eine geringe Entschädigungssumme bat.

Auch das schlug man ihm ab. Überall startete ihm Enttäuschung entgegen.

Es hilft alles nichts, Maria, ich bin bald am Ende.« Kleist ließ sich auf einen Stuhl in Marias Salon fallen.

»Wer wird denn gleich so mutlos sein!« schalt Maria sanft.

»Alles habe ich versucht. Du kennst meinen Konflikt mit der Regierung wegen der 'Abendblätter'. Konnte ich mich noch tiefer demütigen? Als Beweis von Gnade habe ich sogar um Übertragung der Redaktion des furmännischen Amtsblattes gebeten; auch diese Bitte fand kein Gehör.«

»Du mußt dich an den König wenden,« riet Maria nach kurzem Besinnen. »Reiche ein Immediatgesuch ein, in dem du dem König den ganzen Konflikt mit der Regierung genau schilderst, die traurige Lage betonst, in die du durch die Zugrunderichtung deiner Zeitung geraten bist. Bitte um eine Anstellung im Zivil oder Militär, verlange vorläufig ein Wartegeld, berufe dich auf die Gnade der verstorbenen Königin. Das muß den König rühren.«

»Auch das tat ich bereits vor drei Monaten. Eine Antwort erhielt ich bisher nicht. Ist das ein Elend, immer bitten, beinahe betteln zu müssen!« Kleist drückte die geballte Faust vor die Stirn.

»Du bittest ja nur um Arbeit. Das ist keine Schande,« tröstete Maria. »Lieber, geliebter Heinrich, höre auf mich — dieses eine Mal noch.«

»Bin ich dir nicht stets gefolgt?«

»So tue das auch jetzt. Laß noch ein Gesuch an den König abgehen. Ich werde dazu ein Begleitschreiben an Seine Majestät richten, in dem ich ihn über deinen Wert und deine Bedeutung aufkläre.«

»Alles wird wieder umsonst sein, Maria. Man kann mich nicht brauchen. Ja, man will mich nur los sein.«

»Das werden wir sehen!«

Mit der ihr eignen Lebendigkeit ging Maria an ihren Schreibtisch und ließ die Klappe herunter. Ohne langes Besinnen nahm sie

einen großen Bogen und schrieb. Die Feder flog über das Papier. Heinrich saß seitwärts von ihr. Ihr gemmenhaft feingeschnittenes Profil war ihm zugewandt. Er sah den Amriß der schmalen Wange, auf die die langen schwarzen Wimpern einen leisen Schatten warfen. Maria spürte seinen heißen Atem auf ihrem ein wenig entblößten Nacken. Mit einem Lächeln, die Feder in der Hand, sah sie sich um. »Du — zerstreue mich nicht! Sonst schreibe ich etwas Schlechtes über dich,« drohte sie.

»Schreibe später, wenn ich fort bin,« bat er stöhnend. »Ich sende dir ein neues Gesuch. Mit dem zusammen schicke dein Begleitschreiben ab! Jetzt in dieser Stunde gehöre mir, nur mir. Willst du? Wer kann wissen, ob's nicht unser letztes Zusammensein ist.«

»Weil ich bald verreise? Freilich, den Sommer über werde ich auch diesmal bei Vossens sein. Aber zum Herbst ... Heinrich, wer kann wissen, was zum Herbst geschieht.« Ihre Augen lachten.

»Was im Herbst geschieht?« wiederholte er. »Dann fallen die Blätter, Maria, und meine letzten Hoffnungen mit ihnen. Das ist alles, was mir der Herbst bringen wird. Und doch oft — zum Beispiel jetzt in deiner Nähe, Maria, oder in Henriette Vogels Gegenwart, wenn sie singt — träume ich von neuen berauschenden Dichtungen. Das Leben, das ganz öde vor mir liegt, gewinnt auf einmal wieder eine neue herrliche Aussicht. Kräfte regen sich in mir, die ich schon erstorben glaubte.«

»Meine ganze Hoffnung ist die Zukunft. Du wunderst dich? Vielleicht hältst du mich für zu alt, um noch an neue Glücksmöglichkeiten zu glauben?«

Ihr etwas gereizter Ton überraschte ihn. An ihr war er kleine Frauenlaunen nicht gewöhnt.

»Mein Sohn verläßt in diesen Tagen das Haus. Nur noch als Gast wird er in Zukunft bei mir sein. Ich bin dann frei und kann endlich mir selbst leben. Das ist meine Zukunftshoffnung,« fuhr Maria leidenschaftlich fort.

»Wie wunderbar! Ich dachte immer, das Fortgehen deines Sohnes würde dich schmerzen?« entgegnete Kleist erstaunt.

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen tauchten tief in die seinen. Plötzlich nahm sie seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und



lehnte ihn an ihre Brust: »Wie du mich geliebt hast, Heinrich, all die Jahre über, immer nur mich, wenigstens mich am meisten.« Ihre Stimme bebte.

»Immer dich am meisten,« bestätigte er innig. »Ja, eigentlich nur dich, du liebe, schöne Frau.«

»Nun ist alles gut.« Durch ihre Stimme ging's wie ein Tauchzen. »Diese Worte von dir rücken mein ganzes Leben wieder zurecht, Heinrich.«

Eng aneinandergelehnt saßen sie auf dem Edssofa. Die Schatten der Abenddämmerung fielen ins Zimmer. Draußen ging ein sanfter Dunitag zur Neige. Ein sonnenloser, weicher Tag war's gewesen, mit leise rieselndem Regen, der still auf die grünen Blätter und Sträucher tropfte.

»Wie's einem immer bei dir wohl ist,« sagte Heinrich. »In deinen Sonnen- und Schattenzimmern ist stets Lust, Raum, Ruhe, Frieden, Stille ohne Einsamkeit. Warum gehst du jetzt fort? Der Sommer ohne dich wird sehr einsam für mich sein. Ach, wenn ich beim Dichten in meine Brust fassen, meine Gedanken ergreifen und mit Händen, ohne weitere Zutat, in die deinige legen könnte, so wäre, die Wahrheit zu gestehen, die ganze innere Forderung meiner Seele erfüllt.«

»Nicht nur ich, nein, die ganze Welt soll deine Dichtungen noch bewundern lernen. Hat Keiner immer noch nichts geantwortet?«

»Nein. Wenn ich komme, läßt er sich stets verleugnen. Seine Frau verriet mir, er habe meinen Roman noch nicht einmal durchgesehen. Seit acht Monaten ist das Manuscript in seinen Händen. Dieses Warten, dieses Abhängigsein von andern ist schwer. Das ist Unglück. Wahres Unglück ist nicht das, was den Menschen als Unglücksfall überkommt und dem wir stets ausgesetzt sind — Unglück ist das Unangenehme, in allen Lebensmomenten Drückende und Hemmende, das sich notwendig aus einer gegebenen Lage entwickeln muß, aus Lebensstellung, aus Charaktermitgift, Konstellationen unsrer Eigenschaften — dagegen kann der Mensch nicht an. Und:

Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch, Und welchen Gott faßt, denf' ich, der darf sinken — auch seufzen... Denn der Gleichmut ist die Tugend der Athleten.

»Heinrich, manchmal packt mich eine wahnsinnige Angst um dich.« Marias Arme um-

klammerten seinen Hals: »Deine Augen geben mir keine Sicherheit — deine lieben, heimatlosen Augen. Ach, Liebster, wenn ich dir doch die ganze Wahrheit sagen dürfte! Aber um deiner selbst, deiner seelischen Ruhe wegen, die dir so nötig ist, muß ich noch schweigen. Ich ...«

Ein Geräusch hinter ihr ließ Maria stocken und erschrocken zusammenfahren. Ihr Mann stand auf der Schwelle.

Maria war zu stolz, um ihre Stellung zu verändern. Wie eine unzerreißbare Fessel lag ihr Arm um Heinrichs Hals und hinderte ihn am Aufspringen.

»Guten Abend!« sagte der Oberst mit seiner kalten, strengen Stimme. »Ich vergaß zu klopfen. Das sollte man wohl als Ehemann stets tun? Bei dem Alter meiner Gattin dachte ich, dies sei nicht mehr nötig. Diese zärtliche Stellung belehrt mich indessen eines andern. Willst du mir erklären, werter Vetter ...«

»Gar nichts gibt es hier zu erklären,« entgegnete Maria schroff. Ihr Arm sank herunter: »Heinrich ist in trüber Stimmung — ich versuchte ihn zu trösten.«

»Und das gelang dir?« fragte der Oberst in demselben schneidenden Ton.

»Ja, es gelang,« antwortete Heinrich, indem er aufstand und seinen Vetter mit den Augen maß. »Noch niemals bin ich von deiner Frau fortgegangen ohne Trost, Rat und Hilfe. Noch nie habe ich sie verlassen, ohne daß meine Hochachtung, Verehrung, ja Anbetung für sie gestiegen wäre.«

»Sehr rührend! Trotzdem würde ich vorziehen, wenn diese Anbetung in schädlichen Schranken bliebe,« sagte der Oberst scharf.

»Was für mich schädlich ist, habe ich allein zu beurteilen und zu verantworten,« rief Maria heftig.

Ihre schlanke Gestalt schnellte empor. Sie glück in dieser Sekunde einem Panther, der sich sprungbereit auf seinen Feind stürzen möchte. »Ich bitte dich, Heinrich, geh! Was ich jetzt mit meinem Manne zu sprechen habe, darf kein Dritter hören. Das bleibt zwischen mir und ihm. Ich wollte noch schweigen, aber die Szene, die er jetzt heraufbeschwört, läßt mir keine andre Wahl mehr.«

»Wie kann ich dich jetzt allein lassen?« widersprach Heinrich. »Laß mich hierbleiben, dir zum Schutz.«

»Glaubst du, ich hätte Angst? Vor dem

da ...» Maria deutete mit einer Gebärde und Miene so grenzenloser Verachtung auf ihren Mann, daß Heinrich innerlich schauderte. Was mußte im stillen in dieser Ehe vorgegangen sein! Welches Martyrium ertrug diese zarte Frauenseele, um solchen Haß, solche Verachtung zu rechtfertigen!

Der Oberst von Kleist packte den Arm seiner Frau mit hartem Griff. Im Zorn verließ ihn stets seine äußerliche Ritterlichkeit, die ganze brutale Gewalttätigkeit seiner Natur kam zum Vorschein.

»Sprich jetzt endlich! Was sollen diese Andeutungen? Wie kannst du es wagen, so gegen mich aufzutreten?«

»Ich wage alles.« Maria rang ihre Hand los und winkte Heinrich zurück, der blaß vor Erregung zwischen sie und ihren Mann treten wollte.

»Friedrich Wilhelm, ich bitte dich inständig, deine Frau mit Vorwürfen zu verschonen. Sie tat nichts weiter, als in ihrer Gutherzigkeit sich für mich beim König zu verwenden. Ein Begleitschreiben zu meinem Immediatgesuch setzte sie auf.«

Der Oberst lachte spöttisch: »Schon wieder einmal ein Gesuch? Erzellenz von Hardenberg sprach mir bereits von verschiedenen abschlägigen Antworten, die er dir erteilen mußte. Mit diesem Bittgesuch wird dir's nicht anders gehen, Vetter. Leute, die nie bei der Etage bleiben und jedes Jahr etwas andres wollen, kann der Staat nicht brauchen. Abrigens ist's mir in meiner Stellung höchst peinlich, daß ein Kleist ein ewig belästigender Bittsteller ist. Das Begleitschreiben von Maria lasse ich daher nicht abgehen.«

»Mein Schreiben an den König wird abgeschickt. Heinrich wünscht nur im Falle eines Krieges wieder in die Armee einzutreten. Ich dachte, dieser Wunsch könnte dir begreiflich sein,« sagte Maria mit erzwungener Ruhe. »Diese Bitte wird und muß der König erfüllen.« Sie nahm ihr hingeworfenes Konzept auf und las laut die letzten Sätze vor: »Mein König lasse Kleist an seiner Seite fechten; er beschirme meines Monarchen Leben. Nicht das Traktament der Adjutanten fordere ich für ihn. Er verlangt nur die Gage des letzten Leutnants eines Regiments. Gern diene er umsonst, wenn er die mindeste Ressource hätte. Mein König vergesse nicht, daß ein Dichter seines Namens unter die ersten Helden des Vaterlandes gehört; ein

Mann aus Sonderbarkeiten zusammengesetzt, aber brav und treu. In Heinrich von Kleist soll dieser Held wieder aufleben ...«

Die Leidenschaft, mit der Maria diese Worte las, hatte etwas Fortreisendes. Heinrich faßte nach ihrer Hand und drückte sie an seine Lippen: »Dank — immer wieder Dank!«

Sie legte ihre andre Hand leicht auf seinen gesenkten Kopf: »Es gibt Wünsche, die wahren, innigen, von denen denkt man, sie müßten die Sterne herabziehen und was zustande bringen können,« sagte sie innig. »Von solchen Wünschen für dich ist mein Herz voll, Heinrich. Schicke dein Gesuch bald ab. Das meinige geht zur gleichen Zeit ab.«

»Das verbiete ich. In meiner Stellung, dem König so nahe, ist mir das peinlich,« unterbrach der Oberst sie ärgerlich. Er wollte Maria das Blatt entwinden, doch sie verbarg es schnell in den Falten ihres Kleides.

Heinrich fühlte, daß sie mit ihrem Manne allein sein wollte und nur seine Gegenwart ihr noch Fesseln anlegte, die sie durchaus heute sprengen mußte. Mit einer tiefen Verbeugung vor ihr, einer sehr kurzen vor dem Oberst, die dieser mit einem Kopfnicken erwiderte, verließ er das Zimmer.

Der leise Veilchenduft, der allem, was Maria benutzte und trug, anhaftete, schwamm ihm nach, wie eine zarte Liebkosung. Glücktug, süß und schmerzlich schmeichelte der wohlbekannte Duft sich in seine Sinne und blieb darin hängen, wie man den letzten süßesten Ton einer Geige im Ohr behält, der wie ein Hauch verweht. — —

Das Ehepaar war allein. Maria ging zur Tür und zog sie fest ins Schloß. Die Vorhänge am Fenster ließ sie herab. Der graue Abend mit seinem leise tröpfelnden Frühlingsregen blieb draußen. Drinnen war's warm und hell.

Der Oberst sah wie gebannt dem gelassenen Tun seiner Frau zu. Ihr Mut imponierte ihm. Sein ganzes Regiment zitterte vor seinem Zorn. Diese Frau kannte keine Angst. Sie sollte es lernen; wenn nicht für sich, so mochte sie für ihren teuren Heinrich zittern. Jetzt kannte er ihre verwundbare Stelle und würde sie zu treffen wissen.

Sehr gern hätte er sie, wie sie jetzt in ihrem Stuhl zurückgelehnt so ruhig vor ihm saß, als ob sie eine behagliche Plauderstunde erwartete, mit einer Flut von Schimpfreden und Drohungen überschüttet. Doch etwas in ihrem Ge-

sicht, ihrer Haltung zwang ihm unwillkürlich gegen seinen Willen eine gewisse Achtung ab, so grenzenlos, fast bis zur Tollheit er durch ihr Benehmen gereizt wurde. Vielleicht war's klüger, die Formen zu wahren und ihr keinen stichhaltigen Vorwand zur Klage dem König gegenüber zu geben; denn sie war imstande, sich durch die Gräfin Voss über ihn zu beschweren. Der König behielt eine besondere Vorliebe für die Freundinnen der verstorbenen Königin. Das alles wußte er sehr wohl. Also gut — ruhig, höflich! Auch in solcher Fassung kann man verletzende Dinge sagen.

»Willst du mir jetzt endlich Auskunft darüber geben, weshalb du seit einiger Zeit mir die schuldige Achtung verweigerst?« fing er in dem Ton an, mit dem er einen jungen, renitenten Leutnant, der sich einflußreicher Verwandten erfreut, angedeutet haben würde.

»Ja, das will ich.« Maria sah ihrem Manne fest ins Gesicht. Ihre Hände lagen lose im Schoß verschlungen. Der Kopf ruhte leicht zurückgeworfen gegen den blauen Damast der Stuhllehne. Ihre großen schwarzen Augen tauchten tief in die seinen mit einem haß-erfüllten Blick. »Auf diese Stunde der Abrechnung zwischen uns habe ich gewartet, jahrelang gehofft, danach verlangt.« Sie hielt eine Sekunde inne, wie wenn sie langsam, in Pausen, einen köstlichen Trank schlürfte. »Du willst also wissen, weshalb ich deine Ge- und Verbote für mich nicht mehr als bindend ansehe und auf keine deiner Meinungen den geringsten Wert lege?« fragte sie.

»Ja, wahrhaftig, das möchte ich wissen.«

»Weil du ein Lügner, ein Ehebrecher und Wortbrüchiger bist.« Maria erhob ihre Stimme nicht. Jedes Wort klang spitz und scharf wie ein Dolchstoß.

Der Oberst fuhr zurück, als ob sie ihn ins Gesicht geschlagen hätte. Er verfärbte sich. Sein Unterkiefer zuckte. Mit Anstrengung versuchte er etwas zu entgegnen, aber kein Wort wollte heraus. »Du bist wahnsinnig, oder man betrog dich, flüsterte dir alberne Verleumdungen zu,« stieß er endlich hervor. Der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn.

Sie genoß seine Qual: »Epare dir neue Lügen und vergebliches Leugnen,« antwortete sie kalt. »Die Beweise deiner Untreue sind in meinen Händen.«

»Wer sagte dir so etwas?«

»Zuerst mein Bruder Peter.«

»Dein Bruder Peter ist tot. Natürlich irrte er sich, und selbst wenn das nicht der Fall wäre, ein Toter kann nichts mehr bezeugen.«

»Nein, er nicht, aber andre. Ich habe für jede Untreue schriftliche Beweise und genügendes Material, um eine Scheidungsklage wegen Ehebruchs gegen dich einzureichen.«

Der Oberst biß die Zähne aufeinander. »Das könntest, das wolltest du tun? Damit ruinierst du mir die Karriere!«

»Was kümmert das mich?«

»Und unser Sohn?«

»Christian ist alt genug, um auf eignen Füßen zu stehen, und verständig genug, um nicht allzuviel Schmerz wegen eines unwürdigen Vaters zu empfinden.«

»Warum sprachest du nicht früher, warum ließest du den Dingen ihren Lauf? Du hättest mich durch ein offenes Wort zurückhalten können. Deine Gleichgültigkeit ist schuld an allem.«

»Und mein Alter — vergiß das nicht.« Sie lachte voll bitteren Spottes. »Ich weiß, du liebst junge derbe Frauenspersonen. Psui!« Ihr feiner Mund zuckte. »Hören wir auf, von diesen Abscheulichkeiten zu reden. Mein Anwalt wird dir alles übrige mitteilen. Ich sage jetzt Christian Lebewohl und fahre noch heute abend zu meiner Schwester Massow. Nachdem ich dies alles ausgesprochen habe, bleibe ich keine Stunde länger mit dir zusammen.«

»Weshalb schwiegst du nur bisher — alle die langen Jahre über?«

»Ja, alle die Jahre über blieb ich stumm, obwohl ich alles wußte, jede Untreue, jede Erbärmlichkeit. Und jede Stunde in diesen langen Jahren verabscheute und haßte ich dich. Deine zur Schau getragene Würde, hinter der sich nur hohle Eitelkeit verbirgt, deinen Egoismus, deine Herrschsucht, deine kleine, enge Seele, alles das hat mich angeekelt. Schon im Anfang unsrer Ehe stieß mich dein ganzes Wesen ab, deine ewigen Nörgeleien, deine Pedanterien, aber solange ich wenigstens Sittenstrenge und Pflichttreue dahinter vermutete, hielt ich's aus. Erst als ich erkannte, was damit übertüncht wurde, setzte der Haß und die Verachtung ein. So, nun weißt du alles.«

Der Oberst blieb eine Weile stumm. Er nagte an seinen Lippen und frampfte die

Hände ineinander. Sollte er das Spiel verloren geben? Nein — noch nicht. Einen Trumpf hielt er in der Hand: »Du bist entschlossen, ohne jede Rücksicht auf mich, meine militärische Laufbahn und unsern Sohn zu handeln?«

»Ja, alles hat seine Grenzen. Meinem Sohn opferte ich bisher mein ganzes Leben. Jetzt ist die Zeit gekommen, an mich selber zu denken. Durch die Erbschaft meines Bruders bin ich auch pekuniär nicht mehr von dir abhängig, sondern frei, ganz frei.« Sie breitete die Arme aus, als ob sie aufstiegen wolle.

»Wie denkst du deine Freiheit zu benutzen?«

»Das braucht dich nicht zu bekümmern!«

»Willst du dich vielleicht so lächerlich machen und dich an Heinrich von Kleist hängen, der sechzehn Jahre jünger ist als du, keinen Pfennig Geld und gar keine Zukunftsaussichten besitzt?«

»Was gehe ich mit meinen Hoffnungen dich noch an, wenn wir geschieden sind? Ich werde dafür sorgen, daß unsre Wege sich nicht wieder kreuzen.«

»Damit bin ich einverstanden. Eine Trennung ist mir recht. Eine Scheidung will ich nicht, wenigstens nicht aus den von dir angeführten Gründen.«

»Dagegen wirst du wohl nichts tun können.«

»Vielleicht überlegst du dir deinen beabsichtigten Schritt doch noch einmal reiflich, wenn ich dir erkläre, daß, sobald du dich an einen Rechtsanwalt wendest, ich Heinrich von Kleist zum Duell fordere.. Du weißt, ich schieße gut.«

»Er auch. Heinrich war stets der beste Schütze in seinem Regiment.«

»Das ist schon lange her. Mit seinen Schauspielen scheint er jedenfalls nie ins Schwarze zu treffen.«

»Laß die albernen Witze! Die Seelenkämpfe dieses Mannes werden dir ewig unverständlich bleiben.«

Blitzschnell schossen die Gedanken durch Marias Kopf. Keine leere Drohung, um sie zu erschrecken, sprach ihr Mann aus. Er war imstande, den Ruf der eignen Frau zu vernichten, um sich zu retten. Ein Duell jetzt mußte auch Heinrichs Zukunft verderben. Der König dachte sehr streng in solchen Dingen. War Heinrich erst wieder in Amt und Würden, Offizier, vielleicht sogar Adjutant des Königs, so stand er auch Friedrich Wil-

helm ganz anders gegenüber. Der sah den armen Literaten und ewigen Bittsteller beinahe für vogelfrei an.

»Nun, wie überlegst du dir die Sache?« fragte der Oberst lauernd.

»Darauf kann ich nicht sofort eine endgültige Antwort geben,« antwortete Maria mit zusammengezogenen Brauen. »Deine Drohung, Heinrich herauszufordern, ist abscheulich — ganz deiner würdig; an ihm und mir willst du dich rächen.«

»Bitte sehr, ich will mich nur wehren, nichts weiter.«

»Wehren? Wer hätte dich angegriffen, wenn du nicht alle diese Schamlosigkeiten begangen hättest.«

»Ich bewahrte stets die Vorsicht. Niemand weiß das Veringste, wenn du schweigst. Weshalb also den Skandal, der nur uns beide zugrunde richtet?«

Sie senkte den Kopf: »Frei wollte ich werden — von dir frei! O mein Gott, wie lange soll ich diese Ketten noch tragen?«

»Niemand zwingt dich, bei mir zu bleiben. Reise, wohin du willst. Bleibe fort, solange du magst. Richte dir dein Leben ganz nach Gefallen ein. Versuche eine Scheidung zu erreichen, aber ohne mich dabei bloßzustellen. Weiter verlange ich nichts.«

»Wenn ich auf Ehebruch klage, bin ich in wenigen Monaten von dir befreit.«

»Freilich, viel Zeit hast du nicht mehr zu verlieren, wenn du noch ein neues Glück suchest,« fiel er boshaft ein. »Trotzdem kann ich dir in deinem und Heinrichs Interesse nur raten, euch zu beherrschen.«

»O du!« Ihre schlanke Hand ballte sich zur Faust. »Mußt du mir so nahe dem Ziel alles wieder zerstören? Warum nimmst du mich überhaupt zur Frau? Für dich war jede Dirne von der Straße gut genug.«

»Spare dir bitte diese Beschimpfungen. Ich dachte, du hättest Grund, mir dankbar zu sein, weil ich dich heiratete. Du warst arm, bereits verblüht, schon nahe an dreißig, während ich, jünger als du, vermögend, die besten Aussichten hatte. Ich sollte denken, du hättest gar keine Ursache, unsre Heirat zu bereuen, die dir Rang, Stellung und unsern wohlgeratenen Sohn gab.«

»Daß Christian gut geriet, ist mein Verdienst. Ich habe ihn erzogen, ich allein. Äußerlich und innerlich ist er ein Gualtieri — kein Kleist.«

»Die Kleistens scheinen dir doch sonst nicht so unangenehm zu sein, wenn du bereits eine zweite Heirat mit meinem Namensvetter erwägst!«

»Schweig! Deine groben Worte sind ein Mißklang. Mit deinen harten Händen zerreibst du die zarten Fäden, die erst zum goldenen Bande werden sollten — vielleicht ...« Sie stützte den Kopf in die Hände: »Was soll ich tun?«

»Der Vernunft, nicht der Verblendung Gehör geben und warten, vorläufig abwarten. Weiter verlange ich nichts.«

»Gut — es sei!« Sie sah ihn mit finsternen, unheimlich starr gewordenen Augen an. Alle Belebtheit war von ihrem Gesicht verschwunden. »Noch will ich schweigen. Doch rate ich dir, nichts gegen Heinrich zu unternehmen. Das kostet dich deine Karriere, verstehtst du mich?«

»Ich verstehe dich, besser als du selbst dich verstehst,« lachte er scharf auf. »Weder die Rücksicht auf unsern Sohn noch auf deinen eignen Ruf hätte dich vermocht zu schweigen. Nur die Angst um diesen theuren Heinrich, die ist's, die dich zwingt.«

»Du magst recht haben. Meine Klage ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Vergiß das nicht.«

»Ich vergesse nichts,« antwortete er mit besonderer Betonung. »Das könntest du nach unsrer achtzehnjährigen Ehe wissen.«

»Diese Ehe war eine Schmach für mich. Der schönste Tag meines Lebens wird der sein, an dem der Richter unsre Scheidung ausspricht. So mag ein Galeerenflave jauchzen, dessen eiserne Ketten fallen.« Sie stand auf und ging an ihm vorüber, ohne einen Blick weiter, ohne einen Gruß.

Der Oberst von Kleist murmelte etwas hinter ihr her. Wie ein Segenswunsch klang es nicht. —

Der junge Christian von Kleist drückte seine Mutter trampfhaft an sich: »Mutter, du willst fort? Heute nacht noch? Weshalb denn? Wie kannst du mich mit Vater allein lassen? Du weißt doch, wie Vater ist!«

»Christian, sei verständig! Ich sagte dir doch, Tante Massow ist erkrankt. Ich muß zu ihr. Sonntag sollst du mich in Potsdam besuchen.«

»Das erlaubt der Vater gewiß nicht.«

»Er wird's erlauben, verlaß dich darauf.«

»Wann kommst du denn wieder, Mutter?«

»So bald noch nicht. Von Massows ausgehe ich nach Mecklenburg zu Vossens.«

»Und ich bleibe in Berlin?«

»Vorläufig. In der Pension, wo's dir so gut gefiel, bei dem netten Professor.«

Christian seufzte: »Ohne dich, Mutter?« Seine Augen füllten sich mit Tränen.

Sie drückte ihn zärtlich an sich: »Mein Kind, mein kleiner Christian, hör' mal zu! Du weißt, ich und dein Vater sind sehr verschieden.«

»Ach ja.«

»Nun also, da haben wir uns entschlossen, jeder allein zu leben.«

Christian sprang hoch in die Luft vor Entzücken: »Mutter, du wirst ein Haus für dich haben? Wir zwei werden allein leben, wie damals, als Vater so lange in Königsberg bleiben mußte? Hurra! Wann wird das sein, Mutter?«

»Nun, ein Weilchen dauert das wohl noch. Aber es kann schon so kommen, wie du hoffst. Vielleicht noch viel schöner. Bist du nun getröstet und läßt mich ruhig fahren?«

»Ja, Mutter!«

»Und kein Wort zu deinem Vater von unsern Plänen.«

»Nein, ganz gewiß nicht. Heute ist Freitag — Sonnabend abend darf ich schon nach Potsdam zu dir reisen?«

»Das sollst du. Geh jetzt bald zu Bett. Schlaf wohl, du liebes Kind.«

Von Berlin nach Potsdam gab's jetzt eine regelmäßige Postverbindung. Maria sah nach der Uhr. Wenn sie sich beeilte, konnte sie den letzten Postwagen noch erreichen.

In größter Hast ließ sie ihre Jungfer die nötigsten Sachen zusammenpacken. Alles übrige sollte ihr nachgeschickt werden. Mit der Köchin besprach sie noch den Küchensettel für die nächsten Tage. Solange Christian im Hause blieb, mußte alles wohlgeordnet sein.

Schnell ging sie noch einmal durch die Zimmer. Nur ihr Salon, die trauliche Sofa-ecke, in der sie so oft und noch an diesem selben Abend mit Heinrich gegessen hatte, erregte ihr eine weiche Abschiedsempfindung. Alles andre in diesem Hause floß für sie zu einer einzigen Abscheulichkeit zusammen, die wie eine Last auf sie drückte, wenn sie an die Leiden dachte, die sie in diesen Räumen ausgestanden, an die entsetzlichen Worte, die sie in der letzten Stunde hier mit ihrem Manne gewechselt hatte ...



Als sie im Korridor den Paletot und die Mütze ihres Mannes am Riegel erblickte, zuckte sie vor Ekstase zusammen. Von seinem Zimmer her hörte sie seine kalte, gemessene Stimme, mit der er, scheinbar völlig unberührt von der schrecklichen Szene, Befehle für den nächsten Tag erteilte.

Mit hastigem Schritt ging Maria die Treppe hinunter zum Hause hinaus. Sie lief fast; die Jungfer, die ihr den kleinen Reisefoffer nachtrug, konnte kaum folgen.

Nach Marias Abreise kamen Kleist doch allerhand Bedenken wegen seines Immediatgesuchs und ihres Begleitschreibens an den König. Er zögerte mit der Absendung. Erst Anfang September gingen die Schreiben ab.

Diesmal ließ der König ihn nicht lange auf Antwort warten. Schon nach wenigen Tagen, vom 11. September 1811 datiert, ließ das Antwortschreiben ein, das Kleist mit freudig klopfendem Herzen las:

»Ich erkenne mit Wohlgefallen den guten Willen, der Ihrem Dienstanbieten zugrunde liegt. Noch ist zwar nicht abzusehen, ob der Fall, für den Sie dies Anerbieten machen, wirklich eintreten wird. Sollte aber solches geschehen, dann werde ich auch gern Ihrer in der gewünschten Art eingedenk sein und gebe Ihnen dies auf Ihr Schreiben vom 7. des Monats hiermit in Antwort zu erkennen.

Friedrich Wilhelm.«

Kleist atmete wie erlöst auf. Für ihn war ein Königswort so bindend wie eine Tat. Der Krieg mit Napoleon mußte kommen! Dann war er dabei, an der Seite seines Königs, fechtend, siegend, vielleicht sterbend für sein Vaterland. Die schwarzweiße Adlerfahne rauschte im Winde; sie senkte sich über ihn, während sein letzter Blick die scheidende Sonne trank.

Weit breitete er die Arme aus. Die Worte des »Prinzen von Homburg« aus seinem letzten Drama, das immer noch ungedruckt, ja ungelesen in Reimers Truhe lagerte, stürzten ihm über die Lippen:

»Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!  
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen  
Den Glanz der tausendfachen Sonne zu.  
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,  
Durch stille Atherräume schwingt mein Geist.«

Ein lautes Klopfen an der Tür unterbrach ihn, er ließ die Arme sinken. Das Leuchten in seinen Augen erlosch. Die graue, häßliche Wirklichkeit stand in Gestalt seiner Zimmervermieterin auf der Schwelle.

Beide Arme stemmte das robuste Weib in die Seiten. »Na, hören Sie, was machen Sie denn für 'n Radau hier?« sagte sie grob. »Der Herr von nebenan beschwert sich schon über den viele Herumjerenne und Terebe den ganzen Tag.«

Kleist sah sie ernst an: »Ich dachte, Frau Reschte, in meinem Zimmer könnte ich tun, was ich wollte.«

»Ne, da sind Sie aber schief jemedelt, mein guter Herr.« Das Weib lachte roh auf: »Wenn man seit Monaten keinen Pfennig Miete nicht bezahlt, da hat man zu kuscheln, verstehn Sie mich? Und wenn Sie zehnmal der Herr von Kleist sind oder sich man bloß so schimpfen.«

»Ich heiße wirklich von Kleist,« entgegnete Heinrich mit ruhiger Würde. »Das ganze erste Jahr habe ich regelmäßig bezahlt, Frau Reschte. Jetzt bin ich im Rückstand, das weiß ich wohl. Doch auch das werde ich bald begleichen.«

»Na, wer's lobt, kriegt 'nen Taler! Id hör' doch och so manches. Die Herren im Vorderhaus, der Herr Baron von Arnim und der Herr von Brentano, die sagten noch lezt hin von Sie: Der Kleist pfeift aus dem letzten Loch, der arme Kerl. An wenn der schon die guten Freunde sagen, wat mösen da erst die Feinde wissen!«

Eine Sekunde blühte der Gedanke in Heinrich auf, der Frau das Kabinettsschreiben des Königs zu zeigen. Gleich darauf schämte er sich. Sollte er damit prahlen, um diese Frau zu besänftigen? Nein ...

Dieses Hofzimmer in der Mauerstraße, das er seit seiner Ankunft in Berlin bewohnte, war gräßlich. Hohe Häuser überall, von denen er nur die graugelben, verstaubten, rissigen Hinterwände sah. Wenn man das Fenster öffnete, daß die Luft in das ärmlich ausgestattete Zimmer kam, war die genau so verbraucht und noch dazu von allerlei Gerüchen geschwängert, Küchenbunst, Abwaschwasser, Kloaken, alles durcheinander. Nur wenn er sich lebensgefährlich weit zum Fenster hinausbog, konnte er ein Stückchen Himmel und nachts einen Stern sehen. Aber wo sollte er hin? Hinaus ließ ihn die Frau

sicher nicht, ehe er nicht alles bezahlt hatte. Wovon? Reimer anborgen? Auf das Drama, den Roman hin, den der sich nicht einmal entschließen wollte durchzulesen? Bei seinen Freunden um Hilfe bitten? Nur das nicht ...

Ein fürchterlicher, bleiern heißer Berliner Sommer lag hinter ihm. Sein alter Bekannter, Baron Fouqué, hatte ihn zwar herzlich eingeladen, auf sein Gut Nennhausen herauszukommen, doch Kleist erwiderte schmerzlich: »Gast habe ich vergessen, wie die Natur aussieht,« und lehnte die Aufforderung ab. Die Reise kostete viel Geld. Außerdem hoffte er immer noch durch persönliche Rücksprachen Reimer oder einen andern Verleger für seine letzten Werke zu finden.

Um nicht schlechterdings zu verhungern, schrieb er, ohne seinen Namen zu nennen, für kleine Zeitungen Artikel und Skizzen. Damit fristete er ein jammervolles Dasein, das nur erhellt wurde durch die Stunden, die er im Vogelschen Hause verlebte. Gast alle seine andern Bekannten waren fort. Müllers in Wien, Rahel Levin auf Reisen, Maria von Kleist bei ihren Freunden in Medlenburg. Sie schrieb ihm oft. Heinrich antwortete selten. Er wußte, daß seine Freundschaft mit Henriette Vogel Maria kränkte. Doch konnte er, ohne unwahr zu werden, diese täglich inniger werdende Verbindung nicht verleugnen.

Von seinem Vetter Kleist hörte und sah Heinrich nichts. Das war ihm sehr lieb. Der Gedanke, mit diesem Manne, wenn er selber wieder beim Militär angestellt sei, öfters in Berührung zu kommen, schien ihm nach der letzten Szene in Marias Hause unmöglich. Aber wie sollte er dem aus dem Wege gehen?

»Na, wie steht's nu mit der Pinkepinke?« Die Frau hielt ihre vorgestreckte Hand Kleist fast unter die Nase.

Er fuhr erschrocken aus seinen Gedanken auf: »Ach so, Geld wollen Sie? Wie gerne würde ich Ihnen alles bezahlen. Ich habe auch die Hoffnung ...«

»Hoffnung jilt nicht uff die Sparkasse.«

Kleist suchte in allen seinen Taschen das lose Geld zusammen. Wieviel er griff, wußte er gar nicht.

Die Frau wurde etwas freundlicher: »Wille is et ja frade nich,« meinte sie, indem sie das Bett zudeckte. »Aber man sieht den guten Willen.«

Mit Reinmachen, Matratze wenden, Aus-

kehren gab sie sich für einen Herrn, der mit der Miete in Rückstand blieb, nicht weiter ab. Sie breitete eine ziemlich schmutzige Decke über das Bett, goß das gebrauchte Waschwasser in einen Eimer — fertig war's ...

Kleist las noch einmal das Schreiben des Königs durch. Daraufhin glaubte er sich nochmals an den Staatskanzler von Hardenberg wenden zu dürfen. Nur einen geringen Vorschuß von zwanzig Louisdor wollte er zu seiner Equipierung erbitten. Damit schlug er sich durch, bis er Gehalt erhielt.

Wörtlich schrieb er die Antwort des Königs ab und fügte dann die untertänige Bitte an Seine Erzellenz um die geringe Summe bei. Mit einem Gefühl der Erleichterung ließ er sofort das Schreiben abgehen. Das mußte doch bewilligt werden!

Seine trübe Stimmung hob sich, als er draußen auf der Straße stand. Die Sonne brannte noch immer sommerlich heiß. Die Bäume an den Straßenrändern ließen traurig ihr gelbes, müdes Laub hängen. Wie verdurstet, verstaubt sah alles aus, auch die Menschen, die durcheinanderhasteten, unfroh und verdrossen. Eine grenzenlose Sehnjucht nach Wald, Feld und Wiesen überkam Kleist in diesen lärmenden, dunstigen Straßen, durch die beständig ein dumpfes Donnern ging. Geschäftswagen polkerten, Peitschen knallten, die Pferdehufe dröhnten auf dem Pflaster.

Ach, einmal wieder hinaus, den weiten Himmel über den Feldern sehen — rein blau wie blühender Glachs, durch den der warme Wind streicht. Am liebsten wäre er weit fortgewandert, bis an die Spree am Ober- und Unterbaum. Das Geräusch der Wellen, der Winde hätte ihm wohlgetan. Eine ganze Welt erloschener Empfindungen ging ihm in solchen Augenblicken wieder auf. Aber er besaß keinen Pfennig Geld. Alles hatte er in die schmutzigen Hände der Wirtin gedrückt. In keiner noch so bescheidenen Speisewirtschaft im Freien würde man ihm auf Kredit auch nur ein Butterbrot reichen. Da half nichts. Er mußte wieder in das Stammlokal in der Französischen Straße wandern, in dem sich oft die ganze deutsch-christliche Tischgesellschaft zusammenfand. Außer Arnim und Brentano auch Claujewitz, Staegemann, Fichte, Gerlach und viele andre.

Als er das für damalige Verhältnisse sehr elegant ausgestattete Lokal betrat, fand er die Gesellschaft schon vollständig versammelt.

Für ihn blieb kein Platz mehr, worüber er sich etwas wunderte, um es dann aber auf ein Versehen des Kellners zu schieben. Als er stumm wartend dastand, rückten die Freunde Arnim und Brentano schnell etwas auseinander. Der Oberkellner stellte noch einen Stuhl zwischen beide Plätze.

Kleist begrüßte seine Tischgenossen mit höflicher Verbeugung. Doch wollte es ihm so vorkommen, als ob seit seinem Eintreten eine leichte Befangenheit über den Anwesenden läge. Das machte ihn scheu und verschlossen. Schweigsam löffelte er seine Suppe herunter. Dabei bemerkte er plötzlich deutlich, daß der Herr von Arnim seinen schäbigen Rock und die nicht tadellos saubere Wäsche mit mißbilligenden Blicken betrachtete.

Mit zitternder Hand legte Kleist den Löffel hin. Er mochte nichts mehr essen. Seine Blicke überflogen die übrigen Tischgenossen, die lebhaft sprachen, ohne von ihm Notiz zu nehmen. Alle trugen tadellose Zivilanzüge oder glänzende Uniformen. Er fühlte selber, daß er mit seinem schlechten Jackett, den verstaubten Stiefeln, dem unrasierten Kinn nicht zu ihnen paßte und seine Erscheinung in dieser Tafelrunde beinahe grotesk wirken mußte. Tiefe Traurigkeit überwältigte ihn.

Der ihm gegenüberstehende Herr von Clausewitz rief ihm plötzlich eine Frage zu nach seinen Zukunftsplänen, und Kleist berichtete von der königlichen Kabinettsorder.

Clausewitz seufzte. »Im Fall eines Krieges — ach, mein lieber Kleist, ich fürchte, wir sind einem Bündnis mit Napoleon näher als einem Krieg gegen ihn.«

»Das wäre furchtbar!« Kleist war zumeist, als ob ihm Clausewitzens Worte den Boden unter den Füßen wegzögen und er immer tiefer in einen Abgrund glitt. »An den Staatskanzler wandte ich mich mehrere Male vergeblich,« sagte er leise.

Herr von Bernharthi zuckte die Achseln. »Bester Herr von Kleist, bedenken Sie einmal, was Hardenberg zu tun hat! Was alles auf ihm liegt, welche Forderungen und Bitten stündlich in Massen an ihn herantreten! Das ganze preußische Finanzsystem bringt der Mann in Ordnung. Da mag er im einzelnen Gärten begehren. Das Vaterland muß ihm ewig dankbar sein.«

»Wohl, wohl! Ich beklage mich auch nicht,« entgegnete Kleist. »Es ist nur sehr hart für mich.«

»Diese Zeiten sind für uns alle schwer. Durchhalten ist die Lösung!« antwortete Herr von Gerlach etwas salbungsvoll.

Aber Kleists eingefallenes, vergrämltes Gesicht ging ein leises Lächeln, als wollte er sagen: Was wißt ihr in eurem ruhigen Behagen, eurer gesicherten Existenz von meinem einsamen Ringen, meinen Demütigungen und Enttäuschungen? Aber er schwieg. Klagen wollte er nicht. Jede Klage wäre doch nur eine Anklage gewesen.

Verstummt hörte er zuerst mit halb abwesender, dann mit gespannter Aufmerksamkeit einem lebhaften Gespräch zu, das Arnim und Brentano über ihn weg begonnen hatten. Die Sammlung der Lieder, die Arnim unter dem Titel »Des Knaben Wunderhorn« herausgegeben hatte — die zweite Auflage wurde vorbereitet —, beschäftigte beide lebhaft. Brentano erzählte dann sein neuestes Märchen. Seine Sprache, immer etwas gesucht und gekünstelt, machte Kleist, der in seinen letzten Werken schärfer und präziser geworden war, heute geradezu ungeduldig, trotz dem lauten Beifall der übrigen Zuhörer.

»Sprache, Rhythmus, Wohlklang — so reizend diese Dinge auch, insofern sie den Geist einhüllen, sein mögen,« sagte er plötzlich laut und energisch in die übertriebene Bewunderung der Tischgäste hinein, »sie sind doch an und für sich, aus höherem Gesichtspunkt betrachtet, nichts als ein wahrer, obgleich natürlicher und notwendiger Übelstand. Die Kunst kann nichts Besseres tun, als sie möglichst verschwinden zu lassen.«

Diese abfällige Kritik, die deutlich den Bestrebungen der ganzen romantischen Schule galt, erregte Arnims und Brentanos gereizten Widerspruch. Auch die übrigen stimmten ihnen bei. Brentano hielt Kleist seine nicht im Druck erschienenen Werke vor: die würden nie und nimmer gefallen, wahrscheinlich, weil sie wieder fessellos und wild, daher unschön seien. Von seinen Gestalten müsse sich jeder abgestoßen fühlen. Ausgenommen vielleicht das »Räthchen von Heilbronn«.

Kleist blieb ganz ruhig. »Ich bemühe mich aus meinen besten Kräften, dem Ausdruck Klarheit, dem Versbau Bedeutung, dem Klang der Worte Anmut zu geben,« entgegnete er mit Würde. »Aber bloß damit diese Dinge gar nicht, vielmehr einzig und allein der Gedanke, den sie einschließen, erscheine. Denn das ist die Eigenschaft aller

echten Form, daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt, während die mangelhafte ihn wie ein schlechter Spiegel gebunden hält und uns an nichts erinnert als an sich selbst.«

»Jedenfalls haben wir mehr Erfolge als Sie aufzuweisen,« entgegnete Brentano spitz.

»Sie haben ja meine letzten Werke gar nicht gelesen,« warf Kleist hin.

»Wie sollte ich? Wenn niemand sie drucken will!«

»Ich dachte, mein Unglück wäre zu groß für billigen Spott,« antwortete Kleist finster.

Arnim versuchte zu vermitteln. Der heftige Brentano war zu gereizt, um zu schweigen. »Lieber Kleist, Ihre persönliche Bizarrie, all Ihr Tollwerk, Wert und Unwert, wurde Ihnen von uns liebenden Freunden bisher stets nachgesehen und geschont. Ihre ersten Arbeiten sind geehrt, vom Publikum gern gelesen worden. Das war Ihnen nicht genug. Ihr Ehrgeiz litt darunter, daß Sie sich vom Drama zur Erzählung herablassen mußten.«

»Wir brechen wohl besser diesen persönlich zugespitzten Streit ab,« sagte Kleist, der mühsam seine Fassung bewahrte.

»Ich fing ihn nicht an,« verteidigte sich Brentano, der die leise Mißbilligung des ruhigeren Arnim fühlte und sich daher doppelt ärgerte. »Vorher war die Stimmung die allerbeste und wir höchst zufrieden, vergnügt und einig miteinander.«

»Dann will ich nicht länger stören.« Kleist stand auf.

Arnim versuchte ihn auf seinen Sitz zurückzuziehen. »Bester Kleist, seien Sie doch nicht gleich empfindlich. Sie kennen ja unsern Sprudelkopf Clemens! Reicht euch die Hand! Na, wird's bald?«

»Gern.« Kleist hielt Brentano die Hand hin. »Aber bleiben — oder wiederkommen

kann ich nicht mehr.« Ohne auf das Zureden und Bitten weiter zu achten, nahm er seinen Hut vom Haken und wollte das Lokal verlassen.

In der Tür trat ihm der Oberkellner entgegen. »Bitte um Entschuldigun, mein Herr. Die letzte Wochenrechnung ist noch nicht bezahlt.« Er hielt Kleist ein Blatt mit vielen schwarzen Zahlen entgegen.

Der nahm den Zettel und wollte ihn einstecken. »Es ist gut und wird wohl stimmen,« meinte er mit erzwungenem Gleichmut, obwohl ihm dieser Zwischenfall, den die ganze Tischgesellschaft von ihren Plätzen aus beobachten mußte, unsäglich peinlich berührte. »Ich bezahle, sobald ich wiederkomme. Heute habe ich nichts bei mir.« Damit wollte er zur Tür hinaus.

Der Kellner verhinderte ihn nochmals daran. »Der Herr Wirt wünscht sofortige Bezahlung,« wandte er ein. Sein Ton blieb noch ganz respektvoll, und doch wallte Kleists Blut vor Empörung. »Lassen Sie mich sofort hinaus, Sie unverschämter Mensch!« herrschte er den Kellner an. »Halten Sie mich für einen Zechpreller? Ihr Wirt soll nicht um sein Geld kommen.«

Der ratlose Kellner, der entschiedene Befehle des Wirts erhalten haben mochte, sah sich hilflos nach den andern Gästen um.

»Öffnen Sie dem Herrn die Tür!« rief Arnim dem Kellner zu. »Was fällt Ihnen ein? Sie hören doch, daß der Herr sein Portemonnaie vergessen hat, Sie Tölpel.«

Der Oberkellner trat beiseite.

Kleist antwortete keine Silbe. Auch keinen Dankesblick warf er Arnim zu, der ihn aus dieser kläglichen Situation befreit hatte. Stumm drückte er den Hut tief in die Stirn und trat ins Freie. Als er draußen auf der Straße stand, fühlte er, wie heiße Tränen der Scham über sein Gesicht stürzten.

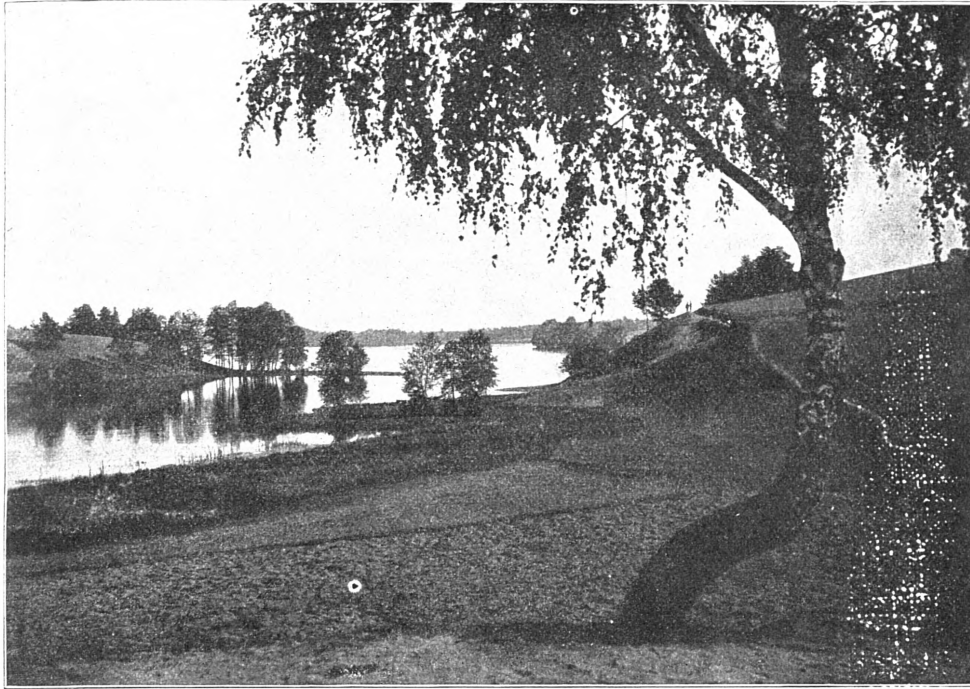
(Schluß folgt.)

## März

In lauter Tränen tropft der Tag,  
Silber, klar über braunes Land.  
Knospen glänzen betaut,  
Erde dampft und schluckt Schnee.  
Die Umjel schluchzt:

Süß — süß,  
Süß ist der lösende März. —  
Ich habe geweint,  
Ich habe an diesem Morgen geweint!  
Endlich schmolz mir das Herz.

Ina Seidel



Der Kosnossee bei Layß, Kreis Neidenburg

Aufn. Neubauer, Bonn

## Stadt- und Landschaftsbilder aus Ostpreußen

Von Vaurat Prof. Dr. Richard Dethleffen

**Z**u den Ereignissen des Jahres 1914 war Ostpreußen fast ein vergessenes Land. Es liegt so fern den Mittelpunkten abendländischer Gesittung, ist ein so weit vorgehobener, jahrhundertlang durch fremdes Volkstum vom Mutterlande abgetrennt gewesener Vorposten des Reiches, daß es für die große Mehrzahl der Deutschen fast nur noch den Wert eines geographischen und geschichtlichen Begriffes hatte. Man wußte, daß dort im Osten noch deutsches Land sei, man wußte auch von der Bedeutung, die dieses Land für das Königreich Preußen hatte, und von der Rolle, die seine Bewohnerschaft in den Freiheitskriegen spielte. Nimmt man noch die paar auf der Schule gelernten geographischen Begriffe hinzu, dann ist damit fast alles umschrieben, was »im Reiche« von Ostpreußen allgemein bekannt war. Man währte sich einer fahlen, unwirtlichen, großen Ebene gegenüber, in der noch Wolf und Wisent vorkamen, und die nichts Anziehendes hatte, nichts bieten konnte, das einer Reise und einer näheren Beschäftigung mit dem Lande verlohnte. Das Wort Humboldts, daß

jeder Fleck der Erde seine eigne Schönheit habe, schien für Ostpreußen nicht gelten zu sollen, und Versezungen in dieses entlegene Land sah man fast als Verbannungen an.

Erst die große Zeit unsers Kampfes gegen England, Frankreich und Rußland mußte kommen, um Ostpreußen aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken; der Wirbelsturm asiatischer, wahrhaft bestialischer Raub- und Kriegszüge mußte erst von neuem wieder über die alte Walfstatt brausen, um die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Volkes einmal wirklich auf des Reiches Ostmark zu lenken. Mit dem Augenblick ging ein Erkennen durch das ganze Land. Und die Deutschen, die Ostpreußen im Heeresdienst durchzogen, haben vor allem zu diesem Erkennen beigetragen: »Das ist ja gar nicht die unwirtliche Ebene, die wir erwartet haben, das ist ja blühendes, reiches Kulturland, wie bei uns zu Hause auch! Hier ist ja gar keine Söde und Unwirtlichkeit, hier sind ja Städte und Schlösser, ebenso stolz wie daheim; und liebliche Wälder und Seen, Weiler und Dörfer, saaten schwere Felder und schiffbefahrene Gewässer wie im übrigen Deutschland auch.«

Westermanns Monatshefte, Band 122, I: Heft 727



So klang und klingt es auch heute noch aus dem Munde so vieler, die ihrer angenehmen Überraschung nicht Worte genug verleihen können. Und sie haben recht. Ostpreußen ist keine öde raube Steppe, spärlich von ärmlichem Volk besiedelt, das auf karger Scholle um sein bißchen Leben ringt. Gewiß, das Klima ist rauher als sonst im Reiche, und die Entfernung vom Herzen des Staates ist verhältnismäßig groß. Und das, verbunden mit den wirtschaftlichen Erschwernissen der nahen starken Schranke der russischen Grenze, steigerte die Mühen des Lebens mehr als anderswo in deutschen Landen und minderte wohl auch etwas seine Freuden. Aber das Land ist schön wie nur irgendeine andre Provinz der Norddeutschen Tiefebene; und kernig und kräftig ist das Volk geworden in diesem Land und wohlgeeignet, seine Scholle zu halten gegen Wind und Wetter, wie auch gegen die Feinde jenseit seiner Grenzpfähle.

Ja, das Land hat seine Schönheiten und lohnt des Besuches gar wohl. Freundlich und offen liegt die erste ostpreussische Landschaft, das Oberland, vor dem Besucher, der auf dem gewöhnlichen Wege mit der Ostbahn in die Provinz hineinkommt. Und selbst hier, so nahe dem Meere, ist es keine flache Ebene, die den Besucher umfängt. Sanfte Bodenwellen mit waldbeschmückten Höhen und weiten fruchtbaren Ackerflächen, von alten schattigen Alleen durchzogen, so liegen die Begüterungen zu beiden Seiten des Schienenweges bis weit in das Land hinein.

Sehr bald werden die Bodenbewegungen

lebhafter. Als Wächter grüßt von vorgehobenem Hügel das alte Preussisch-Holland, die Gründung des in der Geschichte des Deutschen Ordens hochberühmten Landmeisters Meinhard von Querfurth. Noch heute trägt die Stadt selbst in der Straßenbezeichnung den Stempel der ersten Besiedlung: nur jede zweite Straße hat einen Namen. Die dazwischenliegenden waren die namenlosen Wirtschaftswegen der ackerbautreibenden Bevölkerung und sind es bis heutigentags geblieben. Das hohe Steintor, das malerische Mühlen- und Schloss, die Kirche, die Rathauslaube sind weitere Denkmäler jener ferneren Zeit, und daß auch die Spätzeit hier im Lande Tüchtiges hervorbringen konnte, bezeugt das dem ausgehenden 18. Jahrhundert angehörende Längsfeldtische Haus in der Langgasse.

Und weiter geht es, nun in ein völliges Hügelland hinein. Laubwälder, die östlichsten großen geschlossenen Bestände Deutschlands, krönen die Hügel und umgeben die Seen, die wie tiefe und geheimnischwere Augen überall aus Wald und Ackerflächen herausgrühen. Flüsse und Bäche rinnen in malerischen Faltungen zu Tal, und zu Wasser geht auch der merkwürdigste Weg in diese Landschaft hinauf. Der Draußensee, der von der schönen altchristburger Forst begleitete langgestreckte Gezerichsee, die vielgerühmten und vielbeschriebenen fünf geneigten Ebenen, über welche die Schiffe auf Schienengleisen hinaufgewunden werden, liegen im Zuge dieses Weges, des Oberländischen Kanals, einer Wasserstraße,



Paß im Kreise Weidenburg

Aufn. Neubauer, Bonn



Oberländisches Vorlaubenhaus in Luxethen, Kreis Preußisch-Holland

die nach damals noch einzigem amerikanischen Vorbilde im Anfang des vorigen Jahrhunderts von Baurat Steenke ausgearbeitet wurde. Es ist ein wohlhabendes Land, das dieser Wasserweg erschließt, und prächtige Dörfer, die noch so manches stolze alte Anwesen in der dem Lande eigentümlichen bäuerlichen Bauweise enthalten, lugen überall aus dem frischen Grün.

Ansehnlichste Herrnsitze, von denen nur Schlobitten als einer der bekanntesten genannt sein mag, erzählen von den alteingesessenen Geschlechtern des Landes, ihrem Fleiß und ihrer Kulturarbeit von den Zeiten des Ordens an, ja in vereinzelteten Geschlechtern von noch früherer Zeit her, und freundlicher Städte rote Dächer und ragende Türme laden zur Einkehr nach langer Wanderung.

Mohrungen, die Geburtsstadt Herbers, hat ihren mittelalterlichen Kern noch bewahrt. Inmitten des gevierteten Marktplatzes steht das herbgezeichnete gotische Rathaus mit seinen beiden Giebeln und seinem prächtigen Dachreiter heute noch fast so, wie es die ersten Erbauer hinstellten. Die Kirche, das Schloßchen liegen ein wenig ab, nach der Stadtmauer zu, und über diese alte Grenze hinaus ist das Städtchen dann frei ins Feld

hinausgewachsen, neuzeitliche Anfügungen für den Bedarf einer neuen Zeit.

Liebmühl, die alte Bischofsstadt, liegt ein wenig verträumter, seitab vom Verkehr, doch künden die Bartholomäuskirche mit ihrem trutzigen, der alten Stadtmauer eingereihten Glockenturm und die ganze Stadtanlage noch von dem Glanz der Vergangenheit.

Aufstrebender ist Osterode. In ihm ist wenig von der Vergangenheit zu spüren. Das Schloß, das auch einmal Napoleon als Residenz diente, fügt sich in seiner heutigen Gestalt recht unscheinbar dem allgemeinen Häusermeer ein, und auch sonst bietet der Ort dem Forscher wenig. Wohl aber kommt auch hier der Freund des schönen Bildes auf seine Rechnung. Die Stadt liegt ganz prächtig am Ostende des Drewenzsees, auf der Höhe schön überragt von den Türmen ihrer neuen Gotteshäuser; am Ufer ihr gegenüber die erste ostpreußische Bismarcksäule.

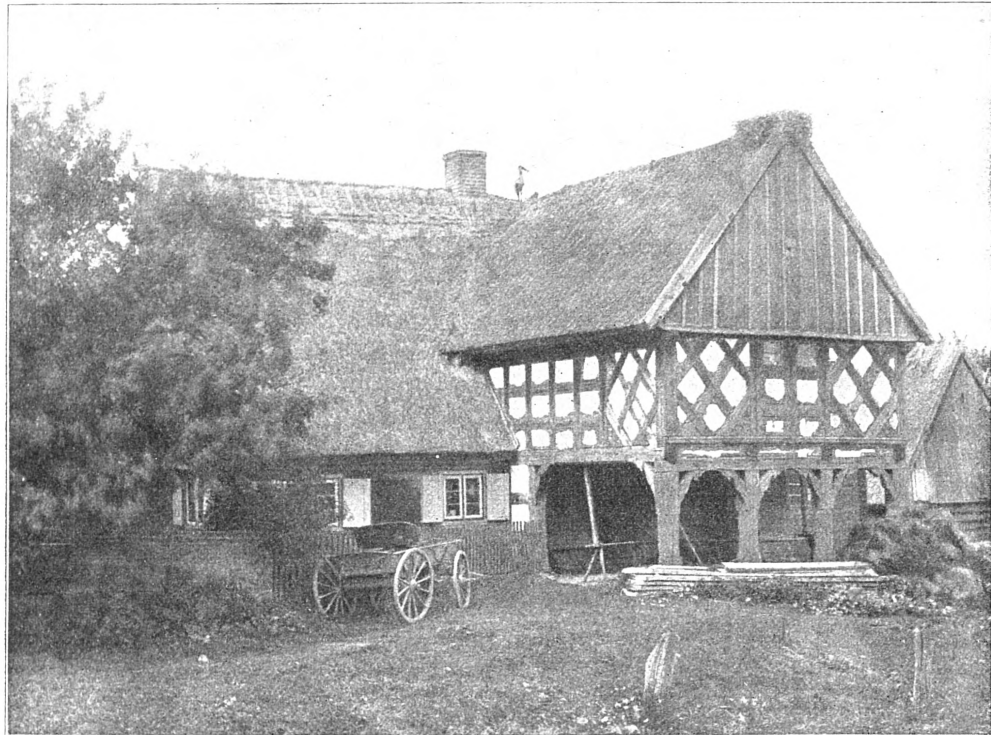
Der weitere Weg führt nach dem seeumschlossenen Gilgenburg und nach Tannenberg. Eine kleine Kapelle hat hier einst gestanden als Gedächtnismal für die in der unglücklichen Schlacht 1410 Gefallenen. Sie ist heute längst verschwunden, und nur einiger Ziegelhaufen im Boden deutet dem Kundigen ihre

Stätte. Ein einfacher Granit hat seit wenigen Jahren ihre Aufgabe neu übernommen, und nur ein bescheidenes Kirchlein auf niederem Hügel hält mit dem ebenso bescheidenen Dorfe, dessen Andachtstätte es ist, den großen Namen fest. Den großen Namen dürfen wir füglich heute mit Stolz wieder sagen, ein größeres Denkmal will man nun diesem Schlachtfelde und dem gewaltigen Ringen auf ihm bereiten.

Das nahe Neidenburg, seit dem letzten

Wie Neidenburg, so haben auch Soldau und Ortelsburg, die größeren Städte des Kampfgebietes der Tannenbergschlacht, schwer gelitten. Alle diese Orte sind gerade im Begriff, in neuem Gewande aus der Asche zu erstehen, schöner, als sie vorher gewesen sind.

Die dem Oberlande nächste Landschaft ist das Ermland, der Landesteil, der sich durch alle Stürme der in Ostpreußen früh einsetzenden Reformation hindurch sein katholisches Bekenntnis erhalten hat. Große Begüterun-



Oberländisches Vorlaubenhaus in Bordehnen, Kreis Preußisch-Holland

Russeneinfall ein Trümmerhaufen, schmiegt sich um den Fuß eines Hügels, auf dem sich das feste Ordenshaus gleichen Namens in alter, ungebrochener Schönheit aufrichtet. In dieses hinein will man nun zusammentragen, was an Erinnerungsstücken des gegenwärtigen Völkerkrieges sich finden läßt, und will aus ihm eine Gedächtnishalle schaffen, eine Ruhmeshalle für deutsche Tüchtigkeit, deutsche Zähigkeit und deutsches Heldentum, eine Sammlung, deren eindrucksvolle Predigt über ungemessene Zeiten hinaus den kommenden Geschlechtern das Geschehen dieser großen Zeit näherbringen und greifbar vor Augen stellen soll.

gen enthält das Ermland nicht, aber reiche Dörfer und zahlreiche freiliegende Höfe, sogenannte Abbauten, zeugen von großer Wohlhabenheit, und einige der schönsten Städtebilder der Provinz birgt es in seinem Schoße. Da ist vor allem die Bischofsstadt Frauenburg selbst, dicht am Ufer des Frischen Hafes gelegen. Niederer Häuser beschauliche Reihen, kaum unterbrochen von dem höherragenden Dach der einfachen, turmlosen Stadtkirche, schmiegen sich an die steile Lehne, die das ostpreussische Ufer so vielfach bildet. Und auf der Höhe dieser Lehne, hoch über dem Häusermeer zu ihren Füßen, das ihr erst als rechte Folie dient, erhebt sich die Bischofskirche, feste



Schlobitten, Stammsitz der Fürsten und Burggrafen zu Dohna im Kreise Preußisch-Holland

Mauern heute noch um sich und ihre Domfreiheit her. Der Glockenturm mit seiner grünen Kupferhaube sichert eine Ecke dieses Mauerzuges, alles in allem ein Stadtbild, das sich dem Schönsten in deutschen Landen an die Seite stellen kann.

Eine ebensolche Perle ersten Ranges ist Heilsberg, dieses nun aber tief eingebettet in das liebliche Tal der Alle, dort, wo sie die Simser in sich aufnimmt. Auf Schritt und Tritt begegnen wir in den Monumentalbauten Altpreußens der großen Zeit des deutschen Ordens, auf dem Lande wie in den

Städten. Ihre hochragenden Dächer und Türme geben den Besiedlungen, dörflichen wie städtischen, durchweg das Gepräge, so weit der Orden überhaupt gekommen ist. Und das geht bis tief in das bisher russische Polen hinein. So ist es unausbleiblich, daß es immer wieder, bei jedem Orte, die Werke jener stolzen Zeit sind, auf die der Blick zuerst sich richtet und die auf den ersten Hinweis ein volles Anrecht haben. So auch in Heilsberg. Das vortrefflich erhaltene bischöfliche Schloß ist mit seiner großen Masse, seinen fröhlichen, die Wucht feinsinnig mildernden



Scheufelsdorf im Kreise Ortelsburg



Ecktürmen, mit seinem zweigeschoßigen, massigen Kreuzgang rings um den Innenhof, seinen schönüberwölbten Remtern, seiner nun im feinsten Barock ausgestatteten Kapelle, mit seiner Lage an Stadt und Strom das Juwel unter allen Burgen des Landes. Das Hohe Tor, die Stadtkirche sind in ihrer Art würdige Seitenstücke zu der Burg, und wenn die Häuser der Stadt auch durchweg weit jünger sind und kaum über das 18. Jahrhundert zurückgehen, so haben sie doch in den den Markt umgebenden Lauben, in der Gruppierung, in der Höhenentwicklung so viel von dem alten Geist bewahrt und wirken trotz unerfreulichen Neubauten der letzten Jahrzehnte doch noch so einheitlich, daß auch sie der Gesamtstimmung keinen Abbruch tun.

Das Alletal ist überall, im ganzen Verlauf des Flusses schön, am schönsten aber doch wohl bei Heilsberg. Auch an der kleinen Eimser führt ein reizvoller Weg von der Stadt flussauf. Das Ermland hat überhaupt schöne Flussufer. So ist das Wallsthal, von Mehlsack Schloß und neuer vielzadiger Kirche weithin beherrscht, ein landschaftliches Juwel des Bistums. Wie in Heilsberg, umgeben auch in Wormditt die Lauben noch den Markt,

wie sie in der Ordenszeit jede Stadt aufwies. Während aber Heilsberg sein Rathaus durch einen Brand verloren hat, steht es in Wormditt heute noch so ehrenfest mitten auf dem Markte wie je, umgeben von dem Ring der »Hafenbuden«, festen Häusern, die im Lauf der Jahrhunderte aus beweglichen Marktständen sich entwickelt haben. Die schöne Stadtkirche in Wormditt ist doppelt bemerkenswert durch ihre Seitenschiffe, deren stattliche Giebelreihen dem Gebäude einen eigentümlichen Reichtum verleihen.

Braunsberg und Allenstein sind die betriebfamsten Städte des Ermlandes. Braunsberg, nahe dem Frischen Haff an der Passarge gelegen, hat vor alters einen noch blühenden Handel getrieben als heute und hat sich von damals noch eine Reihe stattlicher Gebäude und eine gewisse Weiträumigkeit der Anlage gewahrt. Für den von der Landseite Kommenden beherrschen die hohe Stadtpfarrkirche und die neuen Klostergebäude das Stadtbild. Die schönsten Bilder erschließen sich aber erst dem, der die Stadt durchwandert, an den malerisch umbauten Passargeufern und an dem Markt mit dem reizvollen in Barockform ausgebauten ursprünglich go-



Das alte Schulhaus in Flamberg im Kreise Ortelsburg

Aufn. Neubauer, Bonn

In dem Hause übernachtete die Königin Luise auf ihrer Flucht nach Tilsit. Die Aufnahme ist kurz vor dem Abbruch gemacht





Insthäus in Rosno, Kreis Allenstein

Aufn. Neubauer, Bonn

tischen Rathaus. Hier befindet sich auch, in stattlichen Barockgebäuden untergebracht, die Königl. Akademie, die Studienanstalt des Ermländischen Klerus.

Hat so Braunsberg einen merklichen akademischen Einschlag, so ist er in dem mächtig aufstrebenden Allenstein noch merklicher militärisch und bürokratisch. Die mittelalterliche Stadt — man ist nun schon versucht, »die kleine« zu sagen — bildet heute nur noch den Kern des nach allen Seiten sich schnell ausdehnenden Gemeinwesens. Das bischöfliche Schloß, die Jakobikirche, das Hohe Tor, ein paar leider schlecht geschützte Laubenhäuser am Markt sind die Hauptzeugen einstiger stolzer Vergangenheit. Ein schönes neues Rathaus, ein Regierungsgebäude, mehrere Kirchen, ausgedehnte Kasernenbauten bilden die Zierden und Merkmale des neuen Allenstein.

Aber auch stille Städte weist das Ermland auf. So Bischofsburg mit seiner ein wenig schwerfällig ausgebauten Pfarrkirche, Bischofsstein, Seeburg, das sich eng in das Tal der Simser schmiegt, und nicht zuletzt das alte Kößel, das so malerisch mit Burg- und Stadtkirchenturm über dem »Grunde« aufwächst.

Prächtige Ortsbilder hat diese Gegend um Kößel überhaupt. Hier, dicht jenseit der ermländischen Grenze, schon im Ratangenschen, liegt einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte des Bistums, Heiligelinde, eine wundervolle

Kirchenanlage aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. In diesem Lande, in dem sonst alles, auch die Baukunst, so ernst, so gehalten, so sachlich ist, versteht man sich einer solchen fröhlichen, in südlicherer Sonne gereiften Kunstäußerung gar nicht, wie diese Kirche mit ihren zwei schlanken Türmen, mit ihrem Kapellenkranz, mit ihrer heute freilich schon recht verblassten Fassadenmalerei sie darstellt. Der anmutige See im Vordergrund, der Hintergrund des auf dem Hügel aufragenden Waldes beleben und schließen das Bild zusammen zu einer der köstlichsten landschaftlichen Perlen der Provinz.

Aber gar nicht weit, und ein neues, stark wirkendes Stadtbild steigt auf: Rastenburg. Die wehrhafte Georgikirche, einst nicht nur Gotteshaus, sondern auch ein starkes Bollwerk im Mauergürtel der Stadt, dient heute zwar nur noch als Kirche, steht aber wie ein Wächter des Gemeinwesens im Stadtbilde, noch gerade so, wie sie vor mehr als einem halben Jahrtausend dazu bestellt wurde.

Soldau — Tannenberg — Rastenburg und dann noch Löben, diese kleine Stadt zwischen den Seen, die allen Russenstürmen standhielt, und deren Ruhm wie der ihres Verteidigers darum verdienstermaßen durch die Lande geht: diese Orte bezeichnen ungefähr die Grenzlinie des russischen Vordringens und des Gebietes der schwersten Zerstörungen im Süden



Ermländisches Bauernhaus in Kleefeld, Kreis Braunsberg

der Provinz. Über diese Zerstörungen ist an andern Orten geredet worden, in Wort und Schrift und Bild. Kann aber auch nichts davon an all das Annennbare heran, nichts das Unsägliche ausagen, was hier einer friedlichen Bevölkerung ohne allen Sinn und kriegerischen Zweck von den Heeresverbänden einer europäischen Großmacht angetan worden ist, so ist doch an dieser Stelle nicht der Ort, noch einmal all dieses Menschenjoch aufzurollen. Wohl aber ist es der Ort, festzustellen, wie deutsche Zähigkeit, deutscher Fleiß und deutsche Heimatliebe gleich hinter den Spuren der kaum verjagten Feinde her den ererbten Acker überall wieder in Kultur nahmen und mit dem Wiederaufbau des Zerstörten begannen. Wohl ist es auch der Ort, dankbar festzustellen, wieviel des Großen auf dem Gebiete des Wiederaufbaues der Provinz in jedem Sinne schon geleistet worden ist.

Große Städte und reiche Dörfer fehlen in der nächsten Landschaft, in Masuren. Der Boden ist auf weiten Strecken sandig und stellenweise sogar so steinig, daß sich die Bewirtschaftung überhaupt nicht lohnt. Die Gletscher der Eiszeit haben hier gearbeitet. Die riesigen Geröllhalden sind ihre End-

moränen; ihre Wasser haben hier den Humusboden ausgewaschen und nur den schwereren Sand zurückgelassen; ihr Strömen und Spülen hat die ungezählten Seen geschaffen, die überall den Wanderer grüßen. Das größte zusammenhängende Waldgebiet Preußens, die Johanniskurger Heide, ist hier, und der größte See ganz Deutschlands, der Spirdingsee. Wundervoll ist eine Wanderung durch die weiten Räume dieser Wälder, deren gewaltige Kiefern ihresgleichen weit und breit nicht haben. Stundenlang nimmt der gewaltige Dom dieser hohen Baumsäulen kein Ende. Hin und wieder nur tut sich eine Lichtung auf mit ein paar Häusern, einem kleinen Dorf, um das sich ein wenig Acker legt; aber gleich wieder schließt sich der ernste Kiefernwald hinter dem verträumten Stücklein Erde.

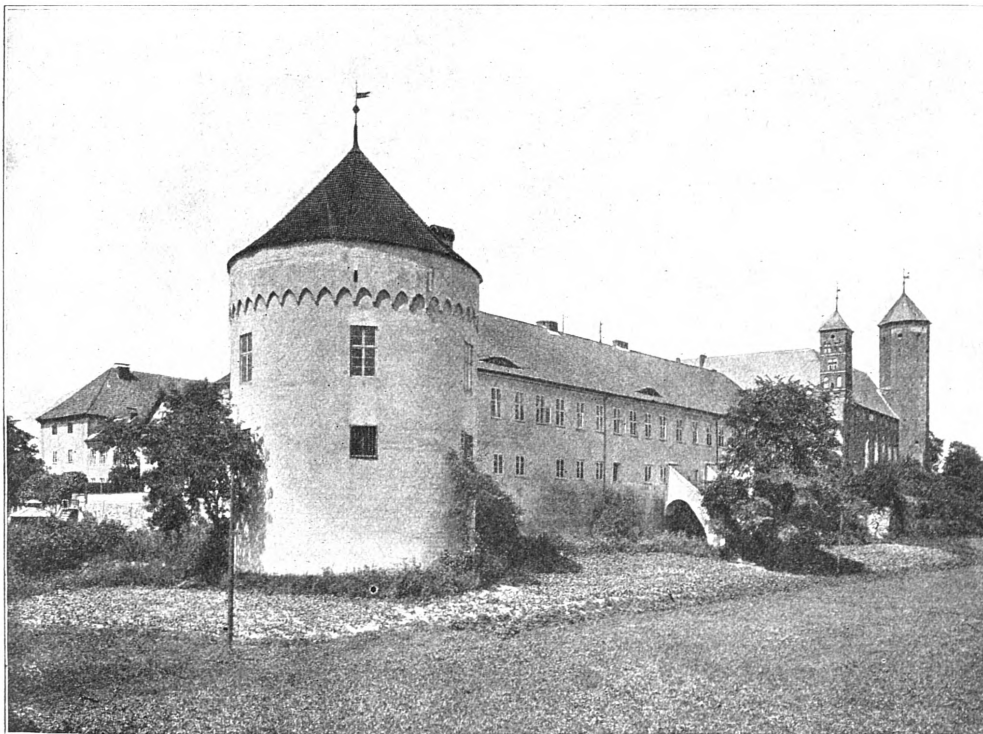
Das rechte Leben bekommt die Landschaft aber doch erst durch das Wasser. So ist denn eine Fahrt über die masurischen Seen einer der genüßreichsten Ausflüge, die Ostpreußen bietet. Der lohnendste Weg geht von Angerburg aus über den Mauersee, vorbei an der von freiem Baumbestand bedeckten Insel Apalten, dem urwüchsigsten Stück Masurens überhaupt, vorbei an der Gräßlich Lehnordorfschen Begüterung Steinort, die auf weit in

die Gewässer hineinragender Halbinsel liegt, über welche Alleen vielhundertjähriger Eichen auf den Gutshof führen, und weiter durch den Dargainen- und den Kiffainsee nach Lötz. Von hier führt der Weg dann durch den Löwenthinsee, durch Kanäle in das schmale Taltergewässer, vorbei an dem lieblich gelegenen Nikolaiken, vorbei am Spirdingsee, dessen gegenüberliegende Ufer sich fast unter der Kimmung verbergen, durch den Beldahnsee nach Rudczanny und in den Niedersee, das landschaftlich schönste, rings von Wald umgebene Gewässer des Landes. Die bewegte Uferlinie der langgestreckten Wasseroberfläche läßt immer neue, immer wechselnde Landschaftsbilder erscheinen, eins immer lieblicher als das andre. Kleine Inseln, schwimmenden Blumensträußen gleich, ziehen vorüber. Reiher stehen auf jeder Landzunge, regungslos ihren Gang erwartend, und das zahlreiche Kleingetier an Wasservögeln steigert nur noch den Eindruck der Einsamkeit und Stille dieses so wunderschönen Fleckchens Erde.

Unter den Abflüssen aus dem Seengebiet nimmt die Cruttinna, ein paar Kilometer westlich von Rudczanny, eine besondere Stellung

ein. Wie durch ein Märchenland trägt der breite spiegelklare Strom das Boot durch dunklen, von beiden Seiten überhängenden Wald und an sonnenbeschienenen Durchblicken vorbei, vorbei an ein paar Masurenfiedlungen und hinein in eine kleine Welt für sich, in die Dörfer der Philipponen. Unweit der heimatischen Grenze haben sich hier die Mitglieder einer russischen Sekte sesshaft gemacht, auf der Flucht vor den Glaubensverfolgungen ihres Vaterlandes, freundlich aufgenommen und nun hier in friedlicher Beschaulichkeit nach der Weise ihres Volkes und den Vorschriften ihres Bekenntnisses ein bescheidenes Dasein führend, das ihnen alle Freiheit ihrer Lebensbedingungen gewährt.

Seinen Abschluß findet das masurische Seensystem in dem größten, ganz in Ostpreußen liegenden Stromgebiet des Pregels mit seinem Hauptnebenfluß, der Alle, und seinem masurischen Quellfluß, der Angerapp, denen dann aus Litauen Pissa und Inster hinzutreten. Diese Ströme führen wieder in die fruchtbaren Gebiete Bartens und Natangens, deren größte Naturschönheit die weite Forst des Grisching ist mit dem als Naturdenkmal geschützten Zehlaubbruch, einem der



Das bischöfliche Schloß in Heilsberg, Kreis Heilsberg

Mit Genehmigung der Kgl. Preuss. Meßb. Idanstalt in Berlin

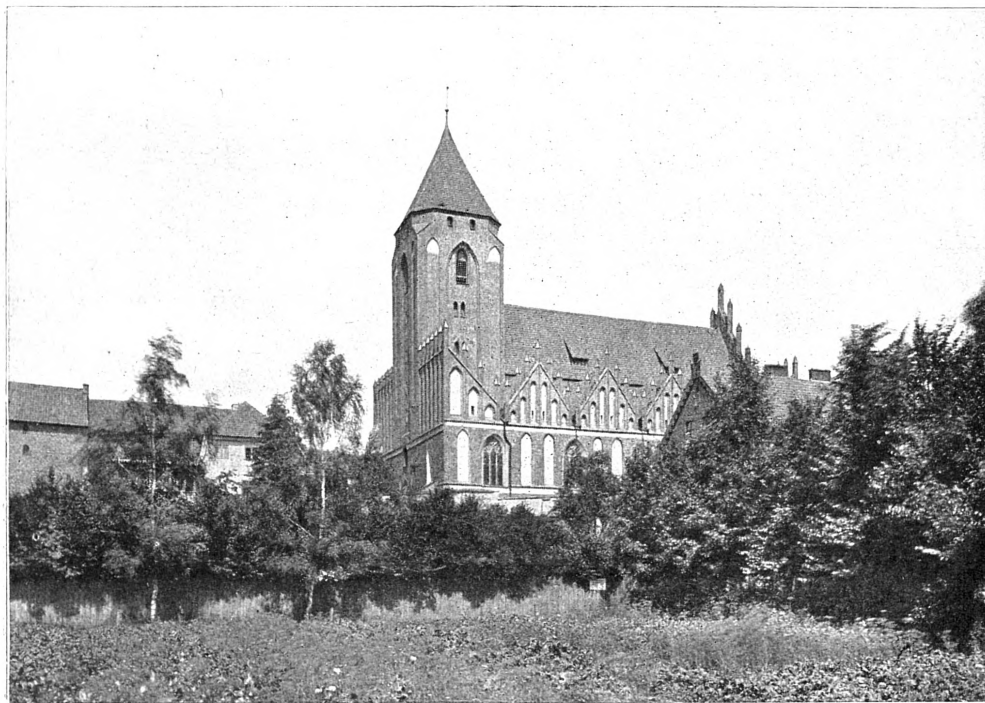
merkwürdigsten ostpreußischen Hochmoore. Die schönsten Städtebilder bieten das auf vorragendem Hügel erbaute, 1914 leider arg zerstörte Gerbauen, Friedland mit seiner stattlichen, das Ortsbild ganz beherrschenden Kirche und das betriebsame Bartenstein mit seiner hochgewölbten Stadtkirche, seinem Seilsberger Tor und dem Bartel, einem gewaltigen frühgeschichtlichen Marktstein in menschlicher Gestalt, der nun durch den Volksmund den an die Stadt anklingenden Namen bekommen hat und in den Stadtplänen würdig und dauernd aufgestellt worden ist.

In anmutigen, sich teilenden und wieder zusammenfindenden Windungen fließt der Pregel zu Tal, der mit dem Labiau und Tapiau verbindenden Nebenarm, der Deime, dem Russeneinfall eine Wehr entgegensetzte, an der dessen Wogen zerschellten. So blieb das Samland, das weitberühmte Bernsteinland der Alten, vom Feinde frei, und mit ihm Königsberg, des Landes Hauptstadt.

Königsberg ist eine der ältesten Gründungen des Ordens. Schon 1255 wurde auf Tuvangste, dem letzten an den Pregel heranreichenden Hügel, die erste Burgfestung errichtet, deren stolzer Erbe das heutige Schloß von Königsberg ist. Um dieses herum und ganz

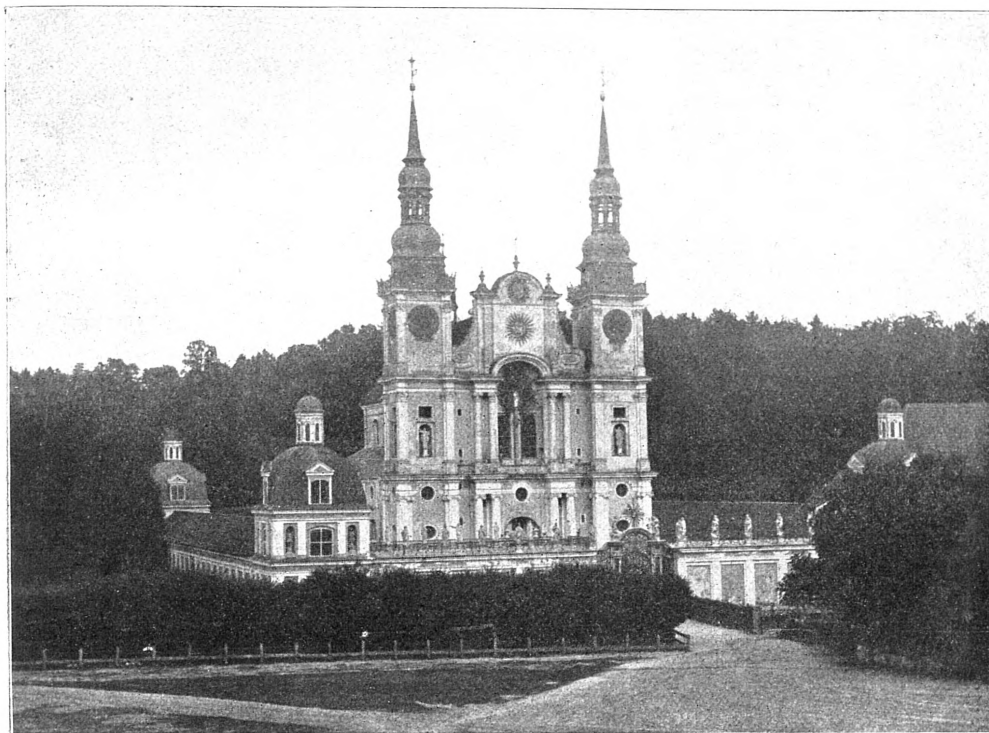
dichtgedrängt zu seinen Füßen liegt die alte Stadt. Ursprünglich bestand die Siedlung aus drei Städten, die sich sogar gelegentlich ernstlich befehdet und berannt haben, aus Altstadt, Aneiphof und Löbenicht. Ihnen, dem Kern der Stadt, traten als spätere Eingemeindungen hinzu die Stadtteile Sachheim, alter und neuer Rossgarten, Tragheim, Steindamm, Haberberg, Lomse, bis in unsere Tage auch dieser Gürtel gesprengt und durch weitreichende neue Eingemeindungen ein größeres Königsberg geschaffen wurde, dessen äußerer Gürtel von Wall und Graben nun nicht mehr beengt wird.

Weit in die Unterstadt geht vom Schlosse aus in gerader Zeile die Hauptverkehrsader der Stadt bis an den schöngegliederten Renaissanceurm der Haberberger Kirche heran, die ihr Zielpunkt ist. Die Unterstadt ist auch der Ort des mittelalterlichen Doms und des barocken Junkerhofes, dieser Zierden Königsbergs, der Börse und des Hafens, der Bahnanlagen und der Werften. Ein Stadtteil voll der schönsten Fachwerkspeicher des 16. und 17. Jahrhunderts ist hier erhalten und noch in Benutzung, ein so malerisches Stück Vergangenheit, wie man es im deutschen Osten sicher nicht erwartet, und das nur der bis-



Die Stadtpfarrkirche in Wormditt, Kreis Braunsberg





Die Wallfahrtskirche in Heilige Linde, Kreis Kaftenburg

herigen Abgelegenheit Ostpreußens wegen so unbekannt geblieben ist. Neue Bahnanlagen, große neue Hafenanlagen und eine im Zusammenhang hiermit geplante, ja trotz dem Kriege schon begonnene Stadterweiterung werden die Bedeutung dieses geschäftlichen Herzens der Stadt und des Landes in wenigen Jahren noch vervielfältigt haben.

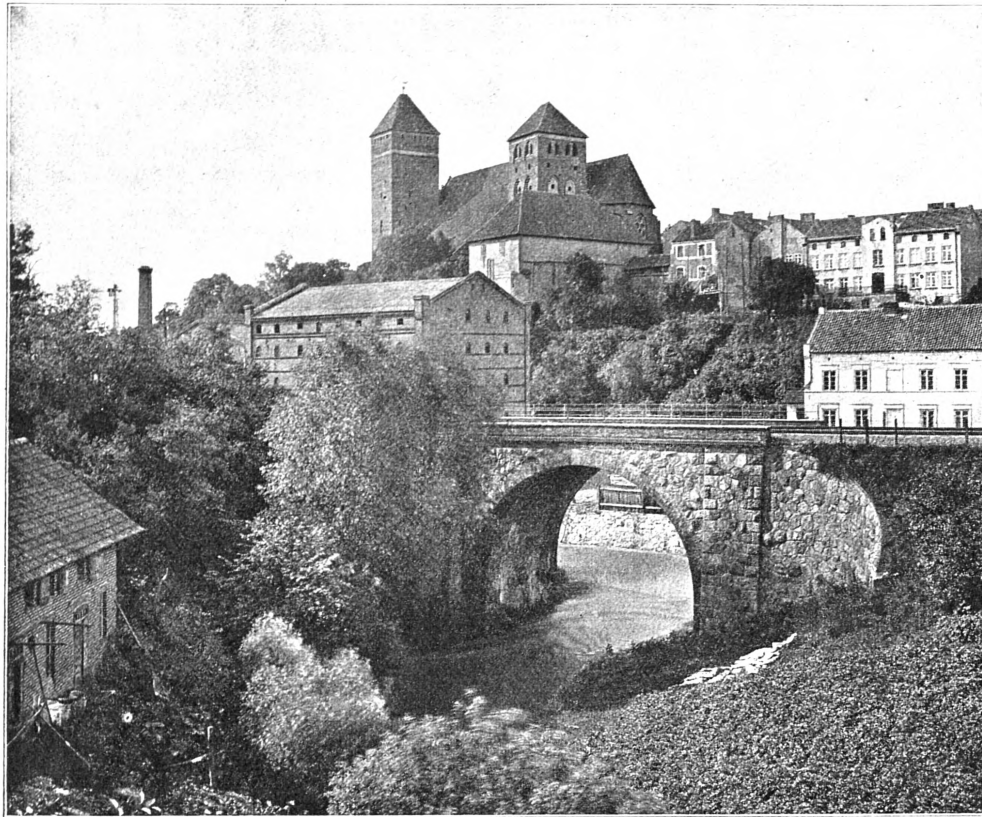
Die Oberstadt gehört mehr der Verwaltung, der Wissenschaft, den Wohnbauten. Hier liegen die Regierung, hier die Universität mit ihren Kliniken, hier die Theater und der Schloßteich mit seiner reizvollen neuen Uferpromenade, hier auch die Villenvorstädte Amalienau und Maranenhof. Von den Kirchen ist die Neuroßgärten mit ihrer schöngezeichneten welschen Haube an erster Stelle zu nennen; dann die Steindammer, die eine der ältesten im Lande überhaupt ist, und die altstädtische, ein Bau Schinkels. Hier lag auch die Kunstakademie, die demnächst ein neues Heim vor den Toren beziehen wird, liegt das wegen seiner eisenzeitlichen Sammlungen weltberühmte, leider aber immer noch gänzlich unzulänglich untergebrachte Preussische Museum.

Im Laufe der letzten fünfzehn Jahre hat

sich das Königsberger Stadtbild erstaunlich zu seinem Vorteil verändert. Aus der fast grauen, reinen Nützlichkeitsstadt von damals ist eine wirklich würdige Provinzialhauptstadt geworden mit schönen Straßen, in grüngerbeteten Vororten, Parks, Teichen und öffentlichen Anlagen aller Art, die die Freude jedes Besuchers sind.

Das Hinterland Königsbergs ist das Samland, die bernsteinreiche, einst vom Orden so schwer gewonnene, zwischen See und Haffs hinausgreifende Halbinsel. Sie trägt ein Juwel der Ordensbaukunst, die Ordensburg Lothstedt mit ihren unberührten Fresken im Gebietiger-Gemach, und die noch vom Großen Kurfürsten angelegte Feste Pillau. Ferner trägt sie das landschaftliche Juwel des Galtgarbens, eines Waldhügels mit der größten frühgeschichtlichen Fliehburganlage Ostpreußens, und besitzt vor allem an den beiden dem Meere zugekehrten Seiten Steilufer von einer Romantik und eindrucksvollen Schönheit, wie sie an der deutschen Ostseeküste nur noch Rügen aufzuweisen vermag. In scharfer, steiler Abbruchfläche fallen die hohen Ufer zur See hinab, und alljährlich fordert das Meer neuen Tribut von dem





Stadtbild von Rastenburg mit der Georgikirche, Kreis Rastenburg  
 Mit Genehmigung der Kgl. Preuß. Mehlbidanstalt in Berlin

langsam zurückgehenden Lande. Tiefe Schluchten, teils von den Tagewässern gespült, teils auf der Suche nach dem Bernstein von Menschenhänden entstanden, schneiden in die Steilufer ein, und Baum- und Strauchwuchs sind auf allen nur irgend geeigneten Flächen angepflanzt, um den Gang der Abbröckelung aufzuhalten oder doch zu verlangsamen.

Nimmt die See so im Verein mit den Tagewässern auf der einen Seite, so gibt sie auf der andern reichlich dafür wieder: die Schönheit der Küste, den Badestrand, dem eine Kette blühender Badeorte ihr Dasein verdankt, reichliche Fische und vor allem den Bernstein. Jeder West- und Nordweststurm wühlt die Tiefen auf, löst den Stein aus den unter Wasser anstehenden Schichten der blauen Erde und treibt ihn dem Lande zu. Hier holen ihn die Fischer, ganz in Lederanzüge gehüllt, mit Handnetzen tief aus der Brandung heraus und bringen oft in einer einzigen Sturmnacht Tausende an Werten an das Land. Die Hauptgewinnung liegt freilich neuerdings bei den staatlichen Bernstein-

gruben in Palminiden, der Gewinn aus dem Meere nach dem seit der Urzeit geübten Verfahren ist aber doch eine wesentliche und willkommene Ergänzung des bergmännischen Betriebes.

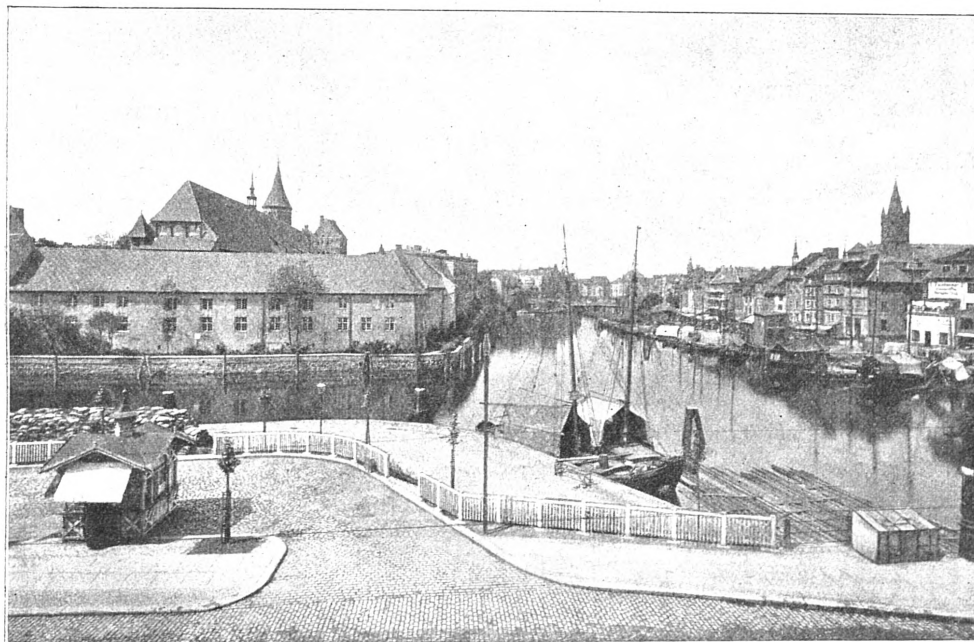
Jederseits schließen sich an die samländische Halbinsel die beiden Haffe an, diese merkwürdigen großen Lagunenbildungen, die das ostpreußische Festland von der freien Ostsee trennen, und jederseits schließt sich an das Land je eine der beiden Mehrungen, die Frische nach Süden, die Kurische nach Norden. Es sind von der Seeseite aus leicht eingebogene, ganz schmale Landbrücken. Vorzeiten waren sie bewaldet. Unter Friedrich dem Großen wurden sie aber abgeholzt und entwickelten sich dann schnell zu dem Wanderbünengebiet, als das wir Heutigen sie noch bis zu der neuen Aufforstung gekannt haben und das sie zum Teil auch heute noch sind, zu einem Naturdenkmal von einer Eigenart und stillen Größe, wie es auf Erden kein zweites Mal vorkommt. Hügel neben Hügel, ganz ununterbrochene Ketten von ansehnlichen Höhen

weißen Sandes wachsen aus dem Meere auf. Der Wind streicht über sie hin, und mit ihm wandert der Sand Körnchen für Körnchen die flache Windseite hinauf, um auf der steilen windgeschützten gleich wieder hinabzufallen. Bei Sturm ist dieses Wandern so stark, daß der Sand wie eine Rauchfahne vom Hügelkamm ausgeweht wird und die Menschen den peitschenden Wolken auf die Dauer nicht standhalten könnten. So wandern diese Berge von der Seeseite in das Haff, jahraus, jahrein, und für jeden Hügel, der im Haff verschwindet, gebiert das Meer bald einen neuen wieder. Feld und Haus überwandert der Sand, und nach Jahrzehnten kommen dann auf der einen Seite der Dünen die Reste dessen wieder zum Vorschein, was die andre dereinst begrub. Der weiße Sand mit den schon wieder verwehenden eignen Spuren, endlos nach vorn und hinten sich dehrend bis ganz zum Horizont, die weiten Wasserflächen zu den beiden Seiten und der heiße blaue Sommerhimmel zu Häupten, das ist eine Naturpredigt, wie sie anders nirgend erfahren werden kann als nur hier auf den sagenumwitterten Nehrungen des noch viel zu wenig bekannten Ostpreußens.

Einsam sind die Nehrungsorte und still die Menschen, die sie bewohnen. Das Meer gibt

ihnen ihr Brot, aber es fordert dafür auch von ihnen seinen Tribut. Gar manchen nimmt alljährlich die hasenlose Brandung zu sich hinab in den Schoß der Wellen, und wenn im Frühling und Herbst Haff und Meer gleich unwegsam sind, dann heben sie jede Verkehrsmöglichkeit auf und fesseln die Nehrungsbewohner wie die der Strommündungen am Festlandsufer des Kurischen Haffs völlig an die Echolle. In diesen stillen Zeiten ist die Kunst der litauischen Fischer entstanden, diese Kunst, mit der sie ihre Häuser, ihre Schiffe und alle ihre Räume schmücken, selbst den Hausrat schufen und Gerät, Gewand und Gebild bis zu den merkwürdigen Grabzeichen ihrer stimmungsvollen kleinen Kirchhöfe hinab.

Litauen, die letzte, östlichste ostpreußische Landschaft, ist völkisch bei weitem die eigenartigste. Die Litauer sind ein ganz alter Stamm, der sich durch die Zeiten hindurch bis zur Gegenwart in seltener Reinheit erhalten hat. Schon die uralte, an das Sanskrit sich anlehrende Sprache bezeugt das Alter des Volkes. Wie in der Sprache, so hat sich der Stamm auch in Brauch und Sitte, in der Wohnweise und der Tracht und in seiner beachtenswerten Volkskunst geschlossen erhalten bis auf unsre Tage. Verstreut, einsam, jeder auf seiner Echolle, wie die Litauer in der Urzeit wohnten, so tun sie es auch heute



Hafenbild aus Königsberg. Blick von der Holzbrücke pregelabwärts  
Mit Genehmigung der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt in Berlin

noch, und wo es namentlich im Süden der Landschaft geschlossene Dörfer gibt, da sind es Anlagen fremdstämmiger Ansiedler.

Litauen ist nun wirklich das Land der Ebene und der breiten, langsam fließenden Ströme; aber anmutlos und öde ist es darum keineswegs. Um nur ein paar seiner hervorragenden landschaftlichen Schönheiten zu nennen, möge an den Friedrichsgraben und die Fischerdörfer am Kurischen Haff erinnert werden, an die gewaltigen Elchreviere des großen Moosbruches und der Ibenhorster Forst — denn »die Forst« sagt der Ostpreuße —, an das stolze kaiserliche Jagdrevier in Rominten, an den Rombinus, den bis auf den heutigen Tag besuchten Götterberg der Litauer oberhalb Tilsits, an das so eigenartige Augstumalmoor und die mannigfachen Uferschönheiten der Ströme.

Von den Städten seien nur die bedeutendsten genannt: das kraftvoll aufstrebende Insterburg mit seinem schönen Marktplatz, auf dem der Großfürst Nikolai seine einzige große Parade in Ostpreußen abhalten durfte; Ragnit mit seinem hoch ob der Memel ragenden wuchtigen Gemäuer der Ordensfeste; Tilsit, die zweitgrößte Stadt des Landes, breit, wohlhabig und türmereich wie eine alte Hansestadt an den Ufern der Memel gelegen, mit

ihrer schönen Deutschen Kirche, ihrer Deutschen Straße voller alter Gebäude in guten Biedermeierformen, mit all ihren Erinnerungen an schmerzliche und auch an stolze Tage der Freiheitskriege vor hundert Jahren.

Weiter nach Norden engt sich das Land, und Memel mit seinen Türmen und gewaltigen Holzstapelplätzen, dieser bisher äußerste Vorposten des politisch geeinten Deutschtums gegen den Osten, steht auf treuer Wacht.

Wie Masuren, so hat auch Litauen die volle Schwere des russischen Einbruches zu spüren bekommen, und wie dort, so sind auch hier auf weiten Strecken von den menschlichen Siedlungen nur die rauchenden Trümmerhaufen zurückgeblieben. Aber wie dort, so steht auch hier schon längst wieder überall der Bauer hinter seinem Pflug, der Handwerker auf dem Baugerüst und in seiner Werkstatt, überall hebt sich auch hier, wie allüberall im Zerstörungsgebiet, ein Neues, Besseres aus der Asche des Vergangenen; und hatte dieses stille Land vorher seine Schönheiten, wie jedes andre Gebiet des Vaterlandes, so sollen sie, was Menschen dazu tun können, aus dem Schutt und den Trümmern dieser bösen, schweren Zeit schöner und reicher hervorgehen, als sie es je zuvor gewesen sind. Und was das Beste ist: sie werden es auch!

## Die Hand

Zwanzig Sprünge von unserem Grabenrand  
Ragt aus granatenzernarbttem Feld eine Totenhand.

Regengebleicht, vom himmlischen Licht bestrahlt,  
Liegt die Hand in hundert sanfte Farben gemalt.

Nur vom mittellsten Finger ein jähes Blitzen flieht,  
Wenn die Sonne sich in dem schmalen Goldreif besieht.

Aber heute im perlgrauen Frühschein gesehn,  
Ist mit der Totenhand ein herrliches Wunder geschahn.

Zwischen den leblosen Fingern, erstorben und ausgeglüht,  
Sind drei blaßblaue Blumen auf grünen Stengeln erblüht.

Leise schwanken und schaukeln die Blüten im Morgenwind,  
Schauen gut und tief wie Augen von einem Kind.

Und in jeder Brust sich sehndendes Fragen regt:  
„Wer hat Frühling, blühenden Frühling in Todes Hand gelegt?“

Karl Bröger

# Die Zukunft der deutschen Literatur

Von Prof. Dr. Oskar Walzel

Von der Zukunft der deutschen Dichtung reden, heißt für jeden Besonnenen und Einsichtigen, ihre jüngste Vergangenheit und ihre gegenwärtige Lage betrachten. Ich möchte als geschichtlicher Forscher nicht das nachgerade totgehegte Schlagwort Friedrich Schlegels für mich in Anspruch nehmen und verzichte gern darauf, den rückwärtsgekehrten Propheten zu spielen.

Kurz vor Kriegsbeginn trat als eins der letzten Werke Richard M. Meyers sein Buch über die Weltliteratur der Gegenwart hervor. Heute erweckt es aus vielen Gründen nur Wehmut. Ja, wie bittere Ironie kann es wirken, wenn ein Deutscher jetzt in Meyers Arbeit von dem friedlichen geistigen und künstlerischen Wettbewerb der Völker liest, und vollends wenn ihm Meyer versichert, daß in der deutschen Literatur um 1910 so große und vielversprechende Absichten herrschten wie gleichzeitig in keiner andern, daß der Pulsschlag der Weltliteratur jetzt in unserm Vaterlande schlage. Uns wurde seitdem von unsern Feinden das Gegenteil aufs unumwundenste versichert. Ja, es fehlt nicht an deutschen Stimmen, die heute nach Umkehr und völlig neuen Wegen deutschen künstlerischen Schaffens rufen.

Unter dem Eindruck dieser Tatsachen mag der geistreiche Psycholog und Ästhetiker Richard Müller-Freienfels jüngst die deutsche Literatur um 1910 gemustert haben. Er kam zu dem Ende, daß zwar noch viel Unvollkommenes mitspielt, vieles ungeklärt und chaotisch sei, daß wir aber doch in unsrer Kunst einen natürlichen Ausdruck des Geistes besäßen, der uns die Schlacht von Tannenberg gewinnen und Antwerpen erobern ließ. Ich befenne gern, daß mein Gefühl den stolzen Worten zustimmt. Ich kann aber meine Bedenken nicht verschweigen.

Müller-Freienfels ordnet die jüngsten Dichter in Gruppen. Hier sei das Selbstverständliche nicht dargelegt, daß solche Gruppenbildung leicht den einzelnen vergewaltigt. Vielmehr bin ich jedem dankbar, der in das

scheinbare Chaos neuer deutscher Dichtung Ordnung bringt, wenn er nur zugleich den tieferen Sinn des Ganzen besser erfassen lehrt. Müller-Freienfels scheidet die Wege, auf denen eine Überwindung der Neuromantik versucht wurde. Am wenigsten sei das den Neuklassikern der Richtung Paul Ernsts geglückt. Vorwärtsführende Pfade beschreiten nach Müller-Freienfels die Vertreter der Begeisterung für alles Lebendige, der Liebe zu Gegenwart und Zukunft, dann die Dichter des Primitiven und Erotischen, endlich die Anwälte einer Neukunst. Zur ersten Gruppe zählt er Paquet, Otto zur Linde, ferner die ganz neue Lyrik der Richtung Heyms und Werfels, natürlich auch Kellermann, zur zweiten Wedekind, Dauthendey und H. H. Ewers, zur dritten Heinrich Mann, Schickel, Leonhard Frank. Alle drei Gruppen verknüpft er eng mit dem Ausland: die erste mit Whitman, Verhaeren und Johannes V. Jensen, die Lyrik Heyms und Werfels mit Rimbaud, die zweite Gruppe mit der Malerei von Matisse und Gauguin, die dritte mit van Gogh. Zuletzt erkennt Müller-Freienfels in Stefan George und Thomas Mann noch Kulturdichter, die von der Formstrenge des künstlerischen Stils zu formstrenger Lebenshaltung weiterzugehen beginnen. Georges »Zeitgedichte« dienen ihm zum Erweis. Und allenthalben — bei diesen Kulturdichtern wie bei den Vertretern der drei Gruppen — spürt Müller-Freienfels das gleiche Streben zur strengen Form und den gleichen Willen zur Macht wie in dem Deutschland des Krieges. Im völkischen Sinne bewähre sich das alles bei Lissauer, Rud. Alex. Schröder und Bloem.

Viele werden aus den Schöpfungen der Dichter, die hier genannt und als Vorkämpfer des neuen deutschen Geistes gefaßt sind, wahrscheinlich ganz andres herauslesen. Ja, es wird manchen befremden, daß Wedekinds Grotesken und Heinrich Manns Erotik mit Tannenberg und Antwerpen verknüpft werden. Ferner wäre wünschenswert, daß ein

Versuch, jüngste deutsche Dichtung als Ganzes zu bewerten, sich mit dem weitverbreiteten Vorwurf auseinanderzusetzen, gerade die Neuesten seien nur auf Umsturz und immer neuen Umsturz aus, seit Jahren löse eine Richtung die andre ab, jede verkünde immer wieder die Wertlosigkeit ihrer Vorgängerinnen, es sei ein atemloses Hasten, das zu geistlicher Entwicklung oder gar zum Ausreifen nicht führen könne; das Ergebnis aber laute weit eher: Zersetzung und Auflösung, als: innere Festigung und machtvollens Zusammenfassen der bestehenden Kräfte.

Vorstöße der Jugend, die im Herbst 1916 in Dresden versucht wurden und die ich aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte, scheinen diesen Vorwürfen recht zu geben. In Dresden fand Hasenclevers »Sohn« vor einem geladenen Kreise seine Uraufführung: die Tragödie des Jünglings, der seinen Vater tötet, um den unerträglichen Druck falscher Erziehungsgrundsätze loszuwerden. Und zwar erscheint der grauenhafte Gegensatz zwischen Vater und Sohn nicht als unglückseliger Ausnahmefall, sondern als wesentliche Eigenheit des Zeitalters. Wirklich fehlt es in andern Dichtungen der Gegenwart nicht an verwandten Zügen. Seltsam genug scheint dem Jahrhundert des Kindes eine Kriegserklärung der Jugend zu folgen, gerichtet an das Alter und gestützt auf den Vorwurf, daß Eltern ihre Kinder nicht verstehen.

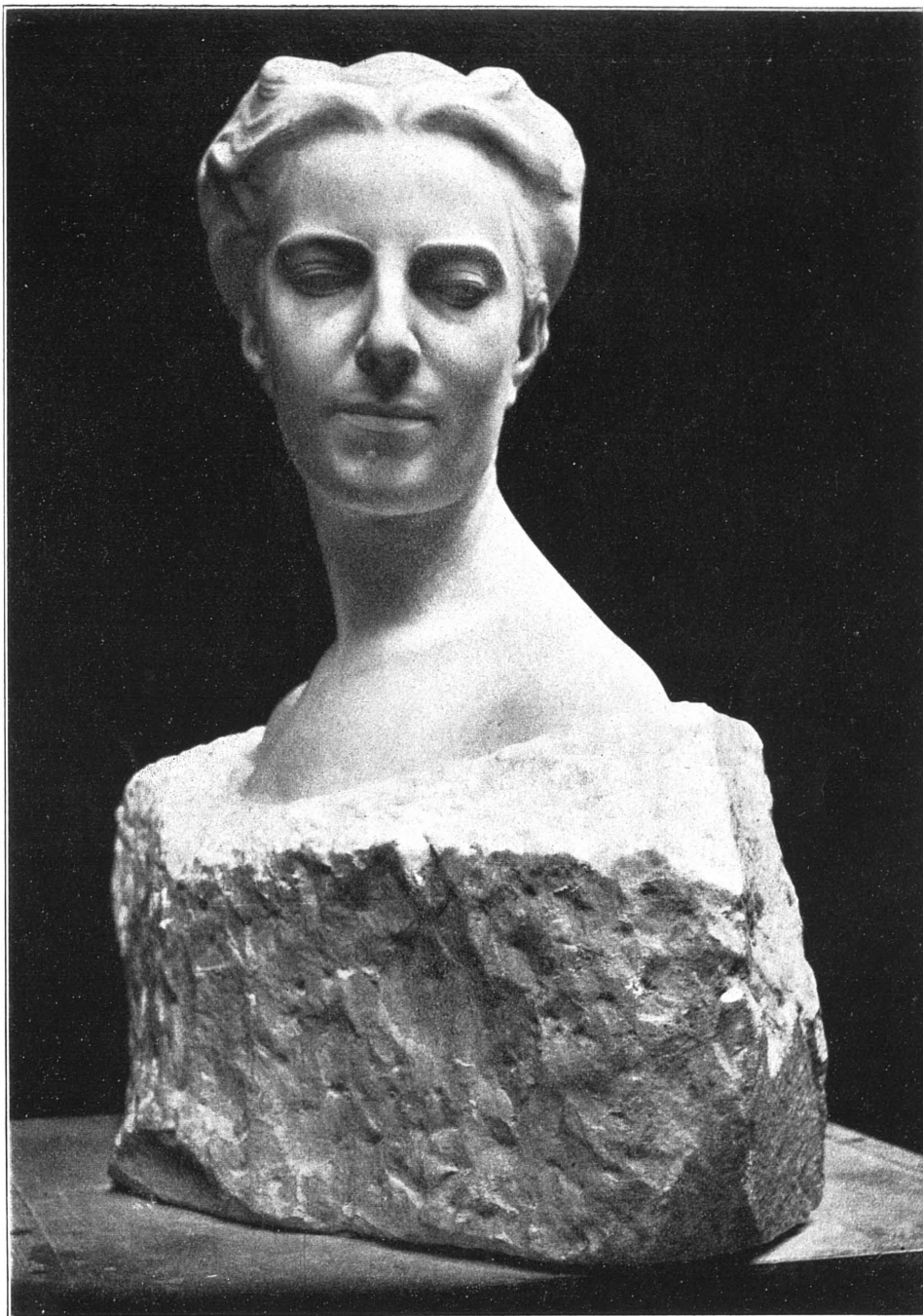
Hasenclevers »Sohn« lief unter der Flagge einer expressionistischen Dichtung vom Stapel. Ob das nötig oder auch nur zweckdienlich war, bleibe dahingestellt. Zufälligerweise fand in Dresden ungefähr zu gleicher Zeit eine Ausstellung expressionistischer Gemälde und Zeichnungen statt. Sie bestärkte viele in der Überzeugung, daß die Jüngsten mehr auf Zerstörung eines bestehenden Bestandes als auf Erbringung neuer Werte ausgehen. Ich möchte durchaus nicht vom Standpunkt künstlerischen Urteils alle diese Erscheinungen hier fassen, noch weniger sie so in Bausch und Bogen verwerfen, wie es viele tun. Am wenigsten verkenne ich die Leistung, die in Hasenclevers Trauerspiel enthalten ist. Aber ich begreife es gut, wenn eine große Mehrheit mit Staunen fragt, ob das die deutsche Kunst sei, von deren Wiedergeburt und Neubeseelung zu Beginn des Krieges hoffnungsvoll gesprochen worden war.

Vielleicht erblicken die Verkünder eines neuen, durch den Krieg geschaffenen Deutschtums in den angeführten Erscheinungen nur überholte Überbleibsel aus der Vorkriegszeit, letzte Versuche Abgetaner, die sich ihres Lebens wehren. Mir scheint solche Deutung falsch. Nur wenige sind freilich so bereit wie ich, die Dichtung, die Kunst überhaupt anzuerkennen, die durch den Krieg geschaffen worden ist. Wer unsere kritischen Zeitschriften verfolgt, weiß zur Genüge von den herben Worten, die den Kriegsdichtern nachgesagt werden. Besonders in Deutschland geht die Dichtung längst wieder die Bahn weiter, die vor dem Kriege beschritten worden war. In Österreich halten die Jüngsten es ungefähr ebenso. Immerhin ist in Österreich noch weit mehr von dem starken, aufrichtenden und emporführenden Erlebnis zu vernehmen, das vielen der Krieg geschenkt hatte.

Österreichische, vor allem deutschösterreichische und ganz besonders wienerische Zweifelsucht hatte dem Reich der Habsburger nicht die Kraft und die Ausdauer zugetraut, die es nunmehr seit Jahren beweist. Dem Österreicher versicherte ein altes Dichterwort auch vor 1914, daß er sein Vaterland liebe und Ursache zu solcher Liebe habe. Wenn er sich indes damals fragte, wo diese Liebe wurzle, traf er nur auf einzelne Erscheinungen, die ihm Liebe einflößen konnten, nicht auf ein geschlossenes Ganzes, das ihm Sinnbild der Vaterlandsliebe war. Da durfte er sich an österreichische Dichtung und österreichische Musik erinnern, an die Landschaft mit ihrem vielgestaltigen Reichtum, zuletzt auch an Großes aus der Vergangenheit. Ein feinfühligster österreichischer Erzähler bezeugte vor kurzem, daß aus diesen Voraussetzungen die Vaterlandsliebe des Österreichers nur wie eine Topfblume, langsam und des Schutzes bedürftig vor Unbilden der Witterung, erwachsen konnte. Dann aber kam der Augenblick, in dem unversehens, fast unerwartet Österreich zu einem kampffreudigen großen Ganzen verschmolz. Der Jugend wurde damals ein Österreich geschenkt, von dem die Älteren vor dem Kriege kaum zu träumen gewagt hätten.

Das Deutsche Reich konnte gleiches nicht erleben. Es hatte es nicht nötig. Viel stärker als der Österreicher empfand der Deutsche, empfindet er es noch, daß ein längst erworbenener unvergleichlich schöner Besitz bedroht sei.





Charles Jaekle:

Bildnis



Darum konnte ihm der Krieg nicht schenken, was er dem Österreicher brachte. Der Literatur, die von dem Wiedererwachen des österreichisch-ungarischen Reichsgedankens glückerfüllt berichtet, hat Deutschland kaum etwas Verwandtes gegenüberzustellen.

Um so weniger fühlte sich die Dichtung Deutschlands veranlaßt, reuevoll an die Brust zu klopfen und zu beichten, daß sie zuletzt falsche Ziele angestrebt habe. Sie hätte ja nur dem feindlichen Ausland recht gegeben, das seit Kriegsbeginn unentwegt die jüngste deutsche innere Entwicklung und deren künstlerischen Ausdruck geschmäht und wie ein untrügliches Anzeichen beginnenden Verfalls hingestellt hatte. Uns könnten diese wie andre Schmähungen kalt lassen, wenn sie sich nicht auf Urteile berufen dürften, die im Lande selbst gefällt werden. Mir indes liegt es ganz fern, den Deutschen, die von den auflösenden und zerstörenden Zügen der jüngsten deutschen Kunst und Dichtung reden, lediglich den Einwand entgegenzuhalten, daß sie dem Feinde recht geben. Gefühlsgründe, die zusammenhängen mit politischen Bedenken, sollen wahrlich von mir nicht herangeholt werden.

Auch stünde den Deutschen, die von ihrer jüngsten Kunst nichts wissen wollen, eine Antwort rasch zu Gebote. Sie verwerfen, weil sie nur Nachahmung des Auslandes zu erblicken meinen. Wirklich weisen die Darlegungen von Müller-Freienfels auf den engen Zusammenhang hin, der zwischen jüngster deutscher Dichtung und dem Ausland, besonders dem französischen, besteht. Wurde denn nicht überhaupt die ganze Reihe der künstlerischen Richtungen, die sich Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus nennen, den Deutschen vom Ausland vorerlebt, ja doch wohl auch die Neuromantik, die sich zwischen dem Impressionismus und dem Expressionismus in der deutschen Dichtung auftrat? Französische Bewerter erblicken in der neueren deutschen Kunst überhaupt nur einen Abklatsch ausländischer Vorbilder. Ich aber kann den schwierigen Nachweis, daß auf deutschem Boden das alles vorbereitet war, ehe es unter Pseudonymen französischer Herkunft sich ausdrücklich als neue Richtung auftrat, hier nicht führen. Leider wurde er bisher überhaupt nicht oder bestenfalls nur für den Naturalismus eindringlicher versucht. Dagegen wage ich es, mit einem einzigen Schlage die Voraussetzungen umzuwerfen,

auf denen die Annahme ruht, daß die ganze Folge der Richtungen den Deutschen vom Ausland geschenkt worden sei.

Ist nicht ein künstlerischer Betrieb, durch den heute eine vorwärtstürmende neue Schule erstehen und der Kunst von gestern absagen kann, morgen aber gleiches in neuer Wendung sich wiederholt, eine durchaus deutsche Erfindung? Ich leugne gewiß nicht, daß auch anderswo gelegentlich nur um der Kunst willen und im Dienste neuer Ausdrucksmöglichkeiten des Künstlers ähnliche Kämpfe zwischen alt und neu ausgefochten wurden. In Deutschland aber sind sie seit dem achtzehnten Jahrhundert etwas Selbstverständliches. Deutscher Sturm und Drang war nicht einmal der erste Fall. Schon Gottsched und die Schweizer bereiteten den Brauch vor. In einem Lande, dessen klassische Dichtung alles eher werden sollte als das künstlerische Ergebnis eines reichbewegten öffentlichen Lebens, konnte er leicht erstehen. Fragen der Innenwelt, Angelegenheiten geistigen Schaffens wurden um ihrer selbst willen zum Gegenstand erbitterter Kämpfe. Anderswo waren sie auch wichtig genommen worden, aber doch nur soweit sie für das Leben, für die Selbstbehauptung des Menschen in der Gesellschaft wichtig waren. Auf deutschem Boden hatte die Romantik in ihren verschiedenen Abstufungen, hatten spätere künstlerische Umstürze vor allem nur die eine Voraussetzung: ein neues künstlerisches Glaubensbekenntnis sollte durchgeführt und zum Erfolg gebracht werden. Frankreich hingegen huldigte dem gleichen Brauch zum erstenmal, als die Romantik der Zeit Viktor Hugos allem Alten den Krieg anbot. Sie setzte sich auch sonst bloß Ziele, die in Deutschland seit langem, zum Teil schon durch den Sturm und Drang, erreicht worden waren. Das Schlagwort *L'art pour l'art*, das von der französischen Romantik verkündet wurde, nahm vollends nur auf, was der Klassizismus und die Romantik Deutschlands verfolgten: die Forderung, daß Kunst keiner fremden Gesetzmäßigkeit unterworfen werde. Das war ja der entscheidende Schritt, den deutsche Innerlichkeitsdichtung hinaus über die Dichtung des Auslands, zunächst Frankreichs, getan hatte. Wohl war auch der süd- und westeuropäische Klassizismus nicht nur auf fahlen Nutzen gerichtet. Aber ihm war Kunst vor allem ein Mittel, das Leben besser zu beherrschen.

Shakespeares Zeitgenosse Bacon nannte in solchem Sinne die Dichter eigentliche Kenner und Lehrer der menschlichen Affekte und ihrer Störungen. Als er das ganze große und weite Gebiet des menschlichen Wissens absteckte und die Lücken aufzeigte, die auf dem Gebiete noch zu bebauen waren, fand er die gesamte Lehre von den Affekten und von deren Überwindung nirgend besser dargelegt als bei Dichtern und Geschichtschreibern. Im Hintergrund stand der große Gedanke, daß Wissen Macht ist, daß es ins Leben zu treten habe und nicht um seiner selbst willen zu suchen sei. »Cultura animi« hieß für Bacon der Zweck, um dessentwillen er mit Dichtung sich beschäftigte. Die »cultura animi« suchte er zu erreichen, um sich im Leben zu behaupten. Gleiches erstrebte nach ihm auf einem Boden, der täglich schwieriger und glatter wurde, der französische höfische Klassizismus. Und immer noch schwebte den französischen Neuerern des achtzehnten Jahrhunderts, auch unmittelbaren Vorläufern der Revolution, solche Kultur vor, die dem Menschen die Geheimnisse der Lebenskunst verriete.

So bildete sich in stetem Hinblick auf das Leben die französische Kultur, die heute gern über deutsche Kulturlosigkeit abspriicht. Auf solche Kultur legte es die große deutsche Dichtung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nicht an. Sie wollte mehr, sie erstrebte eine Kunst, die nicht bloß ein dienendes Glied innerhalb einer Erziehung zu lebensbeherrschender Kultur wäre. Die Franzosen selbst indes gaben im neunzehnten Jahrhundert diesen dichterischen Kulturgedanken auf, als sie immer wieder nach deutschem Vorbild um neue Möglichkeiten künstlerischen Ausdrucks kämpften, ohne deren Bedeutung für das Leben und seine sichere und gewandte Führung in den Vordergrund zu schieben. Französischer Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus sind ganz wie die Romantik Viktor Hugos und seiner Genossen nur weitere Durchführung eines Grundsatzes, der aus Deutschland stammt. Und wie die Franzosen heute geneigt sind, alles abzustossen, das wie deutscher Einfluß auf Frankreich gefaßt werden könnte, und dafür zu der alten echt französischen Art und Kunst zurückzukehren, so dürfen, ja müßten sie künftig darauf verzichten, im deutschen Sinne Kunstfragen um ihrer selbst willen zum Gegenstand andauernder und stets von neuem ein-

setzender Kämpfe zu machen. Die neue Richtung, die sie jetzt einschlagen wollen, verbietet eine weitere Folge von Richtungen.

Noch unbestreitbarer als die Annahme, die ich da vorlege, dürfte indes sein, daß die Deutschen in der großen Umwandlung, die sich in ihnen seit der Neubegründung des Deutschen Reiches vollzogen hat, auch dem Kulturgedanken des Auslands nähergekommen sind. Und zwar in zweifacher Wendung. Erstens wird eine »cultura animi« angestrebt, die zu formvoller Lebensbeherrschung führt. Zweitens legt man es überhaupt auf Lebensbeherrschung an: der Deutsche will Mittel und Wege finden, in dem Leben der Gegenwart, das höchste Anspannung der Kräfte fordert, das dank der unvergleichlichen Entwicklung der Technik von jedem einzelnen zielgewisse, wohlberechnete Arbeitsleistung verlangt, nicht zu unterliegen, vielmehr als Sieger zu bestehen. In der zweiten Wendung betätigt sich ganz besonders der Übergang, durch den ein Volk weltabgewandter Dichter und Denker zu einem Volk der Tat wird.

Beide Wendungen spiegeln sich in der deutschen Dichtung der Gegenwart. Sie machen sich in Müller-Freienfels' Scheidungen fühlbar. Kulturförderer sind die Stefan George und Thomas Mann. Verfechter des Gedankens der zielbewußten Tat erscheinen in der Gruppe, deren größter äußerer Bucherfolg Kellermanns »Tunnel« war. Müller-Freienfels gibt dieser Gruppe das kennzeichnende Wort »Amerikanismus«. Ihre Freude an allem Lebendigen, ihre Liebe zu Gegenwart und Zukunft macht die Dichter dieser Gruppe zu Vorkämpfern des neuen Deutschlands.

Gegen beide Wendungen der deutschen Volksseele kehren sich heute mahnende Worte guter Deutscher. Besonders wies jüngst Ricarda Huch auf die Gefahren hin, die sich dem Deutschen auf den neuen Pfaden ergeben. In der Zunahme der Kultur meinte sie ein Anzeichen des Alterns zu erblicken. Sie nannte Kultur den Zustand, wo innere Kraft als schöne Maske nach außen tritt. Kultivierte Völker mögen — so erklärte sie — auf ihre Kultur und ihre Vergangenheit stolz sein, barbarische auf ihre Kraft und auf ihre Zukunft. Das Chaotische und Elementare sei in den Deutschen noch stark; das bezeuge, daß sie noch viel Zukunft und Leben hätten. In der Wendung zu Zielsicherheit

und schnellern, genauem Arbeiten erkennt Ricarda Such vollends einen Gegenschlag, gerichtet gegen die ungeformte Kraft, in der sie die Gewähr von Deutschlands Zukunft sieht. Richtig führt sie diese Wendung auf die Preußen zurück. Sie stellt den Deutschen vor die Wahl, das alte geniale Deutschland wieder auferstehen oder es in dem mehr weltlichen als genialen Preußen, in dem Lande des Systems und der musterhaften Organisation, aufgehen zu lassen.

Ricarda Such sei hier als eine der vielen genannt, die sich heute zu gleichen Ansichten bekennen. Uebermals sei gegen sie und ihre Gefinnungsgenossen nicht der Einwand ausgespielt, daß die Franzosen, daß unsere Feinde überhaupt ähnliche Ansichten aus andern Gründen vertreten. Ähnliche, nicht ganz übereinstimmende!

Das feindliche Ausland wirft dem Deutschen Mangel an Kultur vor. Ricarda Such nimmt für den Deutschen den Vorwurf des Barbarentums gern hin; denn ihr bezeugt er die reiche Zukunft Deutschlands. Das Ausland verdankt den Deutschen, daß sie unter preußischer Führung mindestens ebenfogut zielficher arbeiten gelernt haben wie die Engländer und Amerikaner. Es verdankt ihnen besonders die Machtgebärde, die aus solcher Umstellung des deutschen Wesens sich ergab. Es möchte lieber das alte Deutschland der Dichter und Denker, das geniale Deutschland neu erwachen sehen. Das wünscht auch Ricarda Such.

Wir stehen vor der schwersten und wichtigsten Frage nicht bloß der Zukunft deutscher Dichtung, nein, auch der Zukunft Deutschlands, vor allem des Deutschen Reiches. Ich bin weit entfernt davon, diese Frage beantworten zu wollen. Sie drängt uns die Entscheidung auf, entweder den Wunsch nach Macht aufrechtzuerhalten und nach kraftvoller Überwindung der Gefahren, die ein technisch hochgesteigertes Leben in sich birgt, oder aber das preußische Wesen und seine ordnende und zielgewisse Kraft aufzugeben und zurückzukehren zu den loseren Lebensformen der Vergangenheit.

Vor kurzem begegnete mir eine Äußerung, die am Anfang des Jahrhunderts von einem greisen Deutschamerikaner abgegeben wurde. Keiner vermutet wohl in Karl Schurz, dem politischen Flüchtling von einst, der in Amerika zu höchsten Würden emporstieg, in dem

Feldherrn des amerikanischen Bürgerkrieges und zeitweiligen Mitarbeiter des Präsidenten Hayes, einen gefühlsjelligen Anwalt der Vergangenheit. Beim Hingang Malwida von Meysenbug, der Idealistin, warf er 1903 den Deutschen vor, daß sie seit 1870 viel an Gesinnung verloren hätten. Das sei das gewöhnliche Ergebnis des Erfolgs, des Glücks und der Macht. In Amerika sei es gerade so. Gleichwohl behauptete er, daß in Deutschland sich viele aus der Sade des materiellen Strebens und Interessenwesens zurücksehten nach einem Idealismus, wie ihn die Meysenbug vertrat, oder wenigstens nach etwas Ähnlichem.

Malwida von Meysenbug selbst umschrieb einmal den Gegensatz des Materialismus und des Idealismus: die wahren Materialisten setzen alles in die Tätigkeit, als wäre das bloße Bewegen und Tun ein Zweck; den Idealisten dagegen ist Bewegen und Tun nur Mittel zur Verwirklichung einer Idee.

Fast wörtlich stimmt das zu einer Äußerung von Hermann Bahr in seinem neuesten Roman »Himmelfahrt«. Ganz unabhängig von dem eigentlichen Ziel des Romans ist sie mir wichtig als Zeugnis, abgegeben von dem Manne, der für die Regungen und Wünsche seiner Mitwelt eine allerfeinste Spürnase besitzt. Bahr wendet sich gegen die sogenannte voraussetzungslose Wissenschaft und Kunst. Es sei, wie wenn man eine Maschine baute, ohne zu wissen wozu, und sich mit der Zuversicht begnügte, das werde sich später schon zeigen. Aus Bequemlichkeit lüge man sich vor, nichts zu suchen, weil es leichter sei, durch die Welt zu spazieren, auf das gute Glück hin, daß doch einmal zufällig begegne, was man zu sich herzuwringen zu faul sei. »Die Uhr ist uns gestohlen worden! Denn bis auf unsere Zeit wußte die Menschheit wenigstens stets, wieviel's geschlagen hat, wir aber sind uns nicht einmal darüber klar, ob wir uns guten Morgen oder gute Nacht sagen sollen!«

Die grundsätzliche Weltanschauungslosigkeit, über die wir heute hinauskommen wollen, wird von Bahr treffend gekennzeichnet. Nur langsam entwinden wir uns den letzten Fesseln, in die uns der Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts und seine Nachfolger gelegt hatten. Wir waren schon vor dem Kriege auf dem besten Wege, diese Fesseln abzustreifen. Ohne Zweifel haben Ri-



carba Such und ihre Gefinnungsgenossen manches, das als Folgeerscheinung des Materialismus gefaßt werden darf, bei ihren Anklagen im Sinn. Die Zeit nach 1870 stand noch stark im Banne des Materialismus. Darum darf jedoch der neudeutsche preußische Geist nicht schlechtweg als Ausgeburt des Materialismus gefaßt werden. Aber eine neue Weltanschauung muß geschaffen werden, um diesem Geist den rechten Weg zu weisen.

Weltanschauung ist hier im strengen Sinne gemeint. Kann doch auch grundsätzliche Weltanschauungslosigkeit noch als Weltanschauung gefaßt werden. Mit dem Psychologen William Stern nehme ich Weltanschauung hier als theoretisches Weltbild, das auf die Lebensanschauung umgestellt und angewendet werden kann, und umgekehrt als die Gesamtheit von Grundsätzen der Lebensführung, die sich zugleich einer theoretischen Überzeugung vom Wesen der Welt einpaßt.

Das Fest, in dem Stern 1915 diese schärfere Umschreibung vortrug, ist an sich ein Zeichen der Zeit. Im Jahre 1901 wurden Sterns »Vorgedanken zur Weltanschauung« niedergeschrieben. Vierzehn Jahre später traten sie an die Öffentlichkeit, in dem Bewußtsein, daß der Wille zur Weltanschauung, der zu Beginn des Jahrhunderts nur ein wenig bemerktes Fünkchen unter der Asche der Weltanschauungslosigkeit war, inzwischen zu einer Flamme geworden ist, an der eine neue Philosophie geschmiedet werden kann. Von dem Kriege erwartet Stern den entscheidenden Anstoß. Wenn der deutsche Geist sich allzulange bewegt hatte in der Zersplitterung des Spezialistentums, so steht er nach Sterns Überzeugung jetzt vor einem inneren Erleben von solcher Urgewalt und vor Rätseln von solcher Wucht, daß das Verlangen nach einem einheitlichen Weltbild zur Einordnung alles Alten und Neuen unbezwinglich wird.

Es wäre nicht das erstemal, daß Deutschland durch den tiefen Nachhall eines großen Krieges zu einer Weltanschauung gelangt. Der Dreißigjährige und der Siebenjährige Krieg bereiteten die Weltanschauung vor, aus

der unser Klassizismus erwachsen konnte. Die grauenvollen Erlebnisse des 17. Jahrhunderts zeitigten die Wiedergeburt der deutschen Mystik im Pietismus, der spartanische Geist des Reiches Friedrichs des Großen den kategorischen Imperativ. Im Pietismus und in Kant wurzelt unser Klassizismus, wurzelt auch die Romantik.

So eröffnet sich für die Zukunft der deutschen Dichtung ein hoffnungsvoller Ausblick. Ersteht wirklich aus diesem Kriege eine neue deutsche Weltanschauung, so wird die Dichtung der Zukunft auf ihr ruhen dürfen. Die neue Weltanschauung wird die schweren Fragen zu lösen haben, auf die ich hinwies. Sie muß sich entscheiden, ob der neudeutsche Geist der zielbewußten Ordnung und der kraftvollen Lebensgestaltung ihrem Weltbild einzugliedern sei oder nicht. Sie hat zu bestimmen, ob diesem Geiste etwas Besseres zugrunde gelegt werden kann als der abgetane Materialismus, ob eine Verbindung möglich ist zwischen dem neuen Geiste und den seelischen Bedürfnissen des alten genialen Deutschlands oder des deutschen Idealismus, wie man früher sagte.

Die neue Weltanschauung wird nicht in weltabgelegener Gelehrtenstube zu schaffen sein. Durch Grübeln ist sie nicht zu erbringen. Aus dem Leben muß sie erwachsen. Die Spiegelung, die dem neuen Leben schon jetzt in der Dichtung ersteht, wird dem künftigen Gestalter des deutschen Weltbildes den Blick schärfen. Die deutschen Dichter, die vor dem Kriege und seither den Zauber der neuen deutschen Welt und ihrer unermesslichen technischen Hilfsmittel auszukosten suchten, sind sogar schon unterwegs, die Brücke zu schlagen von dem jüngsten Deutschland des Systems und der Organisation zu einem Weltbild, das dem Alten das Neue gesellt. Sie arbeiten bewußt oder unbewußt an einer neuen Weltanschauung. Ob ihre Arbeit Dauerndes schafft, wird nach dem Kriege die künftige deutsche Philosophie zu prüfen haben. Ich hoffe mit William Stern, daß dann eine Zeit aufbauender Philosophie zur schnellen Reife kommen wird. Sie mag der künftigen deutschen Dichtung voranleuchten.





Märkische Landschaft

## Carl Rappstein

Ein Künstlerbild von Felix Lorenz

Das Tier in der Landschaft hat den schaffenden Künstler schon immer angezogen, aber erst in der neueren Malerei ist es vollständig entdeckt worden. Bei den alten Meistern erscheint beides noch ohne den inneren, naturnotwendigen Zusammenhang — das Tier ist hauptsächlich Studienobjekt für geschickt komponierte Stillleben, oder es dient als malerische Staffage für die Landschaft, ohne mehr geben zu wollen und zu können. Wie es aber mit der Natur, die es umgibt, von Grund aus aufs lebendigste verbunden ist, wie es aus ihr heraus- und in sie

hineinwächst, das zu erkennen war erst der modernen Malerei vorbehalten, die am Anfang ihres Werdens das einzige Gebot erließ:

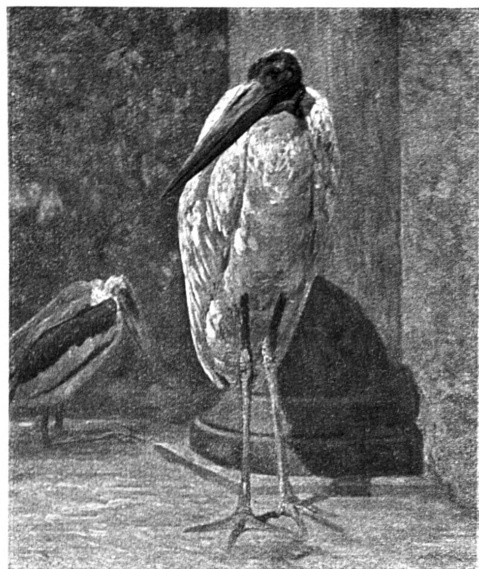
Lerne die Natur beobachten!

Als die Staffelei ins Freie gestellt wurde, ins offene Gefild, an den Waldbrand, auf die Berghöhe, unter strahlende Sonne oder wolkenverhangenen Himmel, da brauste die Fülle des Wirklichen auf den Künstler ein und öffnete ihm Auge und Herz für die tausend Schönheiten, die da mit Licht und Luft und Farbe herandrangen, und die Palette mußte nun auf einmal ganz neuen Offenbarungen



Carl Rappstein

Nach dem Gemälde von Paul Halke



Tabirustorch

dienstbar werden. Die Bäume, die bachdurchflossenen Wiesen, die Ebene und das Gebirge mit der ganzen Tierwelt, die darin heimisch war, erhielten plötzlich ein ganz andres Leben, als ihnen die nachschaffende Phantasie im Atelier hatte geben können, und es zeigte sich, daß alles in der Natur in einem ununterbrochenen Zusammenflang, einer Harmonie ohne Grenzen verbunden war, daß es nichts Totes gab und alle Teile ineinandergriffen und miteinander lebten.

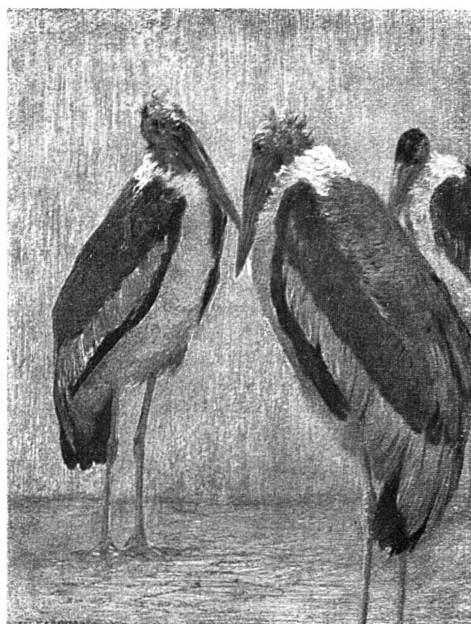
Da kam auch das Tier zu seinem Recht. Da zeigte sich seine bedeutungsvolle Stellung im Naturganzen, und der Künstler, welcher Richtung er auch angehören mochte, wurde nicht müde, sie zu betonen: in hundertfältiger Auffassung erschien das Tier mit der Natur verwebt. Von der spielenden Phantasiewelt Böcklins an, in der es einen so wichtigen Platz einnimmt, bis zu der naturalistischen Darstellungsart Heinrich v. Zügels — welch ein Reichtum des bildhaften Gestaltens! Der Künstler, der sich in dieser neuen, frischen Welt heimisch machte, sah Möglichkeiten ohne Ende vor sich, und von ihm konnte jetzt ein schöngepprägtes Wort Hugo von Hofmannsthal's gelten: »Er hat den regungslosen Wald belebt ...«

Ganz Deutschland: von der Kantstadt am Pregel bis zum Rhein mit seiner alten Malerkultur, vom Moor bis zum Königssee hat uns in der jüngeren Vergangenheit und in der

Gegenwart ausgezeichnete Künstler geschenkt, die das Tier mit der Landschaft zum Inhalt ihres Schaffens gemacht haben. Unter den norddeutschen darf Carl Rappstein als einer der besten gelten.

Von dem, was dieser Künstler als Maler und Graphiker geleistet hat, soll hier die Rede sein, und sein Werdegang mag zeigen, wie die wachsende Erkenntnis von den ewigen inneren Zusammenhängen aller Erscheinungen der Natur sein Werk reif gemacht und zu der schönen Höhe geführt hat, auf der es jetzt zur Freude der Mitgenießenden steht.

**R**appsteins künstlerische Natur wurzelt in einer Strebekraft, die von früh an und beharrlich zur Klärung der heranflutenden Eindrücke und Probleme drängte. Nicht mit stürmischen Gewaltmitteln suchte er der Dinge Herr zu werden; er hatte von Hause aus das glückliche Temperament, ihnen mit Ruhe und einer in die Tiefe schürfenden Besonnenheit zu Leibe zu gehen und sie so am sichersten zu erobern. Ob es sich um das Studium des Malerischen an sich oder um die geistig-seelische Durchbringung des Gegenstandes, der da lockte, oder um die Bewältigung des rein Technischen handelte: die Hauptsache war, sich nicht verwirren zu lassen, mit unverminderter Ausdauer bei der Aufgabe zu bleiben, bis sie »gepakt« war. Und keine Fisi-



Marabus



Störche

matenten! Das war das gute Menzelsche Rezept, nach dem auch Rappstein sich seiner ganzen Veranlagung nach richtete. Nur wer bei der Sache bleibt, kann über ihr stehen. Und so gibt der Künstler heute das sinnvolle Bekenntnis ab, das nicht nur ihn selbst trefflich kennzeichnet, sondern auch als Leitspruch für viele gelten kann, die im Unsicheren herumtappen: »Der Künstler soll keine Nerven haben, aber das Werk muß Nerv haben!«

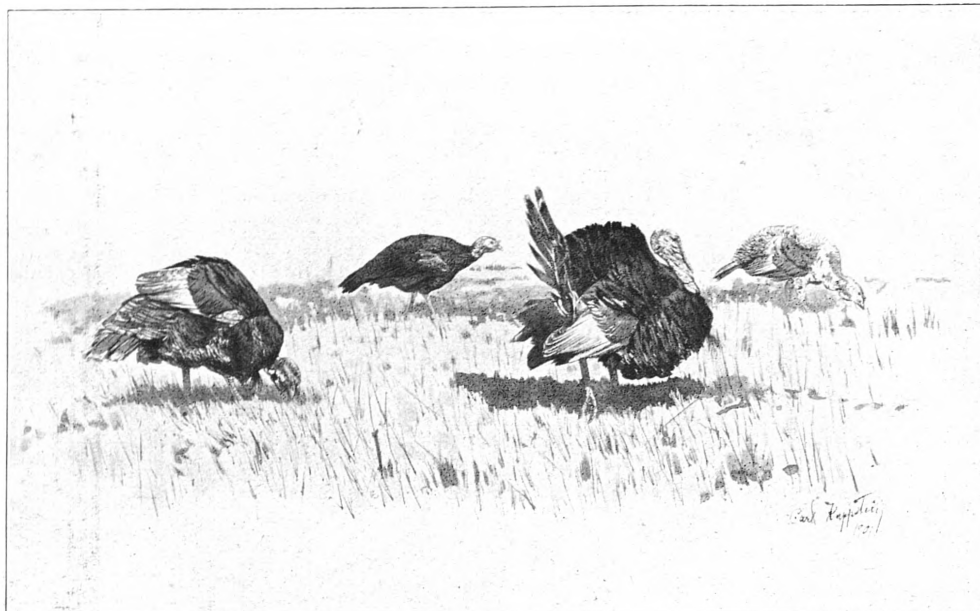
Rappstein ist ein Berliner Kind. Er wurde 1869 geboren und verlebte seine Jugend in jenem damals noch stilleren, von der Weltstadt noch weit entfernten Berlin, das Besinnung auf sich selbst gestattete. Gute Kunst, aus tüchtigem handwerklichem Können geboren, war am Werke. Der junge Rappstein betätigte sich zunächst als Dekorationsmaler, aber schon 1866 — als Siebzehnjähriger — kam er zur Akademie. Woldemar Friedrich und Paul Meyerheim wurden seine Lehrer. Bessere hätte er sich nicht wünschen können, denn bei ihnen war die Unterlage einer tüchtigen Malerei zu finden: die Kenntnis und Beherrschung des Technischen.

Oft genug ist gesagt worden — und zumeist mit Recht —, daß alles Akademische etwas Einschnürendes habe. Daß es vermöge seines

ellenlangen Zopfes die Entwicklungsfähigkeit und die schöne Freiheit des jungen Künstlers hemme. Schließlich kommt es aber dabei nur darauf an, ob der Künstler stark genug ist, sich nicht einschnüren zu lassen. Rappstein war so kräftig, daß er eine Fessel nicht an sich herankommen ließ — auf der andern Seite erkannte er aber, daß man erst das »Handwerk« gelernt haben muß. Wer nicht das Material beherrscht, wer will die Form beherrschen? Wer will das Geschaute und Empfundene zum neuen Leben der Kunst wecken? Es kam aber etwas hinzu, was den jungen Künstler am sichersten vor einer Erstarrung im Akademischen bewahrte: das war die Weisheit seiner eignen Lehrer. Männer wie Friedrich und Meyerheim wären die letzten gewesen, ihren Schülern die Flügel zu beschneiden. Sie, die selbst meisterliche Tier- und Landschaftsmaler waren, predigten dem Adepten immer wieder: »Bleiben Sie bei der Natur!« Meyerheim vor allem wies den Weg ins Freie; er setzte seine joviale Miene auf, nahm den Jünger beim Arm und sagte: »Drücken Sie sich nicht so viel im Atelier herum, stellen Sie sich an irgendeinen Droschkenhalteplatz Unter den Linden und passen Sie auf, was da passiert!«

8\*





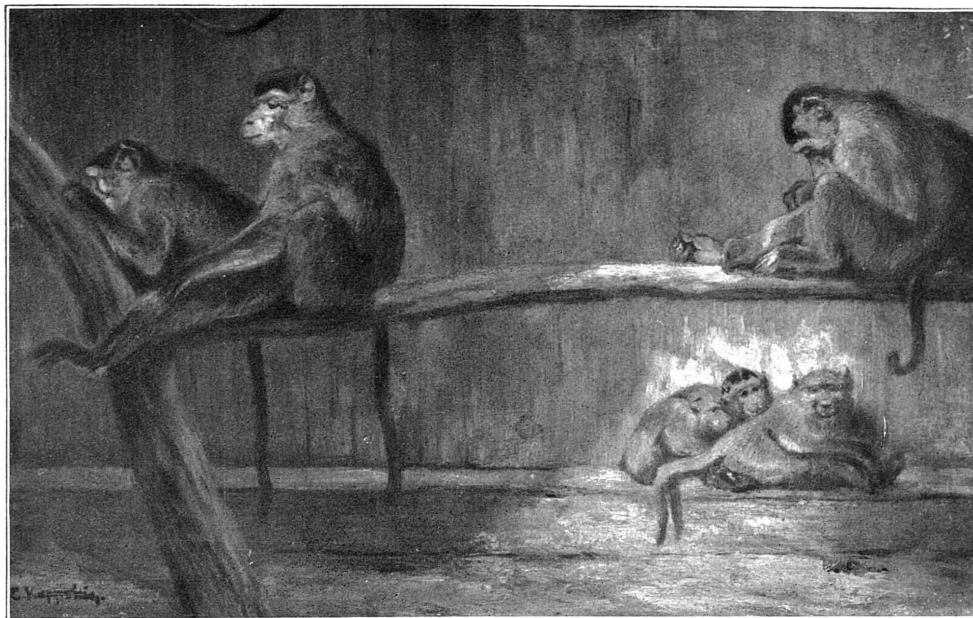
Truthühner

So wurde der Sinn des jungen Kappstein schon früh und immer wieder auf eigne Beobachtung gestellt; er hörte das Leben selber sprechen. Aber Meyerheim blieb ihm auch sonst ein ewiger Anreger, nicht nur in den Hindrängen auf eine persönliche Stellung zur Natur — welche die erste Forderung bleiben mußte —, nein, auch in der Wahl des Beispiels. Was es an Großem und Vorbildlichem gab in der Kunst aller Zeiten und Völker, ward stets aufs neue zur Versenkung und Andacht empfohlen, auf daß in der Seele



### Vorstehende Hünerhunde

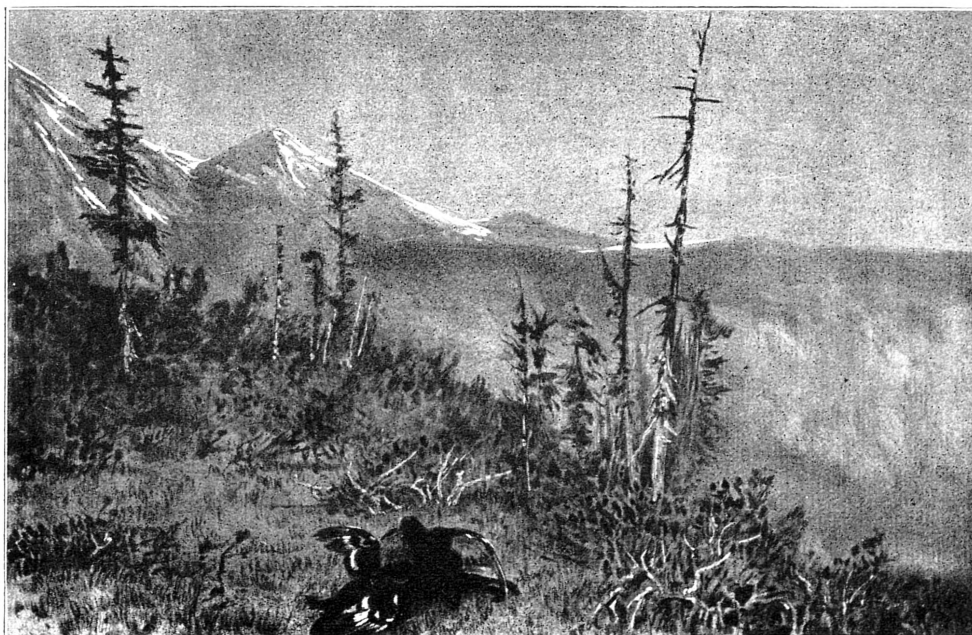




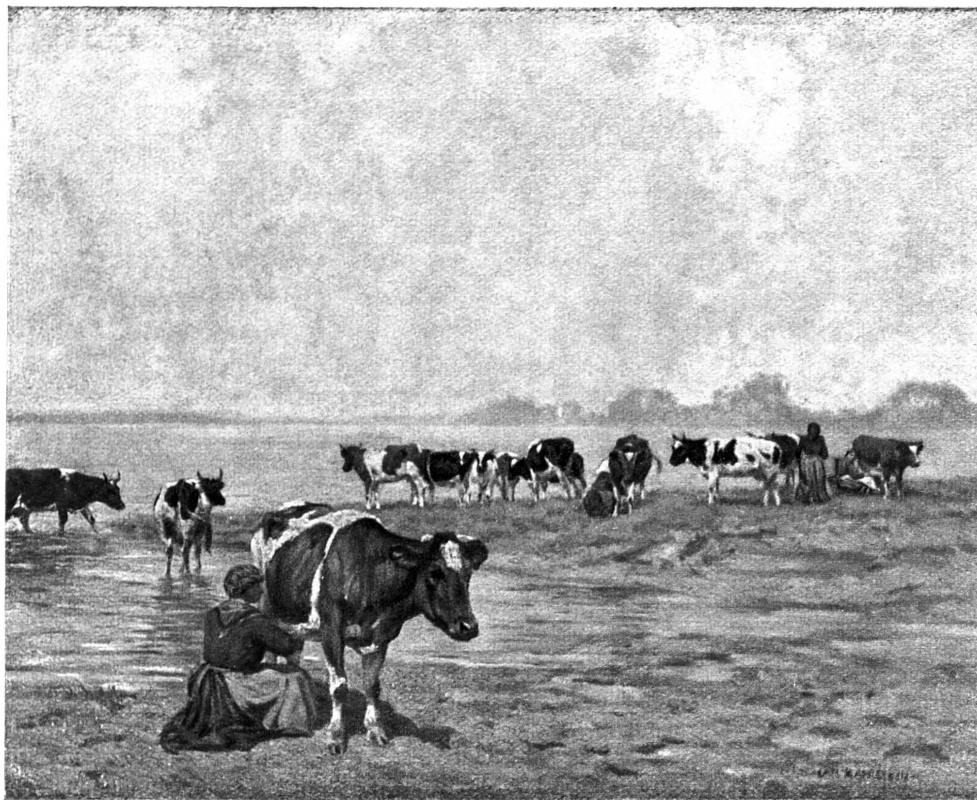
Affen

des Schülers der heilige Ernst nacherweckt werde, mit welchem die Alten schafften. Da mochten die unmittelbar nach der Natur gebildeten Meisterwerke der altägyptischen Tierplastiker herangezogen werden oder das, was die Genies der Renaissance und die großen Holländer hervorgebracht hatten; auch die

hervorragende dekorative Kunst der japanischen Tier- und Landschaftsmaler gab ihre Fruchtbarkeiten her. So vielfältig, ja fast universell breitete sich Meyerheims Anschauung als Künstler und Lehrer aus, und es läßt sich daraus schließen, welchen Reichtum er gerade seinen Schülern mitzuteilen wußte.



Birkhahnbälz



Melkstunde

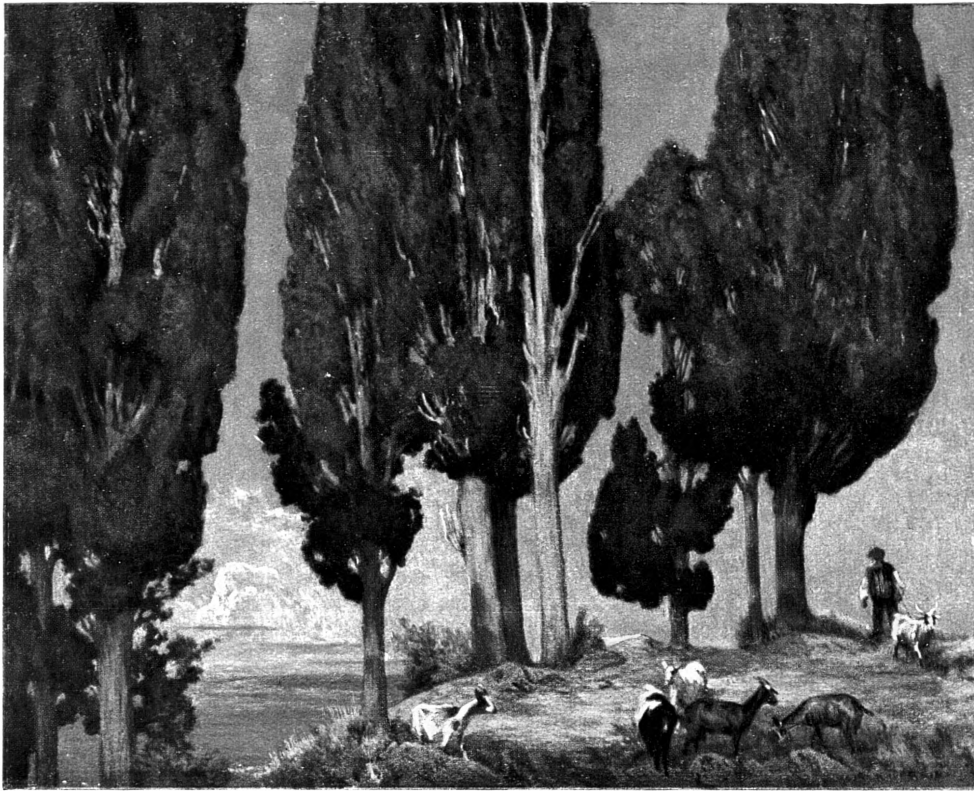
Darum spricht der Künstler noch heute gern von jener Zeit des Werdens und Wachsens und gedenkt in Dankbarkeit des Lehrers, dem die Unverständigkeit späterer, anderer Richtungen so oft eine unduldsame Stellung gegen alles Neue vorwerfen zu müssen glaubte. Rappstein (und andre Schüler, die den Alten mit dem Poseidonbart »bis auf die Knochen« kannten) erzählen immer wieder davon, wie modern er im Grunde war. Hinter seiner bald fein-, bald grobkörnigen Ironie steckte gerade eine prachtvolle Einfühlungskraft für alles Neue, weil er selbst von der Notwendigkeit steten frischen Werdens überzeugt war. Daß er immer wieder auf Menzel hinwies, konnte selbstverständlich sein; aber er war auch einer der ersten, die von der kühn zupackenden, farbensprühenden Kunst des Schweden Liljefors begeistert waren: »So ein Tiermaler, so ein Tiermaler!« rief er immer wieder.\* Und so stand er zu vielen andern, deren Kunst-

wege von den seinen weit abgingen. Von den Franzosen bewunderte er Troyon, der Tier und Landschaft zum organischen Ganzen verband, und das merkwürdige Mannweib Rosa Bonheur mit ihren kolossalen Pferde- und Stierbildern; er schätzte nicht weniger Zügels impressionistische Tiermalerei, deren technische Bewältigung mit ihren lockeren Farben und stark konzentrierten Lichtern doch seiner Art fremd sein mußte.

Dieser hohe Standpunkt vermittelte auch dem Schüler die für den wahren Künstler unentbehrliche Achtung vor einem andersgearteten Schaffen, ein Erbteil, das Carl Rappstein wohl zu wahren wußte.

Für das weitere Wachsen seiner äußeren und inneren Anschauung war es wichtig, daß er ausgangs der achtziger Jahre den Maler-Einsiedler Karl Hagemeister in dem märkischen Dörfchen Ferch am Schwielow-See kennenlernte. Hagemeister, ein Schüler Karl Schuch's, hauste damals in dieser prachtvollen Wald- und Seelandschaft als Bauer, Jäger und Maler; wie ein Robinson streifte er in dieser vergessenen Ecke der Mark umher, um

\* Bemerkenswert ist auch, daß der erste, der ein Gemälde von Bruno Liljefors in Deutschland kaufte, der alte Ludwig Knaus war. F. L.



Landschaft auf Korfu

immer wieder anregende Tätigkeit, daß beide Teile davon den größten künstlerischen Nutzen zogen. Da gab es nichts, was nicht bis auf den Grund ausgeprobt worden wäre, denn nirgend boten sich so viele Ausdrucksmöglichkeiten wie hier. Es erwies sich ständig von neuem, daß im Steindruck die persönliche Handschrift am meisten gewahrt bleiben kann und unter allen Verfahren, die sich dabei anwenden lassen, die Tuschtechnik die am stärksten charaktergebende ist. Die Handschrift des Künstlers wird durch sie am schnellsten und unmittelbarsten wiedergegeben, der Druck verschwindet, das Faksimile der eignen Arbeit liegt da ...

Vieles, was sich in den letzten Jahren in Berlin künstlerisch entwickelt hat, ist mit durch Rappsteins Lehrstube gegangen — jeder hat einen Gewinn mit daraus fortgetragen, der unverlierbar bleibt. Hier sind die Wände nicht mit der Tapete grauer Theorie bezogen, sondern der goldene Baum des Lebens wächst mitten in der frischen, frohgemuten Künstlerjugend empor, die sich lernbegierig um Rappstein, den Lehrer, drängt. Er wird ewig der-

jenige sein, der jung mit der Jugend bleibt, an dessen künstlerischem Ernst sie sich durchbildet, an dessen lebendigem Humor — der besten Arbeitswürze — sie sich erquicken darf. Wenn er auch schon seit etlichen Jahren »Herr Professor« heißt.

**W**ir aber machen uns eines schönen Tags auf, um den Künstler inmitten seiner eignen Arbeit zu sehen.

Draußen im Grunewald, am Roseneck, wo so viele Führer des Berliner Kunst- und Geisteslebens ihre Zelte aufgeschlagen haben, ist auch Carl Rappsteins Heim und Werkstatt. Es ist ein echtes Künstlerheim, von Gemütlichkeit durchweht, allem Gelärm entrückt, der Familie und dem Schaffen gewidmet. Da ist's gut hausen und arbeiten!

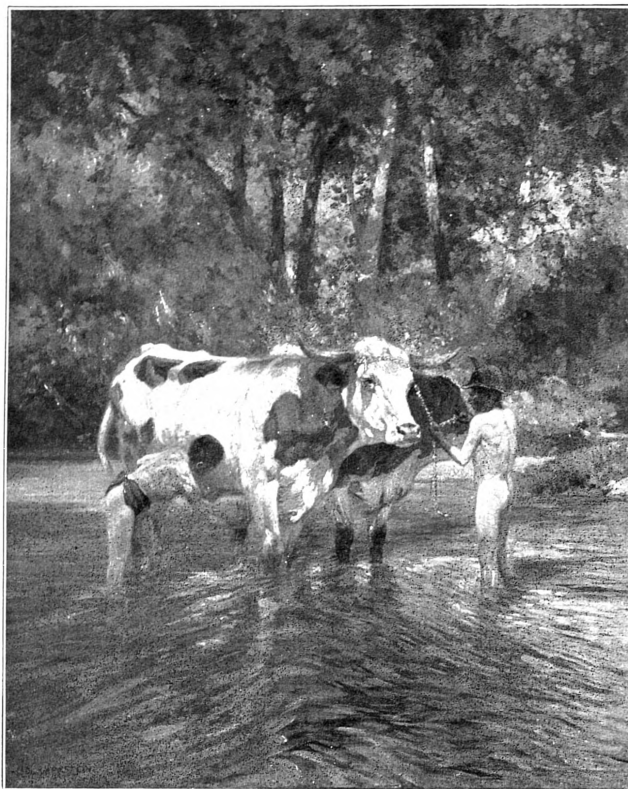
Wie ihn Paul Hake gemalt hat, so steht der Künstler lebhaftig vor uns; sein herzliches Willkommen führt uns ins Allerheiligste, ins Atelier, und es ist kaum eine Minute verstrichen, so hat schon der Zauber lebendig gegenwärtiger Kunst seine Wirkung getan. Staffelei drängt sich an Staffelei,

Mappen türmen sich auf Mappen, in allen Ecken und Winkeln, auf Truben und auf Tischen die Früchte der Jahre, und doch schon so vieles bei den Freunden dieser guten Kunst verstreut! Aber, gottlob, noch rinnt der Born unerschöpflich und wird auch über diese grimmige Zeit hinweg noch lange unerschöpflich rinnen können.

Der Künstler erzählt von Vergangenen und Gegenwärtigem; wer könnte müde

werden, ihm zuzuhören? Es gibt so leicht keinen besseren Erzähler als ihn, der das Wort der Erinnerung mit dem prächtigsten Humor zu vergolden weiß, besonders wenn er von seinen Streifzügen mit dem alten Hagenmeister berichtet. Dann kommt er auf seine gewaltige Sammlung lithographischer Blätter aller der Künstler zu sprechen, die jemals auf dem Stein gearbeitet haben — diese Blätter sind zu mehreren Tausenden angewachsen, und ein ungeheures Teilstück deutschen Kunstgeistes ist darin greifbar verkörpert. Aber wir werfen jetzt lieber einen Blick in Kappsteins eigne Mappen.

Lithographien, Monographien, in buntem



Ochsenwäscher

Wechsel — aber die letzteren, die der Künstler zu höchster technischer Vollendung gebracht hat, sind in der Mehrzahl. Eine Reihe von Hochgebirgszenerien in dieser graphischen Wiedergabe gehört zum Reifsten seiner Kunst. Aus braunem Nebel, aus fliehenden Wolkenmassen steigen die weißen Bergkonturen empor, ins trüb-dicke Morgenlicht wachsend. Man fühlt die Kälte und Schwere der Luft... Den

Vordergrund füllt die Kulisse sturmzerstörter Waldbreite, Gestrüpp und Wurzelwildnis klettern durcheinander. Eine grenzenlose Einsamkeit über dem allen. Aber mitten in die Verlassenheit der Eis- und Schneewelt ist ein Stück wärmsten Lebens eingesenkt: Birk-

hähne oder andres Hochwaldgetier, innig mit der Natur verschwistert. Sie nur haben noch den engen Zusammenhang mit der Mutter, und erschauernd muß man fühlen, wie nur der Mensch allein fremd in ihr geworden ist. Und Bild auf Bild dringt an, jedes die Gesamtheit von Tier und Natur organisch aufschließend, Wandelbeforationen des Ewig-Seienden.

Die »Birkhahnbalz«



Luchs



(Abbild. S. 81) ist bezeichnend für Rappsteins synthetische Naturauffassung. Die Achtung vor dem Tier, seine Liebe zu ihm als zu einem wesentlichen Schöpfungsinhalt spricht sich aber auch da aus, wo er es gesondert betrachtet, wie in der farbigen Monotypie »Marabus« oder in der Ölstudie »Jabirustorch« (Abbild. S. 78). Die Storchenfamilie hat er besonders in sein Herz geschlossen;

die gravitativische Würde dieser Stelzbeine ist mit größter Anmittelbarkeit wiedergegeben. Tuschzeichnungen wie die hier abgebildeten »Truthühner« (Abbildung S. 80) und vor allem wieder zahlreiche Monotypien zeigen indes, daß er alles, was da fliegt und krecht, in seiner charakteristischen Lebensäußerung aufzufangen und festzuhalten weiß; - nimmt man die Vielheit seiner Stoffe zusammen, so ist ein ganzes Album der Natur auf-

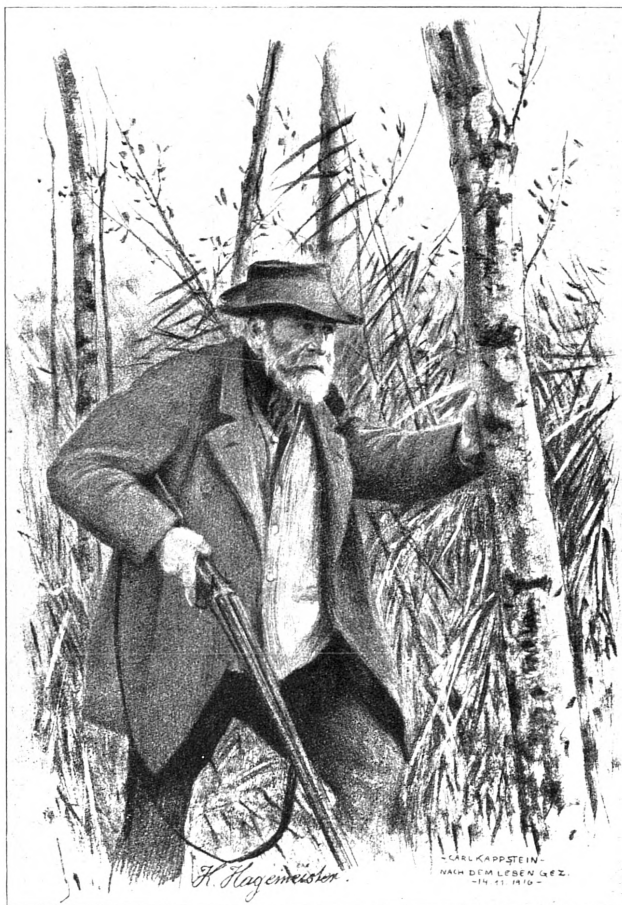
geschlagen. Ja, der Reichtum dieser Mappen hat etwas Verblüffendes. Er schlägt eine neue vor uns auf: es sind Monotypien ganz anderer Art, Menschengeschichte fangen an zu reden. Denn hier sind Szenen aufs Papier gebannt, die nichts mehr mit der Harmonie der Natur zu tun haben, die aus Zerstörung und Grauen geboren sind. Studien von der Westfront, aus den Schützengräben, aus den verwüsteten Ortschaften, wo selbst die Steine klagen. Diese graphischen Beutestücke stammen alle aus der unmittelbaren Nähe der

Ereignisse, darum ist eine ergreifende Wahrheit in ihnen ...

Nun geht's zu den Staffeleien, zu den Ölgemälden. Da tut sich wieder die Welt des Friedens auf. Wieviel verschiedene Himmel spannen sich über diesen Motiven! Wieviel wechselnde Jahreszeiten, Landschaften, Tiere, Wälder und Wolken! Da ist Heroisches und Idyllisches, in die Ferne Gedehntes und nah

Begrenztes, und in allem erkennt man das treu beobachtende Auge des Künstlers wieder, der jedes Ding mit seinem Orte in eins fügt und die ewige Beziehung der Teile zum Ganzen nie vergessen läßt. Das, was man Stimmungsgelaltim höchsten Sinne nennen kann, spricht sich überall aus: in der großartig komponierten Landschaft mit den Rindern und dem mächtigen Baum, die der Künstler »Das letzte Fuder« nennt (Abbildung S. 84);

in dem besonders köstlichen Bild »Der Gänsebach« (Abbild. S. 86), einem bukolischen Idyll voll Anmut und rhythmischem Wohlklang; in der »Melfstunde« (Abbild. S. 82) und im »Ochsenwäscher« (Abbild. S. 88), in den leise melancholischen Grunwaldbildern, deren nordisch-dekorative Schönheit einen schweizerlichen Akkord hinübertönt zu der heroischen Zypressenlandschaft von Korfu (Abbild. S. 87); in der farbenrauschenden Fülle des Ölgemäldes, das einen javanischen Pfau auf einem blütenüberfüllten Frühlingsbaum dar-



Bildnis Karl Hagemeisters



stellt (Abbild. S. 83); in den andern, ebenfalls hier wiedergegebenen Tierstücken »Störche« und »Affen« (Abbild. S. 79 u. 81) und in vielen, die längst die Werkstatt ihres Schöpfers verlassen haben.

Freuen wir uns, daß Kappstein noch mitten im frischesten Schaffen steht! Aus dem Enge in die Weite — aus der Weite ins Enge: aus diesem belebenden Wechsel blüht jene Kraft hervor, die den Künstler jung erhält und ihm die Ideale seiner Werbezeit immer aufs neue teuer macht. Da mag ihm noch vieles Echte und Rechte glücken, denn was Auge und Herz zusammen schaffen, muß immer ein glückliches Gesicht erhalten!

Wir verlassen Carl Kappstein inmitten seiner Tiere und Landschaften, in denen er so oft die Harmonie seines eignen Inneren wiederfand. Seine heitere Ausgeglichenheit kommt wohl nicht zum wenigsten daher, daß er selbst weiß, gerade das gegeben zu haben und noch weiter geben zu können, was er von Grund aus kann. Deshalb läßt er auch gern, was bei bildenden Künstlern nicht allzu häufig ist, jeder andersgearteten Kunst ihr Recht, und ein fluges Wort, das dahin zielt, mag ihn zum Schluß noch gut kennzeichnen: »Im Hause der Kunst gibt es hundert Wohnungen — es kommt nur darauf an, wie jeder die seine möbliert!«

## Lied, wenn der Schnee schmilzt

Tropft draußen von den Bäumen der Schnee,  
Denk' ich an die schöne Sommerzeit.  
Da denk' ich an den saftigen Klee,  
In den es Blüten schneit.  
Ich denk' an einen Vogel, Vogel klein,  
Da drunten im blauen Tal.  
Wie er singt, wenn wir beisammen, sammen sein,  
Mit süßem klarem Schall:  
Ei juchheißa! Ei heißa ho he —  
Du und ich im grünen Bettelein.

Klopft draußen von den Bäumen der Schnee,  
So schläfernd klingt die Weise:  
Da sing' ich, wo ich steh' und geh',  
Ein Wiegenlied ganz leise.  
Das mahnt mich an den Apfelbaum,  
Im Klee die Blüten verstreut.  
Ich zittere wie von einem Traum —  
Eia wiege wage — Eia guge gage:  
Was alle Tage  
Heimlich unser Herz nun freut.

Du Schnee, du tropfe nur die ganze Nacht!  
Bald steht ein Bettlein klein.  
Drin etwas schläft. Drin etwas wacht.  
Wie Rosen und Engelein.  
Die braunen Locken fallen dem Wicht  
Über die roten Backen herein.  
Und öffnet er der Augen Licht:  
Da lacht der Sonnenschein.  
Da hält die schöne Sommermär  
Die fröhlich-selige Wiederkehr —  
Trararandada! Trallallalalei!  
Aus zweien wurden drei!

Albert Geiger

(Aus dem Nachlaß)

# Adelbert von Chamisso's Jugendliebe

Auf Grund des bisher ungedruckten Berichtes einer Zeitgenossin

Von Max Hecker

I

Altenburg, den 12. März 1839.

Sehr verehrter Herr Kriminaldirektor!

Sehr unerwartet und freudig wurde ich neulich durch den Empfang Ihrer freundlichen Zeilen und der sich darin ausprechenden Teilnahme überrascht. Ich eilte damals gleich, Ihnen den erwünschten Bescheid zu geben, den ich, wie Sie mir schrieben, dem Major Pierer zur weiteren Beförderung übersandte. Derselbe war damals verreist, und bei seiner Rückkehr war der Brief nirgends vorzufinden. Ich ergreife daher von neuem die Feder, um Ihrer Aufforderung Genüge zu leisten. Ich spreche nicht von der Größe unsres Verlustes und von unserm Schmerz darüber, der um so tiefer ist, da das Glück der Verewigten der Lichtpunkt unsres Lebens war und ihr frühes Dahinscheiden den bedeutendsten Einfluß namentlich auf mein Schicksal hat, dem es eine mir nicht erwünschte Wendung gibt. Doch wir müssen ja die Fügungen der Vorsehung ohne Murren hinnehmen, und ich freue mich wenigstens, daß meine Lage derart ist, daß ich den Kindern der Verstorbenen den Verlust der würdigen Mutter und meinem Schwager die Sorge um diese etwas mildern kann.

Sie irren nicht, wenn Sie voraussetzen, daß ich Chamisso's Tod nicht nur mit den Seinen, sondern auch für mich selbst tief empfunden habe, und ich danke es dem Herrn von Varnhagen, daß er, dieses richtig voraussetzend, so freundlich war, mir denselben anzuzeigen, noch ehe ich ihn durch die Zeitung erfuhr. An das Andenken Chamisso's knüpft sich die Erinnerung meiner schönsten Jugendzeit, und es ist mir daher eine sehr angenehme Aufgabe, Ihren Wunsch zu erfüllen und Ihnen dasjenige mitzuteilen, was ich von demselben und, in Beziehung zu ihm, von Frau von Montcarrel weiß. Ich bedaure nur, daß die Papiere, woraus ich die mir verschwundenen Jahreszahlen ansehen könnte, noch in Berlin sind und ich dieselben daher nicht mit Gewißheit angeben kann. Was ich in dieser Erzählung von mir selbst erwähnen werde, bitte ich mir nicht als Eitelkeit auszulegen; ich würde

es nicht berühren, wenn es sich nicht auf unsern verewigten Freund bezöge. Ebenso bitte ich, mir zu verzeihen, wenn das Interesse, was ich für beide Personen fühle, von denen Sie etwas zu wissen wünschen, mich vielleicht zu weiterschweifig werden läßt; aber wenn Sie auch nicht alles zu Ihrem Zwecke brauchen können, so werden die kleinen charakteristischen Züge Sie doch gewiß persönlich interessieren.

Cérés (sie war Therese getauft) Duvernay wurde uns als Erzieherin empfohlen von einem Freunde unsres Vaters, der in Paris lebte und der nur einen Zweifel bei diesem Vorschlag hatte: ob sie nicht zu hübsch sei. In ihren Briefen sprach sich indes eine solche Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Gemütlichkeit aus, daß sie unbedingt den Vorzug vor allen noch in Vorschlag Stehenden erhielt. Ihre Erscheinung (1802 oder 1803) rechtfertigte die Wahl vollkommen. Ohne regelmäßig schön zu sein, besaß sie einen solchen Liebreiz, daß sie sich unverzüglich die Zuneigung von jung und alt, von Männern und Weibern zuzog. Sie verband die Tiefe und Gemütlichkeit der Deutschen mit aller geselligen Liebenswürdigkeit und angenehmen Eigenschaften ihrer Landsleute. Sie war damals 24 Jahr alt; sie widmete sich ihrem Beruf mit dem treuesten Pflichtgefühl, während sie die Freistunden und einen Teil ihrer Nächte dazu anwendete, um sich im Englischen und Italienischen zu vervollkommen; auch spielte sie nicht übel die Harfe. Sie war die Tochter eines Herrn Barois, Kammerdiener Ludwigs des XVI., war im Kloster erzogen worden und verließ dasselbe im 17. Jahre nur, um einen Herrn Duvernay zu heiraten, welcher beim Militär stand. Sie hatte noch zwei Schwestern, von denen die eine mit dem General Décan sich verheiratete, während die Duvernay bei uns war, und einen Bruder, der vor Kairo den Tod fand. Sie selbst war ihrem Manne dahin gefolgt und lebte dort vier Monate auf einem Schiffe oder auf verschiedenen griechischen Inseln. Nach ihrer Rückkehr in Frankreich gebar sie einen Ana-

ben, zwei Jahre nach ihrer Hochzeit, den sie ein Jahr lang nährte. Während dieser Zeit hielt ihr Mann, der sehr eifersüchtig war, sie auf einem alten Schlosse so eng eingeschlossen, daß sie nicht einmal ihre Verwandte sehn durfte. Erst als ihre Gesundheit anfang, darunter zu leiden, erhielt sie einen Teil ihrer Freiheit wieder; in ihr war aber der Entschluß gereift, sich dieselbe ganz wieder zu erringen, da sie sich bei der Roheit ihres Mannes zu unglücklich mit ihm fühlte. So wurde denn die Scheidung, sobald es sich tun ließ, eingeleitet, wobei es sich entdeckte, daß Duvernay noch eine andere Frau habe, welche, von ihm verlassen, im mittäglichen Frankreich lebe, und mit der er kirchlich getraut worden, während seine Ehe mit Cérés Barois der damaligen Sitte gemäß nur eine Zivilehe war. Diese Entdeckung erfüllte sie und die Ihrigen mit solchem Entsetzen, daß, um jedes mögliche Zusammentreffen mit diesem Manne bei den Verhören zu vermeiden, sie sich entschloß, Frankreich auf eine Zeitlang zu verlassen und die Stelle bei uns anzunehmen. Wir gewannen sie alle bald so lieb, daß sie wie ein Mitglied der Familie war und sich auch bei uns ganz glücklich fühlte, nur daß sie die Trennung von ihrem Sohne nicht verschmerzen konnte. Auch hatte sie bei dem Vertrage mit meinem Vater ausgemacht, daß, wenn wir uns nach einem Jahre gegenseitig gefielen, sie ihn holen dürfe.

Um diese Zeit mochte es wohl sein, daß Chamisso unser Haus zuerst besuchte, wiewohl wir ihn schon längere Zeit bevor bei unserm Onkel Cohen hatten kennenlernen, zur Zeit, als er noch Page bei der verwitweten Königin war. Damals war sein Auftreten unbeholfen und schüchtern. Er zog sich in Gesellschaften gern in die Winkel zurück, konnte stundenlang ohne zu sprechen dastehen, oft düster und teilnahmslos vor sich herschauend, so daß er vielen zum Spott diente, während die, welche ihn näher kannten, wenigstens die vielen hervorragenden guten Eigenschaften anerkennen mußten, wenn sie auch das äußere Benehmen nicht immer loben konnten. Mir tat sein Trübsinn immer sehr leid. Ich redete ihn oft freundlich an, und obgleich er gewöhnlich trocken und kurz antwortete, so hatte ich doch dabei bald Gelegenheit, seine bessern Seiten kennenzulernen. Bald wurden wir auch vertrauter, und meine Eltern, auf seine Solidität und sein von den jungen Leuten seines Alters so verschiedenes Betragen aufmerksam ge-

macht, forderten ihn auf, ihr Haus zu besuchen, was er um so lieber tat, als ihm die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Landsmännin versprochen wurde. Ihr Liebreiz verfehlte auch bei ihm seine Wirkung nicht. Seine Leidenschaft zu ihr wuchs so schnell, daß sie selbst meiner Unerfahrenheit nicht verborgen blieb. Doch äußerte sie sich mehr in der allerhöchsten Verehrung und den zartesten Aufmerksamkeiten als mit dem gewöhnlichen jugendlichen Feuer. Von da an war er fast unser täglicher Gast. Unser Garten lag an der Spree, und ein Lusthaus in demselben hatte die Aussicht auf eine Stelle des Flusses, wo ein Bruder von Chamisso, welcher Hofmeister bei den Söhnen des Baron von Eckardstein war, ertrank, indem er einen seiner Schüler retten wollte. Dort verweilten wir oft, und er zeichnete und radierte das Lusthaus mit der Duvernay und eine von uns Schwestern am Fenster stehend. Er schenkte ihr an ihrem Geburtstage einen Arbeitsbeutel von weißem Atlas, auf welchem die Attribute der Ceres abgedruckt waren, die er selbst auf das sinnreichste und geschmackvollste dazu gezeichnet und radiert hatte. Die Schnüre des Beutels waren von seinem eignen Haar (die Soldaten trugen damals bekanntlich Zöpfe), das er selbst geflochten, und am obersten Rande desselben stand die Inschrift: *Honny soit qui mal y pense.* — Weilchen waren ihre Lieblingsblume. Eines Tages entfiel ihr ein Strauß, den sie am Busen trug; Chamisso hob denselben auf und wollte ihn ihr zurückgeben, sie aber schenkte ihn ihm, und am folgenden Tage überbrachte er ihr ein Gedicht, was ich hier beifügen will, wie auch einige Verse, die sie ihm zu seinem Geburtstage machte, weil ich nicht weiß, ob sie Ihnen bekannt sind. Alle diese Aufmerksamkeiten, wenn sie gleich ihrer Eitelkeit schmeichelten, erregten auch ihren Spott und ihre Koketterie, mit welcher sie unsern Freund gehörig quälte. Da ich ihr mehr Freundin als Schülerin war, so machte ich ihr oft Vorwürfe darüber; zuweilen gestand sie ihr Unrecht ein und nahm sich vor, sich zu bessern, öfter aber noch wick sie denselben scherzend aus. Einmal, als wir mit einigen Herren, mit denen sie sich sehr lebhaft unterhielt, während Chamisso unbeachtet blieb, im Garten waren, flocht sie für jeden einen Blumenkranz, den sie ihm aufsetzte. Chamisso hoffte, die Reihe werde auch an ihn kommen, aber vergebens. Er sagte in



Helene von Winterfeld:

Vor dem Tor

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916





einem schmerzlichen Tone: »Je serai donc le seul qui n'en aurai pas?« Mir tat das sehr wehe, ich besann mich einen Augenblick und flocht dann einen für ihn, welches Veranlassung zu einem Gedichtchen gab, das auch hier beifolgt. Oft ließ sie sich auch herab, freundlich mit ihm zu scherzen, und so geschah es eines Tages, daß sie ihm ein großmächtiges Blumenbuket an die Uniform des Regiments von Goetz steckte, die er damals trug, mit welchem er unter uns allen vor unserm Hause in Charlottenburg herumfolzierte, als mit einemmal der König so schnell um die Ecke geritten kam, daß Chamisso'n, der nicht Zeit hatte, sich zu verbergen, nichts übrigblieb, als mit seinem Strauß Front zu machen. Es war höchst komisch, den ernstesten Chamisso in der steifen Montierung hinter dem Walz von Blumen zu sehen. Der König lächelte, grüßte sehr freundlich und beachtete die Sache weiter nicht, Chamisso aber ärgerte der Vorfall sehr, worüber seine leichtfertige Freundin ihn scherzend zu trösten suchte.

Dies alles hielt unsern Freund nicht ab, ihr schriftlich eine Liebeserklärung und zugleich einen Heiratsantrag zu machen, den sie mir mittheilte und auch zugleich meinen Vater um Rat fragte, was sie tun sollte. Daß beide miteinander, vorzüglich aber Chamisso mit ihr unglücklich werden mußte, war nur zu leicht einzusehen, überdies war seine Lage derart, daß er nicht heiraten konnte. Er war Sekondeleutnant und mußte für andere Offiziere Wache tun, um nur einigermaßen auskommen zu können, und von Wiedererlangung seines Vermögens war damals nicht die Rede, von Liebe ihrerseits noch viel weniger. Dies alles stellten wir ihr vor, indem ihr Vater sagte, sie möchte aber dabei ganz ihrem Herzen folgen. Dies sprach wenig für den so treu Liebenden, und sie nahm sich vor, ihm abzusprechen, konnte sich aber nicht entschließen, ihm das Schreiben zu überreichen, aus Angst, wie sie sagte, ihn zu betrüben. Chamisso kam mehrere Mal, ohne Aufschluß zu erhalten, und da ihr Betragen gegen ihn (ob absichtlich oder zufällig, weiß ich nicht) weicher war als zuvor, schien er Hoffnung zu fassen. Ich bestand daher dringend darauf, sie möchte ihn endlich mit der Wahrheit bekanntmachen, worauf sie ihm bei seinem nächsten Besuch das entscheidende Blatt überreichte. Er konnte die Zeit nicht abwarten, bis er zu Hause war, und las es noch am selben Abende bei uns, so daß wir

noch Zeugen seines Schmerzes waren, den er nicht verbergen konnte und der mir unendlich wehe tat. Seine Besuche wurden nun etwas seltener, und sie bemühte sich, das Verhältnis in ein bloß freundschaftliches umzugestalten, was ihr auch am Ende gelang. Ob diese Begebenheit vor der Reise stattfand, welche sie nach Paris machte, um ihren Sohn zu holen, weiß ich nicht mehr. Diese unternahm sie, nach früher getroffener Verabredung, mit der Einwilligung meines Vaters und kehrte nach Verlauf der erbetenen Frist mit einem reizenden Knaben von fünf Jahren zurück, der ganz das Ebenbild der Mutter war und den sie auf eine eigentümliche Weise erzog. Sie betete ihn an, doch ohne die geringste Spur von Schwäche. Sie hatte ihm den Gedanken, daß Gott alle seine Handlungen sehe, so fest eingeprägt, daß das Kind in dieser Überzeugung auch gegen die Mutter keinen Fehler zu verbergen suchte, sondern selbst die, welche er außerhalb des Hauses beging, mit der lebenswürdigsten Offenheit gestand; denn es wußte, daß es dann nur eine leichte Strafe zu erwarten habe, während die geringste Lüge ihm eine weit schwerere zugezogen haben würde. Sie ließ ihm auch immer die Wahl der Strafe und fragte, ob er lieber Prügel haben wolle oder vorzöge, nicht mit meiner verstorbenen Schwester zu spielen, die gleichen Alters mit ihm war. Gewöhnlich wählte er ersteres, indem er sagte: »Cela sera plutöt fait et je pourrai ensuite jouer avec Mathilde.« Dann übte sie selbst die Strafe mit voller Strenge aus, ohne jedoch ihre Tränen dabei zu verbergen, und sagte: »Vois quel péché tu commets puisque tu affliges ainsi ta mère.« Ich konnte tausend Züge von Lebenswürdigkeit und Gemütlichkeit anführen, von denen ich jedoch nur einen hier aufzeichnen will. Es war damals eine Farbe Mode, terre d'Égypte genannt, die ihr besonders lieb war; sie hatte ein Kleid von der Farbe aus Paris mitgebracht, und als sie dieses nicht mehr tragen konnte, bekam sie am Weihnachtsabende von einer Tante, welche bei uns wohnte, ein ähnliches geschenkt. Am andern Morgen, als ich zu ihr kam, hatte sie ganz rote Augen. Ich fragte sie, ob sie geweint habe? »Non,« antwortete sie lächelnd, »mais comme je voulais montrer à votré tante quel plaisir m'a fait la robe qu'elle m'a donnée, j'ai passé la nuit à la faire, afin de la surprendre en la mettant à midi.«

Hauptzüge weiß ich Ihnen von Chamisso nicht mehr mitzuteilen. Ich war damals zu

Taler!«, worüber wir ihn immer neckten. Eine

kindliche Gemüthlichkeit, ein echt ritterlicher Sinn und eine edle Einfachheit waren damals wie immer Hauptzüge seines Charakters, der Ihnen noch besser bekannt ist als mir.

Dies ist alles, was ich Ihnen aus jener Zeit mitzutheilen wüßte, und von Herzen wünsche ich, daß es Ihrem Wunsche einigermaßen wenigstens entsprechen möge. ...

Es wäre nicht unmöglich, daß durch einen besondern Zufall der verlorengegangene Brief noch in Ihre Hände gerate und Sie so diesen Bericht doppelt erhielten.

Der Bitte, mich Ihrem Sohne, Ihrer Tante Levy und dem Herrn von Barnhagen recht sehr zu empfehlen, füge ich noch die hinzu, an die Hochachtung glauben zu wollen, mit der ich mich nenne Ihre

ganz ergebene  
Henriette Edeling.

#### Adelbert à Cérés

L'autre jour mon œil envieux  
Voyait le zéphire amoureux  
Oser de son aile légère  
Caresser et tes longs cheveux  
Et ta parure printanière.  
J'étais triste, j'étais rêveur,  
Lors de ton sein fut arrachée  
Une aimable et charmante fleur,  
La fleur que l'on nomme pensée.\*  
Le bonheur l'enleva vers moi;  
Duvernay, je te vis sourire,  
Ta bouche s'ouvrit pour me dire:  
Cette pensée elle est à toi!  
Pensée et charmante et chérie,  
Je la recueillis dans mon cœur,  
Redoutant que bientôt flétrisse  
Elle n'eut le sort d'une fleur.  
Et triste toujours et rêveur,  
En proie à ma mélancolie,  
Je voyais le sort d'une fleur,  
D'une rose, d'une pensée,  
Passager comme le bonheur,  
N'avoir qu'un instant de durée.  
Hélas! insensé que j'étais,  
J'avais d'autres sujets de craindre.  
Apprends mon destin, Duvernay,  
Et dis-moi, si je suis à plaindre?  
Bientôt je sentis cette fleur  
Devenir graine dans mon cœur  
Et cette graine se répandre,  
Lever et croître et me surprendre,  
Remplir le jardin de mon cœur.  
Depuis ce jour mille pensées  
Malgré moi troublent mes journées,

\* Er hat sich statt der Veilchen Stiefmütterchen gedacht.

Fleurissent pendant mon sommeil,  
Se flétrissent à mon réveil,  
Renaissent avec ton image  
Et me poursuivent en tous lieux.  
Duvernay, voilà ton ouvrage —  
Écris-en la fin dans tes yeux.

#### Stances irrégulières de Cérés à Adelbert

A l'amitié douce et paisible  
Pourquoi préférer les tourments  
Qu'éprouve une âme trop sensible  
Sous les lois du dieu des amants?  
Loin de nous pareille folie!  
Que l'amitié file nos jours!  
Le ciel brûlant de l'Arabie  
Vaut-il celui des troubadours?

Si l'amour offre quelques charmes,  
Ah, combien il cause de maux!  
L'inquiétude et les alarmes  
Éloignent de nous le repos.  
Voit-il sa victime expirante,  
Le cruel rit de sa douleur;  
Mais l'amitié compatissante  
S'empresse d'essuyer nos pleurs.

Fuyons l'amour et son ivresse!  
Que notre encens purifié  
Jusqu'au trépas brûle sans cesse  
Sur les autels de l'amitié!  
De son culte aimable et sincère  
Augmentons encore la douceur:  
Recevez le doux nom de frère  
Et donnez-moi celui de sœur!

Je veux cimenter l'alliance  
Que je vous offre franchement  
Et célébrer votre naissance  
Par un modeste embrassement.  
Sur nos fragiles destinées  
Implorons les bontés du Ciel,  
Afin que dans cinquante années  
Nous nous donnions encore le baiser  
fraternel.

#### An H. E.

Ihr, die mir das Haar befränzt  
Mit dem schönen grünen Zweig,  
Seht den Kranz, er ist verwelfet,  
Ausgedorrt der grüne Zweig.

Sagt, o sagt mir Unerfahren,  
Ihr, die, welche euch genahrt,  
In der Liebe Blumenränze  
Lächelnd sich verstriden laßt,

Sagt, o sagt mir Unerfahren,  
Welfet auch der Liebe Kranz?  
Ihre Blumen, ach, die schönen,  
Strahlen sie nicht ew'gen Glanz?

Die Handschrift des vorstehend abgedruckten Briefes, drei Bogen in Quart, befindet sich in der Sammlung Varnhagen der Königl. Bibliothek zu Berlin; der Generaldirektion der Bibliothek sei verbindlicher Dank abgestattet für die Erlaubnis zur Veröffentlichung.

Der ursprüngliche Name der Schreiberin ist Henriette Ephraim. Um die Mitte der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts ist sie in Amsterdam geboren worden; ihr Vater, Moser Ephraim, bekleidete dort ein einträgliches Amt bei der Ostindischen Kompagnie. In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre siedelte die Familie nach Berlin über, wo ihre Verwandten, der Hauptzweig der Ephraims, durch des alten Veitel Ephraim schöne Münzgeschäfte, durch des jungen Benjamin Veitel Ephraim Getreidespekulationen und sein Privileg der Gold- und Silbermanufaktur zu großem Reichtum gediehen waren. Moser Ephraim pachtete ein Landgut in Lützow bei Charlottenburg und machte ein großes Haus wie seine Vettern; aber weniger vom Glück begünstigt als sie, vielleicht auch weniger gewissenlos, vermochte er einem langsamen Rückgang seiner Verhältnisse keinen Einhalt zu tun; in der zweiten Hälfte des Jahres 1807 scheint eine Katastrophe stattgefunden zu haben. Nach dem Tode des Vaters sah sich daher Henriette genötigt, eine Stelle bei den Töchtern des Prinzen August von Preußen, den Fräulein von Waldburg, auf Schloß Bellevue (an der Nordseite des Tiergartens zu Berlin) anzunehmen; später widmete sie sich in Altenburg der Erziehung der Kinder ihrer jüngeren Schwester Mathilde, die einen Hauptmann von Schulzendorf geheiratet hatte. Der Tod dieser Schwester ist es, von dem der Anfang unsers Briefes redet; wann und wo Henriette selbst ihr Leben beschlossen hat, weiß ich nicht. Beide Schwestern waren Christinnen geworden; ob schon der Vater sich hat taufen lassen, steht dahin, doch hat er sich zuletzt, wie andre Glieder der Ephraims die Namen Ebers und Eberts angenommen, Achard Ebeling genannt.

Im Kreise der Frauen jüdischer Abstammung, die seit dem letzten Viertel des alten Jahrhunderts bis tief in das neue hinein in Gesellschaft und Literatur Berlins eine Rolle gespielt haben, nimmt Henriette Ebeling nur einen bescheidenen Platz ein, doch ist sie sicherlich der sympathischsten eine. Jene

andern, herausgehoben aus dem Erbreich uralter Stammeskultur und noch nicht eingewurzelt im Boden germanisch-christlicher Daseinsformen, durch ihre Klugheit nicht immer vor aufdringlicher Geschmacklosigkeit behütet, selbstgefällig prunkend mit dem Modeschmuck damaliger Geistesströmung, verwöhnt durch die Huldigungen, die letzten Grundes doch nur einem Teile ihrer Persönlichkeit, ihrer fremdartigen, im Schoße großen Reichtums sorgfältig gepflegten Schönheit von einer nervös aufgeregten Männerwelt dargebracht wurden, jene andern füllen mit unruhig flimmerndem, leidenschaftlichem Gefühls- und Gedankenwirbel die Briefwechsel und Memoiren des jungen Geschlechtes; von der stillen Henriette Ebeling ist kaum einmal die Rede. Wie sehr sie aber auch von allen ihren berühmteren Stammesgenossinnen in Eucht und Fähigkeit, gesellschaftliche Geistreichigkeit an den Mann zu bringen, übertroffen wird, so doch nur von wenigen in gründlicher und umfassender Bildung. Sie zeichnete und malte, sie musizierte; sie erfreute sich ungewöhnlicher Sprachkenntnisse und beherrschte außer dem Holländischen und Deutschen als den Sprachen ihrer Wohnkreise noch Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch. Die deutsche Literatur war ihr nicht, wie jenen andern Damen zu meist, ein weites Kaufgewölbe, wo man zu billigem Preise Kleider und Juwelen für Besuchsabende erstehen kann; in ernster Überlegungsmühe suchte sie sich des vollen Gehaltes der zeitgenössischen Dichtung zu bemächtigen, sich selbst zu innerem Gewinn und zu Förderung dem Auslande: einige ihrer Übertragungen ins Italienische sollen, wie Varnhagen in einer handschriftlichen Schilderung ihres Wesens verzeichnet, gedruckt worden sein. Von ihrer Gabe gewandten Ausdrucks gibt unser Brief eine Vorstellung; ohne nennenswerte Selbstverbesserung geht sein Bericht leicht und ungezwungen dahin, selbst unter Annahme voranliegender Entwürfe die Probe eines frischen Plaudertalentes. Und an Herzensbildung braucht sie selbst der vielgepriesenen Rahel Levin nicht zu weichen; wie rührend offenbart sich die Güte einer warm empfindenden Kinderseele in ihrem Mitleid mit dem vereinsamten, zurückgesetzten Chamisso! Sie liebt die Wahrheit; ein rasches Versprechen, von dem fünfzehnjährigen Mädchen gegeben, wird nach anderthalb Jahrzehnten von der gereiften Frau eingelöst. In weiblicher

Scham scheut sie davor zurück, Aufmerksamkeit zu erregen, und hätte in ihrer Erzählung die eigne Person am liebsten ganz unerwähnt gelassen. Anders als jene funkelnden Sterne, hat sie die eigenleuchtende, eigenwärmende Kraft eines laueren, sonnigen Charakters auch dann bewähren dürfen, nachdem der fremde Glanz des Geldes von ihr gewichen war. »Rechtschaffen, fleißig, heitern Mutes in bedrängten Umständen. Unermüßlich im Unterrichten« — so schildert sie Varnhagen, der scharfe Beobachter. Kein Wunder, daß eifersüchtige Gemüter dieses sanfte, klare Wesen eines besonderen Eindrucks auf Männerherzen für mächtig halten konnten; jene Henriette, um deren willen die heißblütige Cérés Duvernay, wie Chamisso in einem Briefe an Freund de la Foye vom 3. September 1804 erzählt, ihrem Anbeter heftige Vorwürfe machte: »Daß ich die Henriette liebte, sei natürlich«, diese Henriette ist, kaum den Kinderschuhen entwachsen, Henriette Ephraim-Edeling gewesen.

Der Freund, für den Henriette ihre Erinnerungen niedergeschrieben hat, ist Julius Eduard Hitzig, seit 1827 Direktor beim Kammergericht in Berlin, gestorben 1849, der seelenkundige Kriminalist, dem sich auch der verschlossenste Bösewicht in nächtlich-einsamer Zelle eröffnen mußte, noch heute bekannt durch die gemeinsam mit Wilibald Alexis herausgegebene wertvolle Sammlung lehrreicher Verbrechergeschichten des »Neuen Pitaval«. Hitzig, Chamisso's treuer Lebensgefährte seit den Jünglingsjahren gemeinsamen Dichterstrebens im romantischen »Nordsternbunde«, dem gereiften Schriftsteller ein gewissenhafter Berater, den sich Chamisso, zeitlebens unsicher den letzten Feinheiten der deutschen Sprache gegenüber, gerne zur Jagd auf Verstöße gegen die Eigenwilligkeiten dieser »coquise de langage« bestellte, dank seiner juristischen Tätigkeit und kulturhistorisch-ethnologischen Lektüre der freigeigige Verwalter eines Schatzhauses poetischer Motive und interessanter Anekdoten, er, dem als »seinem nächsten, innigsten Freunde, seinem besseren Ich« Chamisso »Peter Schlemihls wunderbare Geschichte« gewidmet hat, Hitzig wollte, wie er schon zwei andern Dichterfreunden, Zacharias Werner und E. T. A. Hoffmann, biographische Denkmale errichtet hatte, so auch das Bild des abgeschiedenen Chamisso vor Mit- und Nachwelt aufrichten, zu welchem Zwecke er eifrig

Briefe und Dokumente zusammentrug. Das Ergebnis seiner hingebenden Freundesmühe, unschätzbar als Stoffvereinigung, ist unter dem Titel »Leben und Briefe von Abelbert von Chamisso« als fünfter und sechster Band der »Werke« Chamisso's 1842 erschienen. Natürlich hat Hitzig auch Henriettes Aufzeichnungen verwertet (Seite 20—26 der fünften Auflage), aber doch in so wenig erschöpfender Weise, daß dieser schmußlos-warmherzige Bericht, auch abgesehen von der Bedeutung, die ihm von vornherein als der eigentlichen Quelle vor dem daraus abgeleiteten Referat innewohnt, durch seine Fülle unbekannter gebliebener Einzelzüge, durch seine ursprüngliche Schilderung der Personen und ihrer Umwelt höchste Aufmerksamkeit auf sich lenken muß; er gehört zu den wichtigsten Zeugnissen aus des Dichters Berliner Sturm- und Drangzeit. So hat, um nur das eine zu erwähnen, Hitzig zwei der von Henriette überlieferten poetischen Stücke eigenmächtig gekürzt: von den gewandten Strophen der Cérés Duvernay ist die letzte, aus dem Gedicht Chamisso's »An H. C.« die mittlere weggefallen, die freilich die härteste ist des ungelenten Gelegenheitserzeugnisses und fast unverständlich in ihrer unbeholfenen Kürze.

Bevor Hitzig, als Biograph, der einen weiten Weg zu gehen hat, mit den Zauberstiefeln Schlemihls über Henriettes Erinnerungen dahingeschritten war, hatte schon Varnhagen im zweiten, 1837 erschienenen Bande seiner »Denkwürdigkeiten« von der schönen Französin Nachricht gegeben; er hatte es in seiner unerfreulich berechnenden Weise getan, die Menschen und Ereignisse in apartes Theaterlicht stellt, um Licht von ihnen zurückzuerhalten. »Ihre Auszeichnung und Lage«, sagt er von Cérés, »deutete auf höhere, doch unglückliche Verwicklungen, deren Geheimnis aber, aller Forschungen ungeachtet, stets bewahrt geblieben.« Zwar nicht von Herkunft und Schicksal, wohl aber von Wesen und Charakter der merkwürdigen Frau hob sich der Schleier, als Ludmilla Ussing, Varnhagens betriebsame Nichte, im ersten Bande ihrer Veröffentlichungen »Aus dem Nachlaß Varnhagens von Enke«: »Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt ... und andern« (Leipzig, Brodhaus, 1867) einen nicht unbeträchtlichen Briefwechsel zwischen Cérés und ihrem Anbeter bekanntmachte: man gewahrte feinen Geist und hohe Bildung, wie es schon Varnhagen an ihr gerühmt



hatte, man gewahrte daneben eine leidenschaftliche Seele, die hin und her gerissen war zwischen dem Verlangen nach dem Glücke schrankenloser Liebe und den Befürchtungen einer weitschauenden Vernunft. In jüngster Zeit hat endlich Ludwig Geiger aus dem immer noch unerschöpften Schätze der Varnhagen'schen Sammlungen einige Briefe Chamisso's an seinen Freund Louis de la Foye hervorgezogen, der, französischer Emigrant und preußischer Offizier wie unser Dichter, sein beratender Vertrauter in der Liebe zu Cérés gewesen war, und Cérés ist der Hauptgegenstand dieser wichtigen Dokumente. Aber wenn Ludmilla Ussing durch falsche Datierung und Anordnung ihrer Papiere den äußeren Verlauf der Geschehnisse eher versteckt als aufgeklärt hat, so geht Geigers Aufsatz, ohne das bereits bekannte Material ernstlich durchzuarbeiten, leider an den wenigen sicheren Haltepunkten vorüber, die er hätte finden können («Aus Chamisso's Frühzeit» [Berlin, Paetel, 1905] Seite 20—117).

Henriette erzählt von einem Bruder Chamisso's, der in der Eprex ertrunken sei. Es ist Prudens, des alten Grafen von Chamisso zweitältester Sohn, der sich nach der Flucht aus der Heimat im Priesterseminar zu Trier dem Studium der Theologie gewidmet hatte. Tätig und reich an Plänen, hatte er, schon seit 1795 in Berlin, Mittel und Wege gefunden, seinem jüngeren Bruder Abelbert (eigentlich Louis Charles Abelaidé) im Mai 1796 eine Stelle als Page bei der Königinmutter zu erwirken; er durfte sich seines Erfolges kaum ein Vierteljahr erfreuen, denn schon im August nahmen ihn die Wasser des Flusses hinweg. Wer sodann den verarmten Sprößling des altberühmten Grafengeschlechts der Champagne in die Familie des reichen jüdischen Fabrikanten Cohen eingeführt hat, wissen wir nicht; hier lernte er den geschmeibigen Varnhagen von Ense kennen, der sich als Hauslehrer in dem lebhaften Getriebe wohlfühlte, hier ward die Einleitung gegeben zu jenem Herzensverhältnis, das ihn lange dunkle Jahre hindurch beschäftigen sollte. Seit dem 29. Januar 1801 Leutnant im preußischen Linieninfanterieregiment von Goeze, war Abelbert von Chamisso zweiundzwanzig Jahre alt, als er im Sommer 1803 der vierundzwanzigjährigen Cérés Duvernay entgegentrat. Ein Jüngling, ein Franzose, ein werdender Dich-

ter: so mußte er bald in Flammen stehen. Eben erst, im Frühling, war er von halbjährigem Besuche in Frankreich, wo die Eltern seit dem Beginn des Jahres 1801 wieder Wohnung hatten nehmen dürfen, nach Berlin zurückgekehrt; je weniger die Eindrücke, die Vaterhaus und Vaterland ihm gegeben hatten, seine wachsende Liebe zu deutscher, ja preußischer Art und Sitte hatten beeinträchtigen können, um so mehr mußte ihm die Landsmännin, die, angetan mit allem Zauber romanischer Weiblichkeit, ihm jetzt so unvermutet in der Fremde begegnete, ein holder Gruß der in der Ferne sich verklärenden Heimat sein. Ihre siegreiche Schönheit bemächtigte sich seines Herzens, seiner erwachenden Sinne, ihr außergewöhnliches Schicksal fesselte seine Phantasie, für die zeitlebens krasse Ereignisse gern besuchtes Gebiet gewesen sind, ihr Unglück rief Mitleid und ritterlichen Retterdrang wach. Nicht eine Witwe, wie uns Hitzig überliefert hat, Cérés war eine in Ehescheidung begriffene Frau, die mit ihrem rohen, gewissenlosen Vatten um ihr Kind kämpfen mußte, und nun wir dies wissen, verstehen wir erst, wie Chamisso sie une femme étrangère nennen konnte, qui voulait se venger d'un sexe dont elle avait été la victime (Ussing, Seite 145), wir verstehen nun erst den Sinn seiner Ode »Cérés«:

Raubend dein Kind, dich der Nachtfürst  
Schlaget mit Schmerz.

Und wohl konnte in schwarzen Stunden die schwergeprüfte, schwerbedrohte Frau, die fern von Eltern und Geschwistern das Brot der Dienstbarkeit aß, die angeborene Heiterkeit ihrer lebensfreudigen Natur vom Bewußtsein des verlorenen Glückes, der umnachteten Zukunft überwältigt fühlen, dann trat ihr der Gedanke nahe, sich mit ihrem César in die Sicherheit des Todes zu flüchten, dann »liebte sie mit Dolchen zu spielen« (Geiger, S. 35), dann rief sie gar in weiblicher Exaltiertheit der Verzweiflung, die nur vor Chamisso laut werden durfte, diesen ihren jungen Werber, der sein Schicksal an das ihre ketten wollte, zur Nachfolge ins Grab auf, und Chamisso, der Schiller-Berehrer, dem Karl Moors großartiges »Die Qual erlahme an meinem Stolz« in die heroische Seele gefallen sein mag, mußte ihr in eindringlichem Briefe zurufen: »Ayez plus d'orgueil, Cérés, et apprenez à vous connaître!« (Ussing, Seite 147). Ein bequemer Ausweg aus aller Bedrängnis stand

freilich offen, den zu beschreiten jedoch die Erinnerung an das Leid der ersten unharmonischen Ehe und die Achtung vor dem Wert des eignen Selbstes verbot: ein Amerikaner, dreißig Jahre alt, den Cérés wohl noch in Frankreich kennengelernt hatte, namens Tilton (oder Tiltson), hatte ihr seine Hand angeboten und stellte für den August 1804 seine Ankunft in Berlin in Aussicht. Aber Cérés liebte ihn nicht: zwar rechtschaffen und untadelig, doch nüchternen Sinnes, würde er ihr höheres Wesen nicht begreifen können, der Flug ihres Geistes würde ihm Torheit und Überspannung scheinen. So ließ sie seine Briefe unbeantwortet, und Tilton ist nicht nach Berlin gekommen. Sicherlich hat an diesem Ausgang die Neigung zu Chamisso keinen geringen Anteil gehabt. Chamisso warb mit der rührenden Unbeholfenheit des weltfremden Sonderlings, mit der stummen Innigkeit seines tiefen Charakters, er brachte sein ganzes unberührtes Herz und seine frische Jugend und die anmutigen Gaben der Dürftigkeit dar, den selbstgefertigten Arbeitsbeutel, ein selbstgefertigtes Miniaturbild seiner Züge. Im Dezember 1803 oder im Januar 1804 wird seine Liebe den Mut zu einem letzten Schritte gefunden haben, zu dem entschiedenen Antrag an die Geliebte, sein Weib zu werden. Wer will's der durch Leid Gereiften verargen, daß sie Bedenken trug, der oft wiederholten Bitte Gehör zu geben? Der heimatlose Emigrant, dem das väterliche Erbe für immer verloren zu sein schien, der arme Subalternoffizier, der, um der schmalen Löhnung aufzuhelfen, für Kameraden Wachdienst übernahm und erwerbsmäßig Kupferstiche kolorierte, dem die linkische Zerstreutheit seines unmilitärischen Wesens keine erfolgreiche Laufbahn im Soldatenstande versprach, auch einem leichtsinnigeren Geiste wäre er nicht als der geeignete Steuermann erschienen, ein schon einmal gestrandetes Schiff zu leiten.

Die Vernunft behielt den Sieg, aber er ward ihr schwer gemacht. Denn auch Cérés war jung, eine temperamentvolle Französin mit entflammaren Sinnen. Ein zweites Bild Chamisso's, an einer aus Chamisso's Haaren geflochtenen Schnur, fand verschwiegene Stätte an ihrem Busen, und im Busen das Herz, durch seinen Kummer erweicht, trostbedürftig, liebehungrig, vermochte der Lockung der Gegenwart nicht zu widerstehen. Wenn die

hochfliegenden Geister sich im schwärmerischen Genuße Dantischer Dichtung, im Aufstieg zu himmlischem Ideale vereinigt hatten, dann brannten auch die Herzen, die Lippen nach seliger Verschmelzung, und der Sommer des Jahres 1804 ward Zeuge feuriger Küsse, inniger Umarmungen. Aber wie sehr auch das empörte Blut in beiden Liebenden danach verlangte, »die Kraft der Liebe unbestritten walten zu lassen«, Cérés blieb Herrin ihrer selbst, sie brauchte, wenn sie zu ihrem César zurückkehrte, vor seinem unschuldigen Kinderblick die Augen nicht niederzuschlagen, der Sturm der Gefühle ging zur Ruhe, und unter dem dämpfenden Gewebe der Vernunft sank die Glut ihrer Leidenschaft immer wieder zur fargen Leuchte der Geschwisterliebe zusammen.

Henriette Ephraim weiß nichts von dem Einverständnis der Liebenden, nichts von den Stunden heißeren Herzensergusses, für sie und die Ihrigen trug Cérés die Maske tändelnder Lebenslust. Indessen verfolgten die Ephraims, seitdem Cérés sie unbedachterweise von der Werbung Chamisso's in Kenntnis gesetzt hatte, Verhalten und Verhältnis des Paares mit Neugier, sie fargten nicht mit redseligem Ratsschlag, mit Einwand und Zustimmung; der inneren Unruhe der erregten Seele mußte dieses wohlmeinende Geschwätz, das über den Kreis der Familie hinausgegriffen zu haben scheint, zur Qual werden. Mißstände andrer, nicht mehr erkennbarer Art kamen hinzu, und Cérés entschloß sich Ende August 1804, das Haus zu verlassen. »Die Duvernay«, so meldet Chamisso dem nach Hamburg übergesiedelten Varnhagen im September, »entsteigt dem Druck ihrer jetzigen Lage, dem umengenden Judentume und selbst vielleicht der kleinlichen Bosheit.« Als selbständige Privatlehrerin junger Mädchen in Berlin ihr Fortkommen zu suchen, schien ein zu großes Wagnis zu sein; »sie fürchtete sich vor sich selbst, mir und der Welt; sie hätte mich nicht bei sich sehen wollen« — so Chamisso an de la Foye (3. September 1804). Unter vielen andern, die ihr nicht zusagten, nahm sie also die neue Stellung in Königsberg an, sie mochte hoffen, daß die Entfernung die schwankenden Empfindungen befestigen würde. Ende September oder Anfang Oktober reiste sie mit ihrem César ab; sie ließ dem Geliebten, der nur Bruder sein sollte, einen Ring und eine volle Locke ihres nachtschwarzen Saares zurück.



## Das häßliche junge Entlein

Eine Fortsetzung des Märchens von Andersen

Von Georg Hermann

Es schadet nichts,« sagte sich noch einmal (wie schon in Teil I zu lesen) das häßliche junge Entlein, das nun ein leuchtend weißer Schwan geworden war, »gar nichts kommt darauf an, in einem Entenhofe geboren zu sein, wenn man nur — wie ich! — in einem echten Schwanenei gelegen hat. Auch Not und Drangsal sind — wenn man es nachher betrachtet! — eine gute Schule, geradezu eine sympathische Angelegenheit. Aber ich bin nicht stolz, denn ein gutes Herz wird niemals stolz. Wirklich und wahrhaftig keine Spur von Stolz. Das liegt mir ganz fern. Wenn sie auch alle sagen, daß ich der schönste der schönen Vögel bin. Schau an, selbst der Glibber verbeugt sich vor mir mit seinen blauen Dolden! Und sogar die Sonne scheint sich in meinem glänzenden Gefieder zu bespiegeln.«

Und der neue Schwan brauste seine Federn auf und streckte den schlanken Hals gerade empor, als hätte er einen Zollstock verschluckt.

»Nein, stolz bin ich nicht!«

»Komm, Gottlieb, wir wollen lieber Ball spielen,« sagte das kleine Mädchen, das eben noch dem Schwan ein Krümchen seines Kuchens — es war ihr nämlich in den Sand gefallen — zugeworfen hatte. »Komm, Gottlieb« — und schob den ganzen Kuchenrest auf einmal in den Mund, daß es nur so mit beiden Backen kante und kaum sprechen konnte. . . »Ba . . . ba . . . ballschlagen ist hübscher als dumme Schwäne.«

»Ich finde Schwäne auch langweilig wie einen Schulaufsatz,« meinte der kleine Junge und suchte nach einem Stein. Und es war nicht ganz klar, ob er damit nur Butterstullen werfen wollte. »Und weißt du, wegen Schwäne ungern ans Land gehen? Ganz einfach: weil sie watscheln und Plattfüße haben!«

»Hört den Jungen,« meinte ein Herr, der am Ufer promenierte, zu seinem Freund, dem Direktor der Margarinefabrik, hob seinen silbernen Stockknopf zum Hutrand und sah über die Gläser seiner Hornbrille zu dem Schwan hinüber. »Hat er nicht ganz recht?! Ich verstehe nicht, was die Leute an einem Schwan

finden! Sie meinen, er wäre dekorativ und eine Zierde unserer Heimat. Sehen Sie sich mal den blöden Burschen da an: wie der sich tut. Ich werde bei solchem Schwan nie das Gefühl los, als ob er aus Blech wäre und an einer Strippe gezogen würde. Und ich versichere Sie, lieber Freund, in allen geistigen, vorzüglich aber mathematischen Dingen ist solch Schwan so dumm wie ein lyrischer Dichter!«

»Und vor allem, Herr Professor,« meinte der andre und strich über die Wölbung seiner weißen Weste, »ist der Schwan ja ganz nutzlos, wenn nicht schädlich. Die Enten können wir essen. Mit Maronen und Zuckerkartoffeln. Eine junge Gans schmeckt mit Äpfeln und Rotkraut sogar delikate. Ihre Federn wärmen uns. Aber ein Schwan, der ist weder zu essen, noch kommen für den Mittelstand seine Federn in Betracht. Von dem Hafer jedoch, mit dem man an manchen Orten auch nur eins dieser Tiere den Winter über füttert, können gut und gern drei Gänse gemästet werden. Man sollte sich wirklich nicht damit abgeben, nur des netten — und mehr ist es ja nicht —, des angenehmen Aussehens wegen solches Wassergeflügel zu züchten.«

»Pöbel!« sagte der Schwan, fauchte, bog seinen Hals und rauschte davon. »Nicht einen Brocken nehm' ich von denen mehr!«

Er blickte sich um — denn das Stückchen Kuchen von vorhin hatte ihn nicht satt gemacht —, ob er irgendwo etwas Eßbares fände. Er gründelte und tauchte, aber er fand nichts Rechtes außer ein paar elenden Wasserlinsen.

»Es ist merkwürdig,« sagte er zu sich, »wie wenig Futter die Welt doch für einen Schwan hat! Na, ich will mal zu meinen neuen Kollegen hinüberschwimmen, vielleicht können die mir ein paar gute Futterstellen zeigen.«

Und der Schwan machte sich auf den Weg nach der Bucht drüben, wo die andern Schwäne gründelten. Sie empfingen ihn höflich, aber nicht sonderlich herzlich. Sie sagten ihm ein paar halb niederträchtige Liebenswürdigkeiten über sein weißes Gefieder und

erzählten sich dann Wiße, die selbst auf dem Entenhof verpönt waren. Als er sie jedoch fragte, wo er Futter finden könnte, zuckten sie die Achseln.

Ach, der Schwan sollte im Laufe der Jahre seine Kollegen noch genug kennenlernen! Gegen ihren Futterneid waren die Enten auf dem Hof harmlose Anfänger gewesen. Die bissen einen doch wenigstens nur vom Trog weg, aber die hier stellten ihm schon ein Bein, bevor er überhaupt den Trog gesehen hatte. Aber man konnte ihnen das nicht übelnehmen. Sie hatten wirklich nicht viel zu essen, die Schwäne (nur die kaiserlichen Hofgartenschwäne wurden regelmäßig gefüttert). Und man kümmerte sich auch nicht recht darum, wo sie ihr Futter herbekamen. Es gab zwar für sie solche Art von Schillerstiftung zur Fütterung invalider Schwäne. Aber man nahm sie, bevor man nicht sehr vergilbt und schmutzig im Mühlgang des Lebens geworden und nicht schon sehr verhungert war, keineswegs gern in Anspruch.

»Nun gut,« sagte sich ruhig unser Schwan, »dann werde ich heute mal nichts zu Mittag essen; das kenne ich,« verabschiedete sich förmlich und merklich abgekühlt von seinen neuen Freunden und suchte sich irgendwo eine stille Ecke, um etwas zu schlafen; denn er war müde.

»Ksch! Ksch!« gings. »Na, komm doch mein Tierchen!«

»Wulle — wulle — wulle!« Und neben dem Schwan platschte ins Wasser eine Hand voll Erde, von irgend jemand geworfen.

»Ach, guck mal, das ist ja der neue Schwan! Hatte ihn mir ganz anders vorgestellt. Was Besonderes ist der auch nicht irade!«

»Emmi, das ist der berühmte Schwan, von dem sie jetzt so viel hermachen,« belehrte eine Mutter ihre Tochter, daß es nur so schallte, und zeigte mit dem Finger.

»Na komm doch! ... Brot! ... Hier ... hier ... hier ... du dummer Kerl!«

»Du mußt weiter werfen!«

»Ach, solch Schwan tut nur so stolz. Er holt sich's schon nachher.«

»Laß mich in Ruhe! — Donnerwetter!« — Der Schwan wurde ungemütlich. Er schnaufte und fauchte und sträubte die Federn und zeigte dann die Rehrseite. Ganz grüne Augen kriegte er vor Ärger.

»Seht nur, wie schön er die Augen rollt! Ksch! Ksch! Das muß er nochmal machen!«

Aber der Schwan war schon weit weg, er stieg ans Land, um sich irgendwo im Gebüsch zu verkriechen. Früher hatte er so viel allein sein können wie er wollte. Aber jetzt hatte er nirgend Ruhe. Es war ihm, als ob jeder Baum tausend Augen hätte. Es war ihm, als ob er sich überhaupt nicht mehr unbefangen bewegen konnte. Warum war er nur weiß? Warum sah und erkannte man ihn durch das dickste Gebüsch? Kaum daß er ein Auge zugemacht hatte, weckte es ihn schon wieder.

»Du — das ist der Schwan!«

»Wo denn?«

»Na — da drüben!«

Wenn einer noch besonders zartfühlend war, stieß er nur seinen Nachbarn mit dem Ellbogen an: »Du — das war der Schwan!«

Aber endlich — was blieb dem Schwan übrig —, er hatte doch Hunger und schwamm zurück. Und die Menschen wollten ihn ja auch füttern. Sie warfen ihm allerhand Brobstücke ins Wasser und freuten sich, wie er sie herunterschlang. Vor allem junge Mädchen in hellen Kleidern gaben ihm freundliche Worte, fütterten ihn gern. Sie stießen kleine bewundernde und verzückte Schreie aus, beugten sich zu ihm nieder, weil sie instinktiv fühlten, daß sie solch ein Schwan sehr gut kleidete. Auch erzählten sie gern, daß sie in den Park gingen, »Schwäne füttern«. Das galt als guter Ton. Man hatte seinen Schwan so wie seine Tennispattie.

Eine leichte Schwalbe flogte an dem Schwan vorüber, wandte sich, drehte sich und bligte weiß auf, als sie einen kurzen Hafen schlug, um ein taumelndes Mädchen zu haschen. Und sie bekam es auch. Das verstand sie. Es war ihr Geschäft.

»Tag, kleiner Vogel,« sagte der Schwan freundlich, denn er wollte doch zeigen, daß er nicht stolz war, »wie geht's?«

»Nicht so gut wie dir,« piepte höhnisch — man hätte der Flatterhaften gar nicht so viel Galle zugetraut — die Schwalbe, »ich muß mir nämlich mein Futter allein suchen!« Und weg war sie.

Den Schwan drückte plötzlich das Brot, das er herunterwürgte. Es blieb ihm ordentlich in der Kehle stecken, und er tauchte den Kopf ins Wasser, tief ins Wasser, um es erst aufzuweichen und es dann hinunterzuspülen.

Alle bewundern einen, weil man anders ist als sie, schoß es ihm durchs Hirn. Aber

was nützt das, wenn man nicht davon satt wird, daß man ein Schwan ist!

Wie der Schwan aber wieder auftauchte, kamen eine ganze Reihe grauer und gelber Enten auf ihn zugewackelt. Sie ruderten in starken Schlägen, hatten den Kopf gehoben und schnatterten. Und man sah ihnen an, daß sie sich sehr wichtig vorkamen.

»Höre, Bruder,« sagte die eine und schob sich etwas aus der Reihe der andern, »du hast dich lange nicht bei uns sehen lassen, du hast wohl deine armen Geschwister vom Entenhof ganz vergessen, weil du jetzt ein Schwan geworden bist? Deine alte Pflegemutter läßt dich grüßen. Sie ist etwas stark geworden und hat Asthma. Und die spanische Ente mit dem roten Lappen ums Bein lebt auch noch. Du schämst dich wohl unser, weil wir einfache Leute sind und nicht als »unser neuer Schwan« in der »Illustrierten Beilage« des »Täglichen Entenschnabels« prangen. Brauchst du nicht, Bruder; wir leben in einfachen, aber gesicherten Verhältnissen. Wir haben unser schönes Haus und auch unser reichliches Auskommen, alter Junge!«

Der Schwan hob seinen Kopf. Richtig, der da hatte ihm immer ins Genick gehakt, wenn er sich über den Napf beugen wollte. Er war schon damals ein unleidlicher Wichtigtuier gewesen.

»Oh,« sagte er kühl, »es freut mich ja sehr, euch wiederzusehen, aber ...«

Weiter kam er nicht.

»Du denkst wohl auch,« fiel der andre ein, und sein Auge sprühte grünlich, »ein kluger Mann hört beizeiten auf, seine Verwandten zu kennen?!«

Ja, ja, mit dem Schnabel waren ihm die Enten immer über gewesen!

»Wer hat denn für dich gesorgt, he? Wer hat dich aufgezogen, he? Was haben wir alles für dich getan, he? Wer hat nichts in der Entenschule gelernt, he? Nicht mal ordentlich schwimmen!«

»Ja — ja — ja — ja!« schnatterten die andern, trotzdem das doch offensichtlich nicht wahr war; denn schwimmen konnte er von Hause her trotz einer Ente.

»Dreimal hab' ich deinetwegen kein Abendessen bekommen!«

»Auf Händen haben wir dich getragen. Und das ist wohl der Dank, he? — Herr Schwan?!«

Das heißt, die Enten sagen »qua« für »he«.

»Ja, was wollt ihr denn von mir?« rief der Schwan mehr erstaunt als ärgerlich über diese Frechheit, »ich habe doch gesagt, daß ich mich sehr mit euch ...«

Aber Enten lassen einen Schwan nie ausreden. Sie hören überhaupt nicht gern, daß jemand spricht außer ihnen. Sie müssen schnattern.

»Du sollst nach Hause kommen, statt dich in der Welt rumzutreiben. Ist wohl dem Herrn Schwan nicht fein genug auf seinem alten Entenhof? Von uns zu schweigen — aber du glaubst wohl, du bist mehr als der Truthahn mit seinem Ordensband, mehr als die spanische Ente mit dem roten Lappen? Mehr als der schneidige Kalkuthahn mit den flirrenden Sporen, der träht, daß der ganze Hof wackelt? Oder vielleicht mehr als das reiche Perlhuhn? Oder gar mehr als der Pfau, der jetzt Theosophie treibt, in Indien ein Schloß hat und einen König zum Vetter?«

»Keineswegs,« meinte der Schwan — noch hielt er an sich —, »ich erkenne diese Herrschaften völlig an, nur ...«

»Na, siehst du,« schnatterte wieder der Sprecher der Enten, »und weshalb willst du nicht zurückkommen? Jetzt, wo du etwas bist — und wir sind alle stolz auf dich, denn du dankst es uns ja eigentlich, daß du etwas geworden bist —, könntest du sogar eine ganz gute Partie machen. Schwäne sind augenblicklich wieder todschick. Wir haben gerade ein reizendes junges Entenfräulein aus allerbesten Familie, Vollwaise mit einem Altkopf und einem Schotenbeet im Pfarrgarten. Und du könntest sogar — wenn du die nicht willst — um eine echte deutsche Hausgans — anser domesticus — anhalten, die fast so weiß ist wie du — sehr reich (Vater spekulierete in Gerste, lebt jetzt dauernd im Ausland) und bildschön ...«

»Und blödsinnig,« fiel der Schwan ein, dem es doch zu bunt wurde. »Ich danke! Grüßt alle schön von mir: den giftischen Truthahn, das blöde Perlhuhn, den stolzierenden Gockelhahn, den eitlen Pfau, und sie möchten mir ihre Zuneigung auch fürder bewahren. Adieu, meine lieben Brüder!«

Und damit rauschte der Schwan ab.

Die Enten sahen einander an, streckten die Köpfe hoch, sperrten die Schnäbel auf und erhoben ein Geschnatter, daß der See dröhnte. »Solch eine Undankbarkeit! Und wie hatten



sie für diesen Burschen gesorgt! Aber er sollte nur sehen!»

Und sie schickten von nun ab täglich kleine Artikelfchen an die Zeitungen — denn Enten haben bekanntlich zu allen Zeiten die besten Beziehungen! — und erzählten unter der Spitzmarke »Aus der Jugend unsers Schwans« allerhand Peinlichkeiten und unangenehme Dinge, die meist, wie das ja so ihre Art war, direkt aus den Entenpfoten gezogen, erstunken und erlogen waren; aber von denen doch manche ganz lustig erfunden waren, so daß der Schwan nur noch mehr Lacher gegen sich gehabt hätte, wenn er etwa geantwortet oder sich verteidigt hätte. Kurz, er wurde heillos kompromittiert!

»Donnerwetter, der versteht den Rummel, der macht Reklame!« sagten die andern Schwäne und rückten von ihm ab.

»Bande!« knurrte der Schwan vor sich hin. Er hatte sich all das ganz anders vorgestellt. Und ärgerlich schwamm er am Rande der Büsche und des Schilfes auf und nieder. Er zog lange Spuren durch die flutenden Blätter der Wasserrosen, daß sie samt ihren Blüten glucksend in seinen Ruderschlägen niedertauchten und — hinterherhinschimpfend und triefend, die Tropfen abschüttelnd — wieder emporfamen.

Aber der Schwan achtete nicht auf sie.

»He! — Sie da! — Herr Schwan!« mauzte es vom Land aus. »Bitte, kommen Sie doch mal etwas näher!«

Ach, richtig, da gingen ja die Rake der alten Frau und das Hühnchen. Und die Rake trug ein Körbchen am Arm, in dem drei Eier lagen, die das Hühnchen unterwegs gelegt hatte. Denn es war ein sehr fleißiges Hühnchen.

»Wir haben uns auf den Weg gemacht,« begann die Rake, »um unsern berühmten Freund einmal aufzusuchen.«

»Ja, wir haben ja schon damals sehr große Stücke auf Sie gehalten,« gluckste das Hühnchen und verbeugte sich.

Der Schwan begann seinen Glauben an die Welt wiederzufinden.

»Wenn Sie auch,« fuhr das Hühnchen fort und warf einen anerkennenden Blick auf seinen grauen Freund, »keinen Budel machen und ebensowenig schnurren konnten.«

»Und wenn Sie auch keine Eier legen konnten,« miaute die Rake, während sie den Blick zurückgab.

Richtig — der Schwan erinnerte sich deutlich —, »dann darfst du auch keine Meinung haben«, hatten sie ihn damals angeschrien. Und sein Glaube an diese Welt begann sich schon merklich wieder zu trüben.

»Und wissen Sie noch, wie wir gelacht haben,« gackerte in seliger Erinnerung das Hühnchen und stieß die Rake mit dem Flügel vertraulich in die Seite, »als Sie sagten, es wäre eine Lust, zu schwimmen und das Wasser über dem Kopf zusammenzuschlagen zu lassen?«

»Ich kann's immer noch nicht glauben,« schnurrte die Rake.

»Gott,« meinte der Schwan, »jeder nach seiner Fasson. Für Raken ist es wohl nichts. Und Hühner ertrinken dabei leicht. Ja, aber was verschafft mir denn eigentlich die Ehre?«

Das Hühnchen sah verlegen die Rake an und die Rake das Hühnchen. Aber die Rake war nicht auf den Mund gefallen.

»Wir wollen nur einmal sehen« — die Rake zerschmolz ordentlich vor Liebenswürdigkeit — »ob Sie (früher hatten sie du gesagt, fiel dem Schwan ein) wirklich ein Schwan geworden sind? Denn unsre Herrschaft, die alte Frau — und sie ist bekanntlich das Klügste auf der Welt —, sagte, es gäbe gar keine Schwäne. Und dann, wenn es wirklich Schwäne geben sollte, wäre es unmöglich, daß aus dem häßlichen jungen Entlein, das sie einmal einen ganzen Winter lang ...«

»Es waren nur drei Wochen. Und sie tat es nur, weil Sie glaubte, ich lege Eier,« rief der Schwan.

Aber die Rake war vom Dach her geschulte Vereinsrednerin. Sie überhörte Zwischenrufe. Beirren ließ sie sich nicht.

»Also sechs volle Monate liebevollst bei sich aufgenommen hatte, ein Schwan geworden sein könnte. Denn — um es Ihnen nur offen einzugestehen — sehr viel, meinte unsre Herrschaft, wäre mit Ihnen nicht los gewesen. Nicht einmal Eier hätten Sie legen können.«

»Was doch — ich will mich nicht loben — jedes Hühnchen kann,« fiel die Weggenossin der Rake ein und zeigte nach dem Korb, den die Rake am Arm trug.

»Wir aber sagten,« begann wieder die Rake, »daß wir das immer schon in Ihnen vermutet hätten. Und wir freuen uns, nun zu sehen, daß wir recht behalten haben.«

Der Schwan hob den Kopf noch höher und dankte den beiden mit gerührten Blicken.

»Über das«, meinte die Kage, sich sanft räuspierend, »war nicht der einzige Zweck unsrer kleinen Reise. Sie erinnern sich doch an unser liebes Heim? Wir wollen jetzt dort eine Tafel anbringen, welche sagt, daß hier vom 5. Oktober bis 18. Mai unser berühmter Schwan ...«

Der Schwan warf sich in die Brust und blickte freudig um sich, ob etwa einer seiner Kollegen in der Nähe wäre, um das hören zu können, denn stolz war er nicht.

»Ja, aber unser Häuschen ist sehr baufällig,« fuhr die Kage traurig fort.

»Es weiß gar nicht, nach welcher Seite es fallen soll, und nur deswegen bleibt es stehen!« gluckste das Hühnchen dazwischen.

»Und es wäre doch wirklich sehr beschämend für Sie, heute, wenn an solch einer elenden Bude ... Man müßte es etwas umbauen lassen. Nicht wahr? Wir sehen es ja nicht gern. Wir lieben unser altes morsches liebes Haus, so wie es ist, aber es wäre für Sie doch später peinlich ...«

»Nun ja,« meinte der Schwan, der immer noch nicht wußte, wo die Kage hinauswollte, »man sollte es wirklich etwas umbauen.«

»Und deswegen sind wir eben zu Ihnen gekommen,« akkompagnierte das Hühnchen.

»Wir wollen eine Hypothek aufnehmen, fünfzigtausend, nur fünfzigtausend Mark — und es wird ein kleiner Palast, ein Schmuckkästchen werden — zu fünf Prozent auf zwanzig Jahre. Bei Ihren Beziehungen, Herr Schwan, oder besser noch, wenn Sie selbst diese kleine Summe ... Es wäre ja nur die Pflicht der Dankbarkeit, meinte unsre Herrschaft — und etwas Klügeres gibt es doch nicht! —, wenn Sie diese Kleinigkeit ... Hier habe ich« — und die Kage zog vorsichtig aus ihrem Körbchen unter den Eiern ein großes schwungvoll beschriebenes Blatt hervor — »habe ich gleich das ausgefertigte Hypothekeninstrument mitgebracht. Sie brauchen nur zu unterschreiben.«

»Meine Freunde!« rief der Schwan lachend, »Sie überschätzen mich. Ihre Herrschaft mag ja das Klügste sein, was es auf der Welt gibt, aber sie weiß nicht, was ein Schwan ist. Schwan sein ist ein schlechtes Geschäft, ein Geschäft, bei dem man nicht einmal immer ordentlich satt wird. Ein Geschäft, das einem selbst kein eignes Dach über'm Kopf gibt, geschweige denn uns gestattet, noch andern ein neues Dach zu bauen. »Schwan« bedeutet

vielleicht für die ein gutes Geschäft, die uns alle Herbst einmal rupfen. Das mag sein. Für uns ist es das nicht. Und selbst, wenn ich euch das Geld geben wollte, ich wüßte nicht, woher ich es nehmen könnte. Und es gibt wirklich niemand in der Welt, der es mir vorstrecken würde. Schwäne haben keinen Kredit. Der duffeligste Godel kann dagegen so viel Schulden machen, wie er will. Man schmeißt ihm das Geld ordentlich nach ... Aber wir Schwäne —!«

So lange war die Kage ruhig geblieben, jetzt aber machte sie einen wilden Budel, sträubte sich, zischte und ließ das grüne Licht ihrer Augen funkeln. Wirklich, wenn nicht das Wasser sie getrennt hätte, sie wäre dem Schwan an die Kehle gesprungen. »Undantbarer Halunke! Verkommenes Geschöpf!« mauzte sie schrill, »und an solch Gefindel hat man seine Liebe und Güte verschwendet!«

»Hättest du denn etwas andres von dem da erwartet — diesem Lügner?!«, gaderte das Hühnchen dazwischen. »Komm, nun wissen wir auch, was ein Schwan ist. Unsre Frau hat ganz recht: es ist besser, wenn man so etwas nicht kennenlernt.«

Jetzt kamen auch, angelockt durch den Lärm, die andern Schwäne aus der Bucht herüber, und die Schwalben hatten sich auf die Rohrhalmse gesetzt, um besser zuhören zu können.

Wozu sich streiten?, dachte unser Schwan, mit dem Gefindel! Und er streckte seinen Hals noch höher als vorher empor und ruderte davon, während die Schwalben hastig wie Spreu auseinanderflatterten, um die Kunde von diesem beschämlichen Fall von Undantbarkeit in alle Welt hinauszugewitzern.

Aber unser Schwan war noch nicht sehr weit gekommen, als ihn vom Ufer her ein heiseres Bellen aufschreckte: »Wau, komm' Er mal her!«

Der Schwan blickte auf und schauerte zusammen. War das nicht dieser schreckliche Jagdhund, der ihn damals im Röhrich, als es auf die wilden Gänse ging, mit seinen grimmigen Zähnen anseufzst hatte. Der konnte sogar schwimmen!

Zögernd machte der Schwan ein paar Schläge näher.

»Es freut mich wirklich, Sie zu sehen, Herr Schwan,« knurrte der Hund etwas freundlicher, wedelte zur Begrüßung ein paarmal mit der buschigen Rute und schnipste mit der Vorderpfote ein Monokel ins rechte Auge.

»Erinnern Sie sich noch: ich habe Ihnen damals das Leben gerettet.«

»So?!« sagte der Schwan und zog das o sehr lang.

»Ja, ich hätte Sie nämlich totbeissen, einfach totbeissen können, mein Lieber, als wir in dem Sumpf die Razzia nach unangemeldeten Wasservögeln hielten! Und unter uns, ich hatte sogar von oben den Auftrag, es zu tun. Wir hatten schon lange gehnt, daß da eine Brutstätte für die allgemeine Unzufriedenheit war, und wir hatten uns wahrlich nicht getäuscht. Aber Sie habe ich schon damals für etwas Besseres gehalten. Ich habe gleich gesehen, was in Ihnen steckt. Das wird ein Schwan, habe ich zu meinem Kollegen gesagt, als er mir die Geheimakten zeigte. Diese Abteilung hatte nämlich unter andern auch Sie zu vigilieren. Ein richtiger Schwan. Ich meine, Sie wissen meinen schon mehr prophetischen Scharfblick zu würdigen!«

»In Anerkennung dieser Sachlage nur halb, Herr Rat,« entgegnete der Schwan. Er versiel von selbst in den Amtston.

»Ja, aber ich kann nicht umhin, stolz darauf zu sein, daß mein Blick unter die Oberfläche Ihres damals schon wahrlich ziemlich reduzierten Exterieurs zu dem Bilde Ihres wahren Seins hinabdringen konnte. Ich hoffe auch, es ist dies an höchster Stelle nicht unliebe bemerkt worden. Denn, um es Ihnen nur zu sagen — ich bitte dieses unser Gespräch als diskret zu betrachten, mein Herr! —, man hat Sie und Ihren Werdegang dort mit jener Anteilnahme verfolgt, die bei unserm erlauchten Hof seinen Schwänen entgegenzubringen von je Tradition ist. Und die Prinzessin Amalie selbst würde sich freuen — so sagte sie —, also freuen würde sich Ihre Hoheit, wenn sie nächsten Donnerstag die Bekanntheit unsers neuen Schwans machen könnte. Und es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß man auch mit der Absicht umgeht, Sie Ihrer Majestät selbst vorzustellen, der Sie ebenso wenig ein Fremder sind.«

Der Schwan wiegte sich, als er diese Worte hörte, seiner Schwanennatur gemäß nicht ohne Selbstbewußtsein auf dem Wasser auf und nieder und bewegte dazu im Takt seinen Kopf. Er sah wie eine glänzende Zimmerflucht mit Golddecken und Seidentapeten seine Zukunft vor sich, sah sich selbst in einer Hofkutsche; und bunte Bänder hoben sich leuchtend von dem Weiß seiner breiten Brust ab. Er hörte

Jubel und Rufen ... Aber nur einen Augenblick, dann stieg ein andres Bild in ihm auf, legte sich mit seinem bitteren Ernst darüber und machte es verblaffen und verschwinden.

Dem Jagdhund war das nicht entgangen; er war es gewohnt, einen Delinquenten zu beobachten und auf die leiseste Regung zu achten. Er war Psychologe von Beruf. Er kannte auch solche Schwäne. Wenn sie einem erst einmal entglitten, waren sie nie mehr zu locken. Aber er vergriff sich und zog das falsche Register.

»Und Sie werden nicht allein Ehre davon haben, Sie werden äußere Vorteile davon haben, ja mehr als das: Sie werden als Hofschwan Ruhm, unvergänglichen Ruhm ernten. Denken Sie nur an den Schwan von Stratsford! Glauben Sie etwa, ein Mensch würde heute nach dreihundert Jahren auch nur den Namen dieses ominösen Herrn kennen? Glauben Sie, Reinhardt oder etwa irgendein Hoftheater würde auch nur ein Stück von Shakespeares aufführen, wenn er nicht eben außerdem noch der Hofschwan der weiland jungfräulichen Königin Elisabeth gewesen wäre?!«

Aber unser Schwan hörte nur mit halbem Ohr hin, es hätte gar nicht dieser Plumpheit bedurft, um seine Antwort zu formen. Er sah wieder den See vor sich, umstellt von Jägern und Hunden, die weiten Rohrwälder, die überhängenden Weiden am Ufer im herbsttrüben Morgen. Und er sah, wie das Blut der wilden, stolzen Gänse das Wasser färbte. Er hörte die Gewehrsalven, das Bellen der Hunde, die knisternd durch das Schilf brachen. Er sah die Wildgänse mit ihren stolzen Hälsen und ihren schönen breiten Flügeln emporsteigen in das Grau der niederhängenden Wolken hinein, still in sich verbissen. Und sah sie klatschend im Kugelregen hinabstürzen oder in die kalte, fremde Ferne entschwinden. Damals hatte er zum erstenmal dem Leben und der Welt hinter die Larve geschaut.

»Wollen Sie, Herr Rat,« sagte der Schwan, »der Prinzessin Amalie meinen Dank sagen für den Anteil, den sie an mir nimmt. Und wollen Sie ihr bitte weiter sagen, daß ich eins von meinen alten Freunden, den Wildgänsen, für mein ganzes Leben gelernt habe: Jäger und Hunde zu hassen!«

»Das genügt mir zu hören,« sagte der Jagdhund. Sein Augenglas sprühte, und er fletschte seine scharfen großen Zähne. »Oh,

Herr Schwan« — Er war nicht nur Psychologe, er war auch Diplomat. Er behielt das letzte Wort. Er ließ sich nicht verblüffen. »Oh, mein lieber Herr Schwan, glauben Sie aber bitte nicht, daß Ihre Hoheit die Prinzessin Amalie bis dato von Ihrer wertigen Existenz die geringste Notiz genommen hat. Diese ist ihr sogar bisher völlig entgangen. Wir wollten nur einen Köder auswerfen, und Sie sind prompt eingeschnappt. Ich danke Ihnen, Herr Schwan, für ihre Offenheit; wir sind im Bilde.«

Der Schwan schwamm erregt und mürrisch davon. »Nuglos, auch nur eine Antwort diesem Hund zu geben!«

»Was hat sich denn eigentlich nun für mich geändert?«, sagte er sich, »daß ich ein Schwan geworden, wenn ich doch nach wie vor in allen Zusammenstößen mit dem Dasein der Unterliegenden bin?«

Und er frabbelte — gehen fiel ihm stets schwer — müde und mühselig auf das Ufer, legte sich irgendwo auf dürres Schilfrohr und altes Reisig, um zu schlafen.

Ein schweres Unwetter kam herauf. Der Regen prasselte. Der Wind kammte die Bäume. Und in zuckenden Blitzen schlugen Blätter und abgebrochene Zweige auf den Schwan nieder, während er fröstelnd den Kopf unter die Flügel steckte.

»Wie dumm man doch ist!« sagte er sich. »Jetzt könnte ich nun schön warm und gewiß nicht allein auf dem Entenhof sein. Oder gar bei der strahlenden Hostafel sitzen. Oder doch wenigstens ein Dach über'm Kopf haben. Und da liegt man nun hier einsam wie ein Stück Moos in wilder Nacht, mit dem Himmel als Decke ... ohne eine Seele ... einfach nur, weil man ein Schwan ist. Aus keinem andern Grunde sonst.«

Und die goldenen Morgen zogen herauf, und die blauen Abende senkten sich herab in nie endender Kette wie von Urbeginn her. Beklagen konnte er sich eigentlich nicht — unser Schwan. Er fand Futter. Er bekam Futter — einmal reichlich, einmal weniger reichlich. Auch Beifall. Und wenn selbst eine Weile lang man ihn etwa nicht umdrängt und verhätschelt hatte, so blieben doch bald wieder, wenn nach neuer Mauser sein Gefieder blendend erstrahlte, alle, die am Ufer spazierten, stehen, um den schönen Schwan zu bewundern.

Und die Schwalben bauten neue Nester an den Fischerhütten. Die Rohrspägen knüpften wieder die Schilfhalme zusammen und schalteten und zankten und balgten sich um den besten Nistplatz. Die blauen Libellen aber spielten paarweise in der Luft und überfugelten sich, wie bunte Federn, die man hochpustet. Und nur unser Schwan war bisher ganz allein geblieben. Und in dem Nachbarteich die Wildentenfamilie zog sogar schon als Vater und Mutter — Vater im blauen Frack mit gelben Knöpfen und Mutter im bescheidenen braun-grauen Taffetkleid — zärtlich nebeneinander her, und wie ein ganzer umgefallener Nährfort voll gelber Wollknäule paddelten eins hinter dem andern die Jungen ihnen nach. Selbst die Taumelkäfer heizten sich zwei und zwei über die blanke Wasseroberfläche, daß man es weithin sprühen sah, wo sie ihre verliebten Kreise zogen.

Die Tage vergingen ja! Aber diese einsamen halbhellen Frühlingsnächte da oben auf seinem Reisiglager, wenn er nicht schlafen konnte vor Elend und wilder Sehnsucht — diese heißen, wunscherfüllten Nächte! Nein, warum sollte er denn nicht heiraten, wenn es auch knapp war zuerst?! So gut wie bei den Libellen, die sorglos dahinflattern, bei den Rohrspägen, die immer sich eins pfeifen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, würde es bei ihm auch gehen. Natürlich müsse er eine Schwanenjungfrau heiraten, eine echte, leuchtende Schwänin, keine schnatternde Ente, keine dumme Gans, kein solch albernes kleinköpfiges Teichhuhn, das nichts gelernt hatte als immer wieder »Wad-wad« sagen ... Und um der Wahrheit die Ehre zu geben, er wußte schon eine Schwanenjungfrau — sie war von weither gekommen —, die er heimführen wollte.

Nun wird uns jeder Naturkundige gern bestätigen, und die Forschung, selbst die experimentelle Psychologie, zerbricht sich (schon lange vor Möbius) den Kopf darüber, wie das kommt: es gibt fast gar keine weiblichen Schwäne. Sie sind fast noch nie, oder nur sehr selten festgestellt worden. Und selbst die, von denen man zuerst sicher annahm, daß es echte Schwäne feminini generis wären, haben sich meist nachher — vor allem, wenn sie heirateten — als Riesengänse entpuppt ... als Gänse von geradezu vorweltlichen seelischen und körperlichen Dimensionen, als Gänse, in denen alle physischen und psychi-

ischen Rassenmerkmale des anser domesticus — der deutschen Hausgans — ins Ungeheure, kaum Glaubliche überhöht waren. Wie gesagt, die Forschung steht hier vor einem sehr seltsamen und dunklen Problem, welches — und das ist so die Eigenheit aller Probleme — in seinen Folgen selbst damit nicht aus der Welt zu bringen wäre, daß man es erklärte.

Aber wozu sich lange bei Einzelheiten aufhalten? Genug: unser Schwan heiratete jene Schwanenjungfrau — ohne alle Unverwandten —, die von weither gekommen war. Die Forschung aber sollte recht behalten. Mit einer Geschwindigkeit, wie sie bisher auch noch nie annähernd beobachtet war, erfolgte bei der Schwänin die Rückbildung zur Gans. So etwas von Gans hatte die Welt noch nicht gesehen. Es war geradezu eine Katastrophe von einer Gans!

Und keine Unverwandte?! Wo sie eigentlich herkamen, wußte niemand. Sie wuchsen über Nacht wie die Pilze aus dem Boden. Und das Haus — denn der Schwan hatte doch jetzt ein Haus! — war ständig angefüllt von männlichen und weiblichen Gänzen und erdröhte so von ihrem nie endenden Lärm, daß unser Schwan kaum ein ruhiges Winkelchen fand, um sich hineinzubrüden. Die paar Schwäne aber, mit denen er früher Umgang gepflogen, wurden von seiner Hausgenossin binnen kurzem durch tausend Unfreundlichkeiten und durch ihr eintöniges Geschnatter über Dinge, über die kein Schwan auch nur ein Wort verliert — denn das Leben bestände nun einmal aus Kleinigkeiten, sagte sie —, herausgeekelt. Oder sie spielte ihnen die Romödie der unverständenen, durch die Brutalität des Schwans geknechteten Gans vor und schlug sie so in die Flucht.

Auch dafür, daß er sie nicht am dritten Ort trüfe, sorgte sie zur Genüge. Denn sie ließ ihren Schwan nicht einen Schlag allein schwimmen. Kurz: unser Schwan, der früher nur die Einsamkeit für sich allein kennengelernt hatte, wild, ungestüm, süß, träumerisch, sehnsüchtig und schweifend, bevölkert von Wesen und Träumen eigener Gestaltung, jetzt sollte er die Einsamkeit zu zweien, zu dreien, zu zwanzigen, in Lärm, Getümmel, Kindergeschrei — denn sie bekam Kinder pünktlich, zahlreich (darin war sie geradezu eine Mustergans, ein Paradigma für die Herren Nationalökonom) — zwischen Küchengerüchen und Windelbunt

fennenlernen ... freublos, verbißten, die nagende Käfigeinsamkeit, hoffnungslos und wühlend, die Einsamkeit des Kranken in kahler Krankenstube, der genau weiß, wo sein Weg hinführt.

»Allein« — wie es schon einmal im ersten Teil des häßlichen jungen Entleins hieß — »es wäre zu traurig, all die Not und das Elend zu erzählen, das unser Schwan auszuhalten hatte.«

Doch, wenn sein Leben auch schwer war — denn Haus und Familie sind ein verheulenes Multiplikationsexempel (und es gehört nun einmal zum Wesen der Gänse, nicht rechnen zu können; sie sind, wie Heines Frau Mathilde, von Natur aus Verbringerinnen) —, wenn es auch manchmal schwerhielt, geradezu Alltagsnot hatte unser Schwan ja doch nicht mehr. Aber er empfand dafür um so stärker die Not alles Lebens.

Gewiß, er brachte nichts hinter sich, wie die Progen vom Entenhof, die immer schwerer wurden und bald in ihrem eignen Fett erstickten, oder wie die leichten Schwalben, die alle Jahre die schönsten Reisen nach dem Süden bis ins fernste Ägypten machen konnten. Aber seine Federn hielten Preis, blieben geschätzt wegen ihrer seidigen Weichheit und wegen ihres aus der Tiefe emporsprühenden, leicht irisierenden Glanzes. Ja, sein Gefieder wurde sogar durch all die Qualen der Einsamkeit seiner, eigenartiger, milder, und man liebte besonders an ihm einen nordisch kühlen Silberton, der sich von Jahr zu Jahr verstärkte.

Er wurde jedoch mit der Zeit unleugbar etwas seltsam und sonderlich, unser Schwan. »Unser Schwan läßt nach,« schrieb der »Tägliche Entenschnabel«.

Brehm sagt sogar vom Schwan, daß er im Alter meist bössartig und heimtückisch, neidiß und gefährlich wird. Und niemand kann behaupten, daß Vater Brehm ein vorzüglicher Beobachter gewesen wäre. Aber unser Schwan wurde nur seltsam und sonderlich, weil er wohl eben nicht alt wurde.

Eines Tags nämlich wurde er krank. Der »Tägliche Entenschnabel« schickte sogar stündlich Reporter ins Haus und sprach mehr als einmal den Wunsch aus, daß der »verehrte Meister« bald wieder in dem »Vollbesitz seiner Kraft« sein möchte.

Doch auch das nützte nichts. Er wurde trotzdem nur von Tag zu Tag schwächer.



Und endlich war man sich darüber klar, daß es mit ihm zum Sterben ging.

Nun gibt es jedoch einen seltsamen Glauben, daß der Schwan im Tode noch sein schönstes Lied, seinen Schwanengesang anstimmt. Niemand hat zwar noch bisher einen sterbenden Schwan singen hören, aber — wie das so ist — gerade deswegen glaubt alle Welt steif und fest daran.

Und so standen auch jetzt Frau und Kinder, Freunde und Bekannte des Hauses, Professoren der Literaturgeschichte und andre Reporter um das Lager des sterbenden Schwans, dichtgebrängt, mucksmäuschenstill, damit ihnen nur kein Ton des herrlichen Schwanengesangs entginge.

Unser Schwan aber lag da mit schon halb gebrochenen Augen, und er ließ röchelnd den Hals matt herabhängen. Plötzlich jedoch hob er den Kopf, sah alle ringsum noch einmal fest an, öffnete den Schnabel und sagte mit unveränderter Stimme ganz ruhig: »Es schadet gar nichts, in einem Entenhof geboren zu sein. Man darf nur nicht — wie ich! — in einem Schwanenei gelegen haben.«

Und dann ließ er den Kopf sinken und hauchte seinen letzten Seufzer aus.

Die Witwe des Meisters — und sie hatte ihn wirklich zu Tode gequält; denn solch eine

Riesengans ist stärker als ein Schwan! — lebte von nun an nur noch dem Andenken des Meisters, als Verwalterin seines Nachlasses.

Auch jetzt, nach seinem Tode, sagte sie, wolle sie ihm, wie zu Lebzeiten, Mitarbeiterin sein!

Und ebensowenig legte sie je den Kreppschleier ab, der lang wie eine Hotelrechnung hinter ihr herflatterte.

Der »Tägliche Entenschnabel« aber erschien am nächsten Morgen mit Trauerrand. Er schrieb in kurzer Notiz, daß leider das Ableben des Schwans erst nach Redaktionsluß erfolgt wäre, daß er aber dafür morgen eine ausführliche Würdigung seines Lebenswerkes aus der Feder des hochgeschätzten Professors Marabu bringen würde.

Da aber zufällig morgen die Prinzessin Amalie zum drittenmal heiratete — etwas unter dem Stande: nämlich den schnell geabelten Hoffriiseur —, und da die Beschreibung der Feierlichkeit allen Raum der Zeitung fraß, so unterblieb es.

Der »Tägliche Entenschnabel« begrüßte nebenbei diese dritte Heirat — der geschiedene Mann zweiter Ehe war ein Major beim Train gewesen — als ein freudiges Zeichen der immer mehr fortschreitenden Sozialisierung unsrer Zeit.

## Das ferne Land

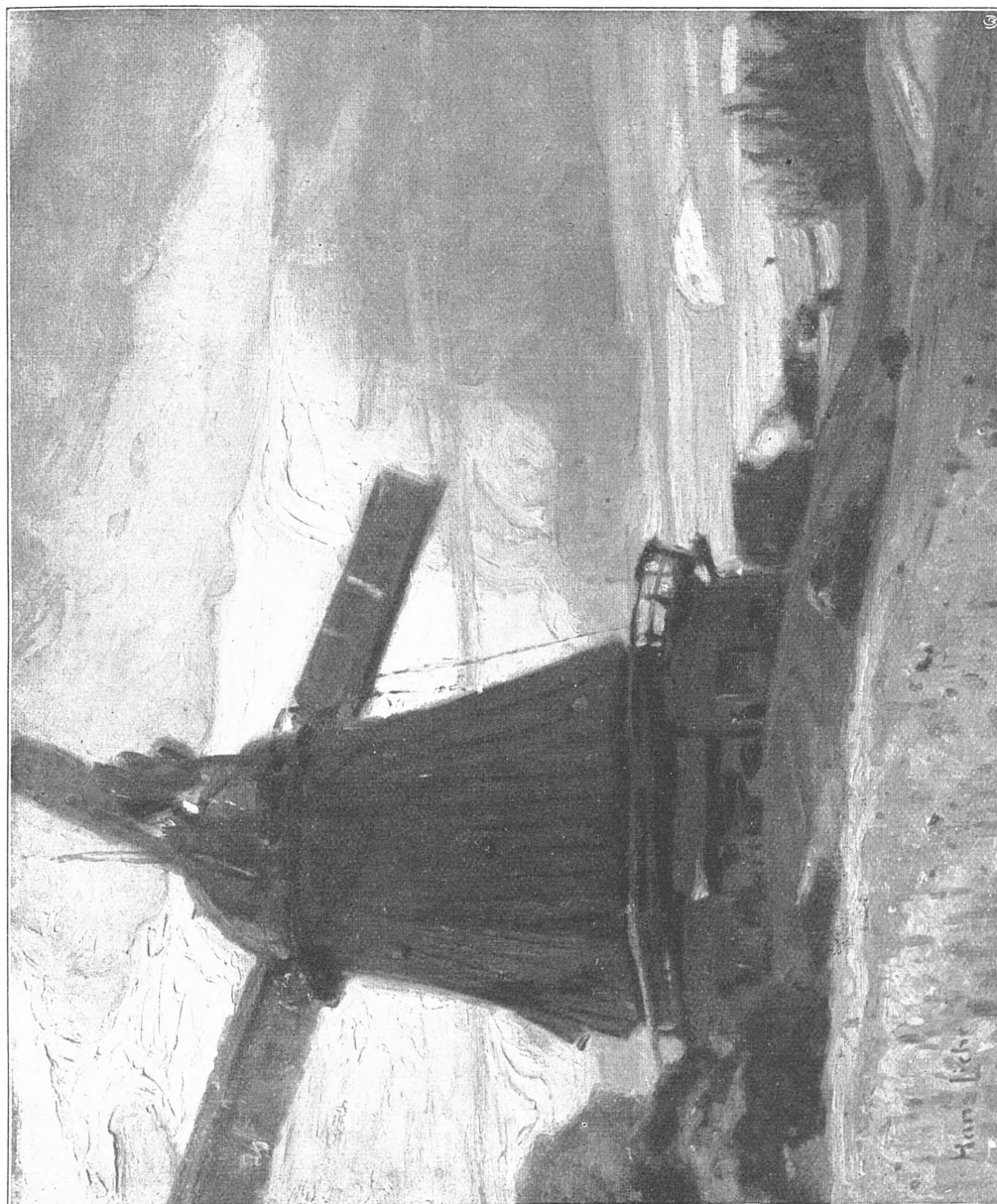
Hinter allem Leide  
Liegt ein stilles Land:  
Wald und weite Heide  
Reichen sich die Hand,  
Licht und grüner Dämmer  
Warten deiner dort:  
Wähle, liebe Seele,  
Deinen Ruheport!

In der dumpfen Enge  
Schlichest du als Knecht,  
Deine dunklen Dränge  
Kommen dort zu Recht.  
Deine stumme Sehnsucht,  
Die dich hier gebrannt,  
Trägst du dort als Leuchte  
In der reinen Hand.

Keine Wolkenwände  
Drohn mit Blitz und Schlag,  
Unsichtbare Hände  
Kränzen deinen Tag,  
Nehmen von den Augen  
Dir den schweren Traum:  
Schöner steht in Freude  
Nun kein Blütenbaum!

Hinter allem Leide  
Liegt ein stilles Land:  
Wald und weite Heide  
Reichen sich die Hand,  
Licht und grüner Dämmer  
Horren deiner dort:  
Wähle, liebe Seele,  
Deinen Ruheport!

Feliz Ceglarski



Hans Licht: Landschaft mit Windmühle





Irischer Aufstand (Hauptseite)



Irischer Aufstand (Rehrseite)

## Eberbachs Totentanz

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Jul. Menadier (Berlin)

Das einzige größere Bild, das sich in der alten Denkmälern armen Reichshauptstadt aus dem Mittelalter erhalten hat, ist der Totentanz der Marienkirche. Er hat erst spät durch Entfernung der Überhöhung ein Wiederaufstehen erlebt und niemals aufkommen vermocht gegenüber der allgemeinen Wertung, die Holbeins große Schöpfung in Basel von Anfang an gefunden und sich dauernd bewahrt hat. Holbein selbst aber hat seinem Totentanz ein Gegenstück geschaffen in den Einzeldarstellungen, wie der Tod groß und klein, arm und reich entgegentritt. Die unverwundliche Gestalt, die diese Einzelschöpfungen besitzen, und zugleich der Reiz, den das Problem jedem nachdenklichen Künstler bietet, haben sich in unsern Jahren von neuem in den Kupferstichen Hans Meyers erwiesen, in denen er Holbeins Werk fortgeführt hat gegenüber den Neuererscheinungen des modernen Lebens. Aber schon vor ihm hatte Kethel das allgemein gestellte Thema abgewandelt und auf geschichtliche Vorgänge angewandt in seinen Totentanzzeichnungen auf das Revolutionsjahr 1848. Es konnte kaum überraschen, daß nach Ausbruch des Weltkrieges die Kunst sich des dankbaren Themas alsbald von neuem bemächtigte und die politisch-satirischen Wochenblätter ein Totentanzbild nach dem andern brachten. Aber im wesentlichen sind diese Darstellungen bisher auf die graphischen Künste beschränkt geblieben, und das Medaillenmodell des Kaiser-Friedrich-Museums, auf dem der Dargestellte in Begleitung des Todes erscheint, in der Weise des berühmten Böcklinschen Selbstbildnisses, rechnet zu den Ausnahmen.

Da ist nun im vergangenen Jahre ein junger Münchner Bildhauer Zadow mit einer

Folge von sieben Medaillen aufgetreten, in denen er den Knochenmann des großen Krieges vorführt, auf einem Geschütz hockend, den schottischen Dudelsack blasend, aus der Luft wie aus der Tiefe des Meeres Verderben bringend, vielfach in durchaus packenden und wirksamen Gestaltungen, aber gleichwohl im ganzen ein wenig zu burlesk wirkend. Karl Goetz hat in der großen Reihe seiner Spottmünzen auf dem der »Lusitania« gewidmeten Stück den Tod dargestellt, wie er am Schalter der Cunardlinie in New York die unheilvollen Überfahrtskarten verkauft, und auf einer zweiten, den Schwierigkeiten der Briten in Ägypten geltenden Münze hinter dem Brustbilde des Sir Edward Grey den Tod eben in der Weise Böcklins erscheinen lassen. In gleicher Weise hat auch Karl Lindl einige Medaillen gearbeitet, welche mit Karikaturen totentanzartige Darstellungen verbinden: ein Spottstück auf Wilson als den eifrigen Notenschreiber des Weltkrieges mit dem Bilde des Todes, der hinter der blind abwägenden Gerechtigkeit die Schale der britischen Bulldogge niedersinken macht; ein andres auf d'Annunzio, den von dem italienischen Volke verhimmelten Kriegsbeher mit der Gestalt des Todes, der an einem Schleifstein den Degen schärft; und ein drittes auf die Seeschlacht am Skagerrak, nach der, vom Adler zerzaust, die Bulldogge nur mühsam sich in den Wogen schwimmend hält und der Tod ein zur Hälfte von den Wogen überspültes Boot vorwärtsrudert. Den Tod als Ruderer eines in Seenot geratenen Bootes hatte er schon vordem einem das Schwert gegen eine lanzenbewehrte Truppe führenden Tod gegenübergestellt zur Versinnbildlichung des Weltkrieges zu Lande und zu Wasser.



Abwürgung der römischen Wölfin



Vertreibung der polnischen Bevölkerung

Und auch Leibkünstler hat auf der volkstümlichsten Medaillenschöpfung der Kriegsjahre, die den jungen Freiwilligen von Digmüiden gewidmet ist, der ansturmenden Jugend den berittenen Tod zum Begleiter gegeben.

Nun aber tritt in Verbindung mit den Freunden der deutschen Schaumünze der 1866 zu Besigheim in Württemberg geborene Bildhauer Professor Walther Eberbach in Heilbronn mit einer großen Reihe von Totentanzmedaillen auf, in denen er das ungeheure Geschehen in seinen schwersten Katastrophen, in seinen neuartigen Erscheinungen und zugleich mit seinen Verantwortlichkeiten zu verkörpern unternimmt. An erster Stelle steht da, wie billig, ein Gedenkstück auf den König Eduard VII. Es zeigt den Knochenmann, wie er mit verschränkten Beinen auf der Höhe der Weltkugel thront und grinsend auf Europa hinabblidt, das, ringsum von den Flammen des Krieges umlodert, nur in seiner Mitte einen leuchtenden Stern aufweist.

König Eduard hat die Demütigung des Deutschen Kaisers nicht erleben dürfen, er hat vielmehr gute Miene zum bösen Spiele machen und einem scheinbaren Verträge zuliebe zu einem Befuche sich verstehen müssen; aber er hat eine böse Schülerschaft erzogen. Doch auch dieser zerbrach eine Handhabe nach der andern, bis der gekrönte Verbrecher in Belgrad das Schicksal zwang, Peter, der einzige Karageorgewitsch, der die Serbenkrone durch einen Doppelmord gewonnen hatte, um sie durch einen zweiten Doppelmord zu verlieren. Im nächtlichen Dunkel schleicht sein Bote, der Tod, quer durch die Lande, und mit gebeugter Haltung drückt er sich an dem Wegweiser der Kreuzung vorbei, der die Namen von Belgrad und Serajewo trägt, in der rechten Hand die Blendlaterne, den Weg nicht zu verfehlen, in der linken die meuchel-

mörderische Bombe, mit der das große Unheil anhub. Es ist das Gespenst der Nacht vom 25. zum 26. Juni 1914.

Aber Belgrads Ruhm hat es den Pariser angetan: Konnten sie auch den Fürstenmord nicht überbieten, sie konnten doch durch die Ermordung eines der ihren, der den Frieden vertrat, dem Kriege den Weg bahnen. Jaurès, der Apostel der arbeitenden Klassen Frankreichs, wurde in einem Boulevardcafé erschossen, der Meuchler aber nicht gerichtet. Viviani, dem französischen Ministerpräsidenten, zum dauernden Gedächtnis an dies fluchwürdige Geschehen, erscheint hier der Tod selbst, im Frack, über den mit Zeitungen bedeckten Tisch gebeugt und die gezogene Pistole hinter dem Rücken bergend, wie er seinem Opfer auflauert.

Und nun das vierte Stück, den vornehmsten Helfershelfern der Könige, einem Iswolski und Grey, einem Delcassé und Salandra gewidmet, die alle gleichmäßig des Weltkrieges als ihres eignen Krieges sich rühmen dürfen, bietet den eisernen Gruß, mit dem das vergewaltigte Deutsche Reich nach vier Fronten antwortete. Der Tod selbst, die Brust mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse geschmückt, stürmt einher als der jüngste Grenadier, in gewaltigem Umschwung mit beiden Händen Granaten werfend und an den Hüftknochen drei weitere Wurfgeschosse tragend, Brand und Verwüstung rings um sich zu verbreiten und die Feinde niederzuzwingen.

Mit gutem Grunde ist unter seinen Genossen Iswolski von dem Künstler an erster Stelle genannt, denn auf die Russen haben von Anfang an nicht nur die Franzosen, sondern noch weit mehr die Briten die Rechnung des Krieges gestellt: ihre unerschöpflichen Massen sollten, einer Dampfwalze gleich, jeden Widerstand niederzwingen. Aber so namenloses Weh auch Ostpreußen





Schaumünze von Jadory



Schaumünze von Jadory

und Galizien durch die russischen Horden erfahren haben, weit entschlicher ist doch das Anheil, das der Zar Nikolaus II. über die eignen Untertanen gebracht hat. Von neuem haben sie erfahren müssen, »wie Väterchen für die Seinen sorgt«, als der höchstkommandierende Großfürst nach den Siegen Hindenburgs und Madensens Polen und Litauen zu räumen sich gezwungen sah und mit dem weichenen Heere auch ein großer Teil der Bevölkerung das zur Verödung bestimmte Land im Elend verlassen mußte und der Not zum Opfer fiel. Dem gilt das dritte Werk: der mit der Bärenmütze bedeckte Sensemännchen treibt weit ausholend mit seinem Gerät die elende Masse der Männer, Weiber und Kinder, mit ihrer kärglichen Habe belastet, zwischen seinen Beinen hindurch vorbei an ihren rauchenden Dörfern der Gata Morgana des heiligen Moskau entgegen.

Gleichzeitig wurde Victor Emanuel III. der erste seines Hauses, »der seines Wortes vergaß«, oder sagen wir lieber, der all seine Vorfahren an Treulosigkeit übertraf, und lehrte Sonnino die staunende Welt, was man von »lateinischer Bundestreue« zu halten habe. Das italienische Raubgesindel glaubte, im Vertrauen auf die Russen, das Angebot von Friaul und Trient auszufragen zu dürfen, um durch einen mühelosen Marsch auf Wien den Bundesgenossen eines Menschenalters erheblich kräftiger zu erleichtern, als man in Rom sich den Briten verpflichtete: doch bevor sie sich noch auf den Weg machen konnten, brachen die russischen Linien zusammen, und die Italiener trafen an der Grenze auf eine entschlossene österreichische Wehr und deutsche Reichshilfe. Freund Hein ergreift kniend die römische Wölfin und zwingt sie würgend auf den Boden nieder.

Gar oft sind die nordischen Kriegshaufen über

die schneebedeckten Bergmassen der Alpen hinweg niedergestiegen in das Land, wo die Zitronen blühen, aber niemals werden diese dulden, daß die Südländer ihrer Schranken spotten. Da erscheint der Alte vom Berge selbst, sich Achtung zu erzwingen, auf Schneeschuhen von den unwegsamsten Höhen niederfahrend und, das Gewehr auf der Gabel, jeden frechen Eindringling niederstreckend. Der Herzog von Aosta und die Seinen haben ihn übergenuß kennengelernt; ihnen empfiehlt sich der Tod als Eskalauer in dankbarem Gedenken.

So groß sie immer auch ist, die Zahl der offenen Feinde des Deutschen Reiches, sie wird gleichwohl noch übertroffen von der seiner Widerjacher. Denn wer in ganz Deutschland wird die Vereinigten Staaten von Nordamerika und insonderheit ihren gelehrten Präsidenten anders einschätzen. Kein noch so fein ersonnenes Theorem vermag die Herstellung und Lieferung von Kriegsgerät durch neutrale Friedensschwärmer zu rechtfertigen, keine noch so verstiegene Selbstüberschätzung kann beanspruchen, Mordwaffen durch ihren Leib zu decken. Untreue ist es gewesen, die den Bug der »Lusitania« mit Munition gefüllt hat, jeder Warnung spottender Leichtsinns, der die Kabinen mit Menschen besetzt hat. Und außer den von Geldgier verblendeten Männern der Cunardlinie hat zumeist Wilson selbst, der die amtliche deutsche Warnung nicht weitergab, die Verantwortung auf sich geladen, als der Tod sich quer über das Prachtschiff stellte und mit der Riesenkraft seiner Knochenarme es mit samt Ladung und Besatzung auf den Meeresgrund versenkte.

Doch auch Unschuldige können in solch ein Verderben geraten: »Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.« Eine nie zuvor erhörte Tüde hat



Der Tod als Handgranatenwerfer  
Hauptseite



Eiserner Gruß nach vier Fronten  
Rehrseite zum Handgranatenwerfer

der »Lusitania« alsbald die »Tubantia« ins nasse Grab nachgesandt. Um irgendwie einen Ausgleich für den eignen Verlust zu schaffen und zugleich den Haß gegen die Deutschen zu erwecken, haben die Briten mit einem zufällig gefundenen deutschen Torpedogeschloß den holländischen Dampfer vernichtet. »Englands Gruß an die Neutralen« bezeichnet mit Recht der Künstler das diesem nicht zu überbietenden Vorgang gewidmete Kunstwerk, auf dem er das Gerippe auf dem Meeresgrunde sitzend zeigt, in jeder der erhobenen Hände ein Mordwerkzeug haltend und mit gespannter Aufmerksamkeit das zum Opfer erlorene Schiff beobachtend.

Manch britisches Schiff auch ist durch die eignen Waffen des seebeherrschenden Volkes vernichtet worden, denn seine treibenden Minen lassen ohne Unterschied aufspringen, was ihnen in den Weg kommt. Dem einstigen ersten Seelord Großbritanniens, der prahlerisch die Vernichtung der deutschen Flotte verheißen hat, bevor ihr noch der Kriegszustand bekannt geworden, Admiral Fisher, selbst wird wohl bereits ein wenig irre geworden sein an der Beständigkeit der überkommenen Volkslosung: Britannia rules the waves. Bedenklich zu ihm ausblickend und voller Zweifel den biden Zeigefinger erhebend, bemächtigt sich der Tod solch eines britischen Fahrzeuges.

Ein wirksamer Britenschreck waren auch die Luftsegler des schwäbischen Grafen. Mag die britische Regierung noch so unentwegt jeden Erfolg der deutschen Zeppeline leugnen, auch von den phantasielossten Briten wird schon manch einer bebenden Herzens das Zerrbild des Todes erblickt haben, wie ihn der schwäbische Künstler vorführt, neben den Schloten der Fabrikstadt hochend und das Bombenwerfen der drei Luftschiffe leitend, indem er in der erhobenen Linken

ein Signaltuch schwenkt und mit der Rechten auf das Ziel hinweist.

Was die Engländer an den Befahrungen von L 19 und U 22 gefrevelt haben, stellt sie an schamloser Roheit ihren farbigen Kampfgenoßen unmitttelbar an die Seite. Im Sinne des Vergilischen Verses »exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor« werden sie alle den mitleidlosen Feinden geslucht haben. Wir aber wollen uns nicht der nächsten Generation vertrösten: »England, das Maß ist voll!« Drohend mit geballten Fäusten stürmt der Tod durch die See gegen die britische Küste.

Und zu den Schrecken von jenseit der See gesellt sich den Briten der Schrecken in dem eignen Gebiet. Das Jahrhundert hindurch mißhandelte Irland, das sich neuerdings wieder am Narrenseil geleitet sieht, erhebt sich — so sieht es die Phantasie des Künstlers — in vernichtendem Aufstand. Da sitzt das klappernde Scheusal, den hohlen Schädel mit dem englischen Barett bedeckt, und überreicht, unter freudlichem Grinsen sich verneigend, den Maistrauß der grünen Insel, und Maxwell, ihr Totengräber, vermag der Harfe, ihrem alten Wahrzeichen, mit dem als Streichbogen ihm dienenden Grabseil nur Töne verhaltener Wut und lähmenden Schreckens zu entlocken.

Nur noch eine zweite von Eberbachs Münzen gilt den Franzosen. Es ist dem General Pétain gewidmet und bezeugt an sich schon eine Anerkennung der über alles Erwarten frastvollen Verteidigung von Verdun, wenn auch die Gestalt des lebenden Skeletts besonders stark wirkt, wie es, geneigten Oberkörpers, mit beiden Händen die Pumpe bedient, der in einem kräftigen Strom das Blut entquillt, nicht nur der angreifenden Deutschen, sondern weit mehr noch der verteidigenden Franzosen, obgleich ihre Volkskraft so



Der Tod versenkt ein Schiff durch eine treibende Mine (Hauptseite)



Widmung an Admiral Fisher  
Rehrseite

viel geringer ist, und auch all der Hilfsvölker, die die Franzosen aus der ganzen Welt unter ihre Fahnen entboten haben, um die Revanche nach dem vergeblichen Harren vieler Jahrzehnte Wirklichkeit werden zu lassen.

Aber trotz allem Kriegsgrauen vor den Mauern von Verdun sind nach ihm doch noch Steigerungen möglich geworden. Brussilow, der rücksichtsloseste und gewalttätigste unter allen Truppenführern des Weltkrieges, der seinem Angriffe auf die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien Hunderttausende aufgeopfert hat, ohne mit einem Durchbruch zum Ziele zu gelangen, hat zu unerhörten Mitteln gegen die eignen Haufen gegriffen. Und dieser Nachhilfe zur Tapferkeit auf der russischen Tenne gilt die Verdoppelung des Knochenmannes, der, mit dem preußischen Helme bedeckt, die stürmenden Truppen mit dem Dreiflügel empfängt und hinter ihnen kniend mit der russischen Peitsche auf sie einschlägt.

Es ist dies indessen nur die erste Reihe der »Totentanzmedaillen« des Heilbronner Meisters, wenn wir diese Bezeichnung unter einer geringen Erweiterung ihrer ursprünglichen Bedeutung anwenden dürfen. Es sind ihrer noch mehr in Ausführung begriffen oder geplant, und ich fürchte, der Krieg wird ihm noch reichen Stoff zur Fortsetzung bieten, bevor er die ganze Folge durch ein Schlußstück krönen kann, das die Worte des Psalmisten verkörpern soll: »Der Tod ist Verschlungen in den Sieg«. Handelt es sich demnach vorläufig auch erst um ein Teilstück eines Gesamtkunstwertes, so ist es dennoch mehr als genügend, um den Reichtum der künstlerischen Phantasie und zugleich die Vollendung künstlerischer Gestaltungskraft zu bezeugen. Unsere romanischen Feinde werden zwar kein Verständnis

für solch eine Kunst besitzen und ein Zeugnis der deutschen Barbarei in ihm erblicken, aber nicht nur jeder deutsch, sondern jeder germanisch fühlende Geist wird unmittelbar auch des hohen sittlichen Ernstes innwerden, der diese Kunst belebt. Statt zu frohlocken über die Erfolge der deutschen Waffen, wird nur dem furchtbaren Geschehen des ganzen Krieges Gestalt verliehen. Ja, die Darstellungen gelten unter Vermeidung jeder persönlichen Verletzung lediglich den Ereignissen selbst. Das altüberlieferte Bild des Todes ist die einzige, immer wiederkehrende Gestalt dieser Schaumünzen, aber der Wechsel der Stellungen und Lagen, in denen er auftritt, ist so mannigfach, daß niemand durch eine Wiederholung gelangweilt wird, und durch eine hervorragende Zeichenkunst wird das Allbezwingende des Todes in einer Weise zur Anschauung gebracht, daß der neue Meister auch seinem großen Vorgänger Holbein gegenüber nicht zu erröten braucht. Dazu wird die Kraft der Zeichnung unverfälscht bewahrt durch die auf das peinlichste geübte Technik, vertieft in Gips zu schneiden, und die Wirkung womöglich noch gesteigert durch den Eisenguß, der unter der Not des Krieges nach nur kurzen Versuchen zu einer erstaunlichen Vollkommenheit gelangt ist.

Um jedoch ein Gegengewicht zu diesem Schreckensbild zu schaffen, sind die Rehrseiten all dieser Schaumünzen mit einem immer wechselnden Zierwerk der köstlichsten Art ausgestattet, wie es bisher aller germanischen und aller romanischen Medaillenkunst fremd geblieben ist. In ihm macht sich der erprobte Lehrer der Kunstgewerbeschule und erfolgreiche Schmuckkünstler geltend, der in der Weltabgeschiedenheit des stillen Redarstadtchens, nicht vergewaltigt durch fremde Einflüsse, seine eigenste Begabung hat ausreifen können.

# Dramatische Rundschau

Von Friedrich Döfel

Zwei Österreicher: Thaddäus Rittner (*»Wölfe in der Nacht«*) und Anton Wildgans (*»Armut«*) — Britischer und deutscher Lustspielhumor: *»John Bulls andre Insel«* von Bernhard Shaw und *»Jan der Wunderbare«* von Friedrich Ragfner — *»Die verlorene Tochter«* von Ludmilla Zuida und *»Der Reisebegleiter«* von Gustav Radelburg — Neuaufführungen: *»Sigaros Hochzeit«* von Beaumarchais; *»Frau Jnger auf Ostrot«* von Jbsen; *»Das Konzert«* von Hermann Bohr — Das fünfundsingigjährige Jubiläum des Stuttgarter Generalintendanten Gustav zu Puttk — Albert Riemann † — Theater- und Bühnenliteratur: *»Das alte Wiener Burgtheater«* von Richard Smekal — *»Das Jahr der Bühne«* (5. Band) von Siegfried Jacobsohn — Das neue Bühnenjahrbuch

**N**uch am Spielplan des Theaters, mag man den Gesichtswinkel weit oder eng nehmen, entdeckt man eines Tags den Rhythmus der Wellenlinien. Wie alles Leben, braucht auch er Atempausen der Ruhe, wo die Kraft ausschwingt, die Erregung sich besänftigt, der Berg dem Tale Platz macht. Eine solche Talsenkung haben uns die ersten Berliner Theaterwochen des neuen Jahres gebracht, und es wird nicht schwer, sie zu begreifen, wenn man an die vielen Shakespearischen Tragödien, an Stüde wie Etrindbergs *»Gespensterfonate«* und *»Dantons Tod«* von Büchner denkt, die das alte Jahr, ehe es schied, wie Felsblöde aufgetürmt hatte. Statt dieser schroffen tragischen Massen, die schwer auf der Bühne, manchmal schwerer noch auf den Zuschauern und ihrem ohnedies schon wunden Zeitgefühl lasteten, gab es nun in gerechter Ausgleichung sanfte Hügelandschaften, lausliche Feldwege, verschwiegene Waldwinkel, aber auch holprigen Knüppeldamm, vertrackte Saumpfade und nuchterne Landstraßen mit reichlich viel Wadersteinen — genug, eine echte, rechte Talwanderung nach den steilen Höhenfahrten der vorangegangenen Monate.

Zwei jüngere Österreicher, bei uns im Reiche kaum schon bekannt, fanden gerade diese Zeit günstig, um für sich Gehör zu erbitten. So verschieden sie sonst voneinander sein mögen, beide, der aus einer alten polnischen Beamtenfamilie stammende Thaddäus Rittner und der Wiener Anton Wildgans, haben sie das gemein, daß sie sich aus ihren eingeborenen lyrischen Stimmungen und Neigungen erst in die Dramatik hinübertasten mußten. Ob der eine mehr, der andre weniger, der eine glücklichere, der andre verfehltere Versuche dafür zu verzeichnen hat, tut nichts zur Sache: beide schleppen noch die Eierschalen ihrer romantisch-lyrischen Herkunft mit sich, und über ihnen schwebt, wie der Habicht über dem Ruchlein, eine Nacht, die sie vor dem verhängnisvollen Auszug in die Dramatik, der so leicht in die Theatralik hinüberschlägt, warnen möchte.

Thaddäus Rittner, so viel er aus der melancholischen Natur seines slawischen Heimatlandes von den modernen Russen und Skandinavien mitbringen mag, kommt aus der lite-

rarischen Nachbarschaft Arthur Schnitzlers. Mit ihm teilt er den Zug zur weltmännisch-müden Ironie und zu einer Zweifelsucht, die manchmal nahe an die Fribolität streift. Da wird es ihm, bei einer Zeitstimmung, die im Gegenteil nach festen, geradstrebigen und zielbewußten Bejahern ruft, nicht leicht, sich zur Geltung zu bringen. Er hat mit Novellen begonnen und sich dann dem romantisch-analytischen Drama zugewendet, um mit Vorliebe den zagen Flügelschlägen derer nachzuspüren, die, durch Bande des Blutes oder der Gesellschaftsordnung gehemmt, mühsam den Gitterstäben ihres Käfigs entschlüpfen — doch vergebens: das Verhängnis ihrer Enge und Gebundenheit, ihrer Zwiespältigkeit und inneren Zerrissenheit folgt ihnen, und bald liegen sie mit zerbrochenen Gittichen irgendwo am Wege. So geht es der kleinen Frau in dem *»Kleinen Heim«*, so den jungen Männern in der vor einigen Jahren auch bei uns aufgeführten Komödie *»Sommer«* und in den *»Kindern der Erde«*, so auch der Frau des Staatsanwalts in der dreiaktigen Komödie *»Wölfe in der Nacht«*, mit der das Künstlertheater trotz guter Darstellung weder Verständnis noch Erfolg zu erzielen vermochte. Dabei hat Rittner hier doch seiner Theatralik gehörig die Zügel schießen lassen, so daß der erste Aufzug ganz wie ein Kriminalstück aussieht. Aber das gerade ärgerte wohl die Zuschauer, daß der Dichter den Mordprozeß, um den es sich da handelt, gerade nur als Vorspann benußt, um sich nun desto tiefer in die dunklen Tiefen phantastischer Seelenwirrnisse zu stürzen. Denn was geht ihn der Mörder und seine Schuld oder Unschuld an! Die *»Wölfe in der Nacht«*, das sind für ihn die unruhigen Träume junger Frauen, die aus den Höhlen sehnsuchtsbanger Nächte und unbefriedigter Tage heranschieben und die Seele an Abgründe des Lebens locken, in denen dicht neben den lüsternten Geheimnissen auch schon die Verführungen zum Verbrechen lauern. Da es eine *»Komödie«* ist, weiß man ja im voraus, daß am Ende alles gut abläuft, um so weniger vermag man dem Dichter trotz allen Künsten seines Sentenzenreichen, überfein geschliffenen Dialogs, trotz allen Kunststücken seiner frauenkundigen Psychologie das Aufgebot einer Theatralik zu verzeihen, die sich für unser Empfinden

nun mal nicht mit den »höheren« humoristisch-ironisch-satirischen Absichten verträgt, wie sie ihm vorzuschweben scheinen. Wenn dies eine echte Schwalbe polnischen Gegenwartsgeistes ist, so, fürchte ich, werden wir es schwer haben, uns mit ihm zu verständigen.

Während der Deutschpöle Rittner zwischen zwei Rassen, zwei Sprachen, zwei Kulturwelten, ja sogar nach seinem eignen Bekenntnis zwischen zwei Gesellschaftsklassen und Berufen steht, zeigt uns das geistige Bild des Jungwieners Anton Wildgans eine schöne, ruhige Ausgeglichenheit. Seine Lyrik, auch die Kriegsgebichte, die er bis jetzt veröffentlicht hat, und seine Dramen sind aus derselben Einheitlichkeit persönlich erkämpfter und durchlebter sozialer Weltanschauung geboren. Sein menschliches Mitgefühl wie seine künstlerische Gestaltungsfreude gehört dort wie hier den Kleinen, den Unscheinbaren und Namenlosen, die in geduldiger Tapferkeit ihr Geschick erfüllen und sich aus ihrer Einsamkeit die stärksten Waffen für den Lebenskampf holen. Konnte man gegen die Wiener einmal den Vorwurf erheben, sie verlören sich allzusehr an die poetische Technik und ihre schillernden Reize, so hat Wildgans diese Anbetung der äußeren Form in sich überwunden mit Hilfe einer Erlebniskraft, der das Dichten nie zum schönen Spiel werden kann, die immer nur aus einem tiefen, zwingenden Muß heraus zu schaffen und zu gestalten vermag. So ist denn seine ganze Lyrik eine Kette persönlicher Bekenntnisse, bereichert durch die sozialen Beobachtungen und Erfahrungen, die ihm seine Tätigkeit als Untersuchungsrichter unmittelbar aus dem Menschenleben selbst eintrug. Ihm verdankt sein einmal gelegentlich auch in Berlin gespielter Einakter »In Ewigkeit, Amen« seine Entstehung, während sein vor kurzem mit dem Grillparzerpreise gekröntes fünftaktiges Trauerspiel »Armut«, nach den Aufführungen in Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg und anderswo jetzt auch zu Berlin in den Kammerspielen gegeben, offenbar aus dem Erzfluß eigener Jugendschmerzen, Jugendwirrungen und Jugendträume gewonnen ist. Einen Menschen so völlig, bis ins letzte Wort und in die letzte Gebärde mit Gefühl zu durchtränken, wie Wildgans seinen jungen Helden, den Gymnasiasten Gottfried Spuller, vermag nur jemand, der ihm seine eigne Seele verpfändet hat. Man hat diese Dichtung, dessen ganze »Handlung« sich in dem einen Satz erschöpfen läßt, daß Armut alles, Lebenslust, Liebe, Glück, Menschenwürde, Seele und Schaffenskraft, ihren Opfern vom Munde weggeht, ein Elendstüd genannt, einen Spätling der naturalistischen Ernte der achtziger Jahre. So urteilt, wer nur die Oberfläche sieht. Von jener dumpfen und engen Erdbundenheit hat dieses Stüd nur ein paar äußerliche Gesten, innerlich

schwingt es sich darüber hinaus, ja, es lebt eine stählerne Kraft in ihm, die uns hinter den dürftigen äußeren Vorgängen, hinter der Haus- und Schulbanknot des Jünglings, der in sich den Dichter wachsen fühlt, hinter der lieblosen Verbitterung der Mutter, der verängstigten Ratlosigkeit der Tochter, der Krankheit und dem Tod des Vaters ein zweites, von dem allen grundverschiedenes Stüd sehen läßt, wo sich Gram in Freude, Hunger in Überfluß, Niederlage in Sieg verwandelt. Der Dichter selbst, der sich in dieser Dichtung wieder — nach einer flüchtigen Hingabe an ein Problem der künstlerischen Persönlichkeit — »der Menschheit Leid auf seines Liebes starke Schultern geladen«, hat dafür im vorletzten Akt ein scheinbar unbewußtes, aber nur um so bereedeteres Sinnbild gefunden. In der Szene, wo der mit seiner drückenden Not und seinen drängenden Gefühlen vereinsamte Sohn an dem Sterbebette seines Vaters kniet und sich auf das Weh der letzten Stunde wie lichte Falter die Erinnerungen glückdurchsonnter gemeinsamer Sonntagsspaziergänge senken, geht die Sprache wie von selbst in den besflügelten Vers über, und mit ihm entringt sich die Dichtung selbst den Schranken der Wirklichkeit, um der freischöpferischen Phantasie und den ewigen Fragen des Menschenlebens in den Schoß zu eilen. Nun überrascht und wundert es uns nicht mehr, daß der Tod selbst in vertraulich gütiger Menschengestalt, wie in Hauptmanns »Hannele«, an das Schmerzenslager des kleinen kümmerlichen Postbeamten tritt, um ihm mit tröstlichen Worten das Geleit in ein besseres Dasein zu geben; nicht weniger aber sind wir im Innersten davon überzeugt, daß das junge, einstweilen von der Armut ausgestoßene Genie, das sich unter blutenden Schmerzen aus dem Kerker der Not, der fremden Verkennung und Verachtung sowie der eignen Vertiefenheiten zu befreien sucht, all der ungesunden Verworrenheiten und deklamatorischen Überschwenglichkeiten einst Herr werden wird; wie der Dichter selbst, von dem er ein Teil ist, die mutterlose Einsamkeit seiner Jugend und all die andern Hemmnisse seiner Begabung und Entwicklung überwunden hat.

In dem jungen Ernst Deutsch, der schon einige Monate zuvor im Dresdner Alberttheater dem »Sohn« des neuen Hasenclever'schen Sturm- und Drang-Dramas Gestalt gegeben hatte, war für die schwierige Rolle des Gottfried Spuller eine eigentümliche Begabung entdeckt worden. Sie brachte alles Unausgegorene, Halbflügge und Mißreife dieses Knaben-Jünglings überzeugend zu Gehör und Anschauung, blieb aber dem Phantastisch-Romantischen, das in ihm schlummert, manches schuldig. Trotzdem dankte die Ergriffenheit der Zuschauer mit verständnisvollem Beifall.



Unserm vaterländischen Stolz, der sich bisher mit Standhaftigkeit gegen die Bühnenerwerbe des feindlichen Auslandes verschlossen hat, scheint die Zeit solcher, man sollte denken, selbstverständlichen Enthaltbarkeit zu lange zu währen. Schon fangen unsre Herren Theaterleiter an, nach Läden in der Hürde zu suchen, die ihnen den Durchschluß erlauben, und nach Sophistenart schreden sie dabei vor den spitzfindigsten Entschuldigungsgründen nicht zurück. Der erste, zu dem es sie mit unwiderstehlicher Liebesgewalt zieht, ist der Engländer Bernard Shaw. Der Engländer? Oh, er ist ja gar kein Engländer, entgegnet der deutsche Theaterleiter. Er ist Irländer, und die Irländer hassen die Engländer, ihre Unterdrücker, wie männiglich bekannt, manchmal noch heißer als mancher gute Deutsche. Aber er hat zu Anfang des Krieges mit soundso viel andern Deutschen fressern geschworen, uns Potsdam auszutreiben, und sich damals, als die Franzosen ihr moralisches Entrüstungsgeheul über die »vandalische Zerstörung« der Kaiser Kathedrale erhoben, nicht entblödet, mit einzustimmen in dies heuchlerische Gezeier! Ja, aber wissen Sie nicht, entgegnet der deutsche Theaterleiter, daß er sich später von der allenglischen Kriegsraserei öffentlich losgesagt und seine Scham und Reue bekannt hat!? Als wenn das unserm Stolz etwas ablaufen könnte. Ja, aber bedenken Sie doch, entgegnet der deutsche Theaterleiter, daß diese Komödie von »John Bulls andrer Insel« sich mit blutigem Spott und Hohn just gegen England richtet! ... Mit Verlaub, meine Herren vom Lessingtheater in Berlin, was so aussieht, ist eitel Spiegelfechtereie eines Wort- und Gefinnungsgauklers, der wohl Ohrfeigen nach beiden Seiten austeilt, im Grunde aber doch nicht umhin kann, auf seine Zugehörigkeit zum Staate der großbritannischen Majestät stolz zu sein. Wenigstens ist der tüchtigste Kerl in seinem Stück ein Engländer, ein Mann der kurzen Entschlossenheit und der nüchternen Tat, während die Dren sich in sentimentalen oder phantastischen Träumereien gefallen. Was Shaw den Engländern an Wahrheiten ins Gesicht bört oder woanders an Sieben versetzt, das macht doch im stillen immer den Vorbehalt: »Es bleibt unter uns! Du weißt, John Bull, wie ich's meine. Kommt es aufs letzte an, halt' ich ja doch zu dir!« Wir verdienen das Herrn Shaw gar nicht: der Wolf soll mit den Wölfen heulen. In der Tat haben denn auch die Londoner das Stück richtig verstanden und über die Püffe, die es ihnen versetzt, mit lautem Beifall quittiert. Mögen sie glücklich miteinander werden! Wir brauchen Shaws Bundesgenossenschaft nicht, und wenn wir uns früher manchmal an seiner wüthigen Herzenderspottung ergötzt haben, so genügt sein kaltschnäuziger

Humor unserm gereizten und vertieften Ernst heute längst nicht mehr, uns auch nur ein paar Abendstunden zu erheitern. Das Politische aber, das eigentliche Fleisch dieses Stückes, die Homerule-Abrechnung zwischen Irland und England, ist uns völlig Heubua.

Wir wissen schon selber, wo Bartel den Most des echten deutschen Lustspielhumors zu holen hat. Oder, wenn wir es vergessen hätten: Friedrich Kayßler, der als Poet die mannhafteste Ehrlichkeit und schlichte Geradheit seiner schauspielerischen Kunst nicht Lügen straft, hat uns in seinem derben Lustspiel »Jan der Wunderbare« den Weg dorthin gewiesen. Irre ich nicht, haben Boccaccio und unsre altdeutschen Schwänke in friedlichem Verein die Kette für das Gewebe geliefert. Da wird einem Hans Dampf oder Jan Beest, den es nach dem Wunderbaren und damit nach den Früchten aus Nachbars Garten gelüftet, während doch auf seinem eignen Baum der rotbädigste und saftigste Apfel wächst, von sopplustigen Freunden weisgemacht, draußen in Nooses Tal gäbe es Steine, die unsichtbar machen. Er geht auf den Leim, glaubt bald selbst, einen solchen Wunderstein gefunden zu haben, und muß seinen Wunderglauben mit einem Schock Knüffen und Püffen bezahlen, die die schadenfrohen Freunde, wie sie vorgeben, in die blaue Luft, wie er selbst aber nur zu deutlich spürt, auf seine empfindlichsten Körperteile loslassen. Aber die Kur schlägt noch nicht durch. Noch immer steht der gebeulte und gebeutelte Jan Beest nicht, ein wieviel köstlicheres Menschenkind seine Frau Antje ist als das törichte Lisje Snelle, dem er nachläuft. Man muß ihm also noch derber kommen. Erst ward Jan Beest, nun wird sein hakenrein in der Scheune hängendes Schwein »unsichtbar« gemacht, und das auf die einfachste und nahrhafteste Weise von der Welt, indem die Freunde, denen der auch schon zum Geizfragen entartete Jan Beest diesmal allem gutnachbarlichen Brauche zuwider nicht ein Einzelchen abgeben wollte, es heimlich allein verputzen. Doch aller guten Dinge sind drei. Bei der Willenprobe, mit deren Hilfe der Schweinebieb entlarvt werden soll, wissen die Freunde Willem Dauß, Dirk Blumm, Jakob Kate und Piet Potter es so einzurichten, daß Jan Beest selbst das Stück Teufelsbred schlucken muß, das seine Vertilgung alsbald mit furchtbarem Leibweh an ihm rächt. Leibweh? »O nein, das ist mitnichten bloßes Leibweh,« sagen die Freunde, »es geschieht ein Wunder an dir, Jan Beest, du Wunderbarer! Die Natur hat dich verkehrt, weil du selbst dich zur Sünde verkehrt hast. Lauf einer doch geschwind zur weißen Frau! Jan Beest kommt in die Wochen.« Ach Gott, ihm ist so elend zumute, daß er das glaubt. Und nun wird er windelweich, und als

sie dann, nachdem sie ihn noch eine Weile gehörig gestaucht und geknetet haben, endlich den Bann von ihm nehmen, ist er von allen Narreteien gründlich und für immer geheilt. Hinfort wird er sich, wie's einem bägten Niederdeutschen ziemt, an die kernige Wirklichkeit des Lebens halten, Lisje Lisje sein lassen und seiner Ehe liebsten geben, was ihr zukommt. Die Wunderkur ist beendet; der Kranke ist genesen; die leidige Natur ist gerächt.

Dies Schelmenspiel — ein »derbes Lustspiel« nennt es Kayßler — mag für einen Theaterabend etwas farg ausgefallen sein, es mag mit seiner fastigen Natürlichkeit alles Natürlichen manchmal an Kleists Wunsch erinnern, dem Theater möchte dann und wann ein Abend vergönnt sein, wo die Männer unter sich sind, erquickend und erfrischend bleibt diese in sich selber fröhliche und selige Lust am herzhaften Geschehen, an der behaglichen Ausbreitung eines kleingeistigen, aber handfesten, urgesunden Lebens, das nach Art der Niederländer — der Theaterzettel verweist auf die Zeit der Teniers — mit hundert vor Behagen schmunzelnden genrehaften Zügen ausgestattet ist. Aber man braucht nicht mal außer Landes zu gehen, um der alten guten germanischen Überlieferung innewerden. Neben Holberg und den Holländern tauchen Hans Sachs, Lauremberg, Eulenspiegel, die Schilbbürger, Münchhausen, der Doktor Eisenbart, Wilhelm Busch und Fritz Reuter vor uns auf, und das Theater in der Königgrätzer Straße, in dem sonst Wedekinds »Erdgeist« spukt, hat sich ein zeitgerechtes Verdienst damit erworben, diesen gutdeutschen Romöbiengeist auch auf der Bühne einmal lebendig zu machen.

Einer schier entwaffnenden Bescheidenheit haben sich Ludwig Fulda und Gustav Kadelburg in ihren neuen Lustspielen beflissen, und so ist es mehr als Zufall, wenn der Spielplan die »Verlorene Tochter« und den »Reisebegleiter« dicht nebeneinander gerückt hat. Auch für die Handlung ließe sich eine Brücke hinüber- und herüberschlagen: Nelly Kornemann brennt mit dem Literaturhistoriker Dr. Harald Lips durch, dieser aber wird von einem Rechtsanwalt und perfekten Skiläufer ausgestochen, und so kommt die »Verlorene« glücklich und unangetastet wieder heim in den Schoß der Familie; der junge Fürstensohn Ernst wird, bevor er verheiratet werden soll, auf Reisen geschickt, damit er sich noch einmal gelassen austobe, dabei geht es aber schief: der Reisebegleiter, dem jungen Herrn als Mentor beigegeben, führt die von der väterlichen Vorsehung dem Eöhnchen bestimmte Braut heim, so daß dieser nun mehr nach dem eignen Herzen als nach des Vaters



Ausn. Fritz Richard, Deutsches Theater, Berlin  
Else Heims als Gräfin in »Sigras Hochzeit« von Beaumarchais (Deutsches Theater in Berlin)

Geldbeutel heiraten darf. Beide Stücke sind reich mit lustigen Nebenfiguren und allerlei Situationswizen garniert, bringen es aber nicht über das bürgerliche Maß eines harmlosen Unterhaltungsstückes hinaus. Fulda pflügt wenigstens seinen eignen Acker mit eignem Geschirr, Kadelburg aber, seines angestammten Schwankkompagnons beraubt, macht ausgiebige Anleihen bei Michael Klapps »Rosenkranz und Gölldenstern«, einem stark an die lockere Wache der Gesangspossen erinnernden Lustspiel aus den achtziger Jahren, das eigentlich unsern Vätern genuggetan haben sollte.

Auch die Neueinstudierungen der Januarwochen hielten sich auf mittlerer Höhe, schon weil sie sich nach den augenblicklichen Bedürfnissen des Spielplans zu richten hatten oder einem einzelnen Schauspieler zuliebe angelegt wurden. So ließ das Deutsche Theater seinem Max Vallenberg zu Gefallen Beaumarchais' »Figaro« in der kaiserschen Übersetzung und Bearbeitung wieder auferstehen. Natürlich nicht ohne dem spanischen Rokokorahmen des Stückes mit den ausgefeiltesten Künsten der Ausstattung, der Bühnenbilder wie des Kostüms, mancherlei neue präziöse Reize abzuschemeicheln und diese oder jene mittlerweile fast abgestorbene Rolle, zumal in den komischen Teilen, zu überraschender Blüte zu bringen, in



Kaufm. Jander & Labisch, Berlin  
Tilla Durieux als Frau Inger auf Östrot  
(Kgl. Schauspielhaus)

der Hauptsache, der Figaro-Darstellung Wallenbergs, aber doch nur mit halbem Erfolg. Die glückselige Erinnerung an den funkelnden Glanz, die bestechende Lebenswürdigkeit, die federnde Geschmeidigkeit Rainzens vermochte dieser ins Volkstümlich-Verbe, ja fast Bäuerische übertragene Figaro, so in der Tat ein erster Glöckner der französischen Revolution, nicht auszulöschen — alle literaturhistorische Richtigkeit hilft da nicht. Den vornehmen Schmelz, den Elise Heims der Rolle der Gräfin verliehen hatte, mußte man bei den Wiederholungen leider nur allzubald unter den Händen einer gänzlich unzulänglichen Darstellerin erblinden sehen.

Das Königliche Schauspielhaus macht manchmal rührende Anstrengungen, wenigstens hinterher noch ein Verhältnis zum modernen Drama zu gewinnen. So hat es jetzt, elf Jahre nach dem Tode des Dichters, zwanzig Jahre nach seiner Bühnenblüte, sein Herz für Ibsen entdeckt. Doch glaubte es sich dabei, häuslicher Überlieferung getreu, an eins der jugendlichen Geschichtsdramen halten zu müssen. Es wählte das norwegisch-nationale Schauspiel aus dem Jahre 1854 »Frau Inger auf Östrot«, bedachte aber nicht, wie wenig menschlich überzeugend sich dies tragische Schicksal einer zur Vaterlandsheldin berufenen Frau, die sich durch die Gefangenhaltung ihres unechten Sohnes, einer Art Feindesgeißel, in ihrer Befreiungstat überall gehemmt sieht, und ihn endlich doch aus blödem Irrtum töten läßt, aus den verscholle-

nen politischen Händeln der Norweger und Dänen heraushebt. Die Gestalt aus dem Gewirr des Ränkespiels zu lösen, mit dem der noch recht bühnenfremde 26jährige Dichter sie, ihre Partner und Gegner und nicht zuletzt auch sich selbst umspinnen hat, gelang selbst der tief bohrenden Kunst einer Tilla Durieux nicht, die zudem das mannhaftes Heldentum dieser Frau mehr in der äußeren Gebärde als in der inneren Kraft und Größe suchte. Wie so oft im Schauspielhaus, störte auch an diesem Abend der Widerstreit der Stile: eine so überbewegliche, in allen Fibern aufgeregte Verkörperung, wie die Titelrolle sie erfuhr, verträgt sich nun mal nicht mit der flächenhaften Darstellung, die der junge de Vogt dem Nils Stenßön, Frau Ingers sorglosem Sohn, Helene Thimig der lieblichen Eline Gylbenlöve, ja selbst Carl Clewig dem verführerischen dänischen Herzensbrecher und Ränkeschmied Nils Lyffe gaben.

In den Kammerspielen verwißte eine gute Wiederaufführung des »Konzerts« von Hermann Bahr einigermaßen die peinlichen Fehlschläge, die sich diese Bühne in der laufenden Spielzeit gerade an Lustspielen wie Wedekinds »Schnellmalers« und »Jonathans Töchtern« von Langdon Elwin Mitchell geholt hat.



Kaufm. Jander & Labisch, Berlin  
Herr de Vogt als Nils Stenßön in Ibsens »Frau Inger auf Östrot« (Kgl. Schauspielhaus)

Siegfried Jacobsohn trotz dem großen Goliath Krieg nun schon zum drittenmal mit der Sammlung seiner Theaterkritiken (*Das Jahr der Bühne*, 5. Band, 1915—1916; Berlin, Oesterheld & Ko.). Ich spreche von »Trotz«, weil es mir scheint, als bleibe sein Verhältnis zum Kriege in der Abwehr, besser in der Negation des gewaltigen Geschehens stecken. Er hat auf eine Umfrage, was dieser oder jener dem Theater für das zweite Kriegsjahr wünsche, geantwortet, »daß in dieser Zeit der grauenhaftesten, ungeschminktesten Wirklichkeit kein unechter Ton erklinge«. Diesen Wunsch wird er, denke ich, 1905 so gut gehabt haben wie 1915. Aber das ist es ja gerade: dem Erlebnis des Krieges erkennt er keine Bestimmungs- und Befruchtungskraft für das zu, was zur Kunst gehört. Sein Urteil, schwört er sich und uns, werde nicht dadurch geändert werden, daß statt Frieden Krieg ist oder in dreißig Jahren statt Krieg wieder Frieden wird. Wer hätte das vom »Urteil« eines ehrlichen und standhaften Kritikers je verlangt! Das »Urteil« mag durchs Feuer wie der Salamander, durch die Kälte wie der Pinguin gehen. Aber geht Jacobsohn wirklich nur mit seinem »Urteil« ins Theater? Nein, wenn einer, so geht er mit seinem ganzen Menschen! Und der braucht sich vor Wandlungen nicht zu scheuen. »Und solange du das nicht hast, dieses Stirb und Werde ...« Ich kann mir nicht helfen, ich finde, Jacobsohn hat sich dem Kriege gegenüber wohl mit seiner Standhaftigkeit, nicht aber — was mehr gewesen wäre — mit seiner Wandelbarkeit bewährt. Oder will er Horaz zitieren: *Impavidum ferient ruinae*? Seine Kritiken, die alt genug sind, um mittlerweile ihre Geschichte zu haben und deshalb (wie ein Mensch) ihre Widersprüche, würden ihn selber Lügen strafen. Gewiß zwingen Bäche Blutes dem Alter der Kunst noch keine neuartige Frucht ab. Aber ist es wirklich nur unsre Aufgabe, diese Frucht zu erkennen, zu hegen und vor dem Anfraut zu schützen? Muß der gute Gärtner sich nicht zuweisen auch nach neuem Samen umsehen? Muß er nicht hoffen dürfen, daß ein mit dem Fowler'schen Dampfflug anstatt mit dem hölzernen Hafen umbrochener Boden für bessere Saat empfänglich ist und auch reichere und edlere Frucht verspricht? Jacobsohn sollte mehr auch von sich selbst verlangen. Er hat bei dem wohlverdienten Einfluß, dessen er sich heute erfreut, die Pflicht weiterer Umsicht und höherer Forderungen. Er darf sich nicht länger zum »Mauerweiler« machen, er muß über Berlin hinaus schauen und hinausgreifen. Er darf sich nicht länger bloß an das Gegebene, Vorhandene halten. Er muß nicht immer nur festtieren, er muß auch kontrollieren, revidieren, forrigieren!

Er ist ja heute der einzige in Deutschland, der Theaterkritik als alleinigen, den ganzen Kerl ausfüllenden Beruf treibt. Wir andern alle haben nur Nebenstunden dafür übrig. Wir danken ihm diesen Respekt und diese Andacht vor dem Beruf. Aber nicht bloß der Liebe, auch der Fähigkeit nach — sein fünfter Band beweist es aufs neue — wäre er der Mann dazu, sein Reich in dem angedeuteten Sinne zu erweitern. Er setze sich nur in den Sattel! ... Zum Lobe seiner Art habe ich meinen früheren Würdigungen seiner Kritiken nichts hinzuzusetzen. Ich habe mich ausgegeben. Nur das eine will ich als Dank für einige in angeregtester Unterhaltung mit seinem Buch verbrachte Stunden bezeugen: das alte Vorurteil, das man wohl gegen gesammelte Tageskritiken hat und an dem Jacobsohns einst so zahlreiche Vorfahren, soviel ich sehe, allesamt zugrunde gegangen sind, wird vor diesen 200 Seiten gründlich zuschanden: man liest sie nach- und durcheinander mit unermüdeter Aufmerksamkeit, oft mit Spannung, manchmal mit glühendem Kopf. Und — das steht mir noch höher — man wird nirgend, wie das noch in der vorigen Generation untrennbar zum Ehrgeiz des Kritikers gehörte, durch eitle Geistreichigkeiten von der Sache abgezogen. Nicht das Ich, sondern das Es regiert.

So manchem unter den Schauspielern ist es in diesen Kriegsjahren gelungen, ohne Massage oder Marienbad schlanker zu werden, das *Deutsche Bühnenjahrbuch* erscheint auch für 1917 in der alten stattlichen Beleibtheit (Kommissionsverlag F. A. Günther & Sohn, Berlin SW 11). Auch sonst ist ihm von der Not des Krieges nichts anzumerken. Es bringt nach wie vor in Heliogravüren seine fünf schönen Ehrenbildnisse aus der Schauspielwelt, seine Nachrufe, seine Chroniken, Rückblicke und Statistiken und daneben all die Vereins- und Personalsnachrichten, die Angehörige der Kunst nicht entbehren können und von denen Freunde des Theaters, die vor der Rampe sitzen, manchmal gern noch mehr wissen möchten, als ihnen die 800 Seiten verraten. Seit 28 Jahren erscheint dieses von der Genossenschaft Deutscher Bühnengehöriger (Berlin, Charlottenstr. 85) herausgegebene Jahrbuch (früher Almanach) nun schon — kein Wunder, daß ihm ein gut Teil Verdienst an der Erhöhung des gesellschaftlichen Ansehens gebührt, das sich der Schauspielstand auch im letzten Vierteljahrhundert noch wieder errungen hat. Der Frieden, den die Genossenschaft im verfloffenen Jahr, mitten im Weltkrieg, mit ihrem alten Widersacher, dem Deutschen Bühnenverein, geschlossen hat, eröffnet den Ausblick auf eine noch fruchtbarere Zeit, sobald den beiden Versöhnten die Völker auf dem Welttheater nur erst nachgeeifert haben.





Fritz Gärtner:  
Aus der Mappe »Feld und Heimat«. Fünfzig Originalradierungen aus der Kriegszeit; Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Kriegerfrauen

## Von Kunst und Künstlern

Fritz Gärtner: Kriegsveteran; Kriegerfrauen; Ewiges Schweigen; Pioniere — Leo Samberger: Kinderbildnis — Charles Jaek'e: Frauenbildnis (Plastik) — Hela Peters: Selbstbildnis — Charlotte Oken: Am Klavier — August von Brandis: In Betrachtung — Rudolf Creuter: Winterabend — Wilhelm Pape: Die alte Ölmühle — Hans Licht: Landschaft mit Windmühle — Helene von Winterfeld: Vor dem Tor — Gustav Schönleber †

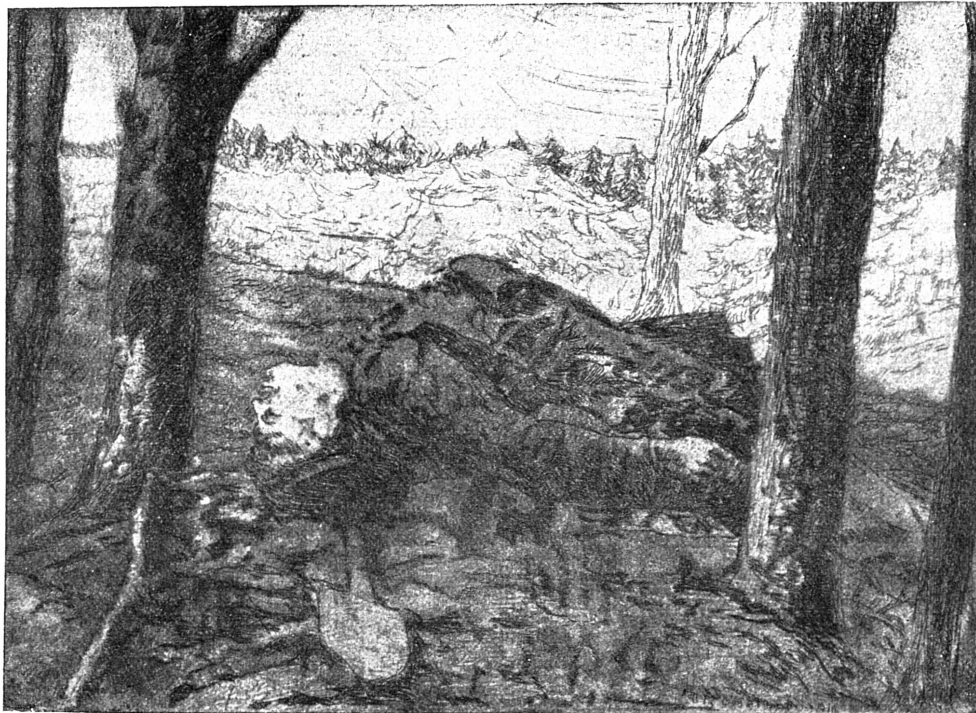
Eine folgenstrengere und zielbewußtere Entwicklung, als Fritz Gärtner (Mallinrodt-München) sie sich selbst gegeben hat, läßt sich in unsrer Gegenwartskunst selten beobachten. Auf den ersten Blick könnte man wohl glauben, er habe seine Stoffgebiete mehrmals willkürlich gewechselt; Landwirtschaft — Schwerindustrie — Krieg: wie will sich das vertragen? Sieht man aber näher zu, so entdeckt man die Charakterlinie, die diese Gebiete bei ihm innerlich verbindet, und freut sich über den stetig wachsenden künstlerischen Ernst, die andächtige Hingebung und die technische Sorgfalt, mit denen Gärtner seine neue Aufgabe jedesmal erfüllt. Er gehört zu den wenigen, die aus dem Kriege nicht bloß Stoffe, sondern Erlebnisse gewonnen haben, um sie auch andern als künstlerischen Besitz mitzuteilen. Seine kürzlich bei Franz Hanfstaengl in München erschienene Mappe »Feld und Heimat« mit 50 Radierungen aus der Kriegszeit (1. Folge. Mit Geleitwort von Dr. G. J. Wolf) ist ein neuer Beleg dafür. Schon daß er sich für Zeichnungen anstatt für Gemälde entschieden hat, um seinen Kriegserlebnissen Ausdruck zu geben, zeugt für seine künst-

lerische Einsicht. Solange sich die gewaltigen Ereignisse dieses Kampfes noch nicht geklärt, sich nicht selbst aus dem Druck der Wirklichkeit in die Freiheit künstlerischer Anschauung hinaufgeläutert haben, wird die Graphik als die beherrschende Schwester der Malerei für die Schilderung des Krieges berufener erscheinen als sie selbst. Ihr allein ist es vergönnt, das Augenblickliche, aus dem der Krieg sich in einer Folge endloser Phasen zusammensetzt, zu packen. Wir alle haben es wohl schon erfahren, wie uns ein kleines radiertes Blatt dem Kriege näher bringt als manches bis ins äußerste durchgearbeitete Gemälde mit dem üppigsten Aufwand von Mitteln und der restlosesten Vortäuschung der Wirklichkeit. Wenn irgendwo, so wollen wir bei diesem uns allen ins Herz bringenden Stoffe innerlich mit beteiligt sein, und gerade die Kunst der Andeutung und der Phantasieerregung gehört zum Wesen der zeichnenden Künste. Graphik, heißt es in Wolfs Einführung, ist gleichsam nur die Stimmgabel, die die Tonhöhe angibt; die Melodie muß der Betrachter selbst finden. Gärtner hat als österreichischer Soldat die Stimmungen dieser Zeit in sich und an sich



erlebt, aber unter all den Bildern der Zerstörung und Vernichtung nicht sein altes hochgemutes Lebensthema aufgegeben, das Hohenlied auf den Segen der Arbeit, sei's nun die Arbeit der Scholle auf dem platten Lande, sei's die Arbeit der Hochöfen und der Fabriken. Er singt es auch hier, sein Lied vom deutschen Pflug und von der deutschen Maschine. Ins Feld hinaus ist ihm das Bewußtsein von dem innigen Zusammenhang zwischen Feld und Heimat, Heer und Volk, Waffentat und Friedensarbeit gefolgt. Nicht zufällig, sondern mottoartig heißt eins seiner Blätter »Waffen und Feldfrüchte«. Was in diesem halben Hundert von Radierungen immer wieder gefeiert wird, ist die echte Kameradschaftlichkeit, der Arbeitseinsatz, die Tüchtigkeit, die mutige Entschlossenheit; aber auch vor den Schrecken des Krieges wird nicht haltgemacht: wir stehen ergriffen bis ins Innerste vor dem »Ewigen Schweigen«, wir trauern um den »gemordeten Wald« und sehen die Blüten des Frühlings vom Stacheldraht umklammert — oder sind es die Blüten, die über das bloße Metall triumphieren, und stellen sich die Symbole der Vernichtung vielmehr als Sinnbilder der Hoffnung dar, einer Hoffnung, die so wenig umzubringen ist wie ein rechtes Menschenherz? Gärtner zeigt uns das Leben in der Etappe in seinen vielfältigsten Erscheinungen, aber immer mit einem heiligen Ernst

erfüllt, den Soldaten beim Schanzen, beim Brückenschlagen (»Pioniere«), bei der Ernte, beim Melken, zeigt uns Transportschiffe und Befestigungen, Körperspiele und Kriegsandachten. Mag er dabei manchmal weit hinter der Front bleiben, er ist doch immer mitten im Kampfe, straff, aufgeredt, siegesentschlossen. Auch seine Kriegsveteranen, die die reifen Halme mähen, wissen, daß ihre Sense eine Waffe fürs Vaterland ist, und selbst die Kriegerfrauen daheim ergeben sich nicht einem müden Hindämmern, einem verträumten Sehnen, wenn ihre Gedanken in der hereinbrechenden Dämmerung auch zu ihren fernen Männern schweifen mögen. Zuletzt öffnen sich die deutschen Industriebezirke mit ihren Riesenschlössen, ihren ratternden Rädern, ihren hämmernden Maschinen, die Waffenschmieden der stahlgepanzerten Gegenwart: die künstlerische Verbindung zwischen Landarbeit und Schwerindustrie, zu der Gärtner schon vor dem Kriege hinstrebte, ist wiederhergestellt. Zu Anfang dieses symphonisch aufgebauten Zyklus steht das Blatt »Waffen und Früchte«, zu Schluß rauschen die »Siegesfahnen«. — Die Kunstmappe »Feld und Heimat« ist in einer Vorzugsausgabe (25 Stück auf Japan, jeder Druck vom Künstler einzeln unterzeichnet, in Liebhaberband; Preis 300 M) und in einer Zweitausgabe (100 Stück numeriert; Preis 100 M) erschienen.



Fritz Gartner:

Aus der Mappe »Feld und Heimat«. Fünfzig Originalradierungen aus der Kriegszeit; Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Ewiges Schweigen

Leo Sambergers Kinderbildnis — es ist seine Tochter Marianne, die ihm da gezeichnet hat — will vor allem als ein Glanzstück malerischer Kunst gewürdigt sein. Dieses Graubraun der Wand, dieses stumpfe Purpurrot des Sessels, dieses tiefe Schwarz der Sammetkappe und des Sammetjäckchens zu dem Goldblond der Haare und dem Weißrosa des Kindergesichts — das gibt einen Zusammenklang von ausgeglichener Vornehmheit. Nur bei Enevogt und Albert von Keller findet man heutzutage noch Ähnliches. Aber damit ist die Schönheit des Bildes nicht erschöpft. Mit der malerischen Vollendung wetteifert der seelische Ausdruck. Man achte nur einmal darauf, wie leicht Kinderbildnisse, wenn sie über das naive Spielkind der ersten Jahre hinausgehen und aus großstädtischen Gesellschaftskreisen stammen, ins Bewußte und Erwachsene geraten; hier haben wir ein Kind in der vollen Anbefangenheit seines Alters und doch schon ein kleines Persönchen, das seine Herkunft aus einer kunst- und geschmaderfüllten Umgebung nicht verleugnet. Man begreift, daß Samberger mit demselben Ernst und Temperament an ihm gemalt hat wie an seinen berühmten Gelehrten- und Künstlerbildnissen.

Aus der letzten Ausstellung der Münchner Sezession bringen wir ein Marmorbildwerk von Charles Jaedle, einem aus dem Elsaß stammenden, aber auf der Münchner Akademie ausgebildeten Künstler. Was diesem weiblichen Bildnistopf, einem Porträt aus der Münchner Aristokratie, den künstlerischen Wert gibt, ist die seltene Verbindung von Ruhe, Kraft und Größe der Form mit einem erstaunlich bewegten Leben in jedem Zuge. Leider hat die Ausdruckskraft des rechten Auges bei der Aufnahme und unsrer Wiedergabe durch zu starke Beschattung gelitten, aber die gut herausgekommene linke Gesichtshälfte läßt erkennen, wie das persönliche Leben dieses Bildnisses bis ins feinste durchgearbeitet ist. — Jaedle ist durch die Goldschmiedewerkstatt gegangen, bevor er zu Meister Ruemann auf die Münchner Akademie kam. Aus dieser ersten Lehrzeit stammt sein Sinn und seine Vorliebe für die Gebiegenheit eines guten Handwerks. Trotzdem er ausschließlich in München seine Studien machte, weicht er in seiner Art und seinen Arbeiten doch wohl sehr ab von dem, was man heute im allgemeinen unter Münchner Plastik versteht. Jedenfalls hat er nie versucht, es andern gleichzutun. Er hat sogar, aus eben dieser Scheu, von sich selbst abgelenkt zu werden, niemals Studienreisen ins Ausland unternommen. Ganz besonders ängstlich hat er in jungen Jahren Italien gemieden, aus Furcht, dort zu sehr beeinflusst zu werden von Schöpfungen, die ihm doch fremd waren. Sein über alles geliebter und verehrter Lehrmeister war

und ist die Natur. Sein geschmackvoller Realismus steht ganz auf eignen Füßen, aber Harmonie und Rhythmus im Verein mit einer sanften Hinnneigung zum Dekorativen schützen ihn vor aller Härte.

Vor Frauen, die sich als Männer gebärden, sollten wir immer ein gelindes Mißtrauen hegen. Im Leben, aber erst recht in der Kunst. Zum Glück ist denn auch die Zeit allmählich überwunden, wo sich zumal Schriftstellerinnen gerne hinter einem möglichst forschenden, wenn nicht gar bärbeißigen Männernamen versteckten. Die bildende Kunst hat diese äußere Anstalt zwar kaum je mitgemacht, aber auch in ihr hat es weibliche Begabungen genug gegeben, die glaubten, ihr Geschlecht möglichst verleugnen zu müssen, wenn sie zu Pinsel oder Meißel griffen, und es für ein sonderliches Lob hielten, wenn ihren Werken einmal nachgesagt wurde, sie seien so »männlich« empfunden und gestaltet, daß man, ohne den Namen der Künstlerin zu kennen, schwerlich auf eine Frau geraten haben würde. Von dem Selbstbewußtsein der Persönlichkeit, dessen eine schöpferische Künstlerin eigentlich niemals entraten sollte, war da wenig zu spüren. Und doch ist es die Kunst, die strenger als jede andre Betätigung den Einklang zwischen Ausdruck und innerem Sein verlangt, wozu doch gewiß auch das Geschlecht mit all seinen Gefühlseigentümlichkeiten gehört. Ich habe deshalb in Ausstellungen, sobald mir Werke von Künstlerinnen begegneten, zu den geläufigen allgemeinen Kennmalen einer gelungenen Arbeit immer noch ein besonderes hinzugenommen. Und das war die Frage: Erkennt man den weiblichen Ursprung an diesem Gemälde, dieser Zeichnung, diesem Bildwerk?

Bei Hela Peters, der jungen Leipziger Künstlerin, die erst vor kurzem, bei ihrer Verheiratung, nach Göttingen übergesiedelt ist, konnte man darüber nie im Zweifel sein. So viel künstlerisches Können vereinigt sich bei einem Manne schwerlich jemals mit so viel Zartheit und Zurückhaltung. Er würde im Besitz gleicher Mittel ungleich mehr wagen und dabei dann sicher auch einmal das Gleichgewicht des guten Geschmacks verlieren. Das begegnet Hela Peters nicht. Weber in ihren Radierungen und Zeichnungen noch in ihren Gemälden: sie weiß immer genau die Grenzen ihrer Begabung innezuhalten, und daher schreibt es sich nicht zuletzt, daß sich ihre Arbeiten so schnell die nie enttäuschte Liebe der Ausstellungsbesucher erworben haben. Der Künstlerin ist zugute gekommen, daß sie erst einmal durch eine strenge Zeichenschule (u. a. bei Alois Kolb) gegangen ist, daß sie zunächst Form und Linie zu beherrschenden gelernt hat, bevor sie sich dem Malerischen in die Arme stürzte. So waren ihre ersten



Charlotte Oken:

Am Klavier

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916

Aufn. von Hermann Boll in Berlin



Arbeiten alle, auch wenn sie sich der Farbe bebienten, mehr Griffel- als Pinselkunst. Mit dem ihr eignen Ernst hat sie sich erst etwa von ihrem dreißigsten Jahre an — unter Arthur Ramps Anleitung — eingehender mit dem Problem der Farbe beschäftigt. Ihr Selbstbildnis, das auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung so viel Entzücken erregte, ist ein Beweis dafür, daß diesem Bemühen die Früchte nicht mehr fehlen. Wie hier die Figur auf dem bunten, bewegten Hintergrunde steht, sich von ihm löst und doch auch wieder mit ihm zusammenhängt, das ist ein kleines Meisterstück des Farbengeschmacks. Auch der wohlgelungene Kunstgriff, dem Bilde durch das schwarze Sofa einen ruhigen, festen Untergrund zu geben, verdient beachtet und gewürdigt zu werden.

Das Mattkunsftbrudblatt von Charlotte Ogen, das wir »Am Klavier« nennen, trug in der letzten Großen Berliner Kunstausstellung einfach die Bezeichnung »Bildnis«. Damit wehrte es sich gegen die Auffassung als Genrebild: nicht auf Umgebung und Beiwerk, sondern auf die Porträtwirkung kommt es der Künstlerin an. In der Tat wird man ihr zugeben müssen, daß Wand, Türrahmen und Vorhang, auch Klavier mit Lampe und Notenblatt durchaus in untergeordnetem, dienendem Verhältnis zu dem dargestellten Menschen gehalten sind. Der Sinn des Beiwerks in einem künstlerischen Bildnis kann nach Waegholdts »Kunst des Porträts« immer nur der sein: durch das Leben, das es seinen Beziehungen zum Menschen dankt, auf dessen Anschaulichkeit bereichernd und abstuftend zurückzuwirken. »Der Mensch ist und bleibt der Mittelpunkt, auf den im Bildnis alles hinzelt, der die Dinge um sich herum nur duldet, damit sie ihm dienen, nur Werte ausleiht, um sie mit Zinneszinsen zurückzuerlangen.« Es ist nicht zu leugnen, daß der Eindruck des Bildnisses durch gut gewähltes Beiwerk eine gewisse Kräftigung und einen Zuwachs an Intimität erfährt. Diese Abstimmung läßt sich zur reinen Harmonie steigern, und mich dünkt, Charlotte Ogen hat sich die redlichste Mühe gegeben, dieses Ideal zu erreichen. Persönlichkeit, Umgebung und Tätigkeit, sie klingen in dem musikalisch-feiertäglichen, um nicht zu sagen weihervollen Grundakkord des Bildes zusammen. Wie der durch den Vorhang fast abgeschlossene Raum etwas von dem »stillen Kämmerlein« der Andacht, so hat der Kopf der Klavierspielerin etwas Cäcilienhaftes. Wir fühlen: die hier Dargestellte macht nicht nur Musik, sie hat Musik in sich selbst ... Charlotte Ogen (geb. 1879), eine Tochter des Berliner Kirchenbauers Johannes Ogen, hat mütterlicherseits enge Beziehungen zur Musik: ihr Oheim war der Musiker Robert Hausmann, der Violoncellist, der sich fast ein Menschenalter lang Mit-

glied des Joachim'schen Quartetts nennen durfte. Ihren Unterricht genoß sie bei Ernst Hausmann und Arthur Kampf in Berlin, aber auch im Auslande, u. a. bei Courtois in Paris. Ihren Reisen nach Holland, Italien und dem Orient, besonders aber nach Spanien, wo sie eifrig die Gemälde des Velasquez studierte, verdankt sie vielerlei Anregungen.

Das neue Gemälde von August von Brandis, das wir in einem leider etwas zu dunkel geratenen Farbendruck den vielen schon in den Monatsheften wiedergegebenen Werken des ausgezeichneten Aachener Malers hinzugesellen, trägt mit Recht die genrehafte Bezeichnung »In Betrachtung«. Denn hier erscheint das Bildnis der eine Kunstmappe betrachtenden Dame schon zur Hälfte aufgezehrt von dem mit holländischer Sachlichkeit gemalten Innenraum, der zum vollen Eigendasein gelangt ist. Die Malerfreude am Gestalten der unbelebten Dinge tritt hier gleichwertig, nein überragend, beherrschend neben die Seelenmalerei der Persönlichkeit. Wie so oft auf den Stilleben des Gerard Dou, ist das — durch Abkehrung des Gesichtes nur noch halbe — Bildnis zur Enklave geworden. Wir sehen das Bildnis untertauchen in das Innenbild und dieses wiederum untertan werden einer Licht- und Schattenmalerei, der es nicht mehr um Einzelheiten zu tun ist, die vielmehr alles in weiche, von gedämpftem Lampenlicht durchwärmte Farbenstimmungen auflöst.

Rudolf Treuters »Winterabend« ist ein echtes Kompositionsbild, fast eins, in dem die Komposition zum Stil wird. Wie diese schlanken, straffen Kieferstämme strads in die Höhe streben, wie sie von den drei Wagerichten, Weg, Wald, Horizont, geschnitten werden, das hat etwas Monumentales. Aber das Bild hat nicht bloß Form, es hat auch Gehalt. Wir fühlen die winterliche Kälte in ihm und mit der Kälte die harte Einsamkeit der erstarrten Natur. Treuter liebt solche Stimmungen. Ich erinnere mich an ein andres, noch etwas größeres Wintertiefenbild von ihm aus der letzten Großen Berliner Ausstellung vor dem Kriege: »Stille Nacht«, glaub' ich, hieß es. Da war die gleichsam in sich gepanzerte Größe und Selbstgenügsamkeit der Natur fast noch stärker betont. Diese Einfachheit und Strenge der Linien, aus denen doch immer auch seelischer Gehalt spricht, macht den übrigens aus dem Kunstgewerbe der Porzellanmalerei hervorgegangenen Künstler (geb. 1874 in Meissen) besonders tüchtig für große, auch auf weitere Entfernung noch eindringlich sprechende Wandbilder, und bei Teubner sind denn auch zwei farbige Steinzeichnungen für Wandschmuck von ihm erschienen: »Letzter Schnee« (Schlaflandschaft mit



zwei dürrn Weiden) und »Beim Mondschein« (Kiefern auf Rügen).

Der Mühle in der Malerei und Dichtung sollte man einmal die Geschichte schreiben, das würde sicherlich ein hübsches und lehrreiches Büchlein werden. Die Holländer dort, die deutschen Romantiker hier — schon diese zwei fargen Schlagworte lassen den Reichtum der Anschauung und Empfindung ahnen, der sich da auf-tun würde. Uns hat der Zufall (den wir nicht schelten wollen) im vorliegenden Heft zwei Mühlenbilder lebender Maler zusammengeführt, die nicht nur im Motiv — einmal eine Wasser-, einmal eine Windmühle —, sondern auch in der Komposition und in der Stimmung völlig verschieden sind und doch gleiche Saiten in uns anschlagen. Wilhelm Papes »Alte Selmühle«, sicherlich in Niederdeutschland daheim, hat etwas Episch-Lyrisches; sie erzählt von vergangenen Zeiten, die vom Sturmschritt der Gegenwart längst überholt sind, wenn auch das bewegte Element des Wassers durch die alte Holzbrücke und über das Wehr noch genau so munter und lustig einherbraust wie vor zweihundert Jahren. Hans Lichts »Landschaft mit Windmühle« — wohl ein Motiv aus Mecklenburg — mutet uns eher dramatisch an, so schwermächtig, stark und gebieterisch steht der wuchtige Bau mit den breiten Zeigern seiner Flügel auf dem wolkenüberzogenen Himmelsgrund. Dort eine idyllische Geselligkeit, hier eine erhabene Einsamkeit, dort ein Volkslied, hier eine Ballade.

Selene von Winterfelds Bild »Vor dem Tor« ist ein Motiv aus Teterow, dem mecklenburgischen Schilba. Da sieht man einmal wieder, welch hübsche Blicke sich auch so verschlafen und — natürlich zu Unrecht! — ver-rufenen Nestern abgewinnen lassen, wenn man nur mit liebendem Auge auf die Suche geht. Unsere Künstlerin, eine Königsbergerin von Geburt, aber in Berlin ausgebildet, hat diese Aufmerksamkeit und Liebe für kleine, abseits von der großen Heerstraße liegende Städte von ihrem Lehrer Max Uth gelernt, an dessen Technik sich denn auch noch deutliche Anklänge entdecken lassen. Wie er, ist auch sie in ihren landschaftlichen Skizzen, die mittlerweile das lange Zeit bevorzugte Aquarell der Blumen- und Stilllebenmalerei verdrängt haben, auf den prickelnden Reiz der lichten flimmerigen Sonnenstimmungen aus, an denen die norddeutschen Städte, zumal die märkischen und mecklenburgischen, mit ihren roten Ziegelbächern und Badsteinbauten so reich sind.

Einen schmerzlichen Verlust hat die deutsche Landschaftsmalerei mit dem Hinscheiden Gustav Schönlebers erlitten († 2. Februar 1917 in Karlsruhe). Namentlich die düstertig-gebämpften Schönheiten der schwäbisch-württembergischen und der badischen Landschaft hatten in ihm ihren Meister. Wir wollen auch zu dieser Zeit des erbittertsten Völkerrasses nicht vergessen, daß die entscheidenden Anregungen seiner Jugend auf die Schule von Barbizon zurückgehen, die freilich ihrerseits auf altholländischen Bildern suchte. Unter seinem Münchner Lehrer Adolf Hier, der die neue Botschaft des *paysage intime* zu uns herüberbrachte, lernte Schönleber das bewußt Gestellte, das Theatermäßige und Dekorative, das die deutsche Landschaftsmalerei bis dahin beherrscht hatte, durch zarte, liebevolle Naturbeobachtung überwinden, um statt dessen den feinen, stillen Reizen der Einzelheiten nachzugehen. Seine malerische Entwicklung hat dabei verschiedene Richtungen und Stufen durchgemessen. Anfangs getraute er sich noch nicht, mit der innigen Hingabe an die Einzelheiten auch eine frische, lebendige Farbengebung zu verbinden; dann — in seinen italienischen Riviera- und Lagunenbildern — übernahm er sich fast in leuchtender Farbigkeit, um endlich, jetzt im vollen Besitz all seiner Mittel und Möglichkeiten, mit verjüngter Kompositions- und Zeichenkunst zu der zarttonigen, flaumig weichen Hellfarbigkeit zurückzukehren, die uns in allen Ausstellungen nun wohl schon seit anderthalb Jahrzehnten Schönlebersche Bilder auf den ersten Blick erkennen ließ. Diese Entwicklungsstufe ist es, auf der die Heimatkunst des Württembergers (geb. 1851 in Vietigheim) zur Blüte kam. Von Karlsruhe aus, wo sein Lehrerfolg von Jahr zu Jahr wuchs, entdeckte er für sich und seine Schüler von neuem die verträumte Romantik alter deutscher Städte, wie Rothenburg, Dinkelsbühl, Besigheim, Ebernheim und Lauffenburg, sowie die Heiterkeit deutscher Fluß- und Hügel-landschaften, die bei ihm freilich immer von einem leichten, alles Grelle sanft dämpfenden Schleier umhüllt bleibt. Etwas ungemein Trauliches und Anheimelndes liegt in diesen Bildern und Zeichnungen Schönlebers, von denen einige auch unser Reichstagsgebäude schmücken. Alte deutsche Sagen und Märchen werden lebendig, Posthornklänge flattern durch die Blütenbäume, Volkslieder singen vom umbüschten Flußufer zu uns herauf. Zumal Schönlebersche Vorfrühlingslandschaften gehören zu dem Schönsten, was deutsche Malerei der deutschen Heimat je an Huldigungen dargebracht hat. F. D.



# Literarische Rundschau

Es kann nie zu spät werden für die Jugend der Bescheidenheit. Auch bei dem nun bald achtzigjährigen Paul Lindau soll sie uns willkommen sein. Nur daß man bei ihm die Erinnerung an ein Wort — eines Jungdeutschen, glaub' ich — nicht los wird, wonach Bescheidenheit ein Schmutz sei, den man seiner Toilette hinzufügt ... Immerhin, nun, da der Vielgewandte seine Erinnerungen — »Nur Erinnerungen« (1. Band mit seinem Bildnis; Stuttgart, Cotta) — zu Papier bringt, ist er weise genug, seine eigne Person hinter den Dingen und Menschen zurücktreten zu lassen, die ihm auf seinen verschlungenen Lebenswegen so zahlreich und vielgestaltig begegnet sind. Zwar sein liebes Ich ganz auszuschalten, wie er's einen Augenblick ernstlich erwogen zu haben behauptet, hat er doch nicht fertigbekommen. Wir hätten's ihm auch nicht einmal gedankt. Denn was wären Erinnerungen ohne Erinnerer? Brüche ohne Renner! Kinodramen ohne verbindenden Text! So reiht denn Lindau auf die Schnur der Zeit, vorläufig von seinen frühen Berliner Jugendtagen bis zu seiner Rückkehr in die junge deutsche Reichshauptstadt im Jahre 1871, nach freier Auswahl die Erinnerungen an Persönlichkeiten auf, mit denen er zusammengetroffen ist, um dann freilich deren Schicksale möglichst gleich bis zu ihrem Ende durchzuführen. An Stoff fehlt es ihm nicht. Er besaß eine hervorragende Begabung — ich will nicht sagen der Freundschaft, wie man sie mit Recht Julius Rodenberg nachgesagt hat, aber doch der Bekanntschaft. Das zeigt sich schon bei dem Schuljungen, den nicht nur die geheimnisvolle »Gräfin mit dem Totentopf« mit Äpfeln und Birnen, ja sogar mit dem Struwwelpeter beschenkt, sondern auch die ebenso lebenswürdige wie berühmte Henriette Contag mit ihrer erzieherischen Gunst ausgezeichnet.

Ja, mit der Kunst hat er früh angebandelt; in ein engeres Verhältnis zu ihr kam er aber erst in Paris, wo es ihm »vergönnt« war, die schönsten und »empfangsfreudigsten« Jahre seines Lebens zu verbringen. Alles, was ihm dort in den ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit und in den geschmackvollen Schöpfungen der neueren und neuesten Zeit entgegentrat, fesselte ihn, reizte ihn, machte ihn glücklich, wie ihn nachher nichts mehr beseligt hat. Paris sah sich damals — es war zu Anfang der sechziger Jahre — noch in der Rolle des Siegers, und in diesem Rostüm gaben sich die Bewohner als die charmantesten Menschen von der Welt: freundlich, wohlgezogen, tast- und geschmackvoll. Eine funkelnde Kette von stolzen Namen, die sich durch diese Kapitel der Lindauschen Erinnerungen schlingt! Sie beginnt mit Heine und

Wagner (Tannhäuser-Skandal am 13. März 1861, zu dem der zweiundzwanzigjährige Lindau als Claqueur wider Willen mitgeholfen) und endet mit dem jungen Sardou, der vor der ersten Aufführung seiner »Pattes de mouche« (deutsch: »Der letzte Brief«) von einem erbarmungswürdigen Premierenfieber befallen wurde und sich nur durch Kübel voll Kamillentee zu beruhigen vermochte ... Als Lindau dann wiederkam, im Sommer 1873, fand er die Seinestadt gründlich verändert: mit dem sorglos glücklichen Paris, das er so lieb gewonnen, nach dem er sich so oft gesehnt hatte, war's nun vorbei. »Herr Paul« wurde überall nur kühl begrüßt oder gar völlig geschnitten. Dafür machte Harry Arnim, der Botschafter, den deutschen Journalisten zum Vertrauten seiner Bismarck-Feindschaft! Bei späteren Besuchen haben sich dann freilich die Pariser Boulevard-Dramatiker, für die Lindau diesseit des Rheins durch Übersetzung und Nachahmung so viel getan hatte, desto dankbarer gegen ihren Bewunderer und Propheten bewiesen. Wie mag sein immer noch franzosenfreundliches Herz getrauert haben, als zu Beginn des Weltkrieges die unverschämten Roheiten der Pariser Schriftstellerwelt, insbesondere die Rüpeleien eines Anatole France, zu uns herüberdrangen! »Die Sehnsucht nach Paris«, bekennet nun auch er, »wird mich nicht wieder befallen.«

Von Paris ging Lindau als Redakteur — Schriftleiter zu sagen, würde er wohl heute noch für eine Geschmacklosigkeit halten — nach Düsseldorf. An der fortschrittlichen »Rheinischen Zeitung« vollführte er seine ersten journalistischen Großtaten als Staats-, Kirchen- und Gesellschaftskritiker, als Theaterreferent und Lokalplauderer, Taten, auf die er heute mit gutmütig lächelndem Humor, aber doch auch mit gelindem Stolz zurückblickt, zumal dann, wenn er sich die Berühmtheiten vergegenwärtigt, die seine Bekanntschaft suchten. Und das muß man ihm lassen, er weiß sie uns meist überraschend anschaulich zu vergegenwärtigen: Jenny Lind und Julius Tausch, den alten Theodor Hilbrandt und den jungen Felix Mendelssohn, namentlich aber den sonderbaren Heiligen Max Heß, das größte Original unter den damaligen Düsseldorfer Malern, der buchstäblich an einem fürstlichen Vorschuß zugrunde ging, aber sich durch allen Kummer nicht abhalten ließ, sein Lieblingsinstrument, die Pausen, zu schlagen. Das eindrucksvollste Ereignis seines Düsseldorfer Aufenthaltes war sein Verkehr mit Ferdinand Lassalle, dem er freiwillige Adjutantendienste leistete, und der ihn dafür mit der Niederschrift seiner letzten Rede (vor den Düsseldorfer Richtern) beschenkte ...

Auf Düsseldorf folgte Berlin, auf die »Rheinische Zeitung« das Wolffsche Telegraphenbureau. Das war damals noch ein wahres Dorado für schriftstellerische Nebenbeschäftigung. Die langen Wartestunden zwischen den Depeschen wurden mit Feuilletons und Korrespondenzen ausgefüllt. Lindaus Vorgänger, der putzige A. E. Brachvogel, hatte dort sogar ein ganzes Theaterstück, seinen »Narziß«, diese »scheußliche Ausgeburt des Berlinertums«, wie Hebbel ihn nannte, zu Papier gebracht. Diese Lokalverwandtschaft gibt unserm Causeur, der sonst nur zu leicht in der amüsanten Anekdote steckenbleibt, Gelegenheit, ein ebenso feines wie lebenswürdiges Charakterbild dieses »braven Kerls und respektablen Schriftstellers« zu entwerfen, wobei man ihm die starke Beimischung von romanhafter Sentimentalität gern nachsieht. Die Schilderung der ersten Narziß-Aufführung mit Brachvogels unzertrennlichem Regenschirm und der beinahe vorzeitig zerschmetterten Pagode ist ein Kabinettstückchen Lindauscher Erzählungskunst, das nur noch übertroffen wird durch den verborgenen Humor in dem gewissenhaften Bericht über Lindaus vergebliche Versuche, den »Narziß« ins Französische zu übertragen. — Doch das Wolffsche Bureau barg selbst Tragödien. Eine, die Tragödie eines plötzlich von Aphasie befallenen »Unbekannten«, stellt Lindau mit einer kriminalistisch-pathologischen Hingabe und Ausführlichkeit dar, daß man sich wundert, wie er's hat übers Herz bringen können, daraus kein Theaterstück zu machen! Dann geht es in gewähltere Kreise: Lothar Bucher, Julius Rodenberg, der unermüdlche Anreger, Berthold Auerbach, der so viel naive Freude an sich selber hatte, und manch andre noch ziehen an uns vorüber, bis abermaliger Journalistendienst den nun Siebenundzwanzigjährigen von der Spree ins Wuppertal entführte.

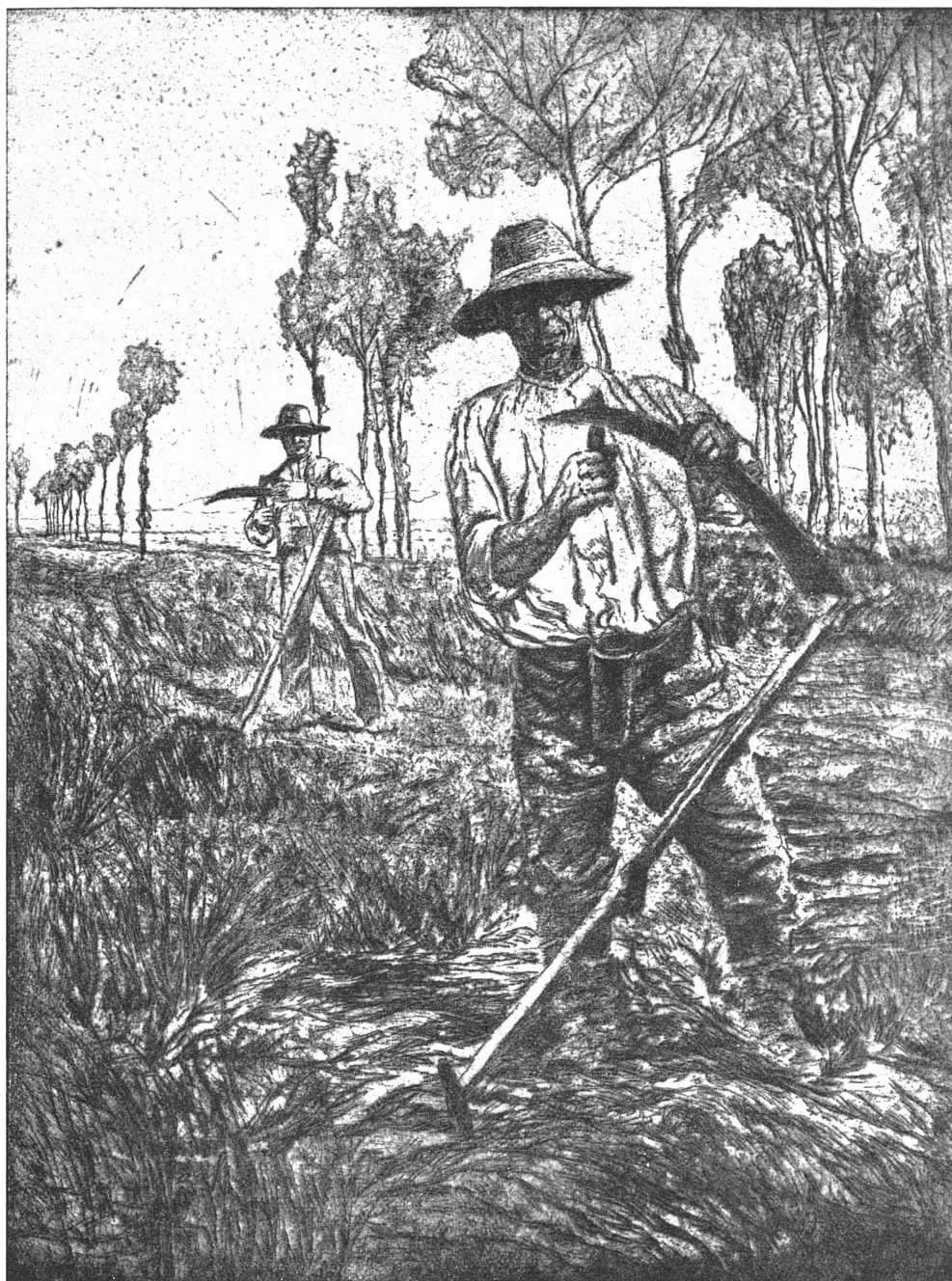
Das sind köstliche humorgefättigte Bilder, die Lindau da aus den Redaktionsstuben der »Elberfelder Zeitung« beschwört: der alte Doktor Cohnmann, das »Männchen«, das immerfort aus-schneidet, auch wenn die Zeitung längst gefüllt ist, Willibald Schnaake, der Getreidekummel aus der Pumpe holt und Zigarren, zum Unglück Feuerwerkszigarren, aus den fremden Kisten maust, fürwahr, zwei Typen alter Provinz-Journalistik, die Kollegen des famosen Konrad Volz zu sein verdient hätten. Ein paar prächtige Charakterköpfe aus dem Wuppertale, wie der zu Unrecht vergessene Lyriker Karl Siebel, Ferdinand Freiligrath, der auf dem Papier die deutsche Sprache so meisterhaft beherrschte, als Fischredner aber keinen Satz über die Lippen zu bringen wußte, und der als Gast ein paar Tage in Elberfeld verweilende Hoffmann von Fallersleben, der sich nicht genug tun kann in den ältesten Meidinger und den frischesten

Studentenliedern, sie beschließen den Band. Ein zweiter, der zweiten, zwanzigjährigen Berliner Zeit Lindaus gewidmet, soll folgen.

\*

»Wenn man das Erhabene erlebt, ist man nicht gestimmt, über das Komische nachzudenken.« Mit dieser seiner vornehmen Gesinnung und seiner akademischen Würde gleich gut anstehenden Sentenz entschuldigte sich der Philosoph Kuno Fischer, als er im Winter 1870 auf 1871 aufgefordert wurde, sich über seine psychologische Theorie vom Witz und Humor, die in einer Universitätsvorlesung soviel Beifall gefunden hatte, doch auch öffentlich vor einer größeren Zuhörerschaft auszulassen. Aber die erhabene Selbstentsagung währte nicht lange; als gegen Ende des Kriegswinters eine Pause der großen Ereignisse eintrat, in der man aufatmen durfte, hielt Fischer in der »Rosa« zu Jena doch wenigstens zwei Vorträge über Entstehung und Entwicklungsformen des Witzes — »keineswegs bloß wegen der erheiternden und amüsanten Natur des Themas«, wie er erklärte, sondern weil ihm persönlich die Erklärung und psychologische Entwicklung derselben die meisten Schwierigkeiten gemacht hätte. Nun, Natur und Genesis dessen, was man »Witz« nennt, gehören heute noch, trotz jenen zwei Rosa-Vorträgen des erlauchten Philosophen, zu den verwickeltesten Fragen der Ästhetik. Fischer erklärt ihn als einen Einfall, ein »spielendes Urteil«, das in demselben Augenblick zugleich erhellet und erheitert, und er sieht seine Haupttriebfeder in dem befreiten, erhöhten Selbstgefühl, das mit allen Vorstellungen spielt und sich von keiner imponieren läßt, das keine Rücksicht und keine Ehrfurcht kennt. Das scheint ganz einleuchtend; sobald man sich aber näher mit einer örtlich begrenzten und unterschiedenen Sonderart des köstlichen Gewächses beschäftigt, gewahrt man bald, daß der Fischerschen Erklärung doch noch dies und jenes fehlt. Wie dürfte man z. B. bei der Würdigung des Berliner Witzes die Begriffe der Gutmütigkeit und der Gesundheit vergessen!

Doch genug der verstandesmäßigen, abgezogenen »Erklärungen«. Am besten kommt man mit so lustigen und lustigen Gesellen aus, wenn man sie in lebendigen Beispielen aufmarschieren läßt, und deshalb weiß ich mir und allen andern, die in dieser ernsten Zeit nähere Bekanntschaft mit dem Berliner Witz machen möchten, keinen besseren Rat, als zu einem Buche von Gustav Manz zu greifen, in dem dieser früh aus Baden in die deutsche Reichshauptstadt verschlagene und hier längst fest eingewurzelte Beobachter an der Spree durch rund hundert Jahre, von Julius von Voß und Ludwig Börne bis auf Alexander Rosztowski und Hans Brenner, eine Blütenlese des Berliner Witzes in



Fritz Gärtner:

Kriegsveteran

Aus der Mappe »Feld und Heimat«. Fünfzig Originalradierungen aus der Kriegszeit; Verlag von Franz Hanfstaengl in München





Prosa und Versen zusammengetragen hat. Doch halt! Diese »heitere Kulturgeschichte Berlins«, die da, mit vielen ergötzlichen zeitgenössischen Bildern (von Dörbeck und Hofemann bis Düttner und Koch-Gotha) geschmückt, im Verlage der Lustigen Blätter erschienen ist (Berlin, Dr. Ersler & Co.; geb. 3 1/2 M.), führt ja gar nicht den Witz im Schilde, sondern nennt sich »Hundert Jahre Berliner Humor«. Mit mehr als halbem Recht, wie man ihr zugestehen muß. Denn ein gut Teil von dem, womit der Berliner andre und sich selbst zum besten hat, kommt nicht mehr allein aus dem Kopf, sondern auch aus dem Herzen, und auch das andre Unterscheidungsmerkmal des Humors vom Witze ist da: die volle, wahre Selbsterkenntnis. Man sage nicht, daß sich die beiden nicht vertragen! Dies Buch belehrt uns hundertfach eines Besseren. Der Humor hat den Witz entthront, aber nicht vertrieben, der Witz ist nicht mehr Meister, aber Geselle, ein guter Geselle, den der Humor braucht, gern spielen läßt, um wieder selbst mit ihm zu spielen. Man vergewärtige sich nur ein paar Namen derer, die das Berliner Wesen in sich und ihren Werken ausgeprägt haben: David Kalisch, Johannes Trojan, Heinrich Seibel, Julius Stinde, Theodor Fontane, und man wird dem Berliner Witz gern einen Freipaß in den Himmel des Humors ausstellen. Mehr als ein köstlicher Beitrag dieser Sammlung drückt sein Siegel unter den Paß. Und noch eins verspreche ich mir von dem Buche: es wird, hoffe ich, im Reiche dazu beitragen, den »verwegenen Menschenschlag«, der nach Goethes viel mißbrauchtem Wort an der Epreë daheim ist, in lebenswürdigerem Lichte zu zeigen, als er zumeist noch erscheint. Erst kürzlich wieder, mitten im Weltkrieg, der weiß Gott von der Berliner Bevölkerung nicht gerade die kleinsten Opfer an Geduld, gutem Mut und Wohlbehagen fordert, haben wir es an einem besonders trassen Fall erlebt, wie maß- und gedankenlos gewisse im grellen Licht der Großstadt grell an die Oberfläche tretende Anerkennlichkeiten dem Charakter der gesamten Bevölkerung aufs Kerbholz geschrieben werden. Mit dem Pathos grobianischer Entrüstung fährt man solchem Vorwitz nicht gern über den Schnabel. Aber vor Manzens Spiegel berlinischen Wesens sollte man all die führen, die sich von solchem Geschnatter etwas haben weismachen lassen; da werden sie auf die freundlichste und unterhaltendste Weise zu besserer Einsicht bekehrt werden.

\*

Es soll vorkommen, daß Jubilare, wenn sie ihren sechzigsten oder siebzigsten Geburtstag herannahen sehen, selber das ihrige dazu tun, daß er von den Zeitungen nicht mit Stillschweigen übergangen werde. Würdiger finde ich,

wenn sie es machen wie Joseph von Lauff bei seinem sechzigsten: wenn sie sich mit einem eignen neuen Werk beglückwünschen und so der Mitwelt in Erinnerung rufen, daß sie noch lebensfroh und schaffenskräftig sind. Freilich, so fröhlich und unbekümmert wie der rheinische Poet werden sie es nicht alle vermögen, zumal in dieser bitterernsten, von so viel Trauer und Herzeleid erfüllten Zeit nicht. Aber ich glaube zu wissen, daß auch Lauff eine geraume Weile geschwankt und gezögert hat, ob er mit seinem übermütigen Sang der »Brizade« (Berlin, Grote; mit Zeichnungen von Hugo Steiner) noch während des Krieges an die Öffentlichkeit treten solle. Wenn er es schließlich doch getan hat, mag er sich gesagt haben, wie dankbar gerade jetzt manches sorgenbeschwerte Gemüt für eine Dichtergabe ist, die uns auf ein paar Stunden der Gegenwart entführt in ferne Täler, wo dem Lachen kein Echo der Qual antwortet. Ein komisches Mondschein-, Wein- und Moselmärchen nennt Lauff seinen munteren, in vierfüßigen gereimten Jamben dahinplätschernden Sang, der mit seinen eingeflochtenen leichtbeschwingten Liedern zunächst wohl die Erinnerung an Julius Wolffs und Rudolf Baumbachs burlesken-sentimentale Versepen weckt, sich dann aber bald als ein Kind drallerer Lebenslust, federer Laune und freierer Weltanschauung entpuppt. Der so oft als fettenumspinnener Byzantiner verspottet und verunglimpft worden, er möchte sich hier einmal offenbar ganz in ungebundener Natürlichkeit geben, und dabei kann es schon vorkommen, daß die rheinisch sinnensfrohe Männlichkeit, die vor der Schwelle der Sechzig nicht immer haltzumachen gesonnen ist, etwas über die Stränge schlägt. Wir wollen uns nicht pharisäerhaft darüber entrüsten, wir wollen auch dies lieber als einen Beweis deutscher Kraft, als ein Zeichen für den Überschuss an Lebensmut und Zuversicht nehmen, der trotz allem noch in uns steckt:

Man kann nicht immer ernsthaft bleiben,  
Auf dem Rothurn nicht immer stehn,  
Und immer nicht von Dingen schreiben,  
Die seriös ins Leben sehn.

Zudem hat der Dichtersmann recht, wenn er sich auf seine mannigfachen poetischen Verdienste beruft: er hat nicht nur den Hohenzollern gesungen, er sang auch dem Vaterlande und dem Reich der Minne, dem Blühen und Auferstehen und darf deshalb, wie der gesunde starke Baum, seine Misteln ohne Scham tragen. Freilich, seine Vorstellung, daß alles, was die »grimmen Kritiker« ihm am Zeuge geflickt haben, aus »Verlogenheit und Trug« gewoben sei, zeugt nicht gerade für die freie, stolze Überlegenheit, die man einem Sechzigjährigen wohl wünschen möchte. Ein Mann von solchen Jahren sollte doch wissen, daß es geradezu wie für den

Dichter, dem ein Gott zu sagen gab, was er träumt, hofft, wünscht und leidet, auch für den Kritiker einen Dämon gibt, der ihm nicht eher Ruhe gönnt, als bis er sich neben seiner Liebe auch seinen Anmut und seinen Zorn von der Leber geschrieben hat. Nicht jedem ist es gegeben, die so gründlich in Moselwein und Liebesabenteuern zu ertränken, wie es dem Sänger der »Brigade« beschrieben, der sich am Ende, wie Gott am siebenten Schöpfungstage, selber Beifall klatscht:

Nun hab' ich mein Lied gesungen,  
Ein fahrender Gesell;  
Dem Herzen ist es entsprungen,  
Gleichwie dem Felsen der Quell.  
Geboren aus fernem Stamme,  
Vom Segen der Kelter umtrauft,  
Erhielt es das Weinchen als Amme  
Und ward auch mit diesem getauft ...

\*

Darin hat unser Generalstab einen weiten Blick und eine glückliche Vorurteilslosigkeit bewiesen: es sind nicht bloß gewandte und willige Tageschriftsteller, es sind auch Dichter als Kriegsschreiber an die Front berufen worden. Ganghofer, Hegeler, Kellermann, Emil Ludwig, Wilhelm Schmidtbonn — höher hinauf ging es kaum, wenn man in Betracht zieht, wie viele von unsern Lyrikern, Dramatikern und Romanschriftstellern Gewehr oder Säbel tragen, falls nicht schon das Holzkreuz auf ihrem Grabe steht. Schmidtbonn hat uns zuerst seine Eindrücke aus Nordfrankreich und Belgien geschildert in dem Buche »Menschen und Städte im Kriege« (Berlin, Gleisner & Co.; 2 M.), immer mit dem Blick auf das Menschliche, das eigentlich seelisch Bewegende und Bleibende in dem Kriege, soweit es der Dichter, fern vom Ehrgeiz des Historikers, im Augenblick mit empfindlichem Gefühl und empfindlichster Anschauungsgabe zu erfassen, mit seiner Verlebendigungsfunktion in uns Lesern wiederzuwecken vermag. Denn das ist das Unterscheidende an diesem Buche: andre, die Berichterstatter, sehen Einzelnes, geben Steine und Scheite; der Dichter baut, auch wo er nur flüchtig Flüchtiges zu erhalten scheint, schon wieder ein Ganzes auf, so bescheiden er solchen Ruhm auch von sich abwehren mag, indem er meint, er habe nur, wie Dürer auf seinem Bilde, in Demut vor dem ungeheuren Maß dieses Geschehens »die Augen hingehalten«. Wohl erfreut an dem Buche zuerst die nachdenkliche stille Sachlichkeit, aber dann überströmt uns bald ein so stoffendes Leben mit so viel kleinen bezeichnenden Zügen, mit so viel feherisch erlauchten Menschlichkeiten, daß wir keinen Augenblick vergessen, bei einem Dichter zu Gäste zu sein.

Jenem ersten Buche ist nun ein zweites gefolgt: »Krieg in Serbien« (ebenda; 3 M.). Und während dort in allem Braus und Graus des blutigen Kampfes oft noch der Epiker und Lyriker das Wort fand, spricht und gestaltet hier, wo sich in dreißig Tagen das Geschick eines Landes und Volkes erfüllt, fast allein der Dramatiker. Schmidtbonn hat den serbischen Vormarsch inmitten eines deutschen Korps bis zum Ibar mitgemacht; er hat die unerhörten Müh-sale dieses Herbst- und Winterfeldzuges mit seinen furchtbaren Regen- und Schlammassen am eignen Leibe gespürt, aber er hat auch das furchtbare Elend des zusammengebrochenen serbischen Heeres und der in die »Heimatlosigkeit ihrer Heimat« zurückflutenden Flüchtlinge durchlitten, in der Seele des mitleidenden Dichters, dem nichts Menschliches fremd ist. Beides, den unwiderstehlichen Drang und Schwung der vorwärtstürmenden Kraft und das jammervolle Zurück der aus allen Himmeln ihres verwegenen Größenwahns Gestürzten, malt er uns in packenden Schicksalsbildern von unvergeßlicher, weltgeschichtlicher Größe, bei denen die Elemente selber mitwirken, aus der Erde quellend, vom Himmel herabgestiegen. Allem, auch dem scheinbar Leblosen, weiß dieser Dichter Atem einzuhauchen, daß es sich wie ein persönliches Wesen vor uns regt und bewegt. Manches mag ihm unter den Händen über das greifbare Maß des Wirklichen hinauswachsen, und wir könnten uns denken, daß nüchterne Beobachter hier und da mehr »Dichtung« als »Wahrheit« in Schmidtbonns Schilderungen erkennen. Aber vieles von dem, was sich in Serbien im vergangenen Herbst und Winter begeben hat, ist in seiner Tiefe und Größe wirklich nur als »Gesicht« zu packen. So der Urakke von Kosmai, der nirgend anders als im Angesicht des Berges sterben will, den er als Zwanzigjähriger gegen die Türken verteidigt hat, oder die ins Mythische verklärte »Frau hinter Milanovac«, die, während unten das Schicksal ihres Volkes sich erfüllt, unbekümmert als einzige Beharrende hinter dem Ochsenpflug einhereschreitet, um die alte, nein, die ewig junge Erde für neue Saat aufzubrechen.

\*

Den Wiener Alfons Pechold kennen die Leser der Monatshefte aus Gedichten, die hier von Zeit zu Zeit erschienen sind, Versen, die mehr noch als durch ihren unmittelbaren Gehalt und ihre künstlerische Form durch das persönliche Schicksal fesseln mußten, das man dahinter auftauchen sieht. So aus der elementaren Tiefe des Erlebens und Empfindens heraus kann vom Drang zum Licht nur jemand zeugen, der sich selbst wundenbedeckt, doch unverzagt aus grimmer Not und trübem Gram emporgerungen hat. Dies eigne Leid — und darin offenbart sich

vielleicht am deutlichsten der Dichter — hat ihn aber nicht taub, nein, im Gegenteil, nur um so empfindlicher und empfänglicher gemacht für den Schmerz der andern. So bebt durch seine neuen Gedichte aus der Kriegszeit, den »Stählernen Schrei« (Warnsdorf, Ed. Strache), ein soziales Mitgefühl, wie es sich der Verschonte, Behütete, Überlegene beim besten Willen nicht geben kann. Und mit dieser leidvollen Erschütterung der Seele verbindet sich auch im Ausdruck eine erdwarmer Schlichtheit, in deren ungeziertem Kleid sich der religiös-mystische Zug, der fast durch alle seine Dichtungen geht, nur um so ehrfurchtgebietender ausnimmt. In einem neuen Bekenntnisbändchen, einer Prosaarbeit, läßt uns der Wiener Arbeiterdichter nun unmittelbar in sein dunkles Erdenleben hineinblicken, als er noch, »von seiner Tage Not gewürgt«, in den Banden der Armut und Verzweiflung lag. »Drei Tage« (ebenda; mit Peholds Büste von Ambrosi) nennt er diese Bekenntnisse, aber in ihnen hat er wohl mit dem Recht des verdichtenden Gestalters im Sinne einer höheren Wahrheit all das zusammengeballt, was er an Not und Elend am eignen Leibe und verzehnfacht an seinen Schicksalsgenossen erfahren hat: wie er hungernd und frierend, im zerfetzten Vagabundenrock auf der Suche nach Arbeit durch die Straßen Wiens geheßt wird, überall abgewiesen, schließlich auch seines armeligen Obdachs beraubt und gezwungen, im Freien zu nächtigen. Ähnliches ist uns in den letzten Jahrzehnten öfter, und manchmal noch in düsterreren Farben, geschildert worden. Was Peholds Darstellung so ergreifend macht, ist nicht nur die über jeden Zweifel erhabene Wahrhaftigkeit, ist nicht allein die Festigkeit der sozialen Anlage, sondern mehr noch die unbezwingliche Lebenskraft, die — gewiß ein Erbteil aus Peholds bäuerlicher Herkunft — wie ein Feuerstrom all diese Elendschilderungen durchpulst, eine Lebenskraft, wie sie eben nur ein Dichter, ein sich seines inneren, unverlierbaren Wertes tief bewußter starker und reiner Mensch aufbringt.

Ernst Lissauer hat dem großen Johann Sebastian ein ganzes Büchlein seiner frei dahinwogenden Rhythmen gewidmet: »Bach. Idyllen und Mythen« nennt er die Sammlung (Berlin, Schuster & Loeffler), die den Ebenedritten (und seine bachiſche Sippe) von

der Wiege in Eisenach bis zur Bahre in Sanct Thomas zu Leipzig, nein weiter, bis in das »geöffnete All« begleitet. Dem einen Thema ist eine erstaunliche Mannigfaltigkeit in Bildern, Stimmungen, Tönen und Formen abgewonnen, Pathetisches wechselt mit Idyllischem, Hymnisches mit Anekdoteschem, Liedartiges mit Balladenhaftem, und immer neu bauen sich der Gedanke, die Anschauung, die Einbildungskraft, die Empfindung ihre wechselnden Gehäuse. Noch sonst ließe sich diesen Gedichten viel Rühmendes nachsagen; nur eins vermißt ich an ihnen, was doch gerade in einem Bach-Brevier nicht fehlen sollte, die fromme, göttliche Einfachheit. Zu sehr scheint mir Lissauer in die Künste seiner Wort-, Reim- und Versprägekunst verliebt zu sein. Er sehe sich vor, daß das Wort, der gute Diener, nicht eines Tags ihn meistert, sonst könnte er es erleben, daß die treffliche Lehre Storms, für das gute lyrische Gedicht sei die Form nichts als der Kontur, der einen schönen Leib beschließt, sich unvermerkt in sein gefährliches Gegenteil verkehrt. Wenn man, wie es mir bei Lissauer neuerdings manchmal scheinen will, jedem leisen Auf und Ab mit dem Hauch des Verses folgen will, so führt das leicht zur lyrischen Glasbläſerei, und dabei geht es ohne Scherben nicht ab ... Andre mögen das Hymnische vorziehen, ich gebe von allen Gedichten dieses Festchens der »Wiege« den Preis, obgleich auch hier eine gewisse Gefuchtheit nicht zu verkennen ist:

Am Fenster summt Biene und Fliege;  
Hans Sebastian liegt  
In Schlaf geschmiegt,  
Siehe, wer wiegt die Wiege?

Eingäben stäuben die Stube entlang;  
Klinggeistlein rühren die Hände,  
Kopfsende, Fußende,  
Hier ein Klang, dort ein Klang.

Leise schaukelt die Wiege;  
Sanft in Takt, sacht in Tanz, —  
Manchmal knirrt außen die Stiege, —  
Schläft Sebastian Hans.

Gleichzeitig hat Lissauer aus seinen bisherigen Gedichtbüchern ein Auswahlbändchen zusammengestellt (»Der brennende Tag«; ebenda), in dem man das Beste und Kräftigste seiner Lyrik, auch aus »1813« und den neuen Kriegsgedichten, beisammen findet. F. D.

## Verschiedenes

Nicolaus Gogols satirisch-komischer Roman »Die toten Seelen« oder, wie er sich im Russischen nennt, »Tschitschikows Irrfahrten«, tritt in einer neuen deutschen Bearbeitung von Herm. Siegf. Rehm vor uns hin (2. Aufl., Wilh. Borngräbers Verlag,

Berlin). Glänzender noch als in dem auf unsern Bühnen nicht unbekannten »Revisor« offenbart sich hier Gogols humoristisches und satirisches Genie, aber der eigentliche Wert dieses Zeit- und Sittengemäldes liegt in der nationalen Lebensfülle und Wirklichkeitstreue. Was hier

an Typen und Gestalten aus der russischen Gesellschaft der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vorgeführt wird, übertrifft an Kühnheit, Schärfe und Wahrhaftigkeit alles in der russischen Literatur bis dahin Gewagte und Erreichte. Diese Kraft und Frische hält noch heute an; vieles wirkt, als wäre es aus der Gegenwart für die Gegenwart geschrieben. Dabei sind alle Szenen und Bilder von Gogols übermütiger Spötterlaune durchtränkt, und aus seiner Ironie quillt ein unwiderstehlich packender, wenn auch wehmütiger oder gar bitterer Humor. »So also sieht es bei uns in Rußland aus!« soll Puschkin unter Tränen ausgerufen haben, als er den Roman gelesen hatte. Leider ist das Werk Bruchstück geblieben, aber auch als solches ist dies Buch, in dem die Seele des russischen Volkes lebt und atmet, ein Glanzstück der satirisch-romantischen Poesie der Weltliteratur. Der vorliegenden Bearbeitung sind 25 der in Deutschland bisher unbekannt gebliebenen Zeichnungen A. Agins beigegeben, Blätter, die sich von allen Verzerrungen fernhalten, um desto schärfer das Typische des russischen Lebens zu betonen.

\*

Am 12. März jährt sich zum erstenmal der Todestag unsrer unvergeßlichen Mitarbeiterin Marie von Ebner-Eschenbach. Da erneuert sich mit verdoppelter Kraft ihr Gedächtnis. Nicht besser aber wissen wir es still für uns, aber mit ihr, zu begehen, als indem wir ihr letztes, zuerst in den »Monatsheften« hervorgetretenes Werk vornehmen, um einmal wieder ganz im Bannkreis ihrer vornehmen, gütigen und reifen Menschlichkeit zu atmen. Wir meinen ihre Erinnerungen an Grillparzer und das Zeitlose Tagebuch. Beide Aufzeichnungen, in denen sich noch einmal alle Wärme und Fülle ihrer Lebensweisheit gesammelt hat, liegen jetzt, zu einem Bande vereinigt, in Buchform bei Gebrüder Paetel (Georg Paetel) in Berlin vor (geh. 4 M.). Die Dichterin hat den Band noch selbst zusammengestellt und im letzten Augenblick noch um manches Stück vermehrt. Ohne sich dem Tode näher zu fühlen, als es ihr längst zur Gewohnheit geworden war, sagte sie von der eben vollendeten Arbeit zu ihrer vertrauten Hausgenossin: »Das ist mein letztes Buch.« Sie hat recht behalten, so sehr damals ihre geistige und körperliche Frische der trüben, wenn auch ergebnisvollen Ahnung noch zu widersprechen schien. Aber ihr letztes Buch ist ein Vermächtnis geworden, das würdig erscheint, ihr Wesen in all seinen liebenswerten und ehrfurchtgebietenden Zügen bei uns festzuhalten. Hier senkt sich noch einmal ihre volle Seele auf uns herab.

Das Erscheinen der Berichte über das Kgl. Kunstgewerbemuseum in Stuttgart, die von seinem gedankenreichen und umsichtigen Leiter Prof. Dr. Gustav Pazauret herausgegeben werden, hat auch der Krieg nicht zu hindern vermocht. Nur daß diesmal die Jahre 1914 und 1915 haben in einem Heft zusammengefaßt werden müssen. Um so reichhaltiger ist dieses ausgefallen, und wie aus dem sachkundigen Text, so zieht der Leser — namentlich Liebhaber von Altertümern und Sammler feiner kunstgewerblicher Dinge sollten sich die Berichte nicht entgehen lassen — nun auch aus den vortrefflichen Abbildungen der neuen Erwerbungen doppelte Anregung und erhöhten Genuß. Namentlich die Gruppen der Porzellane, der neuzeitlichen Töpfereien und der Gläser, Pazaurets mit treuer Liebe gepflegtes Sondergebiet, haben reichen Zuwachs erfahren und dürfen ihre neuen Eroberungen mit Stolz zeigen. Aus erzieherischen Gründen pflegt das Stuttgarter Museum auch die Sammlung von Geschmacksverirrungen, von denen uns leider die Kriegezeit eine neue Hochflut gebracht hat; es wäre gewiß lehrreich und bildend, wenn uns die Berichte auch davon gelegentlich in Beispiel und Gegenbeispiel etwas sehen ließen.

\*

Sophie Hoehstetters Roman »Die Heimat«, zuerst in unsern Monatsheften veröffentlicht und, wie wir aus Zuschriften und Anfragen wissen, auch in seinen romantisch-phantastischen Teilen mit so viel Dank und Verständnis aufgenommen, ist vor kurzem bei Georg Müller in München als Buch erschienen. Der Verlag hat ihm in Druck und sonstiger Ausstattung, namentlich auch im Einband, alle gebührende Sorgfalt angedeihen lassen.

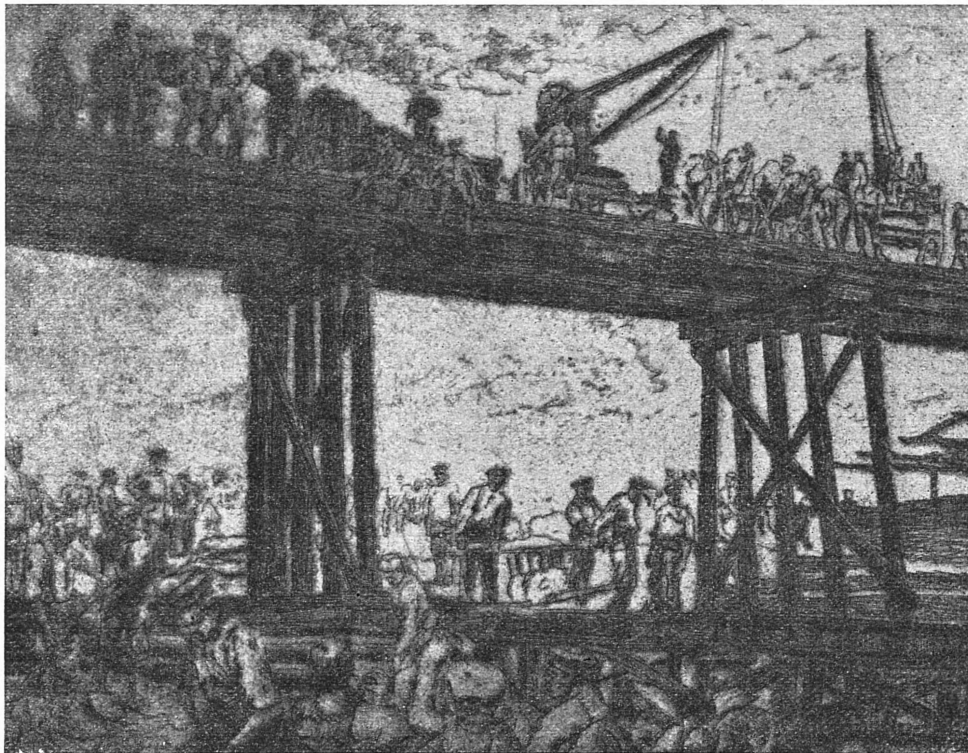
\*

Von der Verfasserin unsers eben zu Ende gehenden Kleistromans, Henriette von Meerheimb (Margarete Gräfin von Büchau), ist soeben ein Roman aus dem Jahre 1914, betitelt »Ich gab mein Leben«, bei Max Ceyfert in Dresden erschienen.

\*

Gleichzeitig mit der an anderer Stelle dieses Heftes (»Von Kunst und Künstlern«) besprochenen Kunstmappe »Feld und Heimat« treten in Teubners Künstlersteinzeichnungen zwei einzelne Kunstblätter von Fritz Gärtner hervor: Kriegsjaat und Kriegsernte (100:70 cm; Preis je 6 M.), kraftvolle Darstellungen, wie geschaffen, in Haus und Schule dem gesammelten Ernst, dem Willen zur Tat, dem Mut des Duldens und der Zuversicht des Sieges ein Denkmal zu werden.

# Der deutsche Weltkrieg



Fritz Gärtner:

Aus der Mappe »Feld und Heimat«. Fünfzig Originalradierungen aus der Kriegszeit; Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Pioniere

## Langemark

Bei Langemark hörst du die Erde tönen.  
Doch horche gut, da quillt kein Stöhnen,  
Da steigt ein Jauchzen: „Volk, wir Jugend, starben,  
Doch hatte unsre silbergrünen Garben  
Die Glut der Heimaliebe so durchsonnt,  
Daß schon der reife Goldglanz auf uns schloß,  
Wenn leichter Wind durch unsre Ähren lief. — —

Dann hat der Sturm uns jäh hinabgeschlungen.  
Doch ob Orkan uns Halm und Haupt zerschlagen,  
Wir wissen, unsre Samen werden tragen!  
Sie sind aus der zerknickten Flut gesprungen  
Und fließen zündend und mit sel'gen Bungen  
Gleich goldnen Vögeln durch den Morgenbrand! —  
Nun keimt Unsterblichkeit in tausend Seelen;  
Nun sind wir Geißessaat dem Vaterland.“

Gertrud Sauth



# Annexionen

Von Prof. Dr. Otto Gramzow

Eine Frage beschäftigt die Geister und erregt die Gemüter, seit unsre Heere in raschem Siegeslauf den Krieg in Feindesland trugen: das ist die Frage, ob wir die eroberten Gebiete ganz oder teilweise annectieren sollen. Aus Bejahung und Verneinung dieser Frage sind zwei Parteien entstanden, die sich in schärfstem Gegensatz zueinander befinden. Jede Partei hat natürlich Gründe für ihre Stellungnahme. Viel Idealismus und Sentimentalität ist in die beiderseitigen Gründe eingeströmt, ohne daß es ihren Verfechtern deutlich bewußt worden wäre. Man hat vor allem versäumt, die Frage nach dem Recht auf Annexionen ganz allgemein und fundamental zu erörtern. Wer sich aus Idealismus und Humanität, aus Gefühl und Neigung in politischen Dingen entscheidet, ist nichts weiter als ein erwachsenes Kind, das den schwersten Irrtümern ausgesetzt ist. Alle politischen Fragen und Streitfragen sind im Grunde nur Machtfragen. Die Politik ist in jedem ihrer Gebiete nur der Kampfplatz der Kräfte, die rücksichtslos gegeneinander ringen. Der österreichische Philosoph und Feldmarschalleutnant Gustav Ragenhofer hat vor mehr als zwei Jahrzehnten das Grundgesetz der Politik als das Gesetz der absoluten Feindseligkeit bezeichnet. Es ist zugleich das Gesetz für die Betätigung alles Lebendigen. Das Gras auf der Wiese und der Waldbaum ringen mit ihren Nachbarn um den Raum zur Entfaltung, um Licht und Luft. Die Tiere treten miteinander in feindlichen Wettbewerb um Nahrung und Unterkunft. Es wäre der Traum eines Phantasten und damit ein folgenschwerer Irrtum, wenn man den Menschen wegen seiner Kultur von dem elementarsten Lebensgesetz losprechen wollte. Auch er lebt in der Knechtschaft unter dem Zweck der Selbsterhaltung. Das gilt nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für jedes Volk.

Die Gegner von Annexionen berufen sich auf die Grundsätze der Humanität und Gerechtigkeit. Sie erkennen das von unsern Feinden als Lösung ausgegebene Nationalitätenprinzip an. Praktisch befürchten sie von jeder Annexion die Verewigung der Feindseligkeit und des Hasses und damit die Entfackung neuer Kriege. Sie wollen nicht nur den Frieden im Sinne von Waffenruhe und friedlichem Wettbewerb, sondern erstreben Versöhnung und Völkerverbrüderung. Ihr Ideal ist ein Völkerrecht, nach dem alle Streitigkeiten der Völker durch ein Schiedsgericht oder einen Friedensbund geregelt werden. Zweifellos haben diese Gesichtspunkte und Bestrebungen viel Bestechendes. Leider halten sie der kritischen Prüfung nicht stand, wenn man die Tatsachen der Geschichte und die Einsichten der Völkerpsychologie sprechen läßt. Könnten

die Bestrebungen der Annexionsgegner verwirklicht werden, so müßte ihr Ergebnis der ewige Friede sein. Alle Mühen zu seiner Herstellung, alle tönenden Aufrufe und Reden, alle Zusicherungen und Verträge haben sich aber als machtlos erwiesen gegenüber den drängenden Lebensinteressen der Völker. Sind die Interessengegensätze zwischen Völkern gespannt und heftig genug, so hat es bisher kein andres Mittel des Ausgleichs als die Waffen gegeben. Wo noch friedliche Verhandlung und Vermittlung möglich waren, da fehlte den Gegensätzen noch die stärkste Spannung. Leben will jedes Volk und sich entfalten. Deshalb richtet sich sein heftigstes Begehren auf die dazu erforderlichen Güter und Mittel. Ohne längeres Erwägen, sondern instinktiv entscheidet es sich blüßschnell für das, was seinem Nutzen dient. Deshalb haben Philosophen und Juristen auch stets ein Achselzucken für das Völkerrecht gehabt, wenn sie auch eifrig an dessen Entwicklung mitgearbeitet haben. Heute führt das Völkerrecht nur noch ein Schattendasein. Die am lautesten sich darauf berufen, treten es jeden Augenblick mit Füßen: die Engländer und Franzosen. Ihre Berufung auf völkerrechtliche Bestimmungen hat nur den Zweck, über ihre Beweggründe und ihr Tun die Neutralen zu täuschen. Das Völkerrecht ist kein Recht im Vollsinne. Es fehlen ihm dazu zwei wesentliche Merkmale: es ist nicht das Werk einer Gesetzgebung, sondern beruht auf internationalen Vereinbarungen und Verträgen, und zum andern steht hinter ihm keine Zwangsgewalt, die seine Unverletzlichkeit sichern, seine Durchführung verbürgen könnte. Alle Verträge sind in dem Augenblick zerrissen, wenn sich die Lebensinteressen der Vertragsvölker gegenseitig ausschließen, wenn es um Sein oder Nichtsein geht und der Haß in wildesten Flammen emporlodert. Da hört selbst das gegenseitige Verständnis der Völker auf. Jedes Volk spricht dann eine Sprache des Guten und Bösen, die der Feind nicht begreift, sondern die ihn zu höchster Empörung erregt. Jedes Schiedsgericht, dem nicht die Macht zur Vollziehung seines Rechtspruches gegeben ist, wird da zum Gegenstand des Spottes. Allein auch ein mächtiger Friedensbund ist keine Bürgschaft für das Recht eines Volkes. Vielmehr kann er dem einzelnen Volke zum vernichtenden Verhängnis werden. Denn der Fall ist nicht nur möglich, sondern liegt sehr nahe, daß die Mehrheit der im Friedensbunde zusammengeschlossenen Völker heimlich miteinander eins wird, sich auf Kosten eines andern Volkes zu bereichern. Diese Mehrheit wird es dann vergewaltigen oder ihm den Untergang bereiten. Nach Gesichtspunkten der Moral und Humanität haben sich die geschicht-

lichen Ereignisse noch nie vollzogen. Sie werden es auch in Zukunft nicht, solange nicht die Menschennatur eine völlig andre geworden ist. Dazu ist aber keinerlei Aussicht vorhanden. Alles Recht eines Volkes beruht auf Macht oder Uebermacht. Daran wird kein Utopist etwas ändern. Bestritten soll jedoch nicht werden, daß es wohl möglich ist, dem Völkerrecht einen etwas stärkeren Halt zu geben, als es in diesem Weltkriege offenbart hat. Nötig ist dazu vor allem, daß die mächtigsten Neutralen ihre Gewinnsucht so weit eindämmen, um mit ihrer ganzen Macht auf Befolgung der völkerrechtlichen Bestimmungen bestehen zu können. Im Bereich der Möglichkeit liegt auch die Zurückdrängung des Kriegswillens der Völker. Hierin werden aber weniger menschliche Willensentschlüsse als vielmehr die Erfindungen der Technik wirksam sein. Jede Vervollkommenung der Vernichtungsmittel macht den Krieg verlustreicher. Einmal muß der Punkt erreicht werden, wo die Verluste so groß sind, daß keinerlei Gewinn sie aufwiegen kann. Man ist angefangen dieses Krieges versucht, jenen Punkt schon jetzt für erreicht zu halten. Wenn er es wäre, so würde der fortwährend lebendige Vernichtungswille unsrer Feinde nur beweisen, daß die Leidenschaft blind macht und alles Abwägen von Nutzen und Schaden fälscht. Damit aber wäre die Möglichkeit, den Kriegswillen überhaupt zurückzudrängen, recht erheblich vermindert.

Der Sieger, der auf Veröhnung rechnet, wird sich fast immer verrechnen. Jedes Volk schätzt seine Waffenehre sehr hoch ein. Sie erscheint ihm durch eine Niederlage so verkehrt, daß sie ihre Wiederherstellung in einem neuen Kampfe erfordert. Überwindet es nicht aus sich das Gefühl schwerster Verletzung und das Verlangen nach Vergeltung, so wird es dem Sieger ganz unmöglich sein, es zu veröhnen. Je mehr er nach Veröhnung trachtet, je größere Rücksicht er dem Besiegten erweist, desto mehr verstärkt er dadurch in ihm das Gefühl, im Recht zu sein. Jede falsche Großmut macht den Besiegten verstockt und boshaft. Das Verhalten der Franzosen nach 1870/71 ist ein Musterbeispiel dafür. Aus Ritterslichkeit ließen wir ihnen Belfort, wir unterstützten sie mehrmals in ihrer Kolonialpolitik und erwiesen ihnen bei jeder Gelegenheit höfliche Aufmerksamkeit. Sie wurden dadurch nur in ihrem Hasse gesteigert. Und wenn wir ihnen heute, nachdem sie abermals und unter blutigsten Opfern unterlegen sind, ganz Elsaß-Lothringen zurückgeben würden, so wäre dennoch Veröhnung und freundschaftliche Gesinnung auf ihrer Seite ausgeschlossen. Sie würden nur anspruchsvoller auftreten und frecher fordern. Ein Sieger, der auf freundliche Gefühle beim Besiegten spekuliert, ist unreif für seine politische Rolle und

verdient den Sieg nicht. Er kann auch sicher sein, daß er ihn einmal schwer büßen muß.

Dem Recht auf Annektionen wird als hauptsächlichster Grund das Nationalitätenprinzip entgegengesetzt. Es bedeutet, daß jedem Volk das Recht auf selbständiges staatliches Dasein zugestanden wird. Dieses Recht seiner Natur nach richtig einzuschätzen, ist am meisten entscheidend für die vorliegende Streitfrage. Jedes Volk hat seinen Ursprung in einer durch Fortpflanzung zum primitiven Stamm oder zur Horde erweiterten Familie. Darum sind Sprache, Sitten, Gebräuche, Sagen, Anschauungen und Erinnerungen allen seinen Angehörigen gemeinsam. Die alte Lehre vom Urzustande als einem Kriege aller Einzelnen gegen alle Einzelnen ist auf Grund unsrer erweiterten wissenschaftlichen Einsicht aufgegeben worden. Jedoch muß man ihr heute noch Geltung lassen für das Verhältnis der Horden und Stämme untereinander in der Urzeit. Jeder Stamm war feindselig gegen einen andern, der sich mit ihm um die gleichen Güter und Mittel der Selbsterhaltung bewarb. Nur durch die Macht wurde der Streit entschieden. Unter den Negerstämmen Afrikas und der Südpazifik herrscht dieser Zustand noch heute, falls er nicht durch europäische Machteinflüsse beseitigt ist. Jeder Stamm gab seinem Gesamtleben staatliche Form im Gleichschritt mit seiner Entwicklung zu einem Volk. Erst durch staatlichen Zusammenschluß erlangt ein Volk Individualität oder ausschließendes Fürsichsein gegen andre Staaten. Zwischen den Staaten herrscht heute noch der Urzustand. Das beweist die Stellung und Aufgabe der Gesandten. Ein Gesandter hat nicht nur Forderungen, Wünsche und Kundgebungen zu übermitteln, sondern er führt auch die Aufsicht über den Staat, bei dem er beglaubigt ist, soweit es das Interesse seines Staates verlangt. Treffend sagt Hegel in seiner Rechtsphilosophie: »Seine Richtung nach außen hat der Staat darin, daß er ein individuelles Subjekt ist.« Erst durch seinen Staat ist einem Volke geschichtliches Leben möglich. Von dem Recht eines Volkes auf selbständige staatliche Existenz kann man jedoch nicht ohne weiteres reden. Ein solches Recht an sich, das aus dem bloßen Vorhandensein eines Volkes folgte, gibt es nicht. Vielmehr muß dieses Recht erworben und bewahrt werden. Die Kraft des Volkes ist hierfür entscheidend. In seinem geschichtlichen Leben hat sich jedes Volk zu beweisen. Seine Macht begründet letzten Endes seinen Wert. Ein Volk, das seine Selbständigkeit nicht zu bewahren imstande ist, sei es durch eigne Kraft oder durch Verträge mit mächtigen Staaten, hat kein Recht auf sie. Es schwebt kein Völkerrecht mit Vollstreckungsgewalt als ordnende Macht über den Staaten. Daraus folgt, daß dem Recht

des Siegers auf Annexionen das Nationalitätenprinzip keinesfalls als ein Recht entgegensteht.

So viele Völkerschicksale uns auch die Geschichte vor Augen führt: stets war die Macht entscheidend. Niemals darf man über geschichtliche Geschehnisse nach den moralischen Begriffen von Recht und Unrecht urteilen, wenn man nicht heillosen Beschränktheit verfallen will. Schon manches Volk hatte, im moralischen Sinne, mehr Recht als Macht. Es wurde eine Beute des Stärkeren und verlor seine Selbständigkeit oder ging unter. Kriege haben mindestens ebenso oft dem Unrecht als dem Recht zum Siege verholfen. Das künftig zu ändern, erscheint für absehbare Zukunft als außerhalb menschlicher Möglichkeiten. Noch nie hat sich ein Sieger gescheut, fremde Völker oder Volksteile sich einzuverleiben, wenn er überzeugt war, daß sein Lebensinteresse es erforderte. Wer heute grundsätzlich gegen Annexionen eifert, will nichts Geringeres, als den ganzen Lauf der Weltgeschichte unterbrechen und rückgängig machen. Wo gibt es einen größeren Staat, der nur ein einziges Volk innerhalb seiner Grenzen hätte? Unsere erbittertesten Feinde haben die Lösung ausgegeben: Keine Vergewaltigung kleiner Nationalitäten. Sie selber denken aber keinen Augenblick daran, die von ihnen einverleibten Völker freizugeben zum Zwecke eignen staatlichen Daseins. England will nicht die Iren, Indien und Buren, Frankreich nicht die Basen und Rußland nicht seine vielen fremden Völkerschaften, deren Zahl mehr als achtzig beträgt, freilassen. Trotzdem fanden sie in Deutschland gläubige und fanatische Verfechter ihrer Lösung! Sind diese auch sehr in der Minderheit, so sind sie doch weder eine erfreuliche Erscheinung noch verheißend für unsere Zukunft. Aber selbst wenn es unsere Feinde redlich meinten und ihren Fremdvölkern die staatliche Selbständigkeit geben würden, so wäre damit für den Weltfrieden nichts gewonnen. Bald würden unter den kleinen Staaten Eifersüchteleien entstehen. Jeder würde sich durch Anlehnung an einen Großstaat zu sichern suchen. Die Großstaaten selber würden ihre Eigeninteressen in den kleinen Staaten verfolgen, und damit wäre die Verletzung mancher »Interessensphären« unausbleiblich. Das Dasein kleiner Staaten, namentlich wenn sie einander benachbart sind, schließt die fortwährend wirkenden Ursachen von Kriegen in sich. Die Balkanstaaten haben viele Jahrzehnte hindurch den politischen Wetterwinkel Europas gebildet. Alle Epochen der Weltgeschichte sind durch die Prozesse der Bildung von Großstaaten gekennzeichnet. Ein kleines Volk ist auch am sichersten im Schutz einer Großmacht. Gegen solche elementaren Tatsachen kommen phantastisch humane Erwägungen nicht in Anschlag.

Ein sehr beliebter Einwand gegen Annexionen lautet: »Der Kaiser hat in seiner Thronrede diesen Krieg als einen Verteidigungskrieg bezeichnet, und das ganze deutsche Volk hat ihm zugestimmt; deshalb müssen wir uns auf Verteidigung beschränken und dürfen darüber hinaus keine Ziele verfolgen.« Selbst in einem Artikel eines Berufspolitikers fand ich diese faden-scheinige Logik. So man das tut am grünen Holz, was will am dürrer werden! Jeder Krieg ist zu Beginn wenigstens für eine Partei ein Verteidigungskrieg. Auch 1870 waren wir gezwungen, zur Verteidigung die Waffen zu ergreifen. Entfaltet die angegriffene Partei aus sich eine überlegene Macht, so geht der Verteidigungskrieg von selbst in einen Eroberungskrieg über: feindliches Gebiet wird vom Sieger besetzt. Je nach Beschaffenheit des Feindes wird sich der Sieger entscheiden, ob er das eroberte Gebiet zurückgeben oder behalten will. Sein Recht auf Annexion beruht auf seiner Übermacht, und nur mit ihrem Schwinden kann es hinfällig werden. Eine merkwürdig verflausulierte und nicht widerspruchsfreie Stellung hat Kant zu diesem Punkte eingenommen. Er erklärte: »Das Recht eines Staates gegen einen ungerechten Feind hat keine Grenzen.« Ein ungerechter Feind war ihm derjenige, dessen öffentlich geäußerte Wille einen Grundsatz vertrat, der als durchgeführte Regel den Friedenszustand unter den Völkern unmöglich machen und den Naturzustand verewigen würde. Trotzdem wollte er nichts davon wissen, einen Staat verschwinden zu machen, »denn das wäre Ungerechtigkeit gegen ein Volk, welches sein ursprüngliches Recht, sich in ein gemeines Wesen zu verbinden, nicht verlieren kann«. Sein Irrtum wurzelte in der heute überwundenen naturrechtlichen Anschauung, daß jedem Volke das Recht der Existenz in einem selbständigen Gemeinwesen von Natur anhafte. Wir erkennen heute entwicklungsgeschichtlich, daß alles Recht durch Macht erworben wurde und lediglich den Grundsatz der Gegenseitigkeit verwirklicht. Aber selbst nach Kant haben wir alles Recht gegenüber unsern Feinden, das in unserer Macht steht. Denn auch nach ihm herrscht im Kriegszustande das Recht des Stärkeren, und Kriegszustand besteht ununterbrochen zwischen den Völkern, auch wenn die Waffen ruhen.

Unsre Feinde haben uns hartnäckig ihren Vernichtungswillen immer von neuem bekundet. Von Beginn des Krieges an ließen sie keinen Zweifel darüber, daß sie nicht nur das Deutsche Reich zerschmettern, sondern auch das deutsche Volk austrotten wollten. Was in aller Welt an Halbmenschen und menschenähnlichen Bestien vorhanden war, haben sie zum Kampf gegen uns herangeführt. Mit ihnen haben die Söhne deutscher Mütter kämpfen müssen, von ihnen

sind viele der wertvollsten Kulturförderer getötet worden. Gegenwärtig wird ein Werk über die bei uns gefangenen Feinde vorbereitet, in dem die Rassen- und Verbrechertypen in ausgezeichneten photographischen Aufnahmen dargestellt sind. Wenn das deutsche Volk diese einmal zu Gesicht bekommt, dann wird ihm erst ganz klar werden, welches Schicksal man ihm bereiten wollte. Nicht nur in den Straßen Berlins und im Park von Sanssouci sollten sich die indischen Lanzenreiter breitmachen, sondern man hatte den Halbmenschen und Verbrechern aus allen Zonen, Weltgegenden und Großstädten versprochen, daß sie sich in Deutschland ganz nach Belieben gütlich tun sollten. Es gehört kaum Phantasie dazu, um sich das Los der deutschen Frauen, Mädchen und Kinder auszumalen. Wer Milde und Verjöhnlichkeit gegen solche nichtswürdigen Feinde predigt, der ist urteilslos und hat keinen Anspruch, gehört zu werden. Ein Volk, das so schwer und unter so großen Opfern wie wir um sein Dasein hat ringen müssen, darf aus seinem Siege jedes Recht ableiten, das es für seinen Fortbestand als notwendig erachtet. Gutes hat das deutsche Volk auch in Zukunft nicht von seinen Feinden zu erwarten. Raubbegierde, Habsucht, Raubgier und Eroberungsgelüste haben diesen Vernichtungskrieg gegen uns angezettelt. Sie werden auch künftig lebendig sein und können nur durch unsre überlegene Macht niedergehalten werden. Unser Siegespreis bestimmt sich nach Größe und Wert unsrer Opfer und nach der Minderwertigkeit unsrer Feinde. Der Sieg muß uns dazu dienen, uns so stark als irgend möglich zu machen. Unterlassen wir das, so handeln wir leichtfertig gegen uns selber und verbrecherisch an den kommenden Geschlechtern. »Wer dem andern nicht Garantien für die Sicherheit seiner Rechte geben kann, der hat selbst keine,« sagt Fichte in seiner »Grundlage des Naturrechts«. Das trifft auf alle unsre Feinde zu. Sie haben und sind keine Garantie für unsre Sicherheit. Unser Heil liegt einzig und allein in der Möglichkeit unsers Selbstschutzes. Schon Machiavelli hatte aus umfassenden geschichtlichen Betrachtungen die Weisheit geschöpft, daß alle bewaffneten Propheten den Sieg davongetragen haben, alle unbewaffneten aber zugrunde gegangen sind. Das sollten sich alle die einprägen, die noch immer auf Verträge vertrauen und den Phrasen von Völkerbrüderlichkeit Glauben schenken!

Rant sagt, daß »der Besitz der Gewalt das freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt«. Das »unvermeidlich« in diesem Ausspruch dürfte keine uneingeschränkte Geltung haben. Aber lange vor Rant besaßen die Menschen schon die Einsicht, daß die Macht leicht dumm macht. Das muß der Sieger be-

herzigen. Dummheit ist für ihn jede unangebrachte Großmut. Dummheit ist auch jedes allzu ängstliche und überweisse Abwägen von Recht und Gerechtigkeit. Schon der Prediger Salomo mahnt Kap. 7, 17: »Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, daß du dich nicht verderbest!« Welch abgrundtiefe Menschenkenntnis offenbart dieses uralte Wort! Die Menschennatur ist seitdem nicht besser geworden. Noch immer wohnen im Unterlegenen Scheelsucht, Haß und Racheverlangen. Noch immer ist er innerlich bereit, Gutes mit Bösem zu vergelten. Darüber sollte sich am wenigsten der Sieger täuschen, der über eitle und habgierige Feinde Herr geworden ist. Dummheit ist aber auch der Übermut des Siegers. Nicht nur sollte er es unterlassen, seine Siegesfreude verleugend oder gar roh zu äußern, sondern er sollte in den Bedingungen, die er dem Besiegten auferlegt, nie weiter gehen, als seine eigne Sicherheit es erfordert. Für Annektionen insbesondere lassen sich die Erfahrungen, die uns die Geschichte gibt, leicht zusammenstellen.

Annektionen sind gerechtfertigt, wenn es für den Sieger notwendig ist, sich Grenzen zu schaffen, die einen natürlichen Schutz bieten und leicht durch Befestigungen weiter verstärkt werden können. Nach diesem Grundsatz ist im Frankfurter Frieden von Deutschland nicht verfahren worden. Sonst hätte man nie die Grenze nahe dem Vogesenkamm ziehen, nie Belfort wieder an Frankreich zurückgeben können. Wir mußten in diesem Kriege die Franzosen ins Elsaß hineinlassen, um auf den Fersen der geschlagenen Armee ins Feindesland folgen zu können. Belfort ist fortdauernd die starke Ausgangsfeste für die Bedrohung unsrer Vogesengrenze geblieben. Die Großmut gegen den Besiegten hat der Sieger mit viel Blut bezahlen müssen! Der Begriff der Grenze hat durch die Entwicklung der Luftkampfmittel eine Erweiterung erfahren, die man sorgfältig berücksichtigen muß, wenn es sich um Grenzsicherung handelt. Würde Belgien wieder zur Verfügung unsrer Feinde sein, so lägen künftig unsre rheinisch-westfälischen Bergwerks- und Industriegebiete unter den Bomben der feindlichen Luftfahrzeuge. Die dadurch bewirkte Schwächung unsrer Kampfkraft ist ohne weiteres ersichtlich. Auch dann liegt ein objektiv unbestreitbarer Grund zur Annektion vor, wenn das annektierte Gebiet durch Kohlen- und Erzbergwerke eine besondere militärische Kraftquelle in den Händen des Besiegten sein würde. Das trifft auf die von uns besetzten Bergbauggebiete Frankreichs zu. Einem Volke von solchem Haß und solcher grausamen Rachsucht sollte man nicht die Mittel lassen, sich weiterhin leicht rüsten zu können. Auch Gebiete, die große Einnahmen an Geld ermöglichen, kann sich der Sieger unbedenklich

zueignen. In allen diesen Fällen müssen die militärischen Sachverständigen das entscheidende Wort bei Aufstellung der unerläßlichen Friedensbedingungen haben.

Weitere zureichende Gründe für Annexion sind die Notwendigkeiten, 1. Siedlungsland für Militärinvaliden und die überschüssige Volkskraft zu gewinnen, 2. beim Vorhandensein einer gemischten Bevölkerung im annektierten Gebiet dem verwandten oder gleichen Volkselement zu Hilfe zu kommen, 3. einen Staat, der nach richtigem Wort zu einem legalen Verhältnis nicht taugt, zu beseitigen. Daß wir Siedlungsland brauchen und es in den von uns besetzten Gebieten finden können, bedarf keiner weiteren Ausführung. Besonders die belgische Frage erhebt bei uns die Gemüter. Sie muß in der Tat den wichtigsten Punkt in unsern Friedensbedingungen ausmachen. Von ihrer Lösung hängt es ab, ob wir künftig mit Erfolg Weltpolitik treiben und die Erzeugnisse unsrer nationalen Arbeit nutzbringend auf dem Weltmarkte verwerten können oder nicht. Der belgische Staat war ein politisches Kunstprodukt. Eine belgische Nation gibt es nicht. Die uns nahverwandten Flamen waren zugunsten der Wallonen unterdrückt und einer gewaltsamen Romanisierung ausgesetzt. Ihnen Hilfe zu bringen, ist nicht nur unser erworbenes Recht, sondern auch eine Pflicht unsrer Selbsterhaltung. Daß Belgien, Serbien, Montenegro, Italien und Rumänien zu einem legalen Verhältnis nicht taugen, unterliegt keinem Zweifel. Gegen Staaten solchen Verhaltens hat der Sieger jedes Recht, das aus dem Begriff der Selbsterhaltung folgt und durch Macht verbürgt werden kann. Belgien darf militärisch und politisch nicht wieder aus der Hand gegeben werden, wenn nicht alle Früchte dieses Krieges und unsre ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt werden sollen.

Im besonderen Falle ist auch dann ein vollständiger Annexionsgrund gegeben, wenn das zu annektierende Gebiet einen für Handel und Seegeltung wichtigen Hafen besitzt oder die Beherrschung von Wasserstraßen ermöglicht. Jedes große Volk ist heute gezwungen, Kolonialpolitik zu treiben. Neuerdings hat man uns belehrt, daß Kolonien in den Stand gesetzt werden können, sich selbst zu verteidigen. Das mag zutreffen; aber Kolonien, die im Kriegsfall von der Verbindung mit dem Mutterlande abgeschnitten sind, können es weder unterstützen noch von ihm Unterstützung erhalten. Selbst wenn gegenseitige militärische Unterstützung nicht nötig wäre, so wird doch stets der Austausch von Rohstoffen und Fabrikaten im höchsten Maße erwünscht sein. Kolonien, die vom Mutterlande isoliert werden können, haben nur sehr bedingten Wert. Ein Volk, das sich die Verbindung mit seinen Kolonien sichern kann, handelt tö-

richt, wenn es diese Sicherung unterläßt. Es fehlt ihm an Zielbewußtsein. Unser Zielbewußtsein verweist uns auf die flandrische Küste. Sie muß künftig zu unsrer unbefchränkten Verfügung sein. Dazu ist uns mit einem bloßen Wegerecht durch Belgien nicht gedient. Für Deutschland ist es Lebensnotwendigkeit geworden, daß es seiner Flotte den unmittelbaren Zugang zum Ozean verschafft.

Annexionen wird Deutschland nicht vermeiden können. Was wir annektieren, hängt vom Ausgang des Krieges und auch davon ab, was unsre Feinde uns als Gegenwerte für die eroberten Gebiete zu geben haben. Angstliche Gemüter fürchten sich vor der Einverleibung fremder Völker und Volksteile. Sie meinen, daß durch sie in einem künftigen Kriege unsre Kraft nur geschwächt werden würde. Eine von Anfang richtige Politik kann diese Folge verhindern. Es ist durchaus nicht notwendig, mit dem Lande auch dessen Bewohner zu annektieren. Mir scheint der Widerspruch gegen Annexionen hauptsächlich darauf zu beruhen, daß sich das Empfinden gegen die Vergewaltigung von Millionen Menschen sträubt. In Urzeiten tötete der Sieger den Besiegten. Es war ein großer Fortschritt des Empfindens und Denkens, als er dazu überging, ihm das Leben zu schenken und dafür seine Arbeitskraft in Besitz zu nehmen, ihn zum Sklaven zu machen. Weiteres Fortschreiten des Fühlens und Denkens führte zur Verwerfung der Sklaverei. Jetzt ist ein neuer Fortschritt eingetreten, der sich darin zeigt, daß man jedem Volke das Recht auf selbständiges staatliches Dasein und ungehemmte Entwicklung zugestehen möchte. Vorläufig sind aber die brutalen Tatsachen stärker als die seelische Entwicklung. Die Einverleibung eines eroberten Gebiets als Landesteil, Provinz oder Gouvernement ist praktisch nur dann zu empfehlen, wenn es von einem gleichen oder nahe verwandten Volkselement bewohnt wird. In dem Fall, wo es sich um ein fremdes Volkselement handelt, das sich noch dazu als zu einem legalen Verhältnis untauglich gezeigt hat, sollte der Sieger zur Ausweisung schreiten, natürlich unter gesetzmäßiger, zu landesüblichen Preisen erfolgender Enteignung des unbeweglichen Besitzes der Einzelpersonen. Die Ausgewiesenen mögen sich dem befreundeten, meist ja auch stammverwandten Volke zuwenden, zu dessen Gunsten sie gegen den Sieger Partei ergriffen. Auch Gichte hat empfohlen, ein Volk, das kein Vertrauen verdient, aus der Nachbarschaft zu vertreiben. Der Vorwurf der Härte und Grausamkeit hiergegen wäre unberechtigt. Wer gegen Feinde milde und nachgiebig ist, der handelt grausam gegen sein eignes Volk. Wir vor allem sollten heute den Traum der Versöhnung und Verbrüderung endgültig ausgeträumt haben

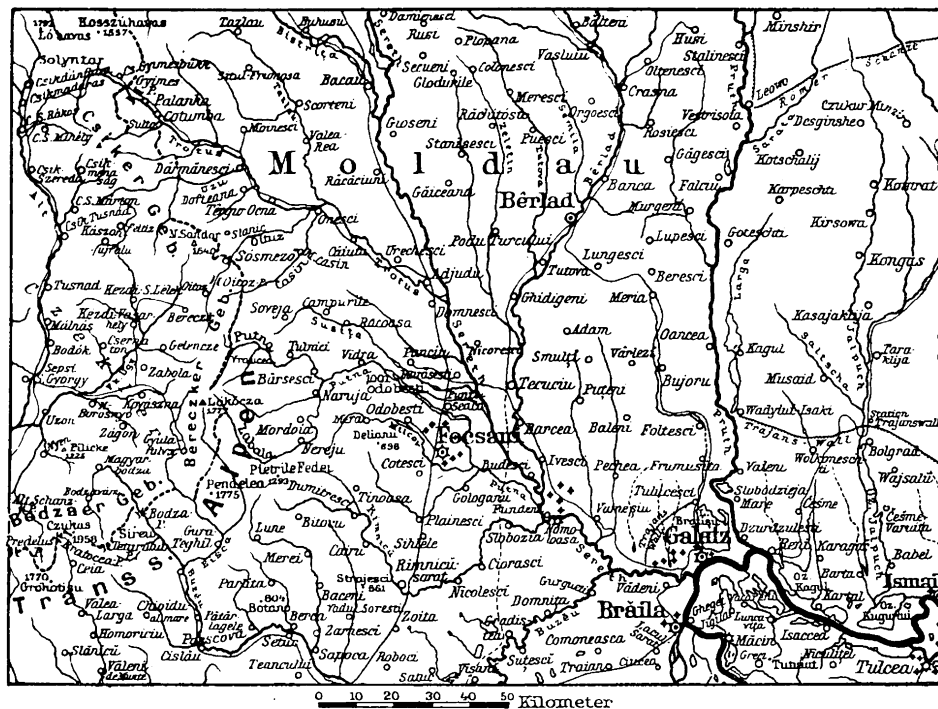


und uns auch vor dauernden feindseligen Gegenjagen nicht fürchten. Diese Gegenjagen sind da und werden uns so lange bedrohen, bis die Hoffnung auf Rache und Raub endgültig durch unsre Macht zertrümmert ist. Selbst wenn wir, was ganz unwahrscheinlich ist, jemals mit England zu einem Bündnis kämen, so würden wir die Betroffenen und Leibtragenden sein. Die ganze, Jahrhunderte hindurch betätigte Natur dieses Volkes macht ihm aufrichtige Freundschaft und Bündnistreue unmöglich. England hat stets Bündnisse nur dann gehalten, wenn sie sein Vorteil waren. Wir sind auf uns selbst und auf unsre durch Interessengemeinsamkeit mit uns verknüpften Bundesgenossen angewiesen. Mit England dagegen befinden wir uns im stärksten Interessengegensatz, der jemals zwei Völker entzweite. Dieser Gegensatz muß tödlich für eine Partei sein. Die englischen Vorbereitungen zu einem Handelskriege nach dem Kriege der Waffen lassen auch jetzt schon die ganze künftige Entwicklung dieses feindlichen Verhältnisses in Umrissen voraussehen.

Wollen einzelne von der Ausweisung betroffene Personen unter der neuen Herrschaft bleiben, so kann ihnen das gestattet werden, wenn nichts gegen ihre Vertrauenswürdigkeit spricht. Offenbaren sie sich später als Staatsfeinde, so sind sie des Landes zu verweisen, nachdem ihr gesamtes Vermögen vom Staate eingezogen ist. Haben sie sich hochverräterischer Handlungen schuldig gemacht, so sind sie entsprechend zu bestrafen und erst nach Abbüßung ihrer Strafe aus den Landesgrenzen zu entfernen. Ist ein zu annektierendes Gebiet von einem mehrere Millionen zählenden Fremdvolk bewohnt, so ist die Einverleibung, d. h. die Annexion im engeren, eigentlichen Sinne, als unpraktisch zu vermeiden. Es sind eben verschiedene Grade der Annexion möglich. Einem größeren Fremdvolk gegenüber, bei dem die Ausweisung mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden wäre, empfiehlt sich die loseste Form der Annexion, die bloße Angliederung. Der annektierte Staat könnte als Staat bestehenbleiben und eigne Verfassung und Verwaltung, eignen Staatshaushalt und eignes Recht haben. Nur militärisch müßte er ganz in der Hand des Siegers sein. Er stände dem herrschenden Staate im Verhältnis eines Schutzstaates, wobei das Bestimmungswort »Schutz« im passiven und aktiven Sinne zu nehmen wäre. Der annektierte Staat würde vom Sieger nach außen hin geschützt und hätte seinerseits zum Schutz des Ganzen beizutragen. Daraus folgt, daß er Beiträge zu den Lasten des Großstaates und Kriegsdienste zu leisten hätte. Der Herrscher des Großstaates wäre oberster Kriegsherr. Die

Monarchie des annektierten Staates wäre dadurch ebensowenig beeinträchtigt, wie das in den kleineren deutschen Bundesstaaten der Fall ist. Ob zwischen dem Gebiet des Siegers und dem annektierten Gebiet Zolleinheit herrschen soll, ist eine Frage, die in jedem einzelnen Fall besonders entschieden werden muß, wobei aber dem herrschenden Staate das Streben nach größtmöglicher Gerechtigkeit anzuraten ist. Das Volk im Schutzstaat kann ungehindert sein nationales Leben führen und alle seine kulturfördernden Eigenschaften entwickeln. Der einsichtige Sieger wird sich hüten, Sprache, Sitten, Gebräuche und Religionsbekenntnis anzutasten. Denn darin ist das Gemütsleben des Volkes verankert. Die Unterdrückung des Gemütslebens führt ein Volk zum Pessimismus, zur Verkümmern und schließlich zu Taten der Verzweiflung. Entnationalisierung ist ein Frevel an der Natur, denn die Natur eines Volkes und seine Nationalität sind geradezu einerlei. Zur Nationalität gehört aber nicht das Dasein in einer ganz selbständigen oder bestimmten Staatsform. Hat das Volk bereits ein längeres geschichtliches Leben hinter sich, so sollte man ihm die Pflege historischer Erinnerungen nicht verwehren. Es ist nur zu fordern, daß es sich aufrichtig mit dem geschaffenen Schutzverhältnis abgefunden hat und in Treue zum herrschenden Staate steht. Alles, was zur Pflege seiner Eigenart dient, kann ihm dann als Privatsache überlassen werden. Bleibt das Volk widerspenstig, weil es von nationalem Größenwahn besessen ist, und sucht es die Grundlagen des herrschenden Staates zu zerstören, so darf der auf seinen Bestand bedachte Großstaat keinen Augenblick zögern, den Kriegszustand über den Schutzstaat zu verhängen und mit unerbittlicher Strenge vorzugehen. Nie darf der herrschende Staat wechselnd in der Behandlung des annektierten Volkes verfahren, nie Zuckerbrot und Peitsche je nach Stimmung abwechselnd gebrauchen; denn dadurch ermutigt er die Widersetzlichkeit. Milde und Strenge müssen jeden Augenblick in Bereitschaft sein, nach dem Gesichtspunkt gesetzmäßiger Gerechtigkeit hervortreten. — Wenn nicht alles täuscht, werden mit dem Ende dieses Krieges Staatenverhältnisse notwendig sein und geschaffen werden, die bisher noch nicht verwirklicht wurden.

In der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes, das vor dem Kriege nur seiner friedlichen Arbeit hingegeben war, regt sich jetzt die Stimme des Willens zur Macht. Die Erfahrung mit böswilligsten Feinden und die großen Opfer haben sie gewedt. Aber auch jetzt noch erstrebt das deutsche Volk die Macht keineswegs um ihrer selbst willen, sondern als Mittel seiner Selbsterhaltung.



Karte des Kampfgebiets am Sereth und in der Moldau

## Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XXX

Die Kämpfe in der Moldau — Osten und Westen — Allgemeine Spannung — Seekrieg und Seeflotte — Die Friedensfrage

Nach den großen Dezembersiegen, die die Russen und Rumänen aus der Großen Walachei verjagt und über den Mittellauf des Rimnicul-Sarat sowie in den Brückenkopf von Braila gedrängt hatten, ergab sich als natürliche Folge des bisherigen Ringens der Kampf um die Serethlinie. Eine mächtige Verteidigungsstellung, durch natürliche und künstliche Hindernisse geschützt, stand hier den Russen von Braila-Galatz bis nördlich von Jocsani zu Gebote. Wenn auch die Festungswerke von Galatz, Fundeni und Jocsani — der dreibundfreundlichen Politik König Karls entsprechend — ihre Hauptfront ursprünglich nach Norden richteten, so hatte man doch im Kriege Zeit gehabt, auch die Süd- und Westseiten zu verstärken und zahlreiche Vorstellungen im Vorgelände anzulegen. Auf der ganzen Linie, von der Dobrudscha bis zum Milcovul, begann Mackensen den Angriff, und binnen einer Woche hatte er die ersten größeren Erfolge zu verzeichnen.

Auf dem äußersten rechten Flügel in der Dobrudscha galt es zunächst, die den Weg

nach Braila und Galatz sperrenden Werke von Macin (am rechten Donauufer) und Icpila (einige Kilometer weiter nördlich) zu nehmen. Mehrtägige hartnäckige Gefechte trieben die Russen erst in die Ortschaften hinein und lieferten dann diese den Siegern selbst in die Hände (3. Januar); der Rest der Landzunge im Donaufnie vor Galatz wurde in den nächsten beiden Tagen von den Russen geäubert, worauf Galatz unter Feuer genommen werden konnte. Braila war damit verloren (5. Januar), so daß die Verbindung zwischen der Dobrudscha- und der Donau-Armee abermals verbessert und in der großen Handelsstadt mit ihren Hafenanlagen ein wichtiger Platz für den rückwärtigen Verkehr gewonnen war. Gleichzeitig wie von Osten hatten sich die Verbündeten dem Donauplatz auch von Westen genähert. Deutsche und Österreicher durchbrachen durch die Erstürmung von Gurgunti (am unteren Buzeu) und Romanul (etwa zwei Meilen südöstlich davon) den westlichen Brückenkopf Brailas (4. Januar), jagten am folgenden Tage die Russen mit großen

Verlusten über den Sereth und reichten der Dobrudscha-Armee in Braila die Hand. In weiteren Gefechten verloren die Russen den größten Teil des Sumpfgeländes zwischen Braila und Galatz westlich der Donau, nur Vadani vermochten sie zu behaupten. Größere Gefechte hat es seitdem hier nicht mehr gegeben, sowenig wie in der Dobrudscha, wo die Bulgaren mit Erfolg bemüht waren, den Donauverkehr zwischen Galatz und dem Schwarzen Meere zu hindern, aber den südlichen Arm des Donaudeltas nicht zu überschreiten vermochten.

Noch wechselreicher und größeren Inhalts waren die Ereignisse nördlich des Bugeus, auf dem Operationsfelde der neunten Armee. Auch hier wurde das neue Jahr glänzend eröffnet. Der linke Flügel arbeitete sich durch die Berge nach Norden, um den mittleren Milcovul zu überschreiten und Jocsani nordwestlich zu umgehen: am 3. Januar bereits hatte er den Milcovul zwischen Mera und Odobesti überschritten und drei Tage später den Gipfel des Odobesti erstürmt. Das Zentrum schlug in derselben Zeit die Russen bis über Slobozin (am Rimnicul-Sarat, etwa 1½ Meilen westlich von Fundeni) hinaus, und weiter südlich zwischen dem Rimnicul-Sarat und Bugeu kam der linke Flügel mit Vortruppen nach Wegnahme Guliancas bis zum Sereth (5. Januar). Es war vergeblich, daß die Russen durch einen großen Gegenstoß zwischen Jocsani und Fundeni auf 25 Kilometer Breite die deutsche Front im Zentrum zu durchbrechen suchten (6. Januar), wodurch allerdings eine üble Lage hätte entstehen können: der Gewaltsturm brachte ihnen große Verluste und hielt das deutsche Vordringen nicht auf, wenn er auch westlich von Jocsani ein wenig Gelände gewann. In unermüdlichen Angriffen eroberten die Verbündeten das Odobesti-Gebirge, einige mächtige Stellungen am Milcovul und trieben die Russen in rastloser Verfolgung über mehrere zwischen diesem Fluß und dem Sereth angelegte Stellungen hinaus, so daß Jocsani selbst genommen werden konnte (8. Januar). Sogleich wurde das Gewonnene nach Norden gesichert durch die Festsetzung am Putna-Abchnitt (9. Januar), womit zugleich der Angriff auf den Brückenkopf von Tecucciu sowie ein Zusammenarbeiten mit den Truppen des Erzherzogs Josef im Eusitatal vorbereitet werden konnte.

Wie im Norden mußten die Russen in diesen Tagen auch im Süden zurückweichen. Zwischen Jocsani und Fundeni mußten sie sich erst hinter den Putna, dann gar hinter den Sereth zurückziehen (9. Januar), allein den Brückenkopf zwischen Nanesti (einige Kilometer westlich von Fundeni) und dem Rimnicul-Sarat vermochten sie auf dem rechten Ufer zu behaupten. Sogleich wurden Angriffsvorbereitungen getroffen, die vergeblich große russische Vorstöße an der Bugeumündung und besonders bei Fundeni (15. Januar) zu unterbrechen versuchten; wenige Tage darauf (19. Januar) erstürmten deutsche Truppen die Brückenkopfstellung und trieben die Russen unter gewaltigen Verlusten auf das linke Serethufer.

Ergänzt wurden diese Erfolge Madensens durch den linken Flügel des Erzherzogs Josef. In allen größeren Flußtälern zwischen dem Trotus und dem Putna wurden unter unsäglichem Mühen trotz großer Kälte und hohem Schnee die Russen Schritt für Schritt zurückgetrieben, aus mehreren festen, sorgfältig vorbereiteten Bergstellungen verjagt, so daß die Verbündeten der Ebene immer näher kamen. Heftige Gegenstöße der Russen und Rumänen, die hier nach einer Erholungspause wieder auftraten, führten gelegentlich zu örtlichen Erfolgen, scheiterten aber in der Hauptsache unter großen Verlusten. Wie weit die Generale Gerof und Ruiz nach Osten vorgebracht sind, läßt sich nicht sagen; am weitesten scheinen sie mit dem Südflügel, im Eusitatal, gekommen zu sein, wo sie vermutlich westlich von Panciu Fühlung mit der neunten Armee genommen haben.

Somit ist abermals ein beträchtliches Gebiet erobert und den Russen ein großer strategischer Nachteil zugefügt worden. Zwar haben sie Galatz noch im Besitz und schiden sich offenbar an, es nachdrücklich zu verteidigen, ja, sie ziehen anscheinend hier eine große Armee zusammen, um gelegentlich wieder den Angriff in die Walachei zu tragen. Aber selbst wenn sie die Festung behaupten, obgleich sie schon von der deutschen und bulgarischen Artillerie bestrichen wird und die Eisenbahn nach Besarabien sowie die Donaustraße fast unbrauchbar gemacht worden ist, wird eine Offensiv durch die Sumpfenge oder über den Sereth außerordentlich schwierig sein. Zudem steht die Stellung bei Galatz stets unter der Gefahr einer Umfassung von Norden her,

falls der linke Flügel des Erzherzogs seine Offensive über den Sereth fortsetzt. Eine solche Bewegung würde zugleich die Verbindung der Russen in den Walddkarpathen und der Bukowina bedrohen. Mag nun von den Verbündeten in der Moldau eine größere Entscheidung gesucht werden oder nicht, auf jeden Fall haben sie ihre Stellung bedeutend verbessert und sind in der Lage, falls es in ihrem Plane liegt, eine Überlegenheit durch eine Minderzahl festzuhalten. Wie sehr sich die Dinge zuungunsten der Russen verschoben haben, bestätigen die Ereignisse an der übrigen Front des Erzherzogs. Im Dezember suchten die Russen noch mit gewaltigen Anläufen durch die Karpathen nach Ungarn durchzubrechen, im Januar sind solche Versuche unterblieben, und nur geringere Gefechte, in denen unsre Truppen nicht selten offensiv waren, sind geliefert worden.

Ohne Zweifel haben all diese Kämpfe den Russen wieder mächtige Opfer gekostet, und um die Galatzfront zu stärken, haben sie gewiß andre Stellen erheblich schwächen müssen. Nach neutralen Stimmen haben sie besonders den asiatischen Kriegsschauplätzen Truppen entzogen, und dazu würde stimmen, daß die Türken ihnen in Armenien, besonders aber in Persien, einige kräftige Schläge versetzen konnten.

Die übrige Ostfront hat nur an einer Stelle, im äußersten Norden, größere Kämpfe gesehen, und zwar hatten hier die Russen die Initiative. Unter Benützung der trüben Witterung, die den deutschen Verteidigern die Beobachtung erschwerte, gelang es ihnen, in mehrtägigen Kämpfen zwischen Riga und Mitau an der kurlischen Na die Deutschen ein Stück zurückzudrücken (5. bis 7. Januar), aber dann waren genügende Reserven zur Hand, und alle folgenden Massenstürme blieben vergebens (8. bis 10. Januar). Lange erfreuten sie sich ihres Vorteils nicht; zwei Wochen später entriß ihnen ein sorgfältig vorbereiteter deutscher Gegenstoß den Gewinn wieder und fügte ihnen schwere Verluste zu (23. bis 25., 30. Jan.). Außerdem gab es bei Smorgon, an der Düna, bei Plozow und an Plota Lipa wiederholt Gefechte, aber nirgend wurde eine nennenswerte Veränderung herbeigeführt.

Im Westen ist eine so große Unternehmung, wie der französische Angriff auf dem rechten Maasufer im vorigen Monat, nicht

zu verzeichnen, wohl aber viele größere oder kleinere Gefechte und tägliche Patrouillenunternehmungen von beiden Seiten, die die Front zur Vorbereitung größerer Versuche zu erkunden bestimmt sind. Die Feinde haben besonders stark im Ypernbogen und im englischen Sommegebiet angegriffen. In Flandern brach ihr Vorgehen meist im Feuer zusammen, nördlich der Ancre erreichten sie zweimal kleine Vorteile (am 9. und 27. Januar) und erlitten einen Mißerfolg (28. Januar), aber von weit größerer Bedeutung war ein deutsches Unternehmen südwestlich vom Toten Mann (25. Januar). Es brachte uns ein neues großes Stück der früher so heiß umkämpften Höhe 304 ein und zwang die Franzosen zu einigen recht verlustreichen, aber fruchtlosen Gegenangriffen. Vielleicht sehen sie sich hierdurch gezwungen, ihre Truppen bei Verdun auf Kosten anderer Frontteile zu verstärken.

Wie lange dieses verhältnismäßige Stillleben im Westen und Süden — auf dem italienischen und mazedonischen Kriegsschauplatz hat sich gar nichts ereignet — anhalten wird, läßt sich selbstverständlich nicht sagen; jedenfalls scheint einstweilen die Entente ihre Vorbereitungen für die so oft angekündigte neue große Offensive noch nicht beendet zu haben. Die verschiedensten Vermutungen über ihre Absichten sind geäußert worden. So soll eine abermalige Verlängerung der englischen Front nach Osten und eine starke Ansammlung von französischen Truppen in Ostfrankreich auf einen großen Angriff im Gebiet von Belfort hindeuten, was die Schweizer Regierung zur Verstärkung ihres Grenzschutzes veranlaßt hat, um sich nicht dem Schicksal Griechenlands auszusetzen. Gleichzeitig mit diesem Angriff im äußersten Osten soll ein andrer im äußersten Westen, in Flandern, womöglich zu Lande und zu Wasser vorbereitet werden, so daß die deutsche Front an beiden Flügeln gefaßt und erdrückt werden könnte. Als dann gar der große Kriegsrat in Rom (Anfang Januar) zusammentrat, gingen noch andre Gerüchte durch die ausländischen Blätter: bald hieß es, die Saloniki-Expedition solle abgebrochen werden, bald, sie solle vergrößert und durch einen neuen starken Angriff der Engländer in Mesopotamien sowie der Italiener und Franzosen in Kleinasien oder gar auf die Dardanellen unterstützt werden. Da-

mit würde sich vereinigen lassen, daß die Engländer bei Rutelamara den Türken wieder heftige und wechselvolle Gefechte geliefert haben, während die Verringerung der asiatischen Truppen Rußlands dagegen spricht. In italienischen Blättern endlich wurde von der Gefahr einer großen »Hindenburgischen« Offensive über die Alpen gesprochen, wobei allerdings unklar blieb, ob mehr wirkliche Besorgnis oder Wichtigtuerei der Vater des Gedankens war. All diese Gerüchte lassen erkennen, wie stark das Gefühl verbreitet ist, daß es mit Notwendigkeit bald zu einer großen, vermutlich endgültigen Entscheidung kommen muß, weil bei dem augenblicklichen Kräfteverhältnis schwerlich eine Partei eine große Niederlage überstehen kann.

Wenn der Vierbund bei seiner günstigen strategischen Lage und im Hinblick auf seine bisherigen militärischen Leistungen zuversichtlich dieser Entscheidung entgegensehen und erwarten darf, daß es der Seeresleitung gelingen wird, rechtzeitig am wichtigsten Punkte, sei es im Osten oder im Westen, eine Überlegenheit zu versammeln, so bereitet der Entente nicht nur der Landkrieg, sondern auch der Seekrieg schwere Sorgen. Die neue Leitung des englischen Seewesens durch Carson, Jellicoe und Beatty hat weder neue große Verluste der Kriegsmarine durch die Unterseeboote — mehrere große Transportdampfer, ein großer Kreuzer und ein großer Hilfskreuzer sind ihnen auf verschiedenen Meeren zum Opfer gefallen — noch die steigenden Erfolge des Handelskrieges — über 400 000 Tonnen im Dezember — zu verhindern vermocht; der Durchbruch eines Raperschiffes in den Atlantischen Ozean nach dem Muster der »Möwe«, das bereits über 60 000 Tonnen feindlicher Schiffe genommen, ein neues Raperschiff ausgerüstet und eine wichtige Prise in einen deutschen Hafen geschickt hat, die erfolgreichen Vorstöße der deutschen Flottille in die Nordsee, die den Engländern zwei Torpedoboote gekostet haben, endlich eine Beschließung der englischen Küste haben die Vorstellung von der absoluten englischen Seeherrschaft zerstört und schwere Sorgen wachgerufen, ob die Transportflotte den im Frühjahr steigenden Anforderungen der Kriegsverwaltung und der Lebensmittelzufuhr genügen werde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon diese Schwierigkeiten größere Unternehmungen auf entfernteren Kriegsschauplätzen, also im

Orient, verbieten werden. In der Französischen Kammer ist ja in der Tat die Aneignung gegen solche Operationen immer stärker geworden, und Italien hat bisher auch nur schwache Truppenteile nach Osten entsendet. England hat zwar seinerseits eine Verschärfung der Blockade gegen Deutschland angefündigt, aber diese Ausdehnung der Gefahrenzone bedeutet vermutlich nur eine neue Bedrückung der Neutralen, diesmal vor allem Dänemarks, während die deutsche Flotte darin schwerlich ernste Hindernisse erblicken wird.

Zu alledem ist nun noch der uneingeschränkte Tauchbootkrieg gegen alle mit den Ententeländern handelnden Schiffe gekommen (1. Februar)! Politische und militärische Bedenken hatten die Regierung bisher von diesem Schritt zurückgehalten, jetzt glaubt sie den rechten Augenblick gekommen: die Zahl der U-Boote reicht offenbar aus, das gesperrte Gebiet in Nordsee und Mittelmeer wirksam zu überwachen, und die militärische Lage ist derart, daß wir auch, falls Amerika und andre Neutrale sich hierdurch in den Krieg gegen uns hineindrängen ließen, den gesteigerten Aufgaben gewachsen sein würden. Da uns voraussichtlich nur eine kurze Spanne Zeit von der großen Entscheidung zu Lande trennt, so würde, dürfen wir annehmen, Amerikas Eingreifen, das erst nach längerer Vorbereitung stattfinden kann, zu spät kommen, während die Wirkung des verschärften Handelskrieges sich viel schneller fühlbar machen muß.

Politische Ereignisse werden die kriegerischen Handlungen schwerlich beeinflussen oder gar abkürzen, da alle Friedensversuche ergebnislos geblieben sind und das Ende des Krieges somit ausschließlich von den Waffen abhängig ist. Die Ablehnung des deutschen Friedensangebotes in ungewöhnlich grober Form und die sonstigen Äußerungen der Entente haben aufs neue bewiesen, daß sie auf die Zerschlagung der Vierbundländer und die Errichtung eines Europas ausgeht, in dem Mitteleuropa nur eine Schranke zwischen dem englischen und dem russischen Machtgebiet und vermutlich bald den Tummelplatz englischer und russischer Heere bilden würde, wenn, wie unvermeidlich, die beiden Weltherrscher miteinander in Zwist geraten würden. Auf die Ententenote brauchen wir nicht einzugehen; es kennzeichnet die politische Amoral unserer



Gegner, daß sie die Zertrümmerung der Vierbundsstaaten im Namen des Nationalitätsprinzips verlangen, aber die Anwendung dieses Grundsatzes auf ihre eignen Länder, wo er große Verwirrungen anrichten müßte, nicht in Erwägung ziehen. In Deutschland herrschte nie kein Zweifel darüber, wie sie beantwortet werden müsse: allein durch den Entschluß, alle Kraft um so eifriger im Kriege einzusetzen und den Sieg um so glänzender zu gestalten. Daß aber die hohlen Schlagworte stark an Zugkraft verloren haben, beweisen die zahlreichen abfälligen Äußerungen in neutralen Ländern Europas, ja selbst in Amerika. Auch die Kundgebung Wilsons an den Senat ist weit entfernt, sich ihre Forderungen anzueignen. Viel läßt sich gegen diese Präsidentenrede vom politischen und historischen Standpunkte einwenden: sie hat offenbar keine rechte Vorstellung von den politischen Zuständen Europas und ist in der Auffassung der Größen »Nation« und »Staat« ganz unbeeinflusst von der Forschung des 19. Jahrhunderts, vertritt vielmehr die unhistorische Humanitätsphilosophie in amerikanischer Aufmachung; sie hat ferner kein Gefühl dafür, daß die Union die Grundsätze des Friedens, der Gerechtigkeit, der Abneigung gegen Eroberungen und der Achtung vor den Rechten anderer, die Wilson Europa lehren will, in

seiner ganzen Geschichte mißachtet hat. Die Schicksale der Indianer, Schwarzen, Tagalen, Mexikaner und Spanier sowie die Unbulsamkeit gegen jede nicht angelsächsische Weltanschauung sind ja sprechende Beweise dafür. Aber bei all diesen Ungereimtheiten sind zwei Punkte der Rede mit Freude zu begrüßen: der ausdrückliche Verzicht auf die Absicht, bei den Friedensverhandlungen mitzusprechen, der Wilson gewiß durch die deutsche Note nahegelegt worden ist, und die Forderung der Freiheit der Meere. Dies Verlangen zieht eine unüberbrückbare Kluft zwischen der Union und dem heutigen England und muß sie bei einer etwaigen späteren Konferenz über die Aufstellung eines neuen Völkerrechts an die Seite Deutschlands führen. Freilich ist dafür die Voraussetzung, daß Amerika es nach der Erweiterung des Tauchbootkrieges bei dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen bewenden lassen wird. Würde Wilson als Bundesgenosse der Entente am Kriege teilnehmen, so würde er gegen sein eignes politisches Glaubensbekenntnis streiten und hoffentlich erleben müssen, daß die von ihm gewünschte Freiheit der Meere ihm und England zum Trotz ausgerichtet wird. Wie dem aber auch sei, auch die neueste Wendung hat die deutsche Nation einmütig und zu allen weiteren Anstrengungen bereit gefunden.

Abgeschlossen am 5. Februar 1917

## Heimkehr

Scheu geht am blassen Himmel auf  
Der erste Stern.  
Der Wetterwolken wilder Hauf  
Steht regungslos und fern.

Im Strome spielt Paternenschein.  
Wie weiß der Nebel braut!  
Zog ich in meine Heimat ein? —  
Rein Ruf wird laut.

Ach! Liebe Gassen kreuz und quer  
Am alten Dom,  
Ihr seid so grau und menschenleer  
Und kühler rauscht der Strom,

Und alles blickt mich fragend an,  
Verwandelt ist die Zeit —  
Du stiller Mann, du fremder Mann,  
Was ist dein Leid?

Helmut Richter

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.  
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrtergasse 3. In Österreich-Ungarn für  
Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil  
Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.  
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einjournungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35,  
Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

# Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düffel

Band 122. I

April 1917

## Groa und Ingerlild

Roman von Ottomar Enking

### II

**V**on Ili kamen Briefe, wie sie von einer Ili kommen müssen. Zunächst war sie im Himmel, und der Professor, bei dem sie studierte, war der liebe Gott. Diese wundervolle Methode, womit er den Gesang lehrte! Man machte bei ihm jede Woche rasende Fortschritte, und er hatte ihr schon viel Gutes über ihr Talent gesagt, ja, er bevorzugte sie sichtlich, denn er gab ihr immer zehn Minuten über die ausbedungene halbe Stunde hinaus.

Nach und nach flossen in ihre langen und mit Vernachlässigung der Zwischenzeichen verfaßten Schreiben Schilderungen hinein, die nichts mit dem rein Künstlerischen zu tun hatten. Es gab ja auch außer den Unterrichtsstunden manches Fesselnde in dieser großen Stadt. Sie wurde eingeladen, lernte eine Menge Menschen kennen, und hier und da tauchte der Name eines besonders genialen Mitstrebenden auf. Zugleich wurden die Lobgesänge auf ihren Lehrer spärlicher; er beanspruchte furchtbar viel, und über Tonbildung ging er nicht hinaus, obgleich sie bereits dreiviertel Jahre bei ihm übte. Nicht ein kleines Lied durfte sie singen, sich nicht die kleinste Partie einlernen.

Nun hatte sie von einer Gesangsmeisterin gehört, deren Methode so beschaffen war, daß

ihre Schüler in kurzer Zeit die gesamte Technik vollkommen beherrschten, und plötzlich verließ sie den einst angebeteten Professor und reihte sich unter die Hoffnungsfreudigen ein, die auf jene Lehrmeisterin schworen. Bei einer Opernaufführung der Gesangsschule durfte sie dann gleich eine kleine, aber, wie ihr betont worden war, sehr wichtige Partie singen, und das gelang ihr gut! Sie hatte mit vor das beifallspendende Publikum treten dürfen und war in einem Blatte als schöne Erscheinung und vielversprechendes Talent erwähnt worden. Dies kümmerliche Zeitungsrüchchen wurde für Ili zum Gift. Sie schwankte, auf welchem Felde sie sich ihre Unsterblichkeit holen sollte, ob im Konzertsaal oder auf der Opernbühne. Sie hatte ja eben die Wahl und stand eigentlich schon mitten im Kunstleben, denn eine Musikzeitung brachte ihr Bild, und ein junger Komponist widmete ihr ein Lied.

Von da an wurden Schön-Ingerlilds Briefe kürzer und seltener. Sie hatte unsagbar viel zu tun, überall sollte sie singen. Die Lehrerin war freilich nicht der Engel, den sie zuerst in ihr gesehen hatte. Man mußte ihr die Stunden gehörig bezahlen, um bei den Aufführungen mitwirken zu dürfen; es ging auf dieser Hochschule für Gesang auch nichts weniger als friedlich her, aber über-

werfen durfte man sich nicht mit dem alten Drachen — so hieß die erst Hochgeschätzte jetzt —, denn er war viel zu mächtig in musikalischen Kreisen und besaß überall seine Verbindungen mit Opernagenten und Konzertveranstaltern. Da hieß es möglichst viel Geld herausrücken, dann war man gesichert.

Das also war der Weg, den Ingerlild Jensen als Künstlerin ging, und Groa hatte ihrer Schwester wegen viele Sorgen. Ratsschläge und Ermahnungen wies Ili kurz ab. Du hast kein Künstlerblut in dir und begreifst deshalb von unsereins gar nichts, lautete stets ihre Antwort auf Groas freundliche Bitte, es mit der Arbeit recht straff zu nehmen und sich nicht von Außerlichkeiten blenden und locken zu lassen.

Ingerlild wurde immer schweigsamer, nur wenn die Zeitungen ihr schmeichelten oder wenn ihr sonst eine Huldigung zuteil ward, bekamen es die Gündstbargener sofort zu hören.

Des Stadtrats eigne Eitelkeit war stark genug, daß er Ingerlilds Versicherungen, ihr stehe eine große Zukunft offen, noch immer unbedingt glaubte. Die Mutter machte ab und zu die sieben Stunden Bahnfahrt, schaffte Ordnung in Ingerlilds Koffern und Kasten und kam wieder heim, ohne von dem zu erzählen, was sie bei ihrer Tochter beobachtet und gehört hatte.

Während sich die vermeintliche Künstlerin so in allen möglichen andern Dingen und Sachen auflöste, wurde Groa mehr und mehr gezwungen, ihr Denken und Sinnen dem einen Manne zu leihen, neben dem sie in der Jugend gleichgültig hingelebt und der für sie auch später nicht die Bedeutung eines Freundes gehabt hatte.

Erst jetzt wurde er für sie zur Gestalt, und es war ihr unmöglich, sich ihm zu entziehen; denn er verstand es mit den tausend Listigkeiten, die dem zielbewußten Bewerber zu Gebote stehen, sich ihr immer wieder in Erinnerung zu bringen.

Da er doch nicht allzuoft zu Groa kommen durfte, so genügte ihm das gesprochene Wort nicht mehr, und er fing an, ihr über den Markt hinweg zu schreiben. Jeder dieser Briefe war schon eines Liebeserklärung oder enthielt wenigstens so hohe und heilige Beteuerungen grenzenloser Verehrung, daß Groa unablässig damit zu tun hatte, die flingenden Sätze in sich widerhallen zu lassen.

Sie wehrte sich wohl gegen Jürgen, wie jedes Weib sich gegen das Erobertwerden wehrt, aber da er nichts an sich hatte, was sie abstieß, sah ihre Redlichkeit diese Abwehr eigentlich als überflüssig an, es sei denn, daß sie seine Neigung nicht erwiderte. Darüber war sie sich noch lange nicht klar. Etwas gewarnt wurde sie ja: Jürgen hatte sich auch ihrer Schwester sehr genähert und war zuletzt doch abgewichen; wer konnte wissen, ob nicht seine Schwärmerei für Groa ebenfalls nur eine Laune war? Enttäuscht wollte sie nicht werden. Darum behandelte sie den Stadtbaumeister jetzt zu ihrem eignen Bedauern bisweilen kalt. Solche Kälte ist indes für den Liebenden gerade das, was ihn am meisten anfeuert, und so ließ Jürgen nicht ab, sich in aller Bescheidenheit möglichst oft auf Groas Wegen zu zeigen.

Und als er sie dann eines Tags wieder einmal mit seinen Augen anschaute, die so berebt von seinen Herzenswünschen sprachen, da war sie doch, um sich über seine Empfindungen zu vergewissern, unvorsichtig genug, ihn zu fragen: »Haben Sie denn meine Schwester nun ganz vergessen?«

»Nein,« lautete seine freimütige Antwort.

»Ich bin Ili immer noch gut.«

»Mit dieser Ruhe gesagt, will das Wort gut freilich nicht viel bedeuten.«

»Es bedeutet genau, was ich damit ausdrücken will.«

»Mit andern Worten: was Sie früher für Ili fühlten, das ist verflogen?«

»Ich meine, ich habe mich über mich selbst geirrt, solange ich in Ingerlild mein Ideal sah. Frauen wie sie machen den Mann nicht nur unfrei — das würde ich mir in der Liebe gern gefallen lassen —, sondern sie verzehren ihn gänzlich. Und dagegen stemmt sich meine Natur doch. Ich bezweifle, daß Ili überhaupt ein innerliches Glück fühlen und schenken kann. Das ist mir allerdings erst aufgegangen, seitdem jemand anders hier in Gündstbargen wohnt.«

»Ob aber dieser andre zu solchem innerlichen Glück fähig ist?«

»Ja. Das weiß ich, und ich wollte, es wäre mir beschieden, Sie davon zu überzeugen, Frau Groa.«

»Von außen kann die Überzeugung nicht kommen, lieber Freund, die muß im stillen keimen.«

»Tut sie das?«

»Man darf nicht an den Keim rühren, um nachzuforschen, ob er Fäserchen treibt. Das muß alles von selbst ans Licht kommen. Dazu brauchen wir Geduld.«

Geduld. Ja, das war die Eigenschaft, die Jürgen Oldefopp jetzt am allerwenigsten besaß. Er dachte sich wie einer, der an einem verschlossenen Tor rüttelt: »Mach' auf! Mach' auf!«, und der nicht begreifen kann, weshalb die Türflügel nicht gleich auseinanderpringen. —

So zurückhaltend Groa sein wollte und auch war, ihre Gespräche mit Jürgen wurden doch immer vertraulicher. Er hatte den Trieb, sich ihr völlig zu offenbaren; er blätterte seine Seele gleichsam vor ihr auf, damit sie bis ins Innerste blicken konnte. Er erzählte ihr von allem, was er war und fühlte.

Jürgen Oldefopp gehörte zu den Menschen, denen die linke Hand stärker geschaffen ist als die rechte. Er hatte nie einen Stein mit der Rechten geschleudert, er faßte jede Klinke mit der Linken an; er schrieb wohl, wie die andern Menschen es auch tun, aber es war ihm leicht, die Feder mit der Linken von links nach rechts zu führen. Er trug seine Mappe unter dem rechten Arm, weil er des linken als seines Schutzhelmes bedurfte; er hatte Mühe, sich des Messers auf der Seite zu bedienen, die man gebrauchen muß, um nicht aufzufallen. Sein ganzes Gebaren wurde von dieser Linkshändigkeit bestimmt. Ging er ohne Zweck seiner Wege, so bog er unbewußt stets links in andre Straßen ein, und oft kam es vor, daß er irgendwo hinwies und sagte: »Da, rechts!« Dann lachte ihn wohl sein Begleiter aus, denn er hatte den linken Zeigefinger weit nach links ausgestreckt.

Das ganze Weltbild war für Jürgen anders, als es die Leute sonst sehen. Frankreich lag für ihn gegen Sonnenaufgang, Rußland gegen Sonnenuntergang von Deutschland aus, und so mußte er, was ihm in seinem Berufe manche Mühe kostete, die Himmelsrichtungen fortwährend ins Gebräuchliche umrechnen. Selbst auf die Töne bezog sich die Umkehrung in seinem Gehirn. Was man gewöhnlich die tiefe Lage nennt, war für ihn die Höhe.

Jürgen war der Natur für seine Eigentümlichkeit keineswegs dankbar. Er klagte Groa manchmal sein Leid über diese Zerrissenheit: »Sie sind das Einheitliche, das Schlichte und Großlinige,« meinte er, »das Gegenteil von

mir, der ich immer gegen mich selber ankämpfen muß. Sie sind, was Ihr Name besagt: Groa, die Erde, die Grünende, Wachsende.«

»Mein Vater hätte also in seiner Vorliebe für seltene Namen bei mir das Richtige getroffen?«

»Ja, das hat er, oder, wie ich beinahe annehmen möchte, er hat Ihnen, ohne es zu wissen, mit Ihrem Namen den Weg gewiesen, den Sie gehen sollten.«

»Das mag sein,« erwiderte Groa. »Jedenfalls erinnere ich mich, wie es mich packte, als ich mit zwölf Jahren zuerst in der Edda das Groalied las: Schwingtag kommt zu Groa. Wer ist Groa? Seine Mutter, seine gefangene Braut, seine Schwester — alles in einer Gestalt. Und sie gibt ihm ihre Runen, ihren Segen mit auf die Lebensbahn, neunfachen Segen gegen alle Gefahren: Frost, Sturm, Wintersnot, Wogenprall, Feindschaft, List, und was ihn sonst noch bedrohen mag. Nichts soll ihm schaden, wenn er ihre Worte bewahrt. Dies Groalied ist mir wie zu einer Richtschnur geworden. Mir war seitdem immer, als müßte ich auch einem Menschen solchen Segen spenden.

Auf festem Steine stand ich im Grab,

Die weil ich dir sang mein Wissen.

Das hat mich durchschauert. Im Grab ... abgeschieden und doch lebendig. Der Augenblick, wo ich an die Stelle kam, machte mich ernst.«

»Wenn Schwingtag aber die Weisheit treulich bei sich bewegt, so kann er selbst die Pforten des Grabes sprengen, und aus der Mutter wird ihm dann wirklich die Geliebte.«

Die junge Frau schloß die Augen: »Ob Groa das je erlebt?«

Er wagte die kühnste Frage, die er je gestellt hatte: »Sie hat es noch nicht erlebt?«

Groa erhob sich und schüttelte kaum merkbar das Haupt. Damit lag ihre erste Ehe offen für Jürgen da, und eine Hoffnung durchströmte ihn: Groas Schwingtag zu werden ... ihr Schützling und Erlöser ...

Nicht durch einen einzelnen Ansturm überoberte Jürgen Oldefopp Groas Seele, sondern er gewann sich diese Frau durch ein immer wiederholtes Einsetzen seiner ganzen Willenskraft. Sie war ihm das Notwendige; er mußte sie besitzen!

War das Wort Freund und Freundin erst die Urede, die sie zwanglos untereinander wechselten, so gab die vertraute Zweisprache

ihnen bald das Recht, sich du zu nennen. Damit war in Groas Stube, wo Jürgen weilte, sooft es anging, ein Geheimnis vor der Welt geschaffen. Kleine Zärtlichkeiten schienen nicht mehr unerlaubt. Sie wurden für ihn fast zur Hauptsache, während die Frau ihnen immer noch etwas widerstrebte, bis diese zart-leidenschaftlichen Bezeugungen seiner Liebe auch für sie das Natürliche waren.

Das köstliche Fieber in beider Adern steigerte sich. Noch verzögerte Groa die Entscheidung. Sie wollte erst Jürgens und ihrer selbst völlig gewiß sein, und wenn Ingerlild auf Besuch nach Hause kam, oder wenn die junge Frau kleine Reisen unternahm, so stockte zwar, was sich zwischen Groa und dem Freunde entwickelt hatte, aber ein Absinken der Gefühle war damit nicht verbunden.

Bei jedem Wiedersehen merkten sie, daß sie während der Trennungszeit nur um so inniger aneinander gedacht hatten. Sie glitten, ohne daß er darum zu flehen brauchte und ohne daß sie sich dann schließlich noch sträubte, zur Besiegelung ihrer Liebe durch den Kuß hinüber, und es war ziemlich weit im dritten Jahre, nachdem Groa als Witwe ins Vaterhaus zurückkehrte, da kam die Stunde, daß sie ihr Haupt wie in Demut senkte und zu ihrem Bedränger sprach: »Ich glaube, ich komme nicht mehr von dir los, Jürgen.«

»Das sollst du ja auch gar nicht, Groa!«

»Ich soll deine Frau werden?«

»Ja.«

Sie ruhte lange stumm an seiner Brust.

An der Raßbergallee, einer stillen breiten Straße der südlichen Vorstadt, inmitten eines großen Gartens, dessen Bäume noch nicht sehr herangewachsen waren, lag das Heim, worin sich die jungen Eheleute einmischten hatten.

Von dem viereckigen Turm des Hauses aus überschaute man die niedriger gelegene Stadt, hatte auch Aussicht auf den blauen Spiegel des Sommer Sees und konnte die übergrünnten Steinhausen der Raßburg erblicken. Ein Stücklein Friedhof mit seinen weißen Kreuzen war ebenfalls zu erkennen.

Jürgen hatte die Mauern, die sein Glück einschließen sollten, nicht nach eignen Plänen erbaut. Dazu wäre die Zeit bis zu seiner Heirat mit Groa zu kurz gewesen. Aber er

tat alles, um das Haus mit den weiten, lustigen Räumen so auszugestalten, wie es ihm und besonders Groa gefiel.

Das Menschenpaar genoß die erste Zeit ihres Zusammenseins in jener Ruhe und Seligkeit, die mit keinem andern Glücszustand auf Erden zu vergleichen ist.

Jürgen empfand alles um ihn herum und vor allem natürlich seine Frau als vollkommen, und Groa widersprach ihm wenigstens nicht, wenn er das Geschick, daß sie zueinandergeführt hatte, das wundervollste nannte, das Sterblichen zuteil werden konnte.

Er war stolz darauf, sich dieses Weib, wie er es ausdrückte, errungen zu haben, und in seinem Selbstgefühl erschien ihm auch alles, was er in seinem Berufe zu leisten hatte, ein Kinderspiel. Sein unverzagtes Auftreten zeitigte ihm Erfolge; im Rat der Stadt und in der Vertretung der Bürgererschaft wußte er seinen Willen durchzusetzen, und im Bilde Gündsitbargens wurde sein Einfluß immer sichtbarer.

Häuser der Altstadt, die für die Gündsitbargener Bauweise verflossener Jahrhunderte kennzeichnend waren, schützte er vor Abbruch, die Anlagen an der seeartigen Ausweitung der Stuwaa wurden verschönt. Badorf behielt das dörfliche Aussehen, dem Fabrikviertel aber verschaffte Jürgen bequeme Straßen und ermöglichte die Aufhöhung des oft überschwemmten Wiesenlandes im Winkel zwischen dem westlichen Wall und dem Flusse. In seine Entwürfe, wonach er neue Schulen und sonstige nützliche Gebäude errichten ließ, kam etwas Grobes und Helles hinein.

Mit seinem Schwiegervater war er ein Herz und eine Seele; der wußte gar nicht, wie laut er Jürgens künstlerische Gaben rühmen sollte. Mit seinem Vater dagegen stand er sich in dieser Zeit nicht gut. Wohl war dem Buchhändler die Heirat mit Groa recht gewesen, zumal da Jessens ältere Tochter durch das von ihrem ersten Manne Ererbte eine noch größere Mitgift in die Ehe brachte als die auf ihr Väterliches beschränkte Ingerlild, im übrigen aber erlebte der Alte an seinem Sohne keine Freude, denn der machte nicht die geringsten Anstalten, daß das Land nördlich der Eisenbahn im Preise steigen konnte. Im Gegenteil, der Stadterweiterungsplan, den Jürgen ausarbeitete, sah das ganze Gedeihen Gündsitbargens um den Raßberg herum vor; er wollte hier im Süden



jogar die Errichtung eines zweiten Bahnhofes erlangen, um den Reisenden den Weg über die Stuwaa zu ersparen. War in solcher Handlungsweise eine Spur von Sohnespietät zu entdecken? Beileibe nicht!

Sehr selten ließ sich der alte Olfekopp draußen bei seinem Sohne blicken. Groa trat kaum in Beziehung zu ihm und hatte erst recht kein Verhältnis zu Jürgens Stiefmutter, die sich vor der jungen Frau scheu verhielt und heimlich auf Jürgen einzuwirken suchte, er solle den Vater nicht zu sehr erzürnen. Sie habe es sonst unerträglich im Hause. Aber Jürgen ging über ihre Nöte hinweg und tat, was ihm sein Gewissen befohl. Und sein Gewissen hieß Groa.

Ja, Groa war es, die ihm den Mut verlieh, auch einmal in Zwist mit Menschen zu geraten, und ihm die väterliche Gunst entbehrlieh machte. Sie beherrschte ihren Mann, obgleich sie ihn gar nicht beherrschen wollte, rein durch die Überlegenheit ihrer einfachen Natur, für die keinerlei Umwege vorhanden waren, sondern die furchtlos für das eintrat, was sie als Recht erkannt hatte. Ihr gewährte es Freude, Jürgens Künstlertum zu fördern. Sie fand da eine Kraft in sich, die wohl schon immer in ihr schlummerte, die sie jedoch in ihrer ersten Ehe nicht hatte wirken lassen können. Phantasie besaß sie nicht, und vom Selbstschaffen war sie weit entfernt, allein sie konnte mit ihrer großen, überall lebendigen Gewissenhaftigkeit sofort entscheiden, ob etwas schön oder nicht schön sei. Ihr kluges Loben und Tadeln war ein Anregen, beinahe ein Mitschaffen.

Groa hätte an dem Leben, wie es sich ihr an Jürgens Seite gebildet hatte, ihr Genüge gehabt, wenn ihr nicht die Sorge um die Schwester den Himmel etwas trübte.

Ingerlild Dessan war in einem Konzert aufgetreten, und die Kritik bestätigte ihr, daß ihr am Glanz der äußeren Erscheinung nichts mangle; um so mehr Fehler habe ihr Gesang. Ali ließ noch den Mut nicht sinken. Sie erreichte es, daß sie in der Oper einer kleinen Hofbühne eine Gastrolle geben durfte. Der abermalige schwere Mißerfolg beugte ihr schon die Zuversicht — aber war es denn ein Wunder, daß sie nicht gleich auf der Bühne zu Hause sein konnte? Und Schön-Ingerlild raffte sich von neuem auf und veranstaltete — denn kühn muß man sein, wenn man mit einem Schläge siegen will — in

der Hauptstadt ein Konzert für sich allein. Das kostete ihrem Vater, der dazu mit der Mutter herübergereist kam, eine Ansumme Geldes und brachte ihr das Zeugnis ein, daß ihre Stimme verpfuscht und wahrscheinlich auch ihr musikalisches Empfinden nicht ausreichend sei. Da brach das Mädchen zusammen und lag jetzt krank in Gündstbargen.

Groa saß bei ihrer Schwester: »Ja, Kind, wer sich in die Öffentlichkeit stellt, der muß sich auch gefallen lassen, scharf hergenommen zu werden. Besinne dich, Ali! Ist nicht vielleicht etwas Nichtiges an dem Tadel? Bist du nicht in der verkehrten Schule gewesen? Hättest du nicht bei dem Professor ausharren sollen, wenn er dich auch nicht so schnell vorwärtsbrachte? Willst du nicht wieder zu ihm gehen und von vorn anfangen?«

»Nein!« entgegnete Ingerlild heftig. »Ich will nichts mehr von Gesang wissen. Ich habe nicht das Recht dazu. Ich bin ja nur eine Dilettantin! Aber« — und sie beugte den Kopf, der von ihren üppigen Haaren umflossen wurde, in die Kissen zurück — »das hat man davon, wenn man sich für andre opfert.«

»Opfert?«

»Ja. Weswegen bin ich hier weggegangen?«

»Um Künstlerin zu werden.«

»Ach, das denkt ihr oberflächlichen Menschen, aber ihr täuscht euch sehr. Soll ich es dir sagen? Ich bin euch aus dem Wege gegangen.«

»Wem?«

»Dir und Jürgen.«

»Warum?«

»Weil ich sah, wie es um euch stand. Da wollte ich kein Hindernis für euer Glück sein.«

Groa blickte ihre Schwester streng prüfend an: »Ali, sagst du die Wahrheit? Hast du wirklich gespürt, daß Jürgen damals schon an mich dachte? Dann hast du mehr gewußt als ich.«

Ingerlild wurde unter den beobachtenden Augen der Schwester unruhig. »Doch, es ist so,« erwiderte sie mit jener Hartnäckigkeit, womit man wohl etwas, von dessen Richtigkeit man selber nicht überzeugt ist, zu verteidigen strebt. »Doch! Mir hat alles geahnt, wie es kommen würde, und darum ging ich fort.«

Groa schüttelte den Kopf. »Ich glaube dir nicht,« sagte sie und verließ ihre Schwe-

ster, tief verstimmt, ja beinah angewidert. Sie kannte Ingerlild. Die suchte immer die Ursache für alles Unangenehme, was ihr geschah, in andern zu finden und jede Schuld von sich selber abzuwälzen. Damit stellte sie sich dann als die bejammernswürdige Leidende hin.

Zu Jürgen sprach Groa über Ingerlilds vorüberliches Opfer nicht; dieser selbst hatte nicht viel Mitgefühl mit der durchgefallenen Sängerin. Wenn sie nichts konnte, mußte sie eben davonbleiben, war seine Ansicht. Ihr tägliches Brot brauchte sie sich ja nicht etwa mit dem Gesang zu erwerben.

Dem Stadtrat war es lieb, daß seine Jüngste nichts mehr mit der Kunst zu tun haben wollte. Die abfälligen Besprechungen hatten seiner Eitelkeit weh getan; er schämte sich eine Zeitlang, auf der Straße gesehen zu werden, denn er sah auf jedem Gesicht Schadenfreude. Nach seinem Gefühl lasen die Leute Wochen hindurch nichts andres als die schändlichen Zeilen, die über seine Tochter geschrieben worden waren.

Langsam erholte sich Ingerlild, und es war nichts natürlicher, als daß sie nun gerade das Gegenteil von dem ersehnte, was ihr ehemals als das Höchste vorgezeichnet hatte. Im engen Kreise zu leben, ein geliebtes Weib zu werden — wie köstlich mußte das sein!

Sie war eigentlich über das Alter hinaus, wo sie sich noch mit vollem Recht ein junges Mädchen nennen durfte; aber ihr Spiegel verkündete ihr, daß von dem Leid, worunter sie geleidet hatte, ihre Schönheit noch erhöht worden sei. Es lag, so fand sie selbst, eine Abgeklärtheit über ihren Zügen, etwas Neues, wodurch sie noch reizvoller war.

Ihr Referendar Bartholby hatte die Assessorenprüfung bestanden und sich fern von Gündstbargen als Rechtsanwalt niedergelassen, und das Jungvolk, das hier auf den Bällen herumhüpfte, kam für Ingerlild nicht mehr in Betracht. Sie richtete ihr Augenmerk auf die reiferen Männer und ließ sich vor allem gern von Kommerzienrat Redewohr den Hof machen, der sich ja früher ihrer Schwester genähert hatte.

Er, der trotz seinem Reichtum ein einfaches, unfreundliches, auch mit allerhand Gebrechen behaftetes Leben führte, eine entsagende, treue Frau zu werden, das deuchte Schön-Ingerlild in ihrem gegenwärtigen Zustand sehr erstrebenswert.

Als ihr Vater merkte, daß sein Töchterlein wohl eine Verbindung mit dem Besitzer der blühenden Gündstbargener Ofenfabrik nicht ablehnen würde, setzte er alle Hebel in Bewegung, um aus seinem alten Freunde und Zechgenossen seinen Schwiegersohn zu machen.

Schon redete man viel von Ingerlild Jessens Verlobung, da wurde das Mädchen doch plötzlich andern Sinnes, denn auf einmal flüchtete ihr dieser beinah greise Mann, dessen Lippen als dicke und lüsterne Wulste aus einem immer unsauber erscheinenden, grüngelben Bart hervorsahen, Schauer ein.

»Nie!« sagte sie.

Alles Zureden ihres Vaters, alles Drängen des unversehens Verschmähten half nichts. Ingerlild wollte eher in die Stuwaa gehen, als daß sie Frau Redewohr würde.

Dem Stadtrat war dieser Bruch peinlich, denn Redewohr wollte es nicht begreifen, daß ein Vater nicht die Macht besitzen sollte, eine störrische Tochter zum Gehorsam zu nötigen. Jessen hingegen, so böse er auf Ingerlild war, verteidigte ihre Menschenrechte und äußerte sich dahin, daß er es nie übers Herz bringen werde, seine Tochter sozusagen an den Haaren zum Altar zu schleifen. Aus der langjährigen Freundschaft zwischen dem Kommerzienrat und dem Stadtrat wurde Feindschaft, und Jessen mußte es erproben, daß es nicht ungefährlich war, einen Redewohr gegen sich zu haben. Die sonst so sichere Wiederwahl des Stadtrats zum Vorsitzenden der »Harmonie« wäre diesmal fast mißglückt, und als Jessen für sein Geschäft eine größere Summe brauchte und selbst nicht so viel bares Geld liegen hatte, stieß er beim Kreditverlangen zuerst auf einen Widerstand, den er nicht für möglich gehalten hätte. Er beseitigte zwar das Mißtrauen schnell, aber einerlei: seine Ehre war gekränkt, und beim weiteren Nachgraben fand er heraus, daß Redewohr über ihn hatte Worte fallen lassen, die geeignet waren, sein Ansehen zu schädigen. Ingerlild wurde dafür recht unwirsch behandelt. Sie ertrug es mit trostloser Miene und ließ sich von ihrer Mutter desto mehr verwöhnen.

Nun konnte sie es aber, nachdem ihre Heiratsabsichten vorläufig wieder in den Hintergrund geschoben worden waren, nicht lange aushalten, ohne sich irgendwie zu beschäftigen, und so ging sie zur Malerei über, wofür sie ja auch von Jugend an Sinn und Talent besaß.

Ihr gefälliger Lehrer gab ihr gleich Farben und Palette. Das war ein Unterricht nach Ingerlilds Geschmack. Man sah sie oft in den Anlagen oder vor alten Gebäuden oder auf dem Entensfeld, jener reichüberbuschten Insel in der Stuwaa. Da stand sie vor ihrer Staffelei und hatte es gern, wenn sich ein Kreis bewundernder Zuschauer um sie herum bildete. Auch von dem Hause, wo Türgen und Groa wohnten, fertigte sie ein Bild. Das war eine wehmütige Herzenssache. Sie wollte durch ihre Kunst die Stätte verewigen, worauf das von ihr gestiftete Glück waltete. Denn Ingerlild war jetzt schon ganz fest von dem überzeugt, was sie zuerst ihrer Schwester nur gesagt hatte, um die Verantwortung für ihren Mißerfolg im Gesang von sich abzuwenden: dadurch, daß sie in die Ferne zog, waren Groa und Türgen zueinander gekommen. Wie leicht wäre es sonst für sie gewesen, den Jugendfreund zu fesseln, wenn sie nur ernstlich gewollt hätte! Aber ihr Ahnungsvermögen hatte es ihr verraten: Türgen fühlte auch etwas für Groa, und eine Ingerlild war wahrhaftig nicht danach geschaffen, einen Menschen nur halb zu besitzen.

Darum war sie ins Elend gegangen — ach ja! Darum hatten die beiden einander finden dürfen, darum waren sie glücklich geworden.

Ganz unrecht hatte Schön-Ingerlild ja nicht mit diesem Glauben, den sie sich künstlich zurechtlegte. Aber sie mischte doch Wahres und Falsches bunt durcheinander. Gewiß hatte sie durch das Verlassen ihrer Vaterstadt ihrem Jugendfreunde freien Weg zu ihrer Schwester gegeben, nur war es ihr damals nicht im Traum eingefallen, sich für ihn oder auch für Groa aufzuopfern, auch hatte sie keiner großen Leidenschaft entsagt, sondern sie war einfach weggereift, weil sie sich ärgerte, daß der, auf den sie es ab sah, nicht rasch genug Miene machte, sich an ihre niedliche Tänbelschürze zu hängen.

Eine ganze Weile verharrte der Stadtbaumeister in der unbedingten Anbetung vor seiner Frau und schloß sein Haus, so viel es nur anging, von der Außenwelt ab.

Ihm, der im Verkehr mit den Menschen, in seinem Amt immerhin noch etwas andres in sich aufnahm, genügte diese Einsamkeit zu zweien vollständig; Groa aber kam ihre Rolle als Götterbildnis allmählich eintönig vor, ihr Fleisch und Blut verlangte irdische Speise.

Zwar hielt sie sich mit Vorliebe daheim, doch innerhalb ihrer vier Wände mochte sie nicht immer in den feierlichen Kleidern einher-schreiten, die Türgen ihr umlegte, damit er sich daran entzünden konnte. Der große Faltwurf deuchte ihr nach und nach mehr für eine Theaterhelbin passend als für ein so praktisches und oft nüchtern denkendes Weib von ihrer Art.

So hüllte sie sich in Alltagskleider, wirt-schaftete gehörig und war im häuslichen Gleiß ihrer Dienerschaft ein leuchtendes Vorbild. Das erfrischte sie, und Türgen, weit entfernt, darüber unwillig zu werden, war so geschmei-dig und gewandt, daß er in jede Richtung, die Groa einschlug, sofort mit ihr schritt; ihre heimliche Sehnsucht aber, auch einmal die Geführte zu werden, erfüllte er ihr nicht, und also veräußerte der Stadtbaumeister im Grunde seiner Ehe etwas. Er machte Groa nicht zu seinem Eigentum, wie es jede liebende Frau für ihren Mann werden will, sondern er ließ es damit genug sein, das von ihr zu nehmen, was sie ihm schenkte.

Groas Wunsch, die rechte Kameradin ihres Mannes zu werden, sich auch einmal unter seinem Willen zu beugen, war durch Türgens Schuld fruchtlos. Da tat diese Frau denn, was jede andre tüchtige Frau an ihrer Stelle getan hätte und wozu sie ja auch durch Türgens ganze Art und Weise gedrängt wurde: sie ergriff in ihrer Ehe die Zügel.

Alles Wankelmütige und Halbe stieß sie ab; sie war als die schon einmal verheiratete Gewesene und als die Ältere ihrem Manne so-wieso überlegen, und daher kam es, daß sie allmählich gegen Türgen einen Ton anschlug, der sich ein wenig nach Erziehung anhörte und ihm trotz seiner Neigung, ihr in allem zu willfahren, doch schon zu schroff war.

Es kam zwischen Türgen und Groa zu kleinen Auseinandersetzungen. Die bargen noch nicht das geringste Unfreundliche in sich, aber wenn Türgen dann, wie das meist geschah, nachgab, so kam es ihm bisweilen so vor, er tue das nicht, weil er Groas bessere Einsicht anerkannte, auch nicht mehr aus der Lust, ihr zu dienen, sondern bereits, um nur die Ein-tracht im Hause nicht zu stören, und weil sie nun einmal die Mächtigere war.

So wurde er ungerecht, hin und wieder auch unwirsch gegen seine Frau, obgleich sie nur tat, was er von ihr wollte; und Groa handelte vielleicht nicht ganz klug: sie nahm

seine Nachgiebigkeit für eine Tatsache und verstand nicht das Phantastische in ihm; eigentlich sollte sie ihr Herrinnentum nur in einer gewissen Unwirklichkeit gebrauchen.

Aber das verstand diese gesunde und im Wirklichen und Wahrhaftigen stehende Frau ganz und gar nicht, und da waren denn Jürgen und Groa bereits ein wenig voneinander getrennt. Dessen wurde sich jedoch die Frau noch nicht bewußt, während Jürgen der Feiner-spürende war und einen Mangel in ihrem Zusammenleben fühlte. Die Einsamkeit mit Groa genügte ihm nicht ganz mehr, und er fing an, sein Haus für andre Menschen zu öffnen. Auch quälte es ihn jetzt, daß er mit seinem Vater verfallen war.

Da der Buchhändler nicht blühend ausjah und sich bei ihm trotz seinen noch nicht fünfundsünfzig Jahren Altersbeschwerden einstellten, hatte Jürgen Angst, sein Vater könne ihm entrißen werden, während sie beide unfreundlich zueinander standen. Das ertrug seine doch immer vorhandene Sohnesliebe nicht, und er suchte also wieder an seinen Vater heranzukommen.

Eine offene Aussprache war nicht zu erreichen, das wußte Jürgen; der Alte war viel zu verbissen und verniffen, als daß er sich in eine Erörterung über etwas einließ, was er für unrecht und pietätlos erklärt hatte. Wie er selber nicht ungern Umwege machte, um etwas zu erreichen, war auch Jürgen nicht abgeneigt, sich ihm auf diese Weise zu nähern, und er saß öfters bei seiner Stiefmutter, die er über seiner Frau zunächst gleichfalls vernachlässigt hatte.

Oben in seiner alten Stube war es gemütlich. Frau Oldekopp, die immer rundlicher wurde, je länger sie das entbehrte, was ein Frauengemüt an Liebe haben muß, gab sich unter Jürgens Schutze dem Genuße des Rauchens hin, und es tat Jürgen wohl, mit ihr recht ausführlich und eingehend seine verschiedenen Sorgen bereben zu können.

Ja, es war dem Stadtbaumeister angenehm, sich hier einmal nicht unter Zucht zu befinden. Seine Stiefmutter gab ihm leicht recht, sie kritisierte seine Meinungen überhaupt gar nicht, nahm alles für die lauterste Vernunft und besaß auch den richtigen Instinkt dafür, seine Andeutungen, seine Umschreibungen, sein absichtliches oder unabsichtliches Schwanken zu begreifen.

So wurden ihm die Stunden bei Mama

Hannchen zu einer Erholung von der Straffheit, womit Groa alles behandelte. Mama Hannchen war auch immer dafür, es solle Frieden in der Welt herrschen, selbst wenn man, um ihn zu bekommen, etwas tun mußte, was sich nicht ganz mit dem Gewissen vereinigen ließ.

Sie wollte Jürgen auch gern mit seinem Vater versöhnen, einmal aus ihrer allgemeinen Liebe zur Eintracht heraus, dann aber, weil es ihr selber zugute kam, wenn Vater und Sohn wieder miteinander einig wurden.

»Könntest du denn deinem Vater nicht einen Gefallen tun?«, fragte sie.

»Womit?«

»Laß doch am Bahnhof auch Häuser hinkommen. Da stehen sie ebenso gut wie am Raßberg. Ich begreife nicht, warum du so dafür bist, daß all das Neue endlos weit vom Markt wegliegen soll.«

Jürgen verzichtete natürlich darauf, Mama Hannchen etwas von der Schönheit des Gündstbargener Stadtbildes zu sagen und ihr die künstlerische Notwendigkeit zu schildern, woraus er seinen Erweiterungsplan geschaffen hatte. Er wußte, da wäre alles Reden umsonst gewesen, und darum bemerkte er nur: »Es ist aber nun mal beschlossene Sache, daß das südliche Gelände aufgelassen werden soll.«

»Kann es ja gern, das stört ja deinen Vater an sich nicht. Du sollst bloß dafür sorgen, daß er sein Land nicht vergebens gekauft hat. Du kannst dir doch was ausdenken, damit es beim Bahnhof ebenso wird wie in eurer Gegend. Dann ist dein Vater zufrieden und verdient sein Geld, das du doch schließlich alles erbst. Ach, er weiß ja ganz genau, wer dahintersteckt, daß du ihm so zuwider bist. Und ich weiß es auch.«

»Wer denn? Bitte!«

»Ganz einfach deine Frau. Das ist es ja, was deinen Vater so aufbringt. Er sagt, du stehst furchtbar unter dem Pantoffel und mußt alles tun, was Groa will, und das meinen hier auch noch andre Leute, verlaß dich drauf.«

Jürgen wollte den plumpen Ausdruck für das, was er seine freiwillige Ritterlichkeit nannte, verlächen, aber das glückte ihm nur schlecht.

Er brach die Unterredung ab und ging mit einer starken Verbrossenheit, in die sich auch ein gut Teil Betroffensein mischte, durch das Fabrikviertel an der öden Gasanstalt vorüber

und bis zu dem Ladeplatz an der Stuwaa. Da nahm er sich ein Boot, ruderte der trägen Strömung entgegen unter der Eisenbahnbrücke hindurch und landete auf dem Entensleek, der ganz einsam dalag.

Er band das Boot an, stieg aus und streifte in dem Gestrüpp herum, womit die Insel bedeckt war.

Bei einer weidenumstellten Lichtung nahe der Südspitze des Eilands war eine Bank angebracht, von der aus man die beiden hübsch bebushen Flußufer überschauen konnte.

Türgen ließ sich dort nieder; er überlegte das Gehörte. Er stand also bei seinem Vater und bei andern Menschen in dem Rufe, ein Pantoffelheld zu sein? Schauerlich, wie die Außenwelt alles Feine und Zarte, das sie nicht begriff, vergrößerte und verhäßlichte, bis es für ihre gemeinen Sinne paßte! Er wollte seine Ehe so führen, daß seine eignen, ganz sicher oft noch unfertigen Absichten in Groas Gedanken die Edelreife bekamen wie die Frucht an der Sonne. So sollte in seiner Ehe etwas Besonderes zustande gebracht werden. Er der Schaffende, sie die Vollennderin: das war die höchste Einheit, die zwei Menschen miteinander bilden konnten. Und solch ein Verhältnis, das er mit aller Poesie eines freudig geleisteten Minnedienstes umwob, war für die Gündsitbargener etwas Lächerliches? Unter dem Pantoffel? Das wurmte ihn. Was aber sollte er tun, um diesen niedrigen Geistern klarzumachen, wie falsch sie sahen? Ja, da gab es kein Mittel. Das Heiligtum seines Hauses konnte er den Platten unmöglich öffnen, und hätte er es auch unternommen, die hätten ja doch davorgestanden wie die Ruh vor dem neuen Thor. So blieb ihm nur der Schutz vornehmer Seelen übrig: die Meinung der Welt zu verachten und in seinem Tun genau so fortzufahren, wie er es begonnen hatte. Aber wie? Er war doch mit der Bürgerschaft verflochten; sein Künstlertum trat nur für die wenigsten als das eigentlich Wichtige an ihm in die Erscheinung, zunächst galt er als städtischer Beamter und als einer der Herren auf dem Rathause, die sich die Kritik der Steuerzahler gefallen lassen mußten und für ihr Gehalt so zu sein hatten, wie es dem biedereren Bürger richtig vorkam.

Türgen grübelte lange nach, auf welche Art er es trotz der Trägheit, die die große Masse im Wandeln ihrer Ansichten bewies, so weit bringen konnte, daß man ihn für einen selbst-

ständig handelnden Mann hielt, und er fand da nur einen Ausweg, sich seinen Vater zum Freunde zu machen. Dessen Wort hatte viel zu sagen, und wenn er seinem Sohne das Zeugnis eines eignen Willens ausstellte, so hörte man darauf. Denn man kannte den Buchhändler zu genau, um nicht zu wissen, daß ihm jede blinde Vaterliebe fehlte.

Also beschloß der Stadtbaumeister, indem er sein Boot wieder losmachte und langsam die Stuwaa hinabtrieb, daß sich seine Vaterstadt auch gen Norden ausdehnen sollte. Es war vielleicht gar nicht vorteilhaft, allzuweit nach Süden hinüberzugreifen, zumal da am Ende der zweite Bahnhof nicht bewilligt wurde.

Weiße Bürgerkreise hatten längst daran gearbeitet, Gündsitbargen solle für die Heimatkunde und auch für die bildende Kunst, die hier unter den wohlhabenden Fabrikanten manche Freunde und Förderer besaß, eine Unterkunftstätte errichten.

Dies Bestreben der Gebildeten wurde immer lebhafter, und man kann dem jungen Stadtbaumeister Obekopp nicht vorwerfen, er habe gegen Pflicht und Gewissen gehandelt, als er seinen Einfluß dafür geltend machte, daß das Museum nicht, wie man ursprünglich beabsichtigte, am Fuße des Raßbergs, sondern in dem noch häuserleeren Teil nördlich der Eisenbahn entstehen möge.

Er schilderte, wie schön der Bau inmitten eines ausgedehnten Parkes liegen würde; auf fremde Besucher werde diese leicht zu erreichende Sammlung große Anziehungskraft ausüben, und außerdem gäbe die Neuschöpfung den Anlaß dazu, daß sich die Gegend bis östlich nach der Hügellandschaft hin bevölkere, was ja die Fortschritte, die Gündsitbargen im Süden machen wolle, nicht behindere. Feinhörige vernahmen in diesem Eintreten des Baumeisters für einen Raum, den er sonst vernachlässigt hatte, etwas wie den Ausdruck einer Gesinnungsänderung, aber sie waren verständig genug, ihn nicht deswegen zu tadeln. Im allgemeinen freuten sich die Gündsitbargener der weitschauenden Pläne ihres Beamten; der brachte es noch fertig, daß das Gemeinwesen eine richtige Großstadt wurde.

Insonderheit waren die Besitzer der nördlichen Ländereien mit Türgen einverstanden, denn es trat nun das ein, worauf sie gerechnet hatten: die Bautätigkeit, die jetzt bald auf ihrem Eigentum beginnen mußte, erhöhte



den Wert des Geländes, und so bekamen sie, wie sie es nannten, endlich den wohlverdienten Lohn dafür, daß sie ihr Geld so lange und geduldig in dem Boden dort hatten stecken lassen.

Unbeliebt war ja Jürgen niemals gewesen, jetzt aber legte man ihm schon den Ehrennamen »unser Stadtbaumeister« bei. Vor allem war es richtig der Buchhändler, der seinem Sohne Lob zuteil werden ließ. Der alte Oldekopp tat nie etwas Unrechtes. Wenn er danach suchte, sein Vermögen reichlicher zu verzinsen, als ihm sein Geschäft das erlaubte, so geschah das immer auf eine Weise, die er ruhig vor der Welt hätte vertreten können, er hatte aber die Schrulle, derlei Sachen möglichst heimlich zu betreiben.

So war es auch mit seinem Landkauf gewesen; die Äder, die er da, hinter etlichen Mittelspersonen stehend, sein eigen nannte, hatten ihm gleichsam schwer auf der Seele gelegen. Denn gerade der Grundstückshandel war dem Alten etwas Fremdes, und er hatte gehört, daß man dabei für gewöhnlich von geriebenen Leuten schauerhaft übers Ohr gehauen würde. So wäre er das Erworbene gern schnell wieder losgewesen, konnte es aber doch nicht über sich gewinnen, die Liegenschaften ohne Vorteil für sich zu verkaufen. Daher sein Groll wider den Sohn, der ihm bis dahin nicht die Möglichkeit bieten wollte, das Land mit Gewinnst loszuschlagen.

Als man nun aber, hauptsächlich auf Jürgens Bemühung hin, jene Gegend aufteilte, da fand der heimliche Landbesitzer rasch den erwünschten Abnehmer.

Heißfroh, sein schönes Geld in der Tasche zu haben, zog sich Buchhändler Oldekopp von dieser Sorte von Geschäften zurück. Ihm war immer zumute gewesen, als könnten ihm die so frei und ungeschützt daliegenden Gelder eines Nachts davongeschleppt werden.

Seinen Sohn blickte er jetzt mit bedeutend milderem Augen an und rühmte dessen praktischen Sinn. Dabei war Jürgen nicht ganz wohl zumute, trotzdem aber konnte er sich bei schärfster Prüfung keines Unrechts bezichtigen. Was er wollte, war das Vernünftige; es wurde von den Gündstbargenern fast allgemein gewünscht und kam der Stadt zugute. Was ging es Jürgen an, wem das Land gehörte und wer es als Mittel betrachtete, um sich zu bereichern?

Gewiß! Der Stadtbaumeister brauchte sich

darum nicht zu kümmern; etwas Unehrliches förderte er nicht, nur das blieb der Stachel in seiner Seele: er hatte sich mit durch den Wunsch, daß ihm sein Vater wieder gut werde, dazu bestimmen lassen, für den Bau des Museums im Norden mit einem Eifer einzutreten, den er sonst jedenfalls nicht würde aufgewendet haben. Sooft er es sich auch vorhielt, daß er gar nicht anders handeln dürfe, er kam nicht von dem Gefühl los, als sei doch irgend etwas Unrechliches in ihm, etwas, was er Groa verbergen müsse.

In der Tat war Groa nicht über alles unterrichtet. Davon, daß ihr Schwiegervater auf jener Stelle Land besessen hatte, wußte sie nichts, und sie wunderte sich, wie freundlich der Alte auf einmal wurde. Er kam zu ihr ins Haus, sprach von »seinen Kindern«, brachte ihr dann und wann ein Buch mit und setzte überhaupt ein andres Gesicht auf.

Jürgen wagte nicht, seine Frau über die Ursache dieser Wandlung aufzuklären. Er fürchtete, Groa werde es ihm bestätigen, daß er bei aller äußerlichen Anantastbarkeit doch etwas getan habe, was er lieber vermeiden sollte. Es wurde für Jürgen, der durch und durch Gewissensmensch war, aber nicht immer die Kraft besaß, den leiseften Regungen des unerbittlichen Mahners in ihm zu gehorchen, ein schwerer Kampf: war er im Recht oder im Unrecht?

Möglicherweise wäre Groa ja über den Fall als über etwas sehr Unerhebliches hinweggeglitten, sie hätte ihm sogar zustimmen können, da der allgemeine Vorteil verlangte, daß er sich entschied, wie er sich entschieden hatte, aber er stellte sich ihrem Urteil doch nicht, denn es konnte auch schlecht für ihn ausfallen! So beantwortete er die Frage wohl vor dem eignen Richterstuhl in einem für ihn günstigen Sinne, ließ sie aber schließlich unbeantwortet, da er sich dessen recht wohl bewußt war, daß Groa das höhere, maßgebende Gericht gewesen wäre.

Bestärken ließ er sich in seinem eignen Spruche besonders durch seine Stiefmutter, die es verstand, alles entschuldbar und begreiflich zu finden; denn wenn man das nicht tat, geriet man nur in Unannehmlichkeiten hinein. Warum sollte man sich das bißchen Dasein nicht so nett und gemütlich wie möglich einrichten?

Die Stunden, die er auf seiner Schülerstube in Gesellschaft von Mama Hannchen ver-

brachte, wurden ihm stets wohliger, allein es ging ihm damit nicht anders, als wenn jemand in einem Wirtshaus aus der Glasche sein dämmerndes Behagen geschöpft hat, worin er alles rösig sieht und keine Beschwerden mehr kennt. Tritt er in den Tag hinaus, unter die ernstesten, arbeitenden, dem wirklichen Leben tapfer ins Auge blickenden Menschen, dann erfüllt ihn die Scham, weil er sich hat einlullen und erschaffen lassen. Die Dämmerung seiner Seele dünt ihn im Lichte eine Lüge. Kehrt Jüngerlild daher von der Stiefmutter zu seiner Frau zurück, so mußte er stets erst einen Aufschwung nehmen, um aus Mama Hannchens lauwärmer Atmosphäre in die klare, aber auch kalte Luft Groas zu gelangen.

Er tat das gern, denn er gehörte natürlich einzig und allein in diese Groalust hinein, doch mit Mühe war der Aufschwung allemal verbunden, und die hinterläßt, wie freudig man sich ihr unterzieht, stets eine kleine Unlust, die zum Ärger wird.

Jüngerlild vergaß jetzt manchmal, daß Groa nichts weiter von ihm beanspruchte, sondern nur stetig bei ihrer eignen Art verharrte und auch von Jüngerlild nichts andres erwartete, als was er ihr in der Zeit seines Werdens und am Anfang ihrer Ehe geboten hatte. Sie kannte ihn nur als den Mann, dem an Gefühlen und Gedanken das Edelste und Beste gerade gut genug erschien, um es im Herzen zu tragen; wie hätte sie also auf die Vermutung kommen sollen, es bedeute für ihn eine Anstrengung, mit ihr auf einer Höhe der Gesinnung zu bleiben, unter der sie eigentlich gar nichts sah?

Sie glaubte Jüngerlild zu durchschauen, tatsächlich war er viel zerspaltener, als sie annahm. Die frummen Linien, die tiefen Buchten, die sein Wesen aufwies, erfaßte ihr Blick nicht, und er wußte es wohl: sie begriff lange nicht alles, was er ihr hätte sagen können und mögen; sie tat manches, was ihn fesselte und worin er einen Wert sah, mit einem Achselzucken ab, das er als eine Kränkung seiner Person empfand und wovor er verstummte. So geschah es, daß diese Frau, die die Aufrichtigkeit selbst war, den Mann, den sie liebte, in ein Verschweigen, also in eine Unaufrichtigkeit hineindrängte, weil ihr jene Biegsamkeit des Charakters abging, die es dem Menschen ermöglicht, mehr in sich aufzunehmen, als er selber ist und will.

Mama Hannchens leichte Anschauungen vor Groa zu wiederholen, war für Jüngerlild ein Unding. Er war nicht Manns genug, sich seine volle Freiheit zu erringen, denn dazu hätte doch ein Kampf gehört, über dessen Ausgang er nicht ungewiß sein konnte, und deshalb nahm er sich, was er an Freiheit brauchte, gleichsam hinter dem Rücken seiner Frau, schämte sich dessen und besaß trotzdem nicht den Mut, ihr seine ganze Seele zu öffnen. Er vollbrachte eben auch hierin nicht seine Tat, und so blieb seine Ehe durch seine eigne Schuld ein Stückwerk.

Verkehrt, wie sonst recht schlaue Frauen bisweilen denken, rechnete ihm seine Stiefmutter, was nur ein Ausweichen vor Groa war, für besondere Selbständigkeit an: daß er jetzt manchmal seine eignen Wege ging und auch häufig zu ihr kam, die sehr wohl fühlte, welch geringes Ansehen sie bei Groa hatte.

Mama Hannchen sprach über alles mögliche, vermied es aber meistens, Groas Erwähnung zu tun; kam die Rede dennoch einmal auf diese, so waren Jüngerlilds Worte voller Liebe zu seiner Frau und voll des Dankes, ja auch voll der Bewunderung.

Die Stiefmutter würde sich nie unterstanden haben, ihm zu widersprechen, sie machte jedoch zu seinen Hymnen ein ernstes Gesicht. Damit wollte sie ihm andeuten, wie sehr sie ihn verstand: unzweifelhaft war Groa eine ausgezeichnete, hochgebildete Frau, aber leicht war das Los, ihr Ehemann zu sein, sicherlich nicht. Und Jüngerlild seinerseits verstand nun wieder, in Mama Hannchens für gewöhnlich so heiterem Antlitz zu lesen, und ein ganz kleiner Seufzer, den er an das Ende der Lobrede auf seine Frau setzte, war dann die Bestätigung ihrer unausgesprochenen Meinung.

Wirklich! Es war nicht einfach, immer in Feierlichkeit einherzuwandeln.

Wie Mama Hannchen, so dachte die gesamte Außenwelt: man hatte Respekt vor Groa; daß man sie aber liebte, war nicht zu behaupten.

Sie verhielt sich zu kühl, sie ging nicht mit, wenn es darauf ankam, sich recht zu unterhalten; sie brach in heiteren Kreisen immer gerade dann auf, wenn es anfang recht gemüthlich zu werden. Natürlich mußte dann Jüngerlild mit. War Groa weg, so fühlte man sich freier.

Jüngerlild stand zwischen ihr und denen da draußen, wollte beiden Teilen gerecht werden,

und das gelang ihm ja auch scheinbar. Er wurde überall mit rüchhaltloser Freundlichkeit aufgenommen, und Groa ließ ihn nicht merken, daß sie etwas bei ihm vermisse. Ja, aber er stand doch zwischen den beiden Teilen und zählte daher im Grunde zu keinem von ihnen. Weil sein Einsamkeitsbedürfnis in dieser Zeit gesättigt war, hätte er bisweilen in der Welt aufgehen mögen, tat das aber nicht, weil er erkannte, wie richtig Groa urteilte, wenn sie das ganze Getriebe niedrig einschätzte.

Einen ungestörten Gleichklang gab das nicht. Die Töne zitterten umeinander. Jürgen hatte geradezu eine Scheu vor dem vollkommenen Einswerden mit Groa, er blieb Gast in seinem eignen Hause, während sie danach verlangte, einen Herrn des Hauses bei sich zu haben.

Als Jürgen Olbekopp so aus dem Hören- und Rauf seiner Leidenschaft für Groa wieder ins Dasein trat und mit Leuten umging, die ihm im Vergleich zu seiner Frau als mindere Geschöpfe vorkamen, die er aber doch nicht entbehren konnte, da beachtete er auch Schön-Ingerlild wieder mehr.

Ihre Lust, vor der Leinwand zu sitzen, war natürlich rasch erlahmt. Auch in der Malerei mußte man sich abquälen, um es zu etwas zu bringen; das war langweilig. Nur Lob stachelte sie noch an. Wenn Freunde, die sie mit ihren Bildern beschenkte, sie für höchst talentvoll erklärten, wenn sie ein Gemälde im Schaufenster der Olbekoppschen Buchhandlung ausstellte, und die Zeitungen nahmen gebührend davon Kenntnis, so wurde ihre Freude am Malen wieder etwas größer, im ganzen aber hatte man nicht mehr den Genuß, das anmutige Fräulein Jessen am Sturwaauer oder vor den alten Häusern der Innenstadt an der Staffelei wirken zu sehen. Ihre Palette trocknete ein.

Da war His Herz abermals öde und leer, und die bösen Nerven plagten ihr Leib und Seele. Was half es, daß sich die Mutter in der Sorge um sie aufrieb? Was half es, daß der Vater ihr, seiner Lieblingstochter, Schmutzachen schenkte, daß er Reisen mit ihr machte und ihr in der Stadt so viel Zerstreuung als möglich bot? Was half es, daß sie noch immer als die Schönste galt, wo sie sich blicken ließ?

Das war ihr alles nichts Neues, und sie

lebte doch nach Abwechslung und Befriedigung!

Mit Groa kam sie wenig zusammen; die klaren, durchdringenden Augen der Schwester störten sie. Auch fühlte sie, welch geringen Eindruck ihre Versicherung, sie habe der Schwester und dem Jugendfreunde das größte Opfer ihres Lebens gebracht, auf Groa machte, und da ihre eigne Überzeugung von diesem heldenmütigen und edlen Entfagen nur künstlich war, ließ ihr Gewissen niemals ab, sie einer Unwahrheit zu zeihen. Und die tadelnde Sprache der unmöglich ganz zu übertäubenden inneren Stimme war in Groas Nähe immer am stärksten.

Diese Groa hatte ja wohl mit dem Gewissen andrer Menschen ein heimliches Bündnis geschlossen! Darum ging Ingerlild der Schwester, die sie achselzuckend als eine Sitzen- und Splitterrichterin bezeichnete, aus dem Wege und suchte sich nettere Gesellschaft aus.

Da traf sie mit Jürgen Olbekopp bei Mama Hannchen zusammen; die beiden Frauen wurden enge Freundinnen. Vor Mama Hannchen konnte Hi das tun, was sie unter dem Sichaussprechen verstand und was ein ewiges Klagen, ein ewiges Durchkosten ihrer Schmerzen, ein ewiges Schuldabwälzen auf die Außenwelt war. Vor Mama Hannchen brauchte sie keine Geheimnisse zu haben; der konnte sie erzählen, wie hochherzig sie für Groa gehandelt hatte, und durfte gewiß sein, Bewunderung und Mitleid, diese so richtige Balsammischung für ein wundes Mißherz, in Fülle und Gülle zu erhalten.

Sie durfte sich auch rüchhaltlos über Groa äußern, und es sprühte, wenn sie auf die Schwester zu reden kam, der natürliche Haß einer kleinen Seele wider alles Ruhige und Gefestigte aus ihren Worten.

Mama Hannchen gab ihr immer recht, Mama Hannchen besaß ein nie versagendes Begriffsvermögen für alle Leiden Ingerlilds, Mama Hannchen war die entzündendste Frau, die man sich denken konnte!

Dreimal täglich besuchten die Freundinnen einander, mündliche und briefliche Botschaften wurden zwischen ihnen gewechselt: es war ein fortwährender Austausch von Liebenswürdigkeiten, beinah von Zärtlichkeiten über den Markt hin- und herüber.

Bei seiner Stiefmutter kam Jürgen mit Ingerlild zusammen, und das war eigentümlich: während ihm in Groas Gegenwart die

Schwägerin unbedeutend vorkam, so daß er gar nicht recht wußte, wovon er mit ihr reden sollte, während sie ihm auch sonst, selbst im Hause des Stadtrats, ziemlich gleichgültig war — sobald er sie bei Mama Hannchen traf, fesselte sie ihn, und ihn erfaßte wieder etwas von dem Zauber, den sie einst auf ihn ausübte.

Schön-Ingerlild aber hatte, wenn sie Jürgen anschaute, stets ein unbeschreiblich mildes Gesicht, so, als wenn sie aus tiefster, gütigster Seele zu ihm sagen wollte: Ich verzeihe dir! Wenn du nur glücklich geworden bist, so will ich gerne mein Weh tragen.

War sich Jürgen über den Sinn ihres Ausdrucks auch noch nicht klar, so dämmerte ihm doch nach und nach eine Ahnung davon auf, zumal da Mama Hannchen ihm kräftig mit zum Verständnis half und ihm seufzend andeutete: »Es ist nicht so einfach für ein Mädchen, über die große Enttäuschung seines Lebens hinwegzukommen, aber, lieber Gott, wir Frauen sind ja dazu geboren, um uns zu verleugnen. Ni wird wohl auch noch mal wieder ganz froh werden. Dazu mußt du beitragen. Sei nur recht lieb zu ihr, hörst du? Und laß dich in deiner Meinung über sie nicht von andern beeinflussen, die nichts von ihr wissen. Sie ist ein so guter Mensch. Ich kenne sie, und ihr habt ihr ja auch so viel zu verdanken, du und deine Frau, nicht wahr?«

**D**ank verpflichtet, Verpflichtung macht unfrei, Unfreiheit aber lähmt in unserm Geiste die gesunden Triebe und läßt die ungesunden leicht geil werden.

Jürgen erfuhr das. Seine Stiefmutter, der es bei der Trägheit oder auch Rühle ihres Blutes selbst nicht im Traume eingefallen wäre, einem fremden Manne näher zu kommen, als es sein durfte, hatte doch die Freude aller Weibchen daran, wenn sich zwischen zwei Menschen irgend etwas اسپینت, mag es erlaubt oder unerlaubt sein.

Deshalb arbeitete sie ohne bösen Willen, rein nur aus ihrer Natur heraus darauf hin, Jürgen und Ingerlild dichter zusammenzubringen, als sie jetzt zueinander standen, und sie gebrauchte auch instinktiv das geeignete Mittel, wodurch sie Jürgen auf dieses Ziel hin in Bewegung setzen konnte. Daß Ingerlild nicht vor ihm zurückweichen würde, wußte sie genau. Sie ließ es nämlich nicht bei ihren an sich schon einigermaßen verständlichen Andeutun-

gen bewenden, sondern machte Jürgen gelegentlich ganz unzweideutig auf die Dankeschuld aufmerksam, die er Ingerlild gegenüber trug, und zwar geschah das auch wieder mit jenen Seufzern, die einen so schweren Vorwurf wider die Ruchlosigkeit des Mannes darstellen.

»Ach ja,« sagte sie zu ihrem Stieffohn, »Ni erholt sich furchtbar langsam von dem Schlag.«

»Von welchem Schlag?«

»So fragst du noch? Jürgen! Da solltest du dich doch schämen. Ein feinfühliges Mädchen vergift nicht so rasch wie ein Mann. Sieh dir Nis ganzes Leben an. So unstet wie sie ist! Bald tut sie dies, bald das, und nichts macht ihr Freude. Seit wann ist das so? Das rechne dir nur mal aus.«

»Du meinst wirklich, sie hat mich so lieb gehabt, daß sie unglücklich geworden ist, als ich Groa heiratete?«

»Nicht erst damals. Ihr Unglück hat schon begonnen, wie du sie wegen Groa links liegen ließe. Daß euch Männern solche Dinge nie zu Bewußtsein kommen! Aber wenn ihr es nicht selber fühlt: wir sind ja viel zu vornehm, um es euch merken zu lassen. Wir haben unsern Stolz, und wenn wir auch daran verbluten.«

Auf Groa hatte die ausgeflügelte Opfergeschichte keinen Eindruck gemacht, der weiche Jürgen aber wurde betroffen und nahm erkünstelte Gefühlseligkeit für bare Münze, was denn zur Folge hatte, daß sich um Schön-Ingerlilds sowieso helleuchtendes Blondhaar für seine Augen noch ein Heiligenschein wob und daß er sich gegen das Mädchen mit den still leidenden Zügen besonders freundlich verhielt.

Er war früher mit Groa einer Ansicht gewesen: Nis flatternde Art sei eine recht schlechte Eigenschaft, und sie müsse sich einfach viel mehr zusammennehmen; jetzt, wo er, wie ihm seine Stiefmutter einbildete, den Dingen auf den Grund sah, entschuldigte er vieles bei seiner Schwägerin, und weil er den Druck nicht loswurde, wenigstens sehr mit Schuld daran zu sein, daß sie dies unzufriedene, ja, wie sie es selbst bitter nannte: verfehlte Leben führte, so tat er nun sein Möglichstes, um sie zu erheitern.

Eine Zeitlang blieb seine neue Annäherung an Ingerlild Groa verborgen, nach und nach aber weihte Jürgen sie selbst darin ein. Denn

er sah in Groa nicht nur seine Frau, die sein Leben trotz aller Güte und Liebe unbestechlich beobachtete und deshalb von seinem regeren Umgang mit Ingerlild sicherlich nicht erbaut sein würde, sondern sie war für ihn auch das große, über das nur Frauenhafte hinaus ins Mütterliche erhobene Wesen, und diesem mußte er alle seine Gedanken mitteilen, er mochte wollen oder nicht, und er hatte bei aller Scheu vor seiner Frau das Vertrauen, Groa in ihrer Eigenschaft als Muttergeschöpf werde ihn verstehen.

Sein Empfinden, daß ihm Groa Gattin und Mutter zugleich sei, wurde immer stärker, je länger er mit ihr verheiratet war. Das ging bis in seine Träume hinein, die etwas Seltsames, ihn oft Erschreckendes hatten: seine Phantasie spiegelte ihm vor, wie er die Geliebte im Arme hielt und sich dessen bewußt war, daß seine leidenschaftlichen Liebesungen der Mutter galten. Also war Groa ihrem Manne alles, was ein Weib einem Manne sein kann, und seine Gefühle für sie hatten sogar etwas Religiöses. Aber wenn man auch an den lieben Gott glaubt und im allgemeinen annimmt, daß er allwissend ist, wenn man sich auch stets an ihn wendet, sobald man einer Hilfe bedarf, so tut man deshalb doch noch lange nicht bloß das, was Gott wohlgefällig ist, sondern weicht einmal vom geraden Wege ab in der stillen Hoffnung, daß dem Himmelsvater diese kleine Abschweifung am Ende entgehen könnte oder daß man wenigstens sonst auf irgendeine Art gut damit durchkomme.

So schwankte auch Jürgen immer zwischen der vollen Hingabe an die Frau, die er als den höchsten Wert seines Daseins anerkannte, und dem Bestreben, doch etwas für sich zu behalten.

Groa merkte dies Hin und Her bei ihrem Manne wohl, ihre Einfachheit konnte es aber nicht achten. Sie war ja stets für ihn da, das wußte er; kam er nicht, so wandte sie keinerlei Mittel an, ihn mit Gewalt heranzuziehen.

Sie wollte ihn als freien Menschen sehen; sie konnte sich auch nicht denken, daß sie seine innere Freiheit je störe; er tat ihr höchstens leid, wenn er nicht den Mut zur vollen Offenheit besaß. Warum quälte er sich mit etwas, was er ihr zunächst nicht anvertrauen mochte? Sie erfuhr es ja schließlich doch von ihm.

Einen kleinen Anwillen vermochte sie bei

diesem Gedanken nicht zu unterdrücken; der verschärfte dann ihren Ton, und Jürgens Ohr vernahm es.

Das schmerzte ihn dann schon. Es war, als habe er in seiner Seele lauter unendlich kleine Goldblättchen hängen, die der leiseste Hauch verwirrte und zum Teil zerriß.

Er litt, denn er konnte keine Ungunst von Groa ertragen; manchmal suchte er sie milder zu stimmen, auch ohne eine Beichte über das abzulegen, was er verhüllte. Und er war in seiner Unterwürfigkeit so eifrig, daß es ihr des Weichen zuviel wurde und er nun wieder das Gegenteil von dem erreichte, was er erreichen wollte. Ihre Strenge wuchs, und Jürgen war unglücklich, entlastete zuletzt — eine Übergabe auf Gnade und Ungnade — sein Herz und mußte erfahren, daß Groa von dem ihr jetzt aufgedeckten Geheimnis ganz unberührt blieb. Er hatte also keinen Grund gehabt, ihr etwas vorzuenthalten.

Groa schüttelte nach solchen Erlebnissen manchmal bekümmert das Haupt, und das war ein Zeichen, daß diese kluge Frau, so viel sie von ihrem Manne wußte, ihn doch nicht vollkommen richtig beurteilte, denn sonst wäre sie sich klar darüber gewesen, wie sehr Jürgens Art und Weise seiner edelsten Kraft entsprang, seinem Künstlertum, das ihn zwang, jeder Stimmung nachzugehen, einerlei, wohin es ihn führte.

Zu je schlichteren Linien er sich bei seinen Bauten entwickelte, von denen bereits eine ganze Anzahl der Stadt zu großer Zierde gereichten, desto verworreneren Kämpfe hatte er in sich auszufechten; das Chaos aber, das in ihm brodelte, war vielleicht sein bestes Teil, denn es gebar Arbeiten, denen niemand die künstlerische Selbstzucht absprechen konnte.

Sein Geist mußte irrlichterieren. Das Törichte war nichts Schlechtes, sondern etwas Notwendiges in ihm. Hätte es nur nicht so viele Gefahren geborgen! Die ahnte Jürgen, und in seiner Angst davor kam er zu Groa, schwelgte in seiner Leidenschaft für sie, wollte völlig von ihr beherrscht werden, umprunkte sie mit Huldigungen, stieß da aber auf eine Abneigung bei ihr, die in seinen Anstalten etwas Theatralisches sah. — Sie war die geborene Königin und konnte deshalb schlecht die Rolle einer Königin spielen.

Da erlahmte er dann wohl für eine Zeitlang und entglitt ihr traurig; sie sah es und wurde wehmütig, weil sie ihm nicht mehr



geben konnte, aber es kam ihr auch nicht einen Augenblick der Gedanke, daß sie ihm mehr schulde, als sie ihm gab.

Sie war bereit, ihm ihr ganzes Ich zu schenken — warum nahm er es nicht?

War ein einzelner echter Diamant nicht kostbarer als eine ganze, ja eine doppelte Reihe von noch so großen, schimmernd bunten, doch falschen Steinen?

Gewiß, das war er für eine Groa, nicht aber auch für einen Türgen, dessen Phantasie die Fähigkeit hatte, das farbenbrechende Glas in herrlichste Edelsteinmasse umzuwandeln, und der sich dann natürlich vieltausendmal reicher vorkam als nur mit dem einen wirklichen Diamanten.

So stand es um diese beiden Menschen, als ein Ereignis eintrat, worauf Groa längst geharrt, das sie längst herzlich herbeigewünscht hatte, während es Türgen gar nicht so übermäßig lieb war.

Das Weib laufte tief in sich hinein. Ein seltsames Rauschen kündigte ihr an, daß ihr Blut neue, ungewohnte Bahnen rollte.

Was ihr in ihrer ersten Ehe nicht vergönnt gewesen war, das sollte sich jetzt erfüllen: die Teilung ihres Wesens in zwei Wesen, das auf den Gipfel gesteigerte Persönlichkeitsgefühl, das doch davon herrührte, daß sich ein andrer Mensch von ihr loslöste.

Groa horchte gespannt auf das Rauschen, und die Umwelt versank vor ihr.

Sie sah mit ihrem geistigen, beinahe auch mit ihrem körperlichen Auge das sich bildende Kind in ihrem Schoße ruhen, friedlich schlummernd in süßester Geborgenheit; sie empfand ihren Leib für dies werdende Geschöpf als einen Wall vor den Unbilden, die es da draußen erwarteten, und es tat ihr weh, daß sie nicht für immer die Hüterin eines solchen reinen Lebens sein sollte.

Das ruhende Kind war sündlos und kampflös; welch ein Jammer, daß es hinausmußte, um zu werden wie alle andern Menschen, erregt zu Streit und auch nicht mit der Macht begabt, sich vor Schlechtem zu bewahren.

Aber solange es Groa ganz gehörte, wollte sie dafür sorgen, daß es nicht von etwas Häßlichem angetastet wurde. Ihr Blut sollte als ungetrübter Quell durch das wachsende Menschenkind hindurchspülen, sie wollte frei von jedem niederen Gedanken sein, wollte ihrem

Geschöpf das Schönste und Beste mitgeben, was in ihr lebte.

So rang sie nach Selbsterhöhung, nach Läuterung, um dem Kinde jetzt, wo es noch ihr Eigentum war, nichts als wundervolle, auch vor dem schärfsten Gewissen fröhlich bestehende Gefühle einzuströmen.

Was sie später an Erziehung zu leisten hatte, erschien ihr unwesentlich; jetzt war die Zeit, wo sie die unmittelbare Einwirkung auf das Kind besaß; jetzt hatte sie die wichtigste Aufgabe ihrer Tage zu erfüllen; jetzt konnte ihr niemand anders hineinreden, sondern sie war die uneingeschränkte Lehrerin des entstehenden Seins, hatte darum aber auch die volle Verantwortung dafür zu tragen, was aus dem Kinde dann wurde.

So machte Groa, um sich würdig zu bereiten, eine seelische Fastenzeit durch und nahm auch in der Sehnsucht, sich von allem Gemeinen fernzuhalten, ihre Zuflucht zum Verkehr mit Gott.

Nach einer aufrichtig gläubigen Jugend war diese Frau mit dem Erstarken ihres Selbstbewußtseins zu der Anschauung gekommen, daß Wunderglaube und Dogmen, ja, daß selbst eine einzelne bestimmte Religion oder gar ein bestimmtes Bekenntnis zum Heile des Menschen nicht nötig seien. Sie hatte von überall her in sich aufgenommen, was von Gott gesagt, wie Gott verstanden wurde. Zuletzt war ihr der Gottesbegriff aus dem Persönlichen ins große Natürliche hinübergewachsen; sie sah und fand den schöpferischen Hauch rings um sie her. Es gab nichts Totes für sie, auch nichts bloß Lebendiges, sondern sie hielt alles für gottbeseelt.

Damit war sie zufrieden; Gott wurde ihr nicht zu jener furchtbaren Gestalt, die alle Eigenschaften des Menschen, die guten und fast noch mehr die schlechten, riesenhaft vergrößert und vergrößert in sich barg; nicht zu jenem Überwesen, das nach Laune, die der Sterbliche notgedrungen Allgerechtigkeit nennt, belohnt und bestraft, das Unschuldige martert, etliche andre, die es nicht so zu verdienen scheinen, aus unbekannten Gründen besonders an sein Herz schließt und im allgemeinen die Menschheit so hält, daß sie nicht viel Freude genießen kann.

Gott war für Groa auch nicht so kleinlich, daß er Unglück und Bitternis über eine Seele schickte, damit sie sich an sein Regiment erinnere; Gott ließ sich für Groa auch nichts

abschmeicheln, sondern Gott war einfach das Allgroße, ganz Erhabene, das in allem aufging und worin das All schwebte.

Mit diesem Gott hielt die werdende Mutter ihre Zwiesprache. Sie betete zu ihm, den sie als Gewissen in sich fühlte; sie sog ihn ein, den sie als Schönheit in und über der Welt ruhen sah; sie teilte ihn ihrem Kinde mit und war überzeugt, dadurch für das Gute eine neue Stätte auf Erden zu schaffen. Und um sich ganz in sich selbst versenken zu können, errichtete sie auch zwischen sich und den andern Menschen eine Mauer, über die keiner zu ihr hereindrang — nicht einmal ihr Mann.

Denn im Vergleich zu dem, was sie jetzt ihrem Kinde sein und schenken wollte, war auch Jürgen zu sehr mit Mängeln behaftet. Es kamen Monate, wo sie das Tor ihres Herzens, durch das er sonst so gern hätte eintreten sollen, wenn er es nur wagte, vor ihm verschlossen hielt. Nur ihr Kind durfte bei ihr wohnen.

Jürgen Obefopp war Künstler genug, um die heranreifende Mutterschaft poetisch aufzufassen, aber es gab da doch mancherlei, was gerade seinen ästhetischen Sinn abstieß, und vor allem wollte er nicht schon hinter dem erst kommenden Kinde zurückgesetzt werden. Seine Eigenliebe wurde verletzt, darum war er mißgestimmt. Er war es gewohnt, Groa die Alltäglichkeiten zu erzählen. Es gab auf dem Rathause manchen Ärger; manches Kleinpersonliche erschien in der mit Altstaub durchtränkten Luft wichtig; der Ehrgeiz der Beamten führte zu Ränkesucht und Mißgunst. Derlei gab dann Anlaß, man möchte sagen: willkommenen Anlaß zu weitläufigen Besprechungen, und ein bißchen Gehässigkeit blieb nach jedem noch so geringfügigen Streit um noch so geringfügige Dinge in der Brust der Gegner oder Nebenbuhler sitzen.

Auch Jürgen konnte sich von der allgemeinen Beamtenfreude, über die Kollegen zu reden, nicht ganz frei halten, auch ihn steckte die Lust an, vermeintlich ungerechte Bevorzugungen andrer oder Beeinträchtigungen der eignen Person genau durchzusprechen.

Groa, die es ihm gönnte, daß er sich von solchen Winzigkeiten entlastete, hatte ihm bis dahin stillgehalten, nun jedoch bat sie ihn in Liebe und Freundlichkeit: »Behalte das jetzt für dich, Jürgen. Du kommst ja selbst leicht darüber hinweg. Was hat es zu bedeuten?

Ich möchte gerade in dieser Zeit nichts davon wissen.«

Er schwieg dann zwar, war aber doch etwas verlezt, bis auf einmal seine leicht beweglichen Gedanken wieder einen Umschwung erfuhren.

Je näher nämlich Groa ihrer Zeit kam, desto weniger konnte sie sich auf die Pflege des rein Seelischen beschränken, wie sie es am liebsten getan hätte. Die Beschwerden, die der Körper ihr machte, wurden groß. Sie war die Jüngste nicht mehr, und dem Arzte mißfiel ihr Aussehen. Groa grämte sich: ihr natürliches Gefühl sagte ihr, daß das Mutterwerden etwas Gesundes sei, daß ein Weib in der Hoffnung auf ihr Kind allezeit fröhlich sein müsse, sie aber ging bleich umher und war wie krank.

War sie schon zu alt für das höchste Glück? Eine Bitterkeit stand bei dem Gedanken in ihr auf, daß ihre besten Jahre ungenutzt vergangen waren. Warum das? Sie hatte ja Frucht bringen wollen nach der Bestimmung und nach der Sehnsucht des Weibes; wenn sie aber jetzt, wo sie über manches ihre Klarheit gewonnen hatte, das Bild ihres ersten Gatten betrachtete, kam sie nicht davon los, daß es nicht an ihr lag, wenn ihr damals die Weibesvollendung versagt blieb.

Sie sah ihn: eine ritterliche Gestalt, gut und sogar zärtlich zu ihr, aber jene volle, mächtige Leidenschaft, die eine Groa braucht, um fruchtbar zu werden, wie die Erde den warmen Gewitterregen, die hatte sie nicht von ihm erfahren. Und jetzt, wo sie gewiß als Mensch ihre Entwicklung zur Mutter viel tiefer und reicher erlebte, als sie es in ihrer Jugend getan hätte — war sie da schon nicht mehr kräftig und geschmeibig genug, um ihre edelste Pflicht zu erfüllen? Traurig blickte sie in den Spiegel. Sie erschien sich körperlich alt, wo sie doch gerade so jung sein sollte wie in keinem ihrer Ehejahre zuvor. Und diese Sorge um das Körperliche lähmte ihr Streben nach der Heiligung. Sie wurde schwach, anschniegungsbedürftig, sie ließ die Ansprüche, die sie an ihren Mann stellte, ein wenig absinken, er durfte ihr schließlich erzählen, was er Lust hatte, wenn er nur lieb gegen sie war.

Solches Zugeständnis genügte, um Jürgen zur äußersten Rücksichtnahme auf sie zu nötigen. Er war der schonendste Gatte, der sie mit nichts behelligte, was ihr unangenehm

»klare Gegenwart« verbreitete sie, wie Mörke in einem andern ihr gewidmeten Gedichte sagt, überall Freude und Sonnenschein. Zahllose bekannte und bedeutende Menschen hat ihre anmutige Kunst im Profil festgehalten, auch Mörke selbst und die Seinen zu verschiedenen Malen. Eins dieser Blättchen zeigt den Dichter mit dem häuslichen Kappchen über der schönen Stirn. Ja, sie darf den wehmütigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den Dichter noch auf seinem Altersbett zu einem halben Jünger ihrer Kunst gemacht zu haben. Ihr Silhouetten-schneiden regte ihn zu Schattenspielen an, die ihn vorübergehend wieder zum harmlos vergnügten Kinde machten. »Bei brennendem Licht im Bette liegend,« erzählt sein Biograph Harry Maync, »übte sich der Herr Professor stundenlang, mit den Fingern verschiedene Schatten an der Wand hervorzubringen; er war ganz stolz, als seine Geschicklichkeit es von anfangs sechs oder sieben endlich auf einige zwanzig Figuren brachte.«

A black and white silhouette illustration. In the center, a man and a woman are depicted in a romantic pose. The man stands on the left, holding a long, thin object (possibly a pipe or a staff) and looking towards the woman. The woman is on the right, leaning slightly towards him. They are positioned under a large, leafy tree with many thin, drooping branches, characteristic of a weeping willow. In the foreground, there is a body of water, likely a pond or a river. Several ducks are shown in silhouette on the grassy bank and in the water. Their reflections are clearly visible in the calm water. The entire scene is rendered in a minimalist, high-contrast style using only black silhouettes against a white background.

## Prinzessin und Gänsehirt

Wolff zusammen das Café Kaiserkrone in Königsberg mit Schattenbildern ausgeschmückt hat.

Da wären wir denn bei dem Namen Wolff, der für die Geschichte des Schattenrisses so bedeutsam ist; war Prof. Heinrich Wolff es doch, der, gestützt auf eine bis ins strengste durchgearbeitete Kunstübung, auch theoretisch das Beste und Wahrste über die Bedingungen, Pflichten und Möglichkeiten der Echerenkunst gesagt hat. Nun setzt eine andre des Namens,



## Die Spröde

Digitized by  
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Votte Nicklaß:

Tanzende in Werthertracht

im übrigen ihm weder verwandt noch verschwägert, das edle Handwerk würdig fort. Und zwar ist es das deutsche Märchen, in dem Käte Wolff ihre Schere — auch für sie, wie für Ph. Otto Runge, nur eine Verlängerung der kunstfertigen Finger — luftwandeln läßt. Auf den ersten Blick sieht man ihren Schnitten die gute Herkunft und sichere Schule an. Sie weiß genau, was die Schere vermag und wo sie versagt oder ihrer Natur untreu wird. Solche Erkenntnis der Mittel ist aber stets ein zuverlässiger Maßstab der Kunst. Mit Bedacht wählt sie, wie gleich in unsrer ersten Abbildung (S. 163), Szenen, die ein friesartiges Band von Gestalten geben und nur wenig Beiwerk verlangen. Freilich geschieht solcher Übergehorsam gegen das Kunstprinzip, wie meistens, so auch hier auf Kosten der Ursprünglichkeit: es läßt sich nicht leugnen, das Blatt ist nicht ganz frei von einer gewissen steifen Regelgerechtigkeit, so gut die einzelnen Gestalten in Umriß und Bewegung gekennzeichnet sein mögen. Die Szene aus »Encewittchen« (Abbild. S. 163), ziemlich frei gestaltet, aber auch noch bewußt reliefartig angeordnet, hat schon beträchtlich mehr Leben gewonnen, nicht zuletzt durch die Natur, die mit dem überhängenden Fels, dem Baumstamm und den Eichhörnchen darauf sparsam, doch stimmungsecht wiedergegeben ist. Noch um einen Schritt weiter darin geht »Hänsel und Gretel« (Abbild. S. 164). Man beachte nur einmal, wie herzergerichtet die Gule auf dem Fichtenzweig und die langschweifige, hochbucklige Katze getroffen sind! Dem Knusperhäuschen fehlen zwar die lederen Ruchensladen auf dem Dach, und daß die Fenster aus Zucker sind, sieht man auch nicht gerade; noch viel weniger täuschen uns die

paar Baumstämme zur Linken den Wald vor, der doch so unzertrennlich zu diesem Märchen gehört. Dafür aber wirkt das Erschrecken und Erstaunen der beiden Kinder beim Anblick der grauslichen Hexe desto überzeugender, und daß der Hänsel sich hinter dem Gretel versteckt, soll, sagt man, in solchen Lebenslagen auch bei Erwachsenen noch vorkommen. Immerhin brauchte — der Heimlichkeit besser entsprechend, die gerade dieses Märchen hat — der Mittelgrund nicht so leer zu sein. Schlechterdings zur Vollendung aber ist die Technik im »Dornröschen« gediehen (Abbild. S. 164). Spinnrad, Blättergerant

und namentlich der Schleier, den das gekrönte Prinzlein so anmutig zu tragen weiß, sind Meisterstückchen der Scherenskunst, wie denn auch die ganze zierliche Hofstimmung, die dies Märchen nicht verleugnen kann, in dem Bilde aufgefangen ist. Ein entzückender Humor spricht aus dem letzten Schnitt »Prinzessin und Gänsehirt« (Abbild. S. 165). Dieser Ruß auf Entfernung, diese fast schon zum Menschen gewordene Weibe, die schamhaft schützend ihre Zweige



Votte Nicklaß:

Altdeutsches Volkslied



Lotte Nicklaß:

Der Anschlag

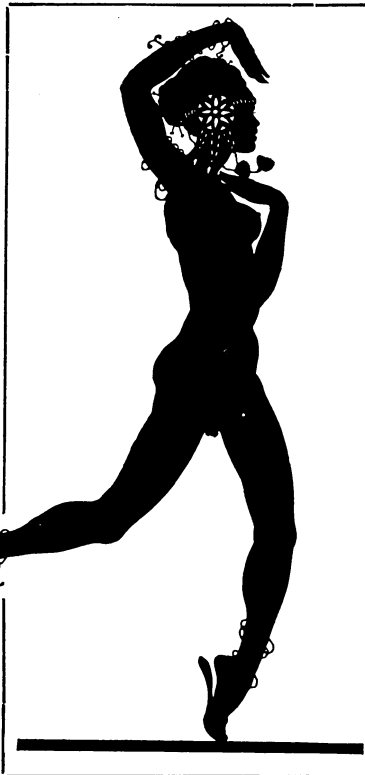
darüberbreitet, vor allem aber die vier teilnahmsvollen Gänse, die sich nebst den Beinen der beiden Verliebten so selbstgefällig im glitzernen Wasser widerpiegeln, sind sie nicht köstlich? Nur daß dies alles mehr witzig als naiv, mehr Kunst- als Volksmärchen ist. Doch das soll es hier auch wohl: nicht unsre Brüder Grimm, sondern der Däne Andersen regiert die Stunde.

Die Schattenrisse Käte Wolffs sind mit andern, wie Kottäppchen und Alschendel, in Handkupferdrucken bei Ludwig Möller in Lübeck erschienen; sie kosten je nach dem Papier und der Größe 5 bis 7 ½ M und machen sich ebenfogut als Wand-schmuck wie als lose Blätter in der Sammelmappe, die man sich dafür anlegen und je nach Lust und Stimmung vornehmen mag, um sie zum sinnigen Betrachten weiterzugeben.

Leicht ins Zierliche und Überzierliche zu geraten, scheint nun einmal das Schicksal der weiblichen Schattenrißkunst zu sein. Auch Lotte Nicklaß, die so rasch zu Namen und Ansehen gekommene junge Berliner Schattenrißkünstlerin, entgeht diesem Ver-

hängnis nicht. Bei den »Tanzenden in Werthertracht« (Abbild. S. 165) lassen wir uns das gefallen: Tracht und Haltung jener Tage — »Turnüre« sagte man damals — wollen es so, aber scheint nicht im »Altdeutschen Volkslied«

(Abbild. S. 166) ein gut Teil der Frische und Natürlichkeit zerstört, wenn Blätter- und Rankenwerk so virtuos zer Schnitzelt werden, wie es auf diesem freilich immer noch entzückenden Blatt geschehen ist? Wir haben das Original etwa um ein Drittel verkleinert, aber wahrhaftig, man sieht das Ringelein immer noch! Doch die Genauigkeit ist es nicht, worin der eigentümliche Reiz dieses Bildchens liegt; im Gegenteil, es ist die leise, feine Musik, von der die beiden jungen Menschenkin-der mitsamt dem Bäumchen und dem Schnitzwerk erfüllt sind. Diese Musik der Bewegung pflanzt sich in die späteren Scherenschnitte der Künstlerin fort, aber der Rhythmus wird strenger, alles unnütze Beiwerk ist gestilgt, und wo es überhaupt noch auftritt, wie in dem glänzend geschnittenen orientalischen Vorhang auf dem Schnitt »Der Anschlag«



Lotte Nicklaß:

Indische Tänzerin





Lotte Nicklass: Titelblatt zu dem Buch »Trotz Tod und Tränen«  
von Max Jungnickel (München, Hermann A. Wichmann)

(Abbild. S. 167), da ordnet es sich dem bal-  
ladenhaften Vorgang als dienendes Glied be-  
scheiden unter. Die »Indische Tänzerin« (Ab-  
bildung S. 167) kann schon völlig aller schmüt-  
fenden Zutaten entbehren; sie wirkt allein durch

den rhythmischen Fluß der Li-  
nien, der nahe an die Monu-  
mentalität heranreicht. So ist  
Lotte Nicklass mit fortschreiten-  
der Kunstbeherrschung bewußt  
zur Einfachheit und damit zum  
»Stil« des Schattenschnittes zu-  
rückgekehrt. In dem letzten  
Blatt, das wir von ihr zeigen  
(Abbild. S. 168), steht sie noch  
zwischen beiden Kunstarten: in  
der kühn und kräftig umrissenen  
Figur des Wanderburschen kün-  
det sich schon deutlich das Stre-  
ben nach Sparsamkeit und Ein-  
fachheit an, in den Waldblumen  
und dem Laubgehänge aber  
überläßt sich die Schere noch  
ganz ihrem Spieltrieb. Ein  
überstrenges Auge entdeckt wohl  
gar eine sträfliche Vermischung  
zweier Stile, des Schnitt- und  
des Zeichenstils. Die gestreif-  
ten Strümpfe und das Brust-  
tuchlein zwar werden, so schwin-  
delerregend die Technik anmu-  
ten mag, wirklich »geschnitten«  
sein; bei dem so außerordentlich  
natürlichen Wegweiser aber, der  
mit dem Baumstamm zur Rech-  
ten für feste Umrahmung des  
Bildes sorgt, hat doch wohl  
Zeichen- (oder auch Klebe-)  
Arbeit mitgeholfen. Von Rechts  
wegen ist das verpönt, wer aber  
möchte bei solcher glücklichen  
Gesamtwirkung zum Schulfuchs  
werden!

Mit diesem Wanderburschen  
am Wegweiser, der mit dem zutraulichen Vög-  
lein auf seiner Fußspitze Zwiegesprache hält, hat  
es übrigens seine eigne Bewandnis. Wir haben  
hier das Titelblatt zu Max Jungnickels Idyllen-  
büchlein »Trotz Tod und Tränen« vor uns, und



Marie Margarete Behrens:

Gnomenkönigs Geburtstag



## Balançunterricht

erste galt ihrer kunstfertigen Schere. Ganz ver-  
steckt liegt sie, unter Refeda und Rosen, neben  
einer Großmutterbrille. Aber sieh, bewegt sie  
sich nicht? Ja, auf und zu geht ihr Schwappen-  
des Herenmaul. Lauter schwarze Gestalten  
springen mit einer himmlischen Grazie daraus  
hervor. »Sie kommen mit einer Schmetter-  
lingsanmut, mit einer heiteren Milde und sind  
geboren aus lauter Phantasie. Zwei Lilien,  
die auf dem Tische stehen, wundern sich über  
die Keuschheit dieser Nidlaß-Gestalten. Schwin-  
genleicht sind sie, diese Nidlaß-Kinder. Sie



## Im Mäuseklee



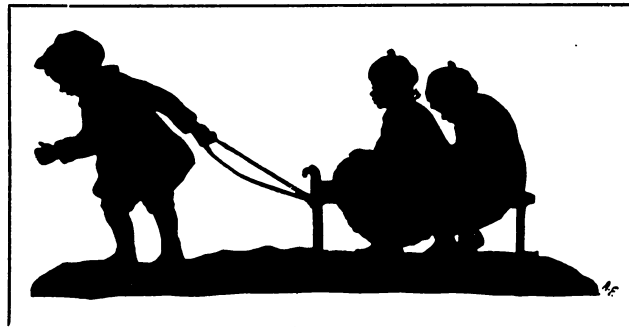
Annemarie Furbach:

Die Zuckertüte

können über den Fiedelbogen Mozarts schlittern, sie können auf den Zylinderhut Mörikes springen. Zart leichtsinnig tanzen sie im Mondenschein, bis die Mitternachtsglocke vom Dorfkirchturm in die Märchenstube hinkt. — Nun ist alles vorüber. Die zweite Huldigung gilt der »Lampe der Lotte Nidlaß«. Die, meint Jungnidel, hat der Schere alles erst erzählt. Wenn dann die Schere nach diesen Erzählungen an zu zaubern sing, die Engel, die Pferde, die Hunde, die Rutscher, die Leierkastenmänner und die Rechnungsräte, die Zirkusflowns und die Heilsarmee-Schwester, die Lilien und die Küchenbesen, dann lachte die kleine gutmütige Lampe und strahlte so freudig erschrocken wie vor langen Jahren, als sie einmal an einem Kinderbettchen saß. Aber eines Tags oder vielmehr Abends, als sie besonders strahlend von hoch oben auf die Straße hinunterschien, da kamen in Kanonen-

stiefeln polizeigewaltige Worte die Treppe heraufgestampft: »Ateliers dürfen nicht mehr bewohnt werden. Ebenfalls darf keine Lampe mehr im Atelier brennen!« Die Lampe erschrak, drückte ohnmächtig das Auge zu und fiel klirrend vom Ateliertisch. Die Schere war einsam geworden. Oh, wie weinte sie da nach der lieben kleinen Lampe, die so schöne Geschichten erzählen konnte! ... Jungnidel hat etwas Wichtiges vergessen. Er hätte zu der Lampe und der Schere noch eine Geige gesellen müssen. Denn ehe Lotte Nidlaß sich, während einer langwierigen Krankheit, als ihr Instrument die Schere erkor, führten ihre Elfenfinger den Bogen über die Violinsaiten; daher kommt es wohl, daß in ihren Scherenschnitten nicht nur so viel »Figur«, daß auch so viel Musik darin ist.

Räte Wolff und Lotte Nidlaß bedeuten Höhepunkte der modernen Silhouettenkunst; schon deshalb müssen sich die drei Künstlerinnen, von denen hier noch Proben des Scherenschnitts gezeigt werden, mit ein paar Worten der Kennzeichnung begnügen, sonst aber mit ihren Elfenkindern und Tänzerinnen für sich selber sprechen.



Annemarie Furbach:

Wintervergnügen

Auch bei dieser schwarzen Kunst wollen wir das biblische Wort von den vielen Wohnungen nicht vergessen, die es in des Vaters Hause gibt. Jeder wird auf den ersten Blick die grundverschiedene Auffassung erkennen, die zwischen

den Blättern der Rostockerin Marie Margarete Behrens und denen Räte Wolffs, noch mehr denen der Lotte Nidlaß herrscht. Will man durchaus nach Ähnlichkeiten suchen, so könnte man wohl an Johanna Beckmanns zierliche Pflanzenschnitte erinnern, die auch so gerne ins Elfen- und Sylphidenhafte hinüberwachsen. Mar. Marg. Behrens schneidet mit Vorliebe Kinder- und Märchenzenen, aber auch Biedermeiergruppen. Mit der modernen Richtung hat sie wenig im Sinn; obgleich sie sozusagen in der Sezession erzogen worden ist: hat sie



Annemarie Furbach:

Der Mutter Stütze

## Auf dem Hühnerhof

Unders als die Medlenburgerin verfährt die Schlesiern Annemarie Furbach: sie schneidet ihre Schattenbilder mit der Schere ganz frei aus dem Gedächtnis, ohne sich an irgendeine Aufzeichnung auch nur anzulehnen. Nicht einmal das unmittelbare Vorbild der Wirklichkeit läßt sie gelten; ihre Lehrmeisterin ist die Phantasie, und da mag sich denn manchmal wohl auch eine literarische Erinnerung an dieses oder jenes Kinderbildchen, an ein Märchen, eine Erzählung oder auch an Blätter älterer Kinderzeichner wie Ludwig Richter oder Oskar Pletsch einschleichen. Wieviel gute Beobachtungen aus dem Kinderleben hier trotzdem



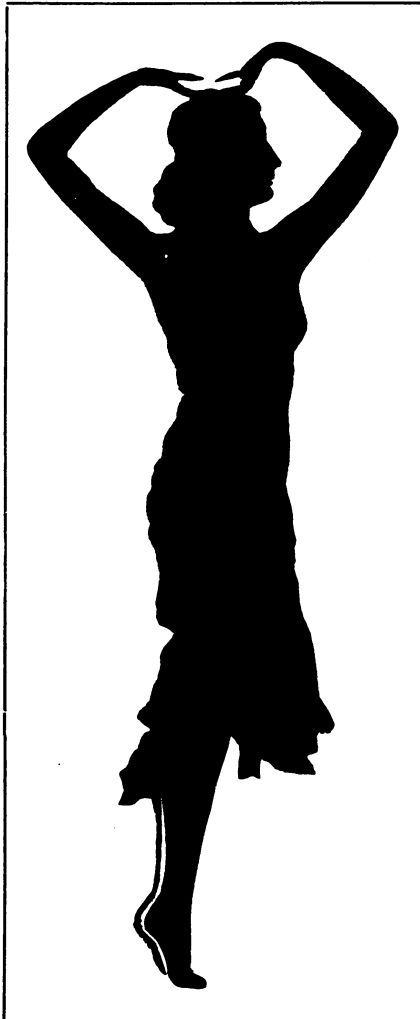
Tänzerin



Tänzerin

zugrunde liegen, zeigt uns ein Blatt wie das »Wintervergnügen«: die Bewegungen der Kinder, der beiden Passagiere wie des Zugpferdchens, sind hier ganz überraschend echt erfaßt und wiedergegeben. Aber auch das Popsmädelchen, das sich mit dem Schwesterchen schleppt, verrät in der Bewegung des Hebens eine Naturbeobachtung, der sich die Echerenkünstlerin gar nicht bewußt zu sein scheint (Abbildungen S. 170 u. S. 171).

Damit der Kreis sich schließe, geben wir endlich noch die Tanzbilder einer jungen Berliner, die sich aus reiner Freude an der Echerenkunst selbstständig zu dieser Kunstfertigkeit herangebildet hat. Damit sind wir dann wieder bei Aufgaben, die eigentlich oder wenigstens für viele am Ende der Entwicklung stehen. Denn hier heißt es nach dem Leben studieren. Jede, auch die leiseste Neigung des Körpers will bis ins kleinste und feinste beobachtet, ja mehr als das, will nachgefühlt und nachempfunden sein, ehe sie sich



Cilli Stöckel:

Tänzerin

— schwerlich ohne vermittelnde Hilfe des Zeichenstiftes — von der Ehre fassen läßt. Anfängerhafte Unzulänglichkeiten liegen in diesen drei Tanzbildern von Cilli Stöckel so offen zutage — namentlich in den Händen des letzten Bildes —, daß niemand erst darauf gestoßen zu werden braucht; daneben aber verrät sich in dem musikalischen Rhythmus der Figuren eine so innige, liebevolle Hingabe an die Weichheit des Linienflusses, ein so sicherer Blick für das Kennzeichnende einer Haltung und Bewegung, auch einer so ekstatischen, wie wir sie im vorletzten Blatt haben, daß man den weiteren Fortschritten dieser ernstesten Bemühungen um das Höchste und Letzte der Kunst mit gutem Vertrauen entgegensehen darf.

Es sind lauter Friedensbildchen, die wir hier zusammengestellt haben. Das danken sie ihrer Herkunft: aus Frauenhand. Wie die zarte Kunst auch draußen im männermordenden Kampfe blüht, möchten wir erst später einmal zeigen.

## Gedenken

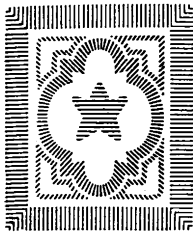
Wie ferne Blicke trafen  
Die Sterne in mein Gemach —  
Ich liege und kann nicht schlafen  
Und weiß: auch du bist wach.

Die Sterne mit ihrem bleichen  
Leuchten gehn auch zu dir,  
Das ist wie ein Händereichen  
Von dir zu mir.

Dich trägt ein tröstendes Wissen:  
Du bist nicht allein im Feld,  
Meine Gedanken küssen  
Dich in der weiten Welt.

Wie über Strom und Städte  
Ein Vogel zur Heimat reist,  
So finden dich meine Gebete,  
Wo du auch seist.

Helene Brauer



# Zärtliche Symphonie

Von Reinhard Weer



»Euch süßen Frauen will ich ein getreuer Knecht und Lieblich sein, so lang mein Atem weht«  
Alfred Walter Heymel, † im Felde

## Introduzione: moderato

Das sind seidendünne, spinnwebfeine Kleingkeiten, die eigentlich in ein Nichts zerfallen, wenn man sie nur anrührt, weiche, vielverschlungene Arabesken, auf wächsernen Grund hingehaucht, die langsam, ganz langsam mit unendlich vorsichtiger Feder nachgezogen und nachgestrichelt werden müssen. Es ist sehr die Frage, ob die bei feldgrauer Kriegsarbeit hart und stumpf gewordenen Finger sich mit Dingen abgeben dürfen, die so zart behandelt sein wollen. Immerhin: sie liegen da, in einer Oberschicht rosenroten Erinnerens, und bitten darum, angefaßt und mitgeteilt zu werden. Dem stillen Zug und Zwang sei nachgegeben, selbst auf die Gefahr hin, die Zierlichkeiten zerbrechen, ihre Zartheit welken, den Duft verfliegen, die Rosenröte verschwinden zu sehen ...

## Allegro espressivo

Es ist in den ersten Feldzugstagen, und ein Leutnant fährt von Süddeutschland nach Berlin. Man frage nicht näher nach dem Grund und Zweck der Fahrt, uns berührt hier nur das Gegenständliche an der Sache. Er sitzt zwischen andern Reisenden in seinem Abteil, das Herz voll von Kriegsrömantik, ein wenig Traurigkeit und überschäumendem Jugendmut. Er ist noch nicht im Gefecht gewesen (denn die plötzlich so merkwürdig umgeschaltete Zeitrechnung geht noch nach Mobilmachungstagen) und sieht dem Kommenden ein wenig fleistlich entgegen: »Und meiner Seele ging die große Welt des heiß'n Krieges auf.« So etwa denkt er sich das Zukünftige wenigstens bei jener langen, fast zwei Tage währenden Fahrt von Süddeutschland nach Berlin. Über ihm im Gepäcknetz liegt sein Säbel, neben ihm hängt der feldgraue Umhang ...

In Bitterfeld steigen zwei neue Fahrgäste in den Zug. Er sieht ein blaues Schneiderkleid, das sich straff um eine schlanke, elastische Damengestalt spannt, sieht über einem Stuarttragen einen weißen Schleier, hinter

dessen feinem, dichtem Gespinnst eine Fülle braunen Haares, traumhaft schöne Augen und hochgeschwungene dunkle Brauen mehr zu ahnen als zu erkennen sind, fühlt sich von dem leisen Duft einer gepflegten und verwöhnten Weiblichkeit umschmeichelt. Ihr Begleiter, sehr groß, stiernadig, von einer lässigen Eleganz in Haltung und Kleidung, wischt ihr, durch eine Bewegung der kleinen Füße aufgefordert, mit einem großen blauseidenen Taschentuch den Staub von den schmalen zartgelben Halbschuhen. Sein Aussehen ist im ganzen das eines vornehmen, sehr reichen Südländers, mit einem kleinen Einschlag von indianischer oder kreolischer Brutalität in den sonst überaus einnehmenden und weltmännischen Formen. Beide lehnen sich, wie von einem Spaziergang ermüdet, in die Polster zurück und scheinen auf jede Unterhaltung sowohl untereinander als auch etwa mit andern Reisenden verzichten zu wollen. Bis ein kleiner Zwischenfall auf der nächsten Station zwingenden Anlaß zu einem Gespräch bietet.

Da erscheint nämlich ein Feldwebel von der Bahnwache, um die Pässe der Reisenden zu prüfen. Der südländisch aussehende Herr ist eingeschlummert, und die Dame muß ihn wecken. Der Leutnant traut seinen Ohren nicht, als dies auf französisch geschieht: »Eh, Goncalès, reveille-toi!«, und erst recht stutzt der Feldwebel. Seltsames Paar, denkt unser junger Freund; geht spazieren in den Mobilmachungstagen, scheint in seinem Lebens- und Interessentkreis so wirklichkeitsentrückt und abgeschlossen wie auf einer einsamen Insel. Glückliches Paar! Aber daß sie jetzt gar Französisch sprechen in ihrer Sorglosigkeit, das ist zum mindesten unklug. — Der Stiernadige, endlich erwacht, ist nicht gleich im Bilde, was man von ihm verlangt, und es gibt eine kleine Auseinandersetzung, in die zur Unterstützung der mangelhaften französischen Kenntnisse des Feldwebels unser Leutnant auf einen hilfeheischenden Blick der Dame eingreifen muß. Die Prüfung der



Pässe ergibt, daß man in den fremden Herrschaften ein den Kreisen der südamerikanischen Diplomatie angehörendes Ehepaar zu erblicken hat, und der Bahnschuffeldweibel zieht sich mit höflicher Entschuldigung zurück.

So wird Bekanntschaft geschlossen. Man befindet sich jetzt nur noch zu dritt im Abteil, und da der Schaffner angibt, daß bis Berlin bei dem schleichenden Tempo des Zuges immer noch eine gute Stunde Fahrt sei, macht man's sich auf den Bänken bequem. Vor die märkische Landschaft, die sich gemächlich draußen in den Abend dehnt, werden die kleinen ruhigen Vorhänge gespannt, und eine braune Tuchglocke schiebt sich über das Rund der Lampe. Die beiden Herren helfen zuerst der Dame, eine behagliche, halb liegende Stellung einzunehmen, dann strecken auch sie die nicht unbeträchtlich langen Beine auf die verbreiterten Polster aus.

Im Dunkel sitzt unser Leutnant und sinnt. Was geht doch in ihm vor? Wie eine wehmütig-leise Melodie war es, was ihn zuerst umgaukelte, jetzt ist ein wildes Brennen in seinem Herzen. Links neben sich, in Armesweite, sieht er, mattglänzend, das feine Profil der jungen Frau, von dem sie den Schleier zurückgehoben, sieht er den schmalen, wie mit zwei feinen Strichen gezogenen, leise geöffneten Mund, unter dem ihre weißen Zähne erstrahlten. Mit allen Sinnen fühlt er ihre Nähe. Herrgott, man ist jung — und man geht in den Krieg — und alles Künftige ist so schwer und dunkel und groß! Er greift langsam, über das Rückenpolster tastend, mit der Linken unter seinen Umhang, der zwischen ihnen am Haken hängt, fühlt sich vorsichtig weiter vor, erreicht ihre Hand, die sie mit leisem Erschrecken hebt, um sie ihm dann mit einem fast unmerklichen Zittern zu überlassen. Er streichelt diese kleine feine lederbekleidete Frauenhand, zieht sie zaghaft zur Seite unter den Mantel, beugt langsam, ganz langsam den Kopf unter die schützende Hülle, nähert seinen Mund dem Handschuhabschnitt und bedeckt die freie Stelle mit heißen, inbrünstigen Küssen. Versucht dann mit der Linken die Knöpfe des Handschuhs zu öffnen, nestelt vergeblich an dem festen Verschuß, küßt den kleinen runden Ausschnitt und müht sich wieder, bis sie ihm hilft und ihm beides überläßt, Handschuh und Hand, schmal, gepflegt, ganz leise duftend und kühl wie eine erlesene Frucht. Er zieht sie an seine springenden

Schläfen, liebkost die schlanken, festen Finger, die seine Zärtlichkeit erwidern, und küßt sie immer wieder in besinnungslosem Hingegebensein ...

Gegenüber saß der Ehemann, in die Polster zurückgelehnt. Manchmal sah im vorüberfliegenden Licht der Stationslaternen der feuchte Glanz seiner Augen durch den schmalen Spalt der müden Lider — aber er sah nicht, was unter dem bedeckenden Soldatenmantel an süßer, zarter Heimlichkeit geschah — oder — er wollte nichts sehen ...

So besaß der Deutsche ihre Hand, bis sie in Berlin ankamen und mit fremdem, kühlem Gruß auseinandergingen.

Der Junge ging ins Feld, ihr Sittenrichter, und tat draußen seine Schuldigkeit. Wer sich frei von Schuld fühlt, werfe den ersten Stein auf ihn!

## Rondo

Wir saßen — und unser Leutnant war auch dabei — in einer ziemlich hart mitgenommenen Stadt Belgiens, die gerade erst gefallen war, hatten gute Wohnungen, eine Kaserne, ein Kasino und lebten ganz lieblich. Aber die Post war noch schlecht im Gang, und man benutzte nach Möglichkeit Liebesgabenautos und ähnliche Gelegenheiten, um schriftliche Nachricht nach Deutschland zu schicken. Zu solchem Behuf schlenderte unser Bekannter eines Mittags auf dem Bahnhofspfad herum, wo die durchkommenden Autos zu halten pflegten. Da leuchtete zwischen dem Grau der bestaubten Wagen ein grüner Fleck auf, der gebieterisch alle Männeraugen auf sich lenkte. Näheres Nachschauen ergab folgenden Tatbestand: ein junges Mädel, zwanzigjährig, blond (und zwar von einem ganz besonderen Goldblond), schlant und grün angetan vom Hut bis zum Rocksaum (mehr war vorläufig nicht festzustellen), stand da in einem Kreis von Automobilisten, mit denen sie sich in sprudelnder Lebhaftigkeit unterhielt. Der Leutnant schien auf dem Steinpflaster des Bahnhofspfad's Wurzel schlagen zu wollen, so gründlich betrachtete er sich die schöne Merkwürdigkeit. Das blieb der jungen Königin natürlich nicht lange verborgen, und der Brief in seiner Hand wurde zum Anknüpfungspunkt. Es erwies sich, daß sie mit drei Herren Liebesgaben zur Front gebracht hatte und mit ihren Begleitern im Begriff stand, sich nach einem

Imbiß umzusehen. So etwas war nun in der noch durch den Schrecken der deutschen Beschießung und Eroberung gelähmten Stadt schwer zu haben; er kam deshalb mit der Einladung ins Offizierskasino seines Regiments gerade zu rechter Zeit. Eine Minute später zog er im Triumph mit seiner schönen Beute und deren drei Trabanten in den staunenden Kreis der Kameraden ein.

Zwanzig Herzen flogen ohne Verzug der grünen Dame in den Schoß, zwanzig Augenpaare blickten verliebt, zwanzig Jungen mühten sich in zierlicher, artiger Rede. Sie wurde zu den Hauptleuten gesetzt und bekam das Beste, was Küche, Keller und die Kunst eines Soldatenkochs vermochten. Mit einem entzündenden Augenaufschlag konnte sie ihren Sieg auf der ganzen Linie feststellen. Dann erzählte sie, ein wenig in rheinischer Mundart, lebhaft und anschaulich von Köln und von Deutschland, dem behüteten, wohlverwahrten Deutschland; dem Deutschland, das so nahe lag und das man erst vor wenig Wochen verlassen und das doch in seiner Kampfsentzücktheit so welkenfern schien; dem Deutschland, als dessen Abgesandte sie wie ein himmelentflogener Engel in unsern Gesichtskreis geschwebt war. Dazwischen trank sie in kleinen, vorsichtigen Schlucken von unserm erbeuteten roten Burgunder, und der dunkelglühende Wein rann in roten Tropfen wie im Kelch eines durchsichtigen Gefäßes durch den alabasterweißen schlanken Hals hinab — zwanzig Paar Männeraugen sahen staunend das Wunder. Sie kostete von den Speisen wie eine Fee, die zur Fristung ihres Liliendaseins nur Licht und Luft benötigt, nippte von dem Wein, erzählte unermüdblich und führte für eine halbe Stunde eine unumschränkte Alleinherrschaft. Sie hätte alles mit uns machen können, und es muß als ein Glück betrachtet werden, daß sie uns nicht in die Maas zu gehen befahl ...

Als das Auto vor der Tür stampfte, gab's einen schnellen Abschied. Allen versprach sie zu schreiben, und hat's auch bei einem gehalten. Das große, festliche Zimmer schien öde und leer, als sie von draußen zurückkamen. Sie machten trübe Gesichter, und einer trank den Rest ihres Weines aus. Es war, als sei der Raum plötzlich verdunkelt worden, seit die zauberhafte, freundliche Körperlichkeit des deutschen Mädchens aus seinen vier Wänden entschwunden war.

### Andante con moto

Das Eisenbahnfahren und das Reisen überhaupt pflegt voll schöner Erlebnisse zu sein. Mitunter auch traurig-schöner.

Es ist wieder in einem Zug, diesmal unweit Kiel. Der Leutnant ist aus dem Felde zurückgekehrt, verwundet, hat die Lazarettzeit hinter sich, trägt aber den Arm noch in der Schlinge. Ihm gegenüber ein Mädchen, sehr blauäugig, sehr blond, so recht holsteinischen Schlags. Sie spricht mit dem Infanterieoffizier, mit dem sie in Kiel eingestiegen. Der muß den Zug wechseln, um nach dem Vordstedter Lager weiterzufahren, und das Mädchen bleibt allein zurück zwischen den andern Reisenden. Der Leutnant sitzt ihr gegenüber und sieht sie an. Und seine Gedanken sprechen so zu ihr: Wer bist du, schöne Blonde? Könnte ich doch deine Hand sehen, die du in dem grauen Handschuh verbirgst! Jener junge Infanterist ...? Verwandt — nein, dafür seid ihr zu verschieden nach Art und Haltung. Wüßt' ich's doch! Du bist jung und schön, rührend schön. Du bist jung, und ich hab' dich lieb, vom bloßen Ansehen schon. Du hast seltsam traurige Augen, Mädchen, und du schaut mich so groß und fragend an — fragend und — verheißend? Gib mir ein Zeichen, gib! Laß das kleine Taschentuch fallen, das du in der Hand verkrampfst, damit mir's ein Zeichen sei! Deine Stimme war holder Wohlklang, vorhin, als du mit dem andern sprachst: sag' auch mir ein Wort! Ich muß weiter, Kind, kann mir keinen Aufenthalt schenken, wenn du den Zug verläßt.

Als der Zug in Elmsborn hielt, stand sie auf, den Blick fest in den seinen verankert, strich sich mit zitternden Händen den Regenschirm glatt. Auf einmal erkannten beide ihre gegenseitige Verknüpfung. Ihre Augen tauchten tief und brennend ineinander, sprachen von bitter-süßer Pein. »Oh, du, warum sagtest du nicht ein Wort? Verstandest du nicht die stille Sprache meiner Blicke?« Es war eine verzweifelte stumme Klage. Er, im Innersten betroffen, hob die Handtasche aus dem Gepäcknetz, half ihr zur Tür hinaus. Der Zug fuhr wieder an; da wandte sie sich auf dem Bahnsteig um. Er sah Tränen in dem feinen, schönen Mädchenantlitz, beugte sich vor und winkte. Sie stand, gertenschlang in ihrem Mantel, unbeweglich, wie erstarrt. Dann hob auch sie die Hand zum Abschiedsgruß. Er sah das kleine weiße Tuch flattern und

wehen, sah sie dann plötzlich auf ihr Köpfchen nieder sinken und das Gesicht mit den Händen bedecken. Eine Kurve entzog ihm den Anblick der Weinenden.

Am Abend, von Weh zernagt, schrieb er im Hamburger Bahnhof vor der Weiterreise drei Briefe um Zeitungsanzeigen, unnütze, vergebliche Briefe. Er hat sie nicht mehr gesehen, nichts mehr von ihr erfahren. —

### Scherzo

Wir hatten Damenbesuch an der Front. Deutsche Damen zum erstenmal seit acht Monaten, man denke! Freilich, ganz in den vordersten Linien begab sich das Wunder nicht: wer die seltenen Gäste sehen wollte, mußte sich schon ein wenig zurückversetzen bis in den kleinen Ort L., wo unser Abteilungsstab im Quartier lag. Dort war Konzert in der Dorfkirche, und die eine der Damen, eine Sängerin von Ruf, bestritt den Hauptteil des Programms. Die Feldgrauen spitzten brav die Ohren und kamen in jeder Beziehung auf ihre Rechnung. In jeder — denn es stellte sich heraus, daß die Sängerin sehr gut sang und daß ihre Begleiterin sehr hübsch war. Nach dem Konzert Abendessen bei unserm guten Major (dem schönsten Offizier des zwanzigsten Jahrhunderts und feinsten Vorgesetzten unter der Sonne). Mit den Damen natürlich, und zu ihrer Ehre in dem Parkschlößchen alles aufs beste bestellt. Der Major hielt in seiner netten, bedächtigen Art eine kleine Rede, und wir stießen mit den Gläsern an und benahmen uns so manierlich wie möglich. »Mit einem Tänzchen endigte der genußreiche Abend«, konnte ich im Lokal- und Vereinsreporterstil schließen, wenn nicht jene winzigen, unwägbaren Kleinigkeiten wären, um derentwillen gerade dieses zarte, schwierig zu behandelnde Kapitel »Damen an der Front« berührt worden ist.

Die jüngere war, wie gesagt, hübsch zu nennen. Sie hätten während des Konzerts immer bloß »die andre Dame« ansehen müssen — das war die Quintessenz der Kunst- eindrücke, die meine Leute aus der Veranstaltung in der Dorfkirche mitnahmen. Sie trug eine mattgelbe Seidenbluse, ein wenig ausgeschnitten, was wir nicht ungern sahen. Auf die Schultern bekam sie Achselstücke geheset, um dann dem Major als jüngster Leutnant und Regimentskamerad vorgestellt zu

werden, ein Scherz, den sie mit Grazie über sich ergehen ließ. Ihr nervöses, lustiges Gesicht mit den großen dunklen Augen, den eigensinnigen Löckchen und der festen kleinen Nase, die ihrem Profil etwas Übermütiges, Herausforderndes gab, spiegelte getreulich, im Scherz wie im Ernst, alle ihre Stimmungen. Beim Tanz wiegte sie sich in einer federleichten, anschmiegenden Art, die uns unsre feldgraue Plumpheit doppelt stark empfinden ließ. Wir waren, weil zu Pferde gekommen, in hohen Reitstiefeln, sehr kriegsmäßig, und wenn es auch unsre besten waren, es blieben doch immer Reitstiefel. Wogegen ihre Schlantheit auf zwei sehr schmalen Füßen mit hohem Spann einherschwebte, die in niedrigen, ausgeschnittenen Lackshuhen und dünnen Seidenstrümpfen steckten.

Sie kam nochmals in Begleitung der Sängerin in das Schlößchen, vor wenig Tagen erst, und da blieb sie im Reisegewand, schlank und rank wie ein Knabe. »Ich will Ihnen mal ein Märchen erzählen«, sagte mir der Major, als sie zwischen ihm und mir am Ramin saß. »Es war einmal ein gelber Damenstiefel, der war so maßlos stolz, daß er von keinem andern etwas wissen wollte. Er war nämlich winzig klein und schmal, hatte aber einen unbeschreiblich hohen Absatz und, trotz Teuerung und Lederknappheit, 21 — in Worten: einundzwanzig — Knöpfe. Dementsprechend seine Höhe und sein Hochmut. Sie mögen mir's nun glauben oder nicht: einen solchen Damenstiefel sehe ich in diesem Augenblick, hier an der Westfront, wenige Kilometer vor dem Feind ...« Ich warf ein, daß ich das Glück genösse, die fabelhafte Erscheinung sogar doppelt zu sehen. Worauf die Trägerin besagter Stiefel ihr silberhellstes Lachen hinausflattern ließ ...

### Finale: tempo primo

Das sind seidendünne, spinnwebfeine Kleinigkeiten, die eigentlich in ein Nichts zerfallen, wenn man sie nur anrührt, weiche, vielverschlungene Arabesken, auf wächsernen Grund hingehaucht, die ganz langsam mit vorsichtiger Feder nachgestrichelt werden müssen. Es ist die Frage, ob die bei Kriegsarbeit hart und stumpf gewordenen Finger sich mit Dingen abgeben dürfen, die so zart behandelt sein wollen. Immerhin: sie lagen da, in einer Oberschicht rosenroten Erinnerens, und baten um Erlösung.



Edmund Moeller:

Karl Hauptmann

Bildnisbüste





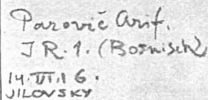
Georg Jilovsky:

Der Kamerad

Zu dem Aufsatz »Soldatentypen aus dem k. u. k. Heere« von Dr. Ernst Rychnowsky



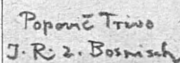




des Landesmuseums von Böhmen, des Städtischen Museums und der Modernen Galerie, man findet sie ungemein häufig auch in Privatbesitz. Erwähne ich noch seine Allegorien, seine Bücherzeichen, seine Buchillustrationen, seine Plakate, Bignetten, Randleisten, so ersieht man schon aus dieser nüchternen Aufzählung, die übrigens nicht einmal vollständig ist, daß Tilovský ein vielgewandter Künstler ist, der es sich nicht leicht gemacht hat, die Anerkennung zu erringen, die ihm auf zahlreichen Ausstellungen des In- und Auslandes zuteil geworden ist.

Westermanns Monatshefte, Band 122, I; S. 728

Tilovskij hat diesen Zauber bald an sich selbst verspürt. Eine Reihe markanter Soldatenfiguren hat sein Farbstift im Skizzenbuch festgehalten, alle in kürzester Zeit flott zu Papier



16





Ordonnanz (Sanitätsabteilung)

gebracht, alle mit den geringsten technischen Mitteln das Wesenhafte der Erscheinung sicher kennzeichnend. Mit einigen sparsamen Farbensplecken erzielt er die wirksamste Farbenharmonie, wie bei dem Einjährig-Freiwilligen-Zugführer mit den Intelligenzknöpfen auf dem Kragen, dem äußeren Zeichen der Anwärtertschaft auf den Offiziersrang. Die blaue Mütze, das rote Halstuch, der graublaue Mantel mit dem flott emporgeschlagenen Kragen, darauf die dunkelgrünen Aufschläge des Regiments, auf Mütze, Bluse und Mantel die gelben Knöpfe, das alles vereinigt sich ungezwungen zu reizvoller Wirkung. Und der Freiwillige selbst, der so ernst und noch halb knabenhaft verträumt dreinschaut? Er ahnt, daß über Nacht die große Stunde schlagen kann, an deren Ende der Eingang in die andre Welt offensteht. Wird er ihn über Nacht betreten, oder wird er heil heimkehren in die Arme des Vaters, der Mutter, der Braut?

Aus anderm Holze geschnitzt ist Feldwebel Kolar Stefan. Der weiß schon, worum das Ganze geht. Als »Dienstführender« der Kompanie hält er stramm auf Zucht und Ord-

nung. Er schaut zwar streng darein, aber wer ihn genauer kennt, merkt bald, daß hinter der rauhen Schale ein süßer Kern steckt. In frommer Verehrung seines vor kurzem verbliebenen Allerhöchsten Kriegsherrn trägt er den einst in Österreich sehr modernen »Kaiserbart« — Schnurrbart mit sanft emporsteigenden Spitzen, dichter Backenbart, Kinn ausrasiert. Das Ganze, ein Farbenafford, blau, grün, schwarz und gelb, liebenswerte Mischung von Strenge und Zartheit. Um eine Stufe im Rang höher als die Kompaniemutter steht der Stabswachtmeister Horwarth. Der straff gebürstete Schnurrbart mit den gestutzten Spitzen verleiht dem Gesicht ein kriegerisches Aussehen, ebenso wie die vorgeschobene Unterlippe Tatkraft und Selbstbewußtsein verrät. Und unser Urteil wird durch äußere Merkmale bestätigt. Stabswachtmeister Horwarth, der schon 1912 an der Drina stand und dafür das Erinnerungskreuz am schwarzgelben Bande trägt, hat sich im Kriege wiederholt ausgezeichnet: er trägt die kleine und die große silberne Tapferkeitsmedaille am weißroten Bande, an erster Stelle aber die »Große Goldene«, der höchste Stolz jedes Soldaten, denn sie wird sehr selten verliehen und nur für eine Waffentat, die wert ist, im goldenen Buche der Armee verzeichnet zu werden.

Ein anderer Schlag ist der Musikus Kopta, seines Zeichens Oboer in der Regimentskapelle. Ja, die österreichischen Militärmusiken! Ihr Ruhm geht weit über die durch die schwarzgelben Pfähle gezogenen Grenzen, und auf der Brüsseler Ausstellung haben sie sich seinerzeit vom internationalen Publikum die Bestätigung geholt, daß sie »erste Klasse« sind. Ihr Rhythmus, ihr Schneid elektrifizieren. Wenn sie den »Radetzkymarsch« spielen oder »Prinz Eugen der edle Ritter« oder »O du mein Österreich«, da wird einem warm ums Herz, die Pulse schlagen; und gehst du im bürgerlichen Leben noch so schlampig und knieweich, wenn »die Banda kommt«, reckst du dich unwillkürlich in die Höhe und wirfst die Füße aus, als müßtest du selbst jungen Rekruten »March eins!« beibringen. Unser Oboer, der gerade Mozarts Oboekonzert übt, gehört zu jenen trefflichen Künstlern, die in Zivil an ersten Pulten der bedeutendsten Orchester sitzen und Meister ihres Faches sind. Er ist — man sieht es auf den ersten Blick — mit Leib und Seele bei seinem Mozart und möchte alle heiße Liebe für den »Licht- und



Liebesgenius der deutschen Musik« durch die eng zusammengepreßten, aber liebenswürdig lächelnden Lippen in das schlanke Rohr ergießen.

Ist der Oboer ganz im seligen Reich der Töne, so ist Ordonnanz Svoboda ganz irdische Seligkeit, aber irdische Seligkeit, die eben war, und von der nichts übriggeblieben ist als die leeren Kochtöpfe und Menageschüsseln. Wenn nicht das Pfeischen wäre, in der kräftiger Kommißtabak glimmt, so wäre es langweilig bis zur Zeit, wo zum Nachtmahl schwarzer Kaffee ausgesaßt wird. Ähnliche Magen-sentimentalitäten erfüllen auch die Ordonnanz Zucker, die schwermütig wird bei der Erinnerung an das knusprige Selschfleisch mit Sauerkraut und Knödeln, die eben noch auf der Schüssel lagen, welche jetzt durch das Geschirrtuch die letzten Spuren einstiger Herrlichkeit verlieren soll. Da hat's Ordonnanz Brejcha schon besser. Der ist gerade dabei, mit wahrhaftiger Andacht Menage auszuteilen. Sein säuberlich steht die berühmte Menageschüssel vor ihm, bereit, die dampfende Fleischsuppe aufzunehmen, und Löffel und









## WOLKEN







## Die weiße Stunde

Novelle von Sophie Hoehstetter



Der Ruhelose hatte das griechische Abenteuer hinter sich, mißmutig, mit enttäuschten Hoffnungen, entzauberten Idealen war er aus dem Lande des Wittelsbachers zurückgekommen, wie so manche, die der Hellenentraum genarrt, von ihren Zielen fortgerissen hatte.

Er kam heim und wußte, daß die deutsche Seele mit den Griechen von 1853 wenig zu tun hatte. Er war erst dreißig Jahre, er lahmte von einem Sturz vom Pferde her, und das Klima der Inseln trug die Schuld, daß er sich wenig gesund fühlte. Den Malcontenten nannte man ihn in München, wo er, der königlich griechische Rittmeister, die lang unterbrochenen Universitätsstudien wieder aufnehmen wollte. Er war zum König Max befohlen worden, aus Griechenland zu berichten. Und er nahm die Gnade des Königs an, sich eins von den vielen verödeten Kavalerhäusern in Triesdorf, der berühmten Sommerresidenz des letzten Markgrafen von Ansbach, zu wählen und dort auf beliebige Zeit seine Gesundheit zu pflanzen.

Triesdorf kam ihm zu Recht. Irgend etwas in seinem rastlosen Wesen suchte diese Erde. Denn drüben auf dem Spielberg, nur durch die fruchtbare wellige Ebene entfernt, dem Blick wohl erreichbar, hatte sein Herr Großvater gewohnt. Der Fürst, der einem Kind aus linkschändiger Ehe die zweifelhafte Gunst vom Wiener Hof verschafft, sich Herr von Wallersteins ohne Ar und Palm, ohne Familie, ohne Geld, mitleidiger Protektion anheimgegeben, nennen zu dürfen.

Seine zwiespältige Stellung war es mit, die den Sohn des nun lange toten Infanterieleutnants von Wallenstein nach Griechenland getrieben hatte.

Als er wiederkam, wußte er noch nicht, daß er aus der Enttäuschung das Wunderbarste mitgebracht hatte, was gerade ihm vom Schicksal geschenkt werden konnte: er besaß keine Vorurteile mehr. Er hatte viele Nächte bei Hirten in den Felseneinsamkeiten um den Olymp verbracht und in den Himmel gestarrt. Er hatte das große Schweigen der

Einsamkeit getrunken und versucht, die Frau zu vergessen, die sich von ihm gewandt — einer Karriere zu.

Unter den Kavalerhäusern von Triesdorf hatte er die sogenannte Sternwarte gewählt. Es war ein langgestrecktes Gebäude mit zwei Geschossen und einem kleinen Mittelbau, der in einem flachen Dache, von einer Galerie umgeben, endete. Da oben konnte man den Sternenhimmel überblicken. Irgendwelche astronomische Geräte waren nicht mehr vorhanden. Aber Wallenstein besaß selbst ein schönes Himmelsfernrohr, dem er ein Gestell zurichtete.

Das war ungefähr seine erste Tat in Triesdorf, und sie verschaffte ihm unter der sehr wenig zahlreichen Bewohnerschaft rasch den Ruf, ein griechischer Sterndeuter zu sein. Denn seine blendend farbenprächtige griechische Uniform hatte man gesehen, als er im roten Schloß dem andern Gast des Königs, dem Prinzen Eduard zu Sachsen-Altenburg, die schädliche Aufwartung machte.

Die Gründe, warum der Prinz von Sachsen-Altenburg in Triesdorf lebte, wußte Wallenstein nicht. Er nahm an, der Prinz wolle nur seine Flitterwochen hier in der Stille begeben. Dem widersprach aber, daß er aus erster Ehe eine siebzehnjährige Tochter besaß, die in Triesdorf im roten Schloß oder Falkenhaus geboren war. Dem widersprach auch, daß der Prinz ein paar Tage nach Herrn von Wallersteins Besuch mit der neuen Frau Liebsten sich in die Residenz begab.

Der verabschiedete griechische Offizier hörte das mit einigem Vergnügen. Denn er hatte gestern ein Briefchen aus Bruckberg bekommen, von Ludwig Feuerbach, einem Freund, wenn der Altersunterschied von fast zwanzig Jahren diese vertrauliche Bezeichnung zuließ.

Das Brieflein forderte Respekt. Denn es handelte von jenem Memoire über Kaspar Hauser, das Ludwigs Vater, der berühmte Kriminalist Anselm von Feuerbach, an die Königin gerichtet hatte, und das unbeachtet geblieben war. Vor vielen Jahren.

Was, stehen Gespenster in dem großen Materialisten auf? dachte Wallerstein lächelnd.

Und er sollte da in Triesdorf eine kleine Ermittlung machen. Man vermutete Raspars Gefängnis da — und Ludwig Feuerbach, wohl schon etwas bequem geworden, übertrug dem Jüngeren nochmalige Nachforschungen. Wozu sie noch führen sollten?

Gut, daß der Prinz verreist war und sein kleiner Hofstaat mit. So konnte man ungehindert durch die alte, schon leise verfallende Siedlung Triesdorf mit ihren Schlössern, Gärten, Alleen, Teichen und rätselhaft vielen Kavalierrhäusern streifen.

Der Juniabend wollte nicht erblassen. Ein leiser Heubduft kam von der schönen Flur her, über die Felder — die sich leicht gewellt hinziehen bis an den Hügelrand, welchem die Burg Spielberg auf steilem, gelbschimmerndem Hang vorgelagert ist.

Wallerstein umstreifte die Siedlung. Mehr nach rechts hin, gegen Ansbach, waren weit draußen im Feld seltsam überdachte Lusthäuser vorgeworfen, die »Passagen«. Ob er dorthin ging? Ob diese einsamen Häuser nicht ein kleines Geheimnis hatten? Aber es zog ihn mehr zu dem weißen Schloß, zu den Alleen darum und den stillen Weihern. Was er da suchte, war ihm unklar. Vielleicht nur die Freude am Wasser. Er hatte es in den Felseneinsamkeiten Griechenlands entbehrt. Irgendein Instinkt trieb ihn — vielleicht spiegelten die alten Wasserflächen vergangene Bilder wider, im Traum des Sommerabends. Vielleicht lag irgendwo im Schilf noch ein Rahn. Er ging durch die Alleen, die ihm noch wie ein Labyrinth schienen, noch zahllos und willkürlich, und dachte dabei: ich muß doch irgend etwas mit mir anfangen. Das Leben ist kurz, und hier könnte man es vergessen.

Als er sich dem verborgensten der Teiche näherte, sah er bei den gelben Schwertlilien im Schilf ein goldbraunhaariges junges Mädchen stehen. Sie hatte ein paar von den Blütenstengeln gebrochen, hielt sie zwecklos in der Hand, sah ohne Erschrecken auf den Fremden, und erst während er grüßte, wußte er, daß er die junge Prinzessin Antoinette vor sich hatte, der er bei seinem Besuch im roten Schloß vorgestellt war. Irgend etwas in ihrem Gesicht — oder war es nur das Bild der Jugend selbst? — er-

innerte ihn an ein kleines Mädchen, fern, am Olymp, ein wildes, stürmisches Kind, dem er manchmal Zärtlichkeit gegeben hatte.

Die kleine Prinzessin schien von seinem Blick an die Stelle gebannt. Suchte sie etwas? War sie hilflos? Er fragte. Und sie schien zu denken, der Herr von Wallerstein sei ihnen im roten Schloß als Hofkavalier zugewiesen, und er habe wohl den Befehl, sie auf ihren abendlichen Gängen zu begleiten. Er widersprach nicht. Eine Frau hatte ihm einst bitteres Leid in die Seele gebrannt — und er wußte, es gab nur eins den Frauen gegenüber: man durfte nicht abhängig von einer einzelnen werden. Er war überzeugt, die kleine Prinzessin, froh, einmal der väterlichen und neuerdings auch mütterlichen Erziehung entronnen zu sein, irrte durch den Abend dieses einsamen Landes und der verschollenen Häuser, Weiher und Alleen im vagen Wunsch nach einem Erlebnis.

Vielleicht war sie schon zwanzig Abende so gegangen oder sechzig Abende oder hundert — sie war etwa siebzehn Jahre —, da gab es schon ein paar Frühlinge der unbewußten Sehnsucht. Wem sollte sie hier begegnen? Ackerknechten, Bereatern, Lakaien. Vielleicht dem Förster, dem Schulmeister. Und der Herr Vater hatte nun eine eheliche Frau Liebste. Vielleicht suchte er in der Residenz den Freier für die Tochter. Eine sehnstüchtige Tochter paßt nicht recht in ein neues elterliches Eheglück.

Er sagte irgend etwas — und sah dabei mit seinen großen braunen Augen die Prinzessin an, wie man irgendeinen Gegenstand, ein Bildwerk, eine Landschaft betrachtet. Er hörte eine Antwort, deren Inhalt so gleichgültig war, als hätte sie Zahlen, Dörfer, Wetterberichte gesagt. Und doch wurde er aufmerksam. Die Stimme hatte etwas Schwebendes, Erregtes, wunderbar Weiches. Die Stimme war die Verräterin von Affekten und die Trägerin ungesprochener Gedanken und Sehnsüchte. Oder war es der weiche, ein wenig schmerzlich stille Abend, der ihn narrete mit einem Klingens?

Sie gingen an den toten Weiherbecken entlang, unter den düsteren Alleen. Wie gebrochene, lichtlose Augen, verbunkelte Opale lagen die Wasser. Ich soll hier nach Raspar Häuser suchen, fiel Wallerstein ein — nach seinem seltsamen Gefängnis. Wie

müßte es sein, wenn man wie er voraussetzungslos in die Welt kam? Ohne Zusammenhang, ohne Atmosphäre, ohne alles Wissen, ohne den Einfluß einer gewissen Rasse, in die man hineingeboren ist?

Man würde — in diesem Augenblick zum Beispiel läppisch-selige Arme um das junge Mädchen legen, mit ihr im weichen Gras am Rand der stillen Weiher liegen und den Geruch des Tangs, des stagnierenden Wassers empfinden, als wäre er dem Gefühl der Luft zugehörig.

Wie schon gesagt wurde, Ludwig Maria Wallerstein hatte keine Vorurteile mehr. Und die kleine Prinzessin erinnerte ihn irgendwie an das Mädchen bei den Hirten unter dem Olymp. Er wußte gar nichts von der kleinen Prinzessin. Spielerisch, ohne Heftigkeit des Willens, mit einem männlichen Lächeln warf er aufs Geratewohl eine Lockung aus.

Er sagte: »Bald — heute in sieben Nächten — geht der Mond über den Aldebaran.« Eine astronomische Gloskel schönen Klangs. Sie schuf ein falsches Bild, das wußte er. Der Mond strich an einem Stern vorüber. Aber es klang, als wäre der Aldebaran eine Tribüne, ein Forum — eine geheimnisvolle Stätte, über die ein Sehnsüchtiger bebend schreitet.

»Ich habe ein schönes Teleskop. Auf dem Dach meines Hauses steht es. Da kann man es sehen — und es ist ein seltenes Schauspiel, wie der Mond über den Aldebaran geht —«

»Das rote Schloß steht so im Schatten der Alleen,« antwortete die kleine Prinzessin, »man kann den Himmel nicht sehen.«

Wallerstein verfiel in einen gesellschaftlichen Ton. Es würde ihm eine Ehre sein, Ihrer Durchlaucht mit seinem Teleskop den Himmel zu zeigen. Den ganzen, weiten, geheimnisvollen Himmel der Nacht. Und den Mond, wie er über den Aldebaran geht.

Er ließ das Wort noch einmal spielen, lächelte farbig und fühlte, irgendeine Sehnsucht ging durch das Wesen des jungen Mädchens.

Plötzlich sagte sie: »Sie sehen in die Sterne — und sehen das ewige kalte Nichts über uns — genarrt vom Schimmer irren Lichts, verlieren wir uns in das Nichts — das ist das Schicksal unsers Lebens.«

Er stutzte. Er kannte die Worte gar wohl,

wenn auch nicht auf deutsch. »Glauben Sie den Unglauben des großen Friedrich?« fragte er. »Wie kommen Sie zu seinen Versen? Das ist eine kalte Lektüre für ein junges Herz.«

In ihren braunen Augen flackerte es. »Aber niemand hat doch den Beweis für die Existenz Gottes. Keiner. Tausende leben, als lebte Gott, Tausende leben und wissen, es ist ein altes Märchen. Herr von Choiseul sagt —«

»Ah, Herr von Choiseul!« Wallerstein lächelte. Woher anders kommt die Weisheit eines jungen Mädchens als von einem jungen Mann. Aber er merkte, es gefiel ihm nicht.

»Herr von Choiseul ist sehr alt — er kam mit seiner Mutter als kleines Kind an den markgräflichen Hof.«

»Und Durchlaucht plaudern mit ihm?«

»Er hat die Güte, mir viel von seinem Wissen zu schenken.« Plötzlich kam eine Einladung. Herr von Choiseul würde gern aus Griechenland hören. Und Wallerstein lächelte wieder das farbige Lächeln. Ein alter Atheist, vielleicht Voltairianer, und ein blutjunges Mädchen, was für eine Gesellschaft! Ja, er wollte kommen, sich Herrn von Choiseul zu präsentieren.

Von dem melancholischen Weiher herauf stieg der sonderbar sinnliche Geruch des müden Wassers. Im Schilf begannen die Frösche ihr Liebeslied des Abends. Und Wallerstein dachte, irgendwie belebt, es wäre wohl reizvoll, den kleinen mädchenhaften Freigeist zu den schönen Mysterien des Lebens zu führen. Eine hübsche Gelegenheit: ein sehnsüchtiges Mädchen mit einem Greis als Hüter.

Er ging am andern Nachmittag ins rote Schloß. Darin war noch alter Prunk, von Lady Craven, der letzten Dame des letzten Markgrafen her. Der Herr von Choiseul begrüßte den Gast, ganz altes Frankreich, sehr höflich, sehr distinguiert, sehr leise. Er saß am Schachtisch mit der Prinzessin — der Hüter, der Chef des Hauses, der Ehrenmarschall des durchlauchtigsten jungen Fräuleins, dessen Herr Vater mit einer jungen Frau Liebsten sich auf Reisen, in die Bäder, in die Residenz begeben hatte.

Ein Lächeln kam Wallerstein. Hier spielte man Schach und zerredete das Geheimnis des Lebens zur Banalität.

Neugriechenland, das erlöste, befreite? Oh, Herr von Wallerstein konnte gut erzählen. Die Inseln am silbernen Meer, die goldenen Segel bunter Schiffe — kein herrlicheres Maskenfest hatte lange die Welt gesehen als das zu Ehren der Befreiung Griechenlands. Aber dann riß ihn sein Herz fort: er sah die kleine Prinzessin an und gedachte bei ihrer Anmut der Bräunlichen, die in den Felseneinsamkeiten um den Olymp seine Geliebte gewesen, wenn nichts von der Welt da war als das braune, schweigende, baumlose Land und der königliche Himmel der Nacht.

»Man müßte«, sagte er, »die Philosophen, die wissen, daß sie nichts wissen, von allen Büchern fort verbannen in das atemlose Schweigen solcher Nächte. Sie müßten die gewaltige Stille der Erde fühlen, die einen durchdringt wie das Sterben — die unser Wissen vernichtet, die unsern Körper zerbricht, als wäre er um sündiger Wünsche willen bis aufs Blut gestraft. Und hat das Herz erst dieses atemlose Schweigen begreifen, sich ihm gebeugt, sich vor ihm gedemütigt — dann weiß es: das alles ist nur Erwartung. Weiß, die Nacht kommt, wo die Berge ihre Stimme wiederfinden, wo der Fels aufklingt wie Kristall — und man den Schritt Gottes wieder hört — der kommt, die Kreatur und die Natur aus bangem Schlaf zu erlösen — —«

»Ein orientalisches Märchen?« fragte Herr von Choiseul höflich.

Aber Wallerstein hatte die großen braunen Augen fest auf Antoinette, die Prinzessin, gerichtet. Er sah, sie fürchtete sich. Und weil er gern quälte, sprach er noch weiter: »In solchen Nächten weiß man nichts mehr von dem Ameisengetriebe verwirrter, verirrter Menschen. Nichts von der Mühsal der Städte, nichts von ihrer Steinwüstenge, nichts von ihrem Leid in scheuen Kammern. Irgendwo, fern, immer irgendwo ist aus dem Verwirrten ein Stückchen von den Menschen gegliedert, zu sinnreichen Schachbrettfeldern, zum Spiel von Typen und Figuren. Draußen aber liegt das Chaos des Erdkreises, hingeschleudert von einer gewaltigsten Hand. Und unter der Stille, die wie undurchbrechlich scheint, rinnt das Flüstern der Auerlösten, Harrenden, Sehnsüchtigen.«

Ein Schreck rechte Antoinettes Schlangheit. Sie war aufgestanden, an ein Fenster

getreten, starrte hinüber zu einer Mauer, hinter der sich wie ein Kirchenschiff das Gebäude der Reitbahn erhob.

Er trat neben sie an das Fenster, sah sie mit seinen großen Augen an, lächelte und sagte halblaut: »Soll ich die weißen Wasserrosen aus dem Weiher holen? Ich habe einen Kahn gefunden — ich wollte Ihnen die weißen Rosen zeigen.«

Wallerstein ging nachdenklich heim über den Platz mit dem Kastanienrondell, auf dem die Alleen zusammenliefen. Selbst an dem Sommernachmittag herrschte Düsternis da, und der Grund war feucht. Die Bäume hatten ein übermäßiges Wachstum, ihre Kronen waren ineinander verschlungen und zu einem grünen Himmel gewölbt über dem Schreitenden.

Die Heiterkeit ist lange aus Triesdorf geflohen, dachte Wallerstein. Und er sehnte sich, zu leben ...

Herr von Choiseul machte bald seinen Gegenbesuch. Wallerstein empfing ihn in dem ebenerdigen Zimmer, das noch völlig so geblieben war, wie er es vorgefunden hatte. Es wirkte sehr kühl, denn es hatte Kachelwände, zusammengesetzt aus lauter Porzellantäfelchen mit kindischen Tier- und Menschendarstellungen, Erzeugnisse der Ansbacher Manufaktur. Ein großer Kamin war darin und wenig Mobiliar. Eine Anrichte, ein Speisetisch und ein paar Lehnstühle in Rokokoform.

Choiseul sprach von der Vergangenheit. Er hatte in seiner frühesten Jugend noch die letzte Dame des letzten Markgrafen gesehen, Lady Craven, der Triesdorf das englische Landleben ersetzen sollte. Dann ging er mit einem spöttischen Lächeln auf Kaspar Hauser über und sagte so obenhin, daß es immer noch Phantasten gäbe, die sich mit dieser Gestalt beschäftigten.

Wallerstein fühlte in einem Unbehagen, er sei vielleicht mit seinen Absichten hier durchschau. Und so trat er, als müsse er sich verteidigen, in fast heftigem Ton für die Hauser Sache ein. »Es gibt keine ungesühnten Dinge,« sagte er. »Nur sind die Wege oft langsam, und das Gericht vollzieht sich nicht immer auf einem Schafott, nicht vor einem Tribunal. Es treibt Seelen durch das Chaos. Es ist etwas Wunderbares selbst um das ärmste Leben. Alle Blutsaat wächst so riesengroß.« Er brach ab,

wie erschreckt, denn er fühlte die großen affektvollen Augen des alten Franzosen auf sich gerichtet.

»In diesem Lande soll man vorsichtig sein,« sagte Herr von Choiseul. »Hier soll man sich keine unnützen Geschäfte machen. Indessen, wenn jemand einen Überflüssigen aus dem Leben bringt, so weiß er wohl stets, warum.«

Und der alte Franzose lächelte und sprach vom Klima in Triesdorf, machte Konversation, und als er gegangen, fühlte Wallerstein, daß er sich von einem Neugierigen über die Absichten seines Hierseins hatte ausfragen lassen. —

Wallerstein framte in seinen Büchertischen. Dann richtete er ein wenig an dem Teleskop. Im Eßzimmer mit den Ansbacher Rachein, wo vorhin der Franzose gegessen hatte, räumte die rüstige Frau des alten Lafaien das Teegeschirr fort und stellte einen Wildbraten auf. Der roch einladend und kräftig. Und während Wallerstein aß — er war kein Kostverächter, und wie die meisten Menschen, deren Tag still verläuft, aß er viel und dachte dabei, daß er selbst auf die Jagd gehen wollte. Er langweilte sich. Umgezogen, mit hohen Wasserstiefeln, einem pefeschenartigen Rock, die Mütze tief in die Stirn und über das Gewirr brauner Haare gedrückt, ging er wieder durch den Juniabend, den stillen Weihern und auf das weiße Schloß zu.

Er lächelte weder in Ironie noch in Selbstgefälligkeit, als er nach wenig Schritten am Kastanienrondell die Prinzessin traf. Das waren ebenso banale wie ewige Geseze, daß sie kam. Auch wenn sie es fünf Minuten vorher noch fest beschlossen hatte, nicht zu den Wasserrosen zu gehen.

Er begrüßte sie und merkte sofort, daß sie erregt war.

Ihr schöngesanteter Mund, dessen linke Oberlippe ein wenig höher stand, in demselben hochmütigen Affekt, den die Augenbrauen alter Geschlechter haben, zitterte leicht, als sie fragte: »Wer ist denn Kaspar Hauser? Ein Toter, das weiß ich — aber —« Sie zögerte ein wenig. »Man kann einem Toten nichts mehr tun, ich habe eine törichte Furcht, das weiß ich.«

Wallerstein sah Schreden über dem schmalen Gesicht. Er sagte nachdenklich: »Wir wännen manchmal, daß wir einem Toten

noch Gutes tun können, wir wissen zuwenig, aber auch dieses Gefühl, diese Vorstellung gäbe es nicht in uns, wenn sie nicht einen Sinn besäße, denn daß wir selig-sinnlos handeln können, ist ein holder Wahn. Doch wenn ich fragen darf, wie kommen Durchlaucht auf Kaspar Hauser?«

Er lächelte über sich, als er ihre Titulatur aussprach. Der Abend war so weich, so licht noch, und von den Wiesen herüber zirpten die Grillen.

»Wer war Kaspar Hauser?« wiederholte Antoinette.

»Er ist der Mythos des ansbachischen Landes.«

Antoinettes Augen verdunkelten sich. Sie sah fast böse aus. »Herr von Choiseul redete diesen ganzen Abend zornig von Kaspar Hauser. Was hat dieser Kaspar getan, daß man ihn nicht bei den Toten läßt?«

»Oh, wenn Durchlaucht befehlen, will ich des Kaspar Hauser Geschichte erzählen, aber nicht hier unter den Bäumen, nicht an den Wassern. Draußen auf den Wiesen.«

Die Prinzessin folgte ihm wortlos. Noch lagen die Wiesen im Abendschein, und draußen, hingeworfen wie Bottschaften oder sehnlich Wartende, sah man die seltsam überdachten kleinen Lusthäuser, die Passagen. Sonderbares Land.

Es war Wallerstein, als stiege eine Trostlosigkeit aus den Gründen der Erde. Das Lied vom frühen Tod oder von einem endlosen Sein, das in seinen Herzenskammern flaglos und unbegreiflich sich immer wieder nach der Jugend sehnt, über ein bitteres Leben hinüber, über ein Strömen irren Tuns, das uns von der Jugend scheidet.

Sie ging an der andern Seite des Wiesenweges, Wallerstein ein wenig fern. So grazil und so plastisch.

Er überschritt den Weg, fühlte Antoinettes Nähe und spürte den Geruch des blühenden Grases. Und dann erzählte er ihr den Mythos des ansbachischen Landes, die Geschichte des Findlings Kaspar Hauser.

Man fand ihn, einen Jünglingsknaben, einst hilflos, vor allem, selbst vor dem Licht der Sonne erschrocken, in der Stadt Nürnberg. Er kannte nichts als seinen Namen, konnte nur andeuten, kaum in ein paar primitiven Worten stammeln, daß ein Mann ihn durch Nächte hierhergebracht hatte, und daß alles, was er von sich wußte, ein



dumpfes, tierisches Leben in einem einsamen Erdloch oder Keller gewesen, wo er mit hölzernen Pferdchen spielte. Als ein fast Erwachsener sah er zum erstenmal Welt, Sonne, Landschaft, Häuser, Menschen. All seine Sinne waren lebendiger und feiner als die der Menschen einer wachen Jugend. Er konnte im Dunkeln Farben sehen, er roch die Metalle, empfand die Kraft der Steine, und der Menschen Fluidum war ihm wie eine Qual oder ein Rausch. Die Menschen drängten sich um ihn wie um ein Schauspiel. Er lernte reden, lernte begreifen, lernte endlich auch fassen, daß er allein von allen aus dem Dunkel unbekannter Geburt entstieg war. Daß er, weil er von keiner Vergangenheit wußte, jede haben konnte. Die Menschen um ihn malten und ersannen diese Abkunft, warfen Erwartung, Zweifel, Enttäuschung in sein Herz und hielten sich für Betrogene, wenn er anfang, ihre Phantasien zu glauben. Und dann kam seine Schicksalsgestalt, ein Pair von England, ein Ruheloßer oder Sensationsbedürftiger, und warf in das grund- und ziellose Herz des Findlings die Schauer einer Freundschaft, das Bild einer von Liebe beseelten Zukunft. Tat es nach Laune, Zeit, Lust und ließ dazwischen den Armen wieder in der Dumpfheit unerlösten Suchens nach Erinnerungen. Bis eines Tags auf einem versteckten Wege des alten Hofgartens von Ansbach, wohin Kaspar Hauser bestellt war, eine Botschaft zu empfangen, ihm ein nie entdeckter Mörder den Dolch in das verwirrte Herz stieß. Rätsel der Geburt und des Todes — ein in Dunkelheit gebundenes Leben, das in völliger Einsamkeit unter den Geschichten der andern steht. Der Fremdling, der nicht wußte, von wannen er kam und wohin er fuhr.

Antoinette fragte: »Und warum läßt dieser Tod noch heute die Menschen Unruhe fühlen? Ist nicht Rätsel um aller Menschen Kommen und Gehen?«

Wallerstein lächelte. Ja, vielleicht war auch Rätsel um diesen Abendweg über stille Wiesen hin, in denen die verödeten Lusthäuser standen. Vielleicht war es auch Rätsel, was ihn trieb, zu diesem jungen Mädchen heute so sanft und leise zu sein.

»Ich weiß keine Antwort. Warum gibt es Erinnerungen? Warum trägt irgendwo die Erde Schwermut, irgendwo Lust?

Warum sind die Weiher unter den Alleen wie Becken der Traurigkeit? Wir fühlen es nur — das muß uns genug sein. Das Rätsel um eines Menschen Kommen und Gehen ist der Mythos des ansbachischen Landes. Die Tragödie der Menschheit ist hier in einem Einzelnen rein, hilflos in plastische Erscheinung getreten. Vielleicht zieht sie immer wieder Menschen verwandten Geschicks an. Aber spüren Sie nicht, wie herüber vom Wald der Duft der Lindenblüten streicht?«

Sie hob halb erwartend das Gesicht, und er hörte die Grillen zirpen, fühlte Stille — unsägliche Stille.

Sie waren an den andern Abenden wieder an den Weihern. Er wußte nun immer schon, wenn sie kam. Dann gingen sie an den verschilften Ufern — ohne Lächeln, fast schweigend. Oft nur, als wäre eins für den andern nur ein Zuhörer, das Natürliche zu den dunklen Wassern, in die alles Licht nur durch die Ruppeln der Blätterwirrnisse hoher Bäume drang.

Einmal kam Wallerstein nach Hause, erschöpft von zu viel Sternenlicht, in das er geblickt hatte. Die Sterne können quälen, wenn sie so flimmern über einsamen Erdstrichen. Sie drängen ihre Unermeßlichkeit auf, wie Blüten ihren Geruch, Menschen ihre Worte. Aber sie sind mächtiger als Duft und Sprache, weil man ihnen nicht entfliehen kann. Denn wer mag unter engen Dächern sein, wenn es draußen ist, als rängen die Nächte damit, endlich ihr Schweigen zu durchbrechen.

Auf Wallersteins Tisch lag ein Brief. Er zeigte keinen Postvermerk. Ein Kind — aber nicht aus diesem Dorf — habe ihn abgegeben, sagten die alten Leute. In einer steilen fremden Hand stand darauf: »Er. Hochwohlgeboren, dem Baron von Wallerstein.« Bittbriefe erhöhen gern den Rang des Empfängers, dachte Wallerstein, riß das Blatt auseinander und las drei Worte: »Seien Sie gewarnt.«

Einen Augenblick lang fühlte er etwas wie Kälte. Dann eine flüchtige Neugier. Herr von Choiseul? Waren ihm die abendlichen Wege mit der Prinzessin nicht recht? War es ganz altes Frankreich, dann ein solches geheimnisvolles Billett zu schicken? War Choiseul sein Feind?

Er lächelte. Es bedurfte keiner Antwort.

Ein Windstoß wehte durch das Fenster, scheuchte eine Tür auf und warf das Blatt unter den Tisch.

Und Wallerstein bückte sich nicht einmal, es aufzuheben. Später fiel ihm flüchtig ein, wie fürchterlich er jahrelang auf einen Brief gewartet hatte. Und nun wohnte er wenige Meilen von der Frau, die ihm diesen Brief hätte schreiben können, und hatte noch keinen Augenblick daran gedacht, in die Stadt zu fahren.

Am andern Tage stand er vor Herrn von Choiseul, lächelte, raffte spielerisch alles auf, was er von Liebenswürdigkeit wußte, überredete, schmeichelte, und vierundzwanzig Stunden später saßen Herr von Choiseul und die Prinzessin auf den Ehrensitzen einer mächtigen Kutsche und Wallerstein ihnen gegenüber. Man machte eine Vergnügungsfahrt nach Ansbach, das Schloß zu besuchen, Herrn von Braun, einen Maler mit schönen Töchtern, zu besuchen und Miniaturen zu bestellen. Im »Stern«, dem mächtigen Gasthof, war ein Diner angeordnet, und Ludwig Maria Wallerstein trug blaue, festliche Kleider und war innerlich voll Unruhe. Allein hätte er die Stadt nicht wieder betreten mögen. Aber mit Antoinette fuhr er gern. Mit ihr fuhr er auch gern an den Fenstern der Frau vorüber, die er, man weiß das nie so genau, vielleicht noch liebte. Und mit Antoinette begegnete er ihr gern zur Nachmittagsmusik in den Lindenalleen des Hofgartens oder der Promenade zwischen dem Schloß und dem neuen Tor.

Wallerstein fühlte Erregung. Es war so hübsch, mit der kleinen Antoinette durch die schönen Wälder nach Ansbach zu fahren. Sie freute sich daran, war so lebendig, die Lebensfreude ihrer reinen Jugend, eine helle Heiterkeit überstrahlte sie. Dann tat sich die alte Stadt auf. Und Wallerstein war es ein Vergnügen, den Führer zu machen. Da stand das große Schloß, da waren seine herrlichen Räume, melancholische und süße Bildnisse, eble Formen — diese großen, langen Gemächerfluchten mit ihren Perspektiven —, und da war der Hofgarten mit den Lindenalleen, die hochgeschnitten ihre grünen Äste wölbten wie eine gotische Kuppel. Die Musik spielte, und gepukte Herren und Damen gingen auf und ab.

»Daß es so viele Menschen in Ansbach gibt, und ob wohl jeder ein Schicksal hat?«

sagte Antoinette. O gewiß, jeder Mensch hat ein Schicksal. Und Wallerstein, die meisten Vorübergehenden überragend, spähte aus. War sie da, die er so sehr geliebt hatte? Er fühlte es sicher, daß er sie heute sehen werde. Und so ging er, getragen, schöner gemacht von einer Erregung, in dem wunderlichen Zustand des Gemüts, der vergleichbar ist einer seltenen Konstellation der Gestirne: es gibt solche verwirrten, fast unirdischen Abende, wo die Sonne noch am Himmel steht und das Licht des Mondes schon Kraft genug hat, mit ihr zu kämpfen. Dann liegt über allen Dingen ein unbeschreibliches angstvolles Leuchten. Dieser seltene Vorgang der Natur ist jener Erregung gleich, die ein Mensch fühlt, wenn er noch zwischen zwei Gefühlen steht, einem großen, das im Versinken ist, einem neuen, das zauberhaft und geheimnisvoll heraufsteigt.

Am Ausgang des Hofgartens stand eine Kutsche. Ein alter Herr saß darin und eine sehr schöne Dame. Wallerstein sah sie an — da hob sie die stolzen Augen und erblakte. Der alte Herr quälte sich mühsam zum Aufsteigen. Die Situation schuf, daß die drei Spaziergänger ein paar Augenblicke stehenblieben.

Und Wallerstein sah nochmals kalt und hohnvoll in die stolzen Augen der Frau, die die Liebe seiner Jugend gewesen war.

Man ging zum »Stern«, die Pferde warteten schon und nickten mit den Köpfen. In Wallerstein war eine ungeheure Entspannung. Er hatte noch einmal in jene stolzen Augen sehen müssen, unberührt, überlegen.

Und nun lächelte er zu Antoinette, lächelte aus der Tiefe seines Herzens heraus, wie man einem frühlingsschönen Tage zulächelt, der wie ein Geschenk scheint.

Man fuhr zurück. Antoinette plauderte. Sie hatte hundert Dinge in Ansbach gesehen, die ihren beweglichen Geist nun flüchtig beschäftigten. Und in einer kleinen grünen lederen Reisetasche barg sie allerlei bunte Dinge, die sie gekauft hatte. Kurz ehe man Triesdorf wieder erreichte, ließ Wallerstein den Wagen halten.

Da stand unter den eingeborenen Bäumen am Rand des Waldes eine Zypresse, sonderbar verweht, in der Form einer alten Kiefer. Helle Büschel hingen daran — Samenkapseln. Wallerstein holte einen Zweig und gab ihn Antoinette. Er sah, daß

ihre Hände das Grün mit einer liebevollen Bewegung hielten, und er sah die Alleen um die stillen Weiher im Abendschein auftauchen. Aber seine Seele floß eine kindhafte Rührung. »Heimkehr!« sagte er. »Wie schön ist dies, zu denken: Einmal kommt alles heim! Ist versammelt! Erlöst!« —

Regen setzte ein des andern Tags. Er lag wie Schleier zwischen den Bäumen, fast undurchdringlich. Von den alten schlechten Dachrinnen stürzte das Wasser regellos auf die spärlichen Pflastersteine vor Wallersteins Fenstern. Heute konnte man nicht ausgehen. Man fröstelte und wünschte, es sei ein Herbsttag. Wallenstein wartete und wußte nicht worauf. Er ging in dem bestimmten Gefühl, daß dieser Tag noch irgend etwas bringen müßte; und als er sich in eine trübe Abenddämmerung verlor, wurde Wallenstein von Ungeduld erfüllt. Er schämte sich seines Müßiggangs hier und beschloß, morgen zu Büchern und Studien zu greifen.

Auch dieser Tag hatte einen grauen Himmel und den melancholisch rieselnden Regen. Aber ein Brief lag da. Von ihr, die er so viele Jahre geliebt hatte. Er öffnete ihn, und wenn er auch die Worte kaum verstand, so verstand er doch plötzlich, daß Leidenenschaften sterben können. Doch nun, da der Brief für heute nachmittag eine Zusammenkunft forderte, wohnte ihm keine Kraft mehr inne, und dem Ruf keine Lodung.

Er sah wie aus weiter Ferne das hochmütig-schöne Gesicht der Frau, deren Bild ihn so lange gequält hatte, und dachte an Antoinette und wußte, daß er Maximiliane niemals wiedersehen wollte.

Er lachte ein männliches Lachen. Möchte sie rasen, in Ohnmacht, in Zorn, möchte sie sich als eine Verschmähte fühlen und auf Rache finnen. Sie ging ihn nichts mehr an. Er verzieh ihr nicht, daß sie sich einst von ihm abgewandt hatte; er begehrte sie nicht mehr, jetzt, wo sie ungestüm nach ihm rief.

Würde sie sich zu rächen versuchen, sie, deren stutendes Temperament ihn einst bezaubert hatte? Liebe und Haß wohnten dicht beieinander in ihrer Brust. —

Draußen fiel der Regen. Mit hohen Stiefeln angetan, ging Wallenstein gegen Abend in das rote Schloß.

Herr von Choiseul sagte ihm, die Prinzessin sei nicht zu sprechen. Feindseligkeit lag auf seinem Gesicht.

Und wieder lachte Wallenstein. Mein Gott! Reidete ihm der alte Mann die junge Freundin? Spielte er sich als Hüter auf? Er sah, mit der Verachtung der Jugend, die flackernden Augen des alten Franzosen und ließ ihn allein.

Im Treppenhause traf er Antoinette. Vielleicht hatte sie gewartet. Es durchrieselte ihn — sicher hatte sie gewartet.

Sie war ein wenig bleich, als sie erzählte, daß in den nächsten Tagen ihre Eltern, Papa und die neue Mama, zurückkehren würden. Eine fragende Unruhe lag in diesen Worten. Und Wallenstein ward nachdenklich. Sollte in einen leisen Traum nun Amriß und Gestalt kommen? Er wußte es nicht. —

Der nächste Tag wurde hell, von einer strahlenden Reinheit. Wallenstein freute sich auf den Abend. Ganz sicher, Antoinette zu treffen, ging er nach dem Kastanienrondell vor den Weihern. Es war ihm leicht und heiter zu Sinn — mit einem Untergefühl, als stünde er vor einer großen Freude.

Antoinette war von einer ältlichen Dienerin begleitet, die ein Schlüsselförbchen trug. Sie hatte ein weißes Kleid an, und ihr Gesicht schien Wallenstein noch schmaler als sonst. Mit ihrer schwebenden, immer leise erregten Stimme sagte sie: »Herr von Choiseul wünscht etwas aus dem Schloß — ein Bild. Er kann nicht schlafen, wenn das Bild nicht bei ihm hängt.« Sie war kein Kind bei diesen Worten. Auf ihrem Gesicht lag es, als wisse sie von verschollenen Leiden des Blutes. Als begriffe sie, daß jemand den wenn auch nur gemalten Anblick einer Eingeliebten brauchen konnte für eine bange Stunde —

Auf der hochgelegenen Rampe des weißen Schlosses wuchs das Gras. Ein rundes Wasserbecken hatte keinen Zufluß mehr, lag als eine leere Schale.

Sie gingen ins Schloß. Die Kammerfrau fand ohne Suchen das Bild und entfernte sich auf einen Wink Antoinettes damit. »Choiseul wartet sehr — — «

In Antoinettes Schritt kam Zögern. Sie standen in einem Saal, der wohl einst der festlichen Freude gedient hatte. Verbläute Gobelins waren da, mit Tritonen und Nymphen, und stolze Möbel im Geschmack des Louis seize. Eine seltsame Helle erfüllte den Raum. Wallenstein ward unruhig. Die Stille des Raums drückte ihn, und er sah,

sonderbar erregt, daß die Prinzessin zu einem Sofa ging, um sich niederzulassen.

Sie waren ganz allein in dem weißen Schloß. Er fühlte Unrast in sich aufsteigen; Erinnerungen überschatteten ihn. Wußte er nicht, daß jedem, der traurig erregt ist, die einstgeliebte vor Herz und Seele tritt, wenn er ein neues Wunder schauen soll?

Antoinettes Stimme klang: »Sie haben sich nach Hause gefreut, nicht wahr? Auf dem Spielberg hängt ein Bild, das ist wie Sie. Darum kenne ich Sie schon lange.«

Er lächelte traurig; er war verwirrt. Niemand hatte ihn noch gefragt, ob er sich »nach Hause gefreut habe«, und er fand es kaum wunderbar, daß sie sagte: »Ich kenne Sie schon lange.«

»Sie wollten mich quälen neulich — ich weiß es. Sie redeten vom Schweigen der chaotischen Nächte, von Zeiten, wo die Berge Stimmen bekommen werden. Das sollte mich ängstigen. Aber Furcht ist nicht in der Liebe.«

Diese schwebende, seltsame Stimme ließ ihm plötzlich das Herz aufflammen. Und er sah, sie war schön, der diese Stimme gehörte. »Sie haben mich gekannt,« sagte er stammelnd, fast bestürzt, als hätte er erfahren, er sei unaussprechlich glücklich.

Weißes Licht zog durch den sonderbaren Raum. Der Brief fiel ihm ein, den er aus Ansbach bekommen hatte, ein Brief von der Frau, die einst sein Abgott gewesen und die über ihr Böses hinüber ihn wieder rief. — Hinunter, hinunter —

»Oh, wohl, ich habe Sie oft an den stillen Weihern gesehen, so wie das Bild ist. Ich habe immer gewartet, daß Sie einmal wirklich kämen. Denn ich weiß es, daß Sie eine Seele haben.«

Er schrak zusammen. Was ging jemanden auf Erden seine einsame Seele an? Die er einst verschenken wollte und die niemand gefunden hatte, der sie trug, der sich von ihr umfassen ließ. Eine Seele ist so unbequem zu ertragen für eine schöne Frau. Und Zorn und Unmut und der Wille zur Macht und der Wille zur Ewigkeit finden kein Echo in den Amoureußen.

Er sah ihr ganz nahe, sonderbar gebeugt, starrte ihr Gesicht an, sah es verändert, von einem Hingabewillen, von tragischen Affekten überflutet, sah ihre verdunkelten Augen, ihren sehnüchsig süßen Mund.

Er glitt neben sie, noch ohne sie zu berühren.

Wieder war die süße Stimme da: »An den stillen Weihern muß ich suchen, Ludwig Maria, dich — weil du eine Seele hast — du — du —«

Dieses du — heiß, halb ein Schluchzen — erstickte sein Mund. Und er fühlte ihren Mund weich und selig jung.

»Du — du,« widerholte sie mit einem traumwandelnden Lächeln, und ihre Lippen suchten taumelnd die seinen, ihre süße Schlankheit war seinem Herzen nahe. Licht, unerklärliches Licht floß durch den Raum. Er konnte diesen blütenjungen Mund nicht mehr loslassen, alles, was je schwer gewesen war, schien ihm getötet, wesenlos gemacht vor der reinen Helle dieser weißen Stunde. Und, das Gesicht an ihrem Herzen, als sei er selbst zum Kinde geworden an ihrer Jugend, fragte er: »Und du willst mir deine Seele schenken, du Liebe? Und wenn einmal die Berge ihre Stimme wiedergefunden haben, wenn sich der Himmel auftut und die Erde zerbricht, dann brauche ich nicht zu bangen, denn deine liebe Seele gehört mir, und ich bin niemals mehr allein?«

»Niemals mehr allein! Aber du wußtest es doch, du — du —, daß ich immer an den Weihern war, wenn der Mond schien, und auf dich wartete.«

»Auf die weiße Stunde.«

Ihre Augen, ganz dunkel geworden, sahen ihn an, trugen Wissen, Tragödie, Seligkeit. »Kind« wollte er sagen und erschrak. Denn sie trug das Gesicht von einem Einst, ein Gesicht, träumerisch jung in seinen unberührten Zügen und überflossen von fernem, schwerem Frauenwissen.

»Dein Lächeln ist so voll Schmerz, Lieber, sind wir denn nicht glücklich?« Ihre schmale Hand strich über seine gebeugte Stirn.

Seine Stirn erglühte unter der Berührung dieser schmalen Hand. Er fühlte Feuer, Blut und wußte doch: diese weiße Stunde mußte ihre Reinheit behalten.

»Und nun weiß ich, in wem ich einst sterben werde, du — du — —«

»Leben, Geliebte!« sagte er, von unbeschreiblicher Zärtlichkeit erfüllt. »Leben, du Kind!« Ihm war, als sei die weiße Stunde überschüttet von Blumen, durchflungen von unsterblichen Liedern, als öffne sie Tore in Niebetretenes. Es gab keine Worte mehr.

fann, als diese reine, weiße Stunde — « Sie beugte sich über sein Gesicht, ihre Lippen küßten seine Augen, ihre Hände hielten sein Gesicht, und ihm war, als wolle sie ihm das Herz zerbrechen, als wäre jeder Wille von ihm geflohen, unter dem taumelnden Suchen ihrer jungen Lippen.

Er schloß die Augen und dachte an die wachen Träume seiner griechischen Nächte, wo er fieberhaft auf das sinnliche Gefühl des Göttlichen, des Mysteriorums, der letzten Dinge gewartet hatte. So lag er, geschüttelt von der Ekstase dessen, was ihm dieses Kind gebracht hatte, dieses Kind, das einmal sekundenlang die Züge einer wissenden Frau getragen hatte, die alle Leiden kennt, die aber auch darüber lächeln gelernt hat und bereit wäre, ihre Liebe dem Wind und der Erde hinzuschicken, den Elementen zurück. Er fühlte, daß es Größeres gibt als die blaue Flamme der Venus, als den roten Rausch des Blutes, Größeres als die Entflammung männlicher Wünsche. Er war so erschüttert von ihrer Zärtlichkeit, daß er sich selbst vergaß, nur an sie dachte, an ihr liebes junges Leben. Er wollte sprechen und wußte doch nur in seinem Herzen Worte wie eine alte Melodie:

Wenn du einst nichts mehr begehrst,  
Wenn du die Nächte der Jugend vergessen  
Und der Entsagung schweratmende Stille,  
Liebe du — Liebe.

Wenn selbst kein Sehnen die Heimat  
Dir mehr birgt und kein Lächeln,  
Oh, dann gedenke der weißen Stunde,  
Liebe du — Liebe.

Rufe nach mir, und ich trage dich  
Dann als mein Herz in meine Himmel,  
In die weißen, göttlichen Lande,  
Liebe du — Liebe — —

Ludwig Maria Wallerstein war plötzlich allein in dem alten Saal.

Dann wußte er, sie war nach Hause gegangen, denn es kam ja die Nacht. Er rannte durch das Schloß, fand in dem fremden Bau nicht gleich eine Treppe, rasste sie hinunter und schloß nicht einmal die Thür hinter sich.

Unter den Alleen erreichte er endlich die beiden Gestalten. Er sah, daß die alte Kammerfrau Antoinette mehr trug als führte.

»Es ist der Mond,« sagte die Alte leise,  
»da wandelt sie oft im Traume.«

Er nahm Antoinettes Hand. Sie war lässig, von keiner Bewußtheit regiert. »Ich will die Prinzessin tragen,« sagte er.

Er konnte sich lange nicht losreißen von dem Anblick des kleinen Schlosses, in dem sie verschwunden war. Nebel stiegen aus den Gründen. Sein Fuß ward feucht vom Tau, und plötzlich wußte er, dies war ja auch die Nacht, in der der Mond über den Aldebaran ging. Darüber sah er einen Schatten nicht, der ihm folgte.

Er hätte schreien mögen. Als er das öde Haus betrat, in dem er wohnte, schien es leer, verwandelt, jeder Vergangenheit fern. Er wußte von nichts mehr auf Erden als von dem Geschenk der weißen Stunde.

Schlafen mochte er nicht, dafür war noch lange Zeit. Und in dieser Nacht ging ja der Mond über den Aldebaran. Er lächelte; er hatte das ja nun erlebt. Aber er wollte das schöne Symbol und Himmelszeichen auch noch sehen. Und so stieg er die Treppe zu der Dachterrasse hinauf, richtete oben an seinem Teleskop, sah, es war noch nicht ganz die Zeit, verschränkte die Arme und stand, wartend im weißen Mondlicht, hoch über das Geländer der Plattform ragend, wie hinausgestreckt in den Himmel der Nacht.

»Die weiße Stunde — die weiße Stunde!« sang sein Blut. Wie erlöst kam er sich vor. Und ich trage dich dann als mein Herz in meine Himmel, dachte er Antoinette zu. —

Da fiel durch das erhabene Schweigen der Nacht ein Schuß. Ein Friedensbruch — ein Zerstörer der Stille. Ludwig Maria Wallerstein hob eine Sekunde lang die Arme. Dann sank er um. Er war in die Stirn getroffen und hatte keinen Todeskampf.

Die Eltern der kleinen Prinzessin fanden sie krank, in unbegreiflicher Verzweiflung, wie des Lebenswillens beraubt, zerbrochen. Gleich allen andern Bewohnern des stillen Ortes waren sie entsetzt von dem Verbrechen, dessen Täter niemand ahnte, niemand entdeckte, so eifrig auch Landjäger und Polizisten die stille Gegend absuchten. Aber man wußte auch nicht viel von dem Ermordeten, der doch erst so kurz von Griechenland zurück war. Vielleicht war ihm ein Feind nachgefolgt und hatte eine Rache vollzogen für unbekannte Dinge.

Antoinette war krank. Der Landarzt wußte wenig zu sagen. Er nannte es eine

Krankheit schweren Gemütes. Dazu brauche man andre Ärzte als ihn. Und als der Prinz seine Tochter zu einem berühmten Seelenarzt im Württembergischen brachte, führte er eine Willenlose mit sich, ein Kind, das sich nicht äußerte, das nur alle sehr rührte, die es sahen.

Alles vergeht, und so wurde auch die kleine Prinzessin wieder gesund und kam zurück in ihr Elternhaus. Aber das war nicht mehr das Schloß bei den stillen Weihern, sondern es stand in einer kleinen sächsischen Residenz.

Sie kam da an, wie eine, die aus dem silbernen Land der Seele wieder zurück in die Wirklichkeit gestoßen ist.

Ludwig Maria war fort. Und nicht einmal mehr die eine Güte gab Antoinette das Leben, daß sie von ihm hätte reden können. Denn Herr von Choiseul war im Ansbachischen verblieben und nie mehr zu bewegen gewesen, auch nur ein einziges Wort über die Mordtat zu sprechen, die rätselhaft und unerklärt verblieben ist. Antoinette war sehr verlassen. Und langsam, langsam stahl ihr das Leben auch die Träume.

Als sie, achtundzwanzig Jahre alt, einen Herzog aus dem Hause Bernadotte heiratete, folgte sie einer wachen Neigung und einer Bestimmung ihrer Eltern.

Antoinette hat fünfzig Jahre in Schweden gelebt. Es wäre so mancherlei von ihrem höfischen Leben in Stockholm zu erzählen, von ihrem Witwenleben, von all den Dingen, die fünfzig Jahre ausfüllen. Aber das will nicht geschrieben sein. Mit der Geschichte einer Seele haben Königsschlösser nicht viel zu tun. Es ist auch gleichgültig, ob die Herzogin tausend Walzer tanzte, tausend Arme beschenkte. Was wir wie tausend andre taten, verweht der Wind der Zeit. Darüber setzt der Sturm hin, als sei es nie gewesen. Wir bewegen uns unablässig, und vielleicht ist jede Geste einmal von einer Augenblicksbedeutung gewesen. Aber sie will im Rückblick ziellos scheinen, und das Entscheidende ist nur, ob die Götter unsrer Jugend uns zum Letzten noch einmal lächelten. Und so wollen wir noch von Antoinettes letztem, großem Ausbruch hören.

Im Schlosse Haga, dem hellen schmucklosen Bau bei Stockholm, lebte man besorgt. Über Europa war der furchtbare Krieg herein- gebrochen. Viele vornehme Schweden hat-



ten Freunde und Verwandte in Deutschland, erhofften bangend, daß ihr Land neutral bleiben werde. Man scheute sich, die Zeitungen vor der Herzogin zu lesen, denn sie war krank und sollte keine Erregungen haben. Oft war sie so müde, daß sie halb im Schlafe redete, viel von Deutschland und in deutscher Sprache. Ihre Hofdamen verstanden die Worte nicht so ganz, aber sie verstanden, daß die Herzogin sehr krank war.

Die Herzogin Antoinette hatte ihre Damen fortgeschickt. Sehr liebevoll, wärmer als sonst. Nur das junge Kammermädchen sollte bleiben. Sie hieß Karen und wunderte sich ein wenig, daß Ihre Hoheit sie heute mit einem ganz andern Namen anredete, aber es war so freundlich gesagt. Sie wunderte sich auch, daß Ihre Hoheit, ohne Hilfe zu begehren, vom Bett aufstand, jede Dienstleistung ablehnte und selbst sich in einem entlegenen Raum des Schlosses an einem alten Schrank etwas zu tun machte. Sie wunderte sich, daß Ihre Hoheit dann mit einer seltsamen, kleinen grünen Reisetasche wiederkam, in ihr kramte, altmodische Dinge hervorbrachte und plötzlich, wie zu sich selbst, sagte: »Morgen fahren wir nach Ansbach!«

Es ist ein weiter Weg von Stockholm nach Ansbach, zumal in den Kriegszeiten und wenn die Reisende alt und krank ist. Jeder Vernünftige wird einem solchen Plan widersprechen, ja fast sich weigern, irgendeine verantwortungsvolle Teilnahme daran zu haben. Dies wußte Antoinette ganz gut. Sie sah das angstvolle Kopfschütteln ihres Kammerherrn, wenn er den festen Entschluß erfahren würde, sie hörte alle schmerzlichen Bitten der Hofdamen im voraus. Und gar der gute Leibarzt! Aber sie wischte das fort. Und während sie noch in der alten grünen Ledertasche mit fiebrigen Händen suchte und tastete, wußte sie es, daß morgen die Reise beginnen mußte. Ihre Seele wußte es ganz genau, daß morgen der Aufbruch kam.

Die Reise von Stockholm nach Ansbach muß ein Stück übers Meer gehen und dann durch die Lande des Königs von Preußen. Dann fährt man durch die thüringischen Herzogtümer und kommt in die Provinzen, in denen es immer noch Menschen gibt, die es richtig fänden, sie wären bei des Königs von Preußen Majestät verblieben. Welcher Wunsch nicht an den Glanz des Hauses Wittelsbach tastet, dem man viel Dank schuldet.

Es ist nur, da sind Stammlande, und an manchem Tor grüßt noch der rote Adler. Und um ein brandenburgisch Herz ist es eine sonderliche Sache.

In Ansbach, nun da steht das große Schloß, und oben, in den wundervollen Räumen, hat man geplaudert und Blicke getauscht. Und in der krummen Gasse hinter der Kirche wohnt der alte Herr von Braun mit seinen schönen Töchtern. Aber es ist jetzt nicht Zeit, sie zu begrüßen. Zu Räsperlein Häusers Grab ein andermal. Es sollte Ludwig Maria nicht so viele Gedanken machen. Er ist ja so reich, und die arme kleine Seele schläft längst im Frieden, ist wieder zu ihrem Ursprung getragen. Wir aber, Ludwig Maria, wir haben die Ewigkeit vor uns, und die weiße Stunde wird uns führen.

Um »Stern« warten schon die Pferde. Sie nicken mit den Köpfen. Ja, es geht heimwärts — heimwärts. Es kommt Antoinette so endlos vor, seit sie nicht daheim gewesen, als wären es Jahre oder noch viel länger. Aber vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, und die Welt ist so überschattet von dem, was ihm ein Augenblick des Stillestehens ist in seinem unendlichen Werk.

Der Herbstwind hat schon die Blätter heruntergelegt über den breiten Fahrdamm zwischen der Allee am neuen Weg von Ansbach nach Triesdorf. Sie liegen golden, überschütten wie Pracht und Reichtum die heimatliche Erde. Es geht die steile Höhe hinauf. Wie wundervoll der Wald noch ist! Und sie besinnt sich, von dem großen Lebensbaum am Rand des Waldes, zur letzten Allee nach Triesdorf hin, muß sie ihm einen Zweig pflücken ... Nun haben die Pferde schon die Höhe erreicht. Eine kurze Dichtung zeigt den Westhimmel. Da schwimmt die Sonne wie ein goldener Kreis in rosenroten Wölkchen, als wäre es Eos, nicht das letzte Geschenk des Abends.

Es kommt Antoinette vor, als wäre sie so endlos lange fortgewesen, als hätte sie, wie wir es tun, wenn unser Fuß uns in die irrßällige Anstalt, Kinematograph genannt, führt, in wahnsinniger, fieberhafter Eile mehr als tausend Geschehnisse, Staatsaktionen, Reisen, Herzeleid, Tod, Geburt, Verlust, Gewinn von Freunden, Kriege, Armeen, Schiffe, Hofbälle gesehen, sanfte, gütige, wilde und kalte Stunden erlebt und Mil-

tionen von Worten gesprochen. Von so ganz entsetzlich unnötigen Worten, als hätte sie Milliarden Bespiegelungen, Gesten, Bewegungen, Anstrengungen gemacht, und das alles war doch eigentlich nichts. Kein Traum. Der Traum ist anders. Vielleicht hatte sie Erkenntnisse bekommen in der Abwesenheit. Aber welche? Nur die, daß nichts schöner, nichts tiefer, nichts strahlender war als die Tage der Jugend mit dem Geliebtesten, daß es für sie nichts Größeres gab als das Glück der stillen Weiher, hinter denen die weiße Stunde ihre Verheißungen wob.

Un einem Herbsttage von 1914 ging ein schwermütiger Mensch durch das alte Triesdorf. Seinem Befinden war viel Aufenthalt im Freien verordnet, und er wohnte nicht so sehr weit von der alten Marktgräflichen Sommerresidenz in einem stillen Ort zur Erholung. Dieser Mensch fühlte sich lastvoll erregt von der sinnlosen Schwermut der alten Alleen, der verfallenden Schlösser, der stillen Weiher.

Er dachte: Gibt es denn jetzt noch Trauriges von alten Zeiten her? Aber Europa fegt der Krieg. Alles, was entsetzlich und heldenhaft ist, wirft die alte Erde auf — warum spürt man hier Erinnerungen aus lang erblaßten Zeiten wie Totenarme?

Er ging weiter, erregt von dem aufreizenden Geruch der stillen Weiher, des Schilfs, der welken Blätter, die kaum mehr beschrittene Wege überschütteten.

Ermüdet und in einer sonderbaren Bezauberung ließ er sich endlich am Rande des letzten Weihers, gegen das weiße Schloß zu, auf der Erde nieder. Er fühlte, es war feucht da. Er wußte, er sollte eigentlich den Heimweg antreten. Doch er blieb, als verlange die sinnlose Schwermut dieses verlassenen Ortes, daß jemand, der lebte, sich ihr hingab. So saß er eine Weile in der traumhaften Stille, in dieser Leere, aus der alles Erinnern gewischt schien oder nur noch als ferne, unbegriffene Klage kam.

Und plötzlich sah er etwas. Jenseit des Weihers kam eine Gestalt: ein junges Mädchen in einem weißen Kleide, ein Schleiertuch um die Schultern, das die Hände so sonderbar affektiv hielten. Goldbraunes Haar, ein Gesicht, erhoben und von einer seligen Freude überflutet, der Gang wie ein Schweben.

Seltsam, seltsam! Gab es an diesem verschollenen Ort eine so schöne Bewohnerin?

Der Fremde wurde erregt. Ihm war, als narre ihn eine Ähnlichkeit. Aber es war doch unmöglich!

Die Gestalt blieb wie schwebend — ging sie im Traum? Sie war so schön — ja — und ihr Weg führte unaufhaltsam auf den stillen Weiher zu gegen das weiße Schloß. Der Fremde sprang auf, hob die Arme, sah die Gestalt noch einen Schritt machen und im Wasser verschwinden.

Das Wasser aber gab keinen Laut von sich, das Wasser zog keine Kreise, und alles war leer.

Der Fremde kam sich vor wie genarrt. Er hatte doch gesehen, gesehen, fast minutenlang mit hellwachen Augen gesehen, so genau, daß er jede Einzelheit der Gestalt wußte.

Ihn fröstelte. Eine Halluzination, wußte er plötzlich. Aber das war so schön gewesen, daß man gar nicht darüber erschrecken konnte.

Taumelnd stand er auf. Spuk der Vergangenheit? Er fühlte, er müsse gehen, wenn er nicht doch Furcht bekommen sollte.

Sein Weg führte durch den Ort, dort, wo nur dörfliche Häuser stehen. Sein Blick fiel auf ein schöneres unter diesen Gebäuden, und als er näher zusah, merkte er, daß es eine Apotheke war. Er war doch ein wenig benommen gewesen und dachte nun, ein Glas Brom könne ganz gut sein, denn er mußte noch lange gehen diesen Abend.

In der Apotheke kam ihm der Gedanke, zu fragen, was es noch für Erinnerungen an diesen Ort gäbe. Das erfreute den Apotheker, denn er war ein Mitglied vieler historischer Vereine und kannte die Geschichte des Ortes und der fränkischen Lande. Das weiße Schloß sei leider verschlossen, aber er wolle dem Fremden rasch noch das rote Schloß oder Falkenhaus zeigen, in dem man das Kellergefängnis Kaspar Hausers vermutet hatte. Es wurde gerade ein Umbau begonnen, und der Herr könne es zufällig heute noch sehen, wie es über ein Jahrhundert lang gewesen.

Da der Weg sehr kurz war, folgte der Fremde gern. Oh, es gäbe noch eine Sternwarte, auf der einst ein Fremder einen seltsamen Tod gefunden hatte, es gäbe noch einen alten Saal im weißen Schloß. So plauderte der Apotheker, und der Fremde ging mechanisch mit ihm.

Er hörte erzählen: »Im roten Schloß oder Falkenhaus befindet sich noch eine kleine Merkwürdigkeit. An einem Türrahmen zwischen zwei Zimmern ist unter Glas ein Zettel von der Hand eines Prinzen zu Sachsen, daß ihm hier am 21. Dezember 1836 eine Tochter Antoinette geboren sei. Sie soll später nach Schweden geheiratet haben — ich weiß nichts Näheres.«

Dem freundlichen Führer zu Gefallen interessierte sich der Fremde für diese Geringsfügigkeit. Er ging durch die Räume, sah den Apotheker hasten und plötzlich enttäuschten Gesichts zurückkommen. Der Zettel sei gestern noch dagewesen, und heute hätten die Arbeiter das Türgerüst ausgebrochen.

Der Apotheker durchsuchte mit eifrigen Händen einen Schutthaufen, aber das alte Papier blieb verschwunden. Der Fremde dankte höflich und ging seiner Wege. —

In der Erholungsstätte war jemand, der die Kreuzzeitung hielt. Da man wenig zu lesen hatte, tauschte man die Lektüre, und so las der Fremde ein paar Tage nach seinem Ausflug, daß die Herzogin aus dem Hause Bernabotte, geboren als deutsche Prinzessin zu Triesdorf in Franken, gestorben war.

Er rechnete, lächelte über das kleine Spiel des Zufalls, daß zu derselben Zeit der Zettel mit dem Tag ihrer Geburt verschwunden war, und dachte, er wolle dies doch dem freundlichen Apotheker mitteilen, der sich vielleicht keine Zeitung hielt, die sich mit den Begebenheiten an ausländischen Höfen beschäftigte.

Aber das kleine Lächeln schwand dem Fremden. Er wußte, daß er desselben Abends die unerklärliche zeitlose, süße Gestalt an den toten, stillen Weibern in der melancholischen Verlassenheit einer einst lebendigen Stätte gesehen hatte, wie gehoben, getragen von dem unirdischen Glück der Heimkehr einer Seele ...

Ist der Tod die weiße Stunde, in der alles sich uns sammelt, was einst schön war, und heimwärtskehrt? Ist der Tod die weiße Stunde, die uns Flügel gibt in die Sehnsuchtslande der Jugend? Die weiße Stunde, da uns das Herz, das wir auf Erden am meisten geliebt haben, in seine Himmel trägt?

Oh, liebe Seele, wir wollen glauben und geduldig sein.

Einstmals werden wir alles erfahren.

## Pietà

Da ich einsam in der Kammer saß,  
Unfroh aus den Büchern las  
Und den Kopf aufhob,  
Sah ich dies:  
Fuhr auf dunklem Strom ein Boot stromab,  
Fuhr Maria=Mutter ihren Sohn zu Grab.  
Sie wie einer dunklen Nonne Denkmal saß,  
Er nachtleuchtend quer auf Ruderbänken lag. —  
Traumgetragen zog der Kahn stromhin,  
Fahrend aus Nieher nach Nirgendhin.  
Meine Augen tasteten ihm nach,  
Wie sein kühler Schein zerging  
Wie ein wehes Licht, das unterging.

Max Ströter

# Deutsches Heimatglück

Bilder aus dem Jugendleben  
einer niederhessischen Pfarrerstochter

Von Marie Martin

V

## Häusliche Festtage

Wer an seine Mutter, die Natur, sich hält, find't im Stengelglas wohl eine Welt

Eine Welt voll Familien- und Kinderglück steigt blühend und leuchtend in meinem Herzen auf, wenn ich an die festlichen Tage in unserm lieben Elternhause denke. Ob unser Volk je zu solch natürlich einfachen Freuden zurückkehrt, oder ob es für immer heißt: Vorüber, vorüber!?

Mit Recht steht an der Spitze Vaters Geburtstag am 26. Januar. Meist schon am Tage vorher, der im übrigen dem Zimmerschmücken und Kuchenbacken geweiht war, stellten sich mehr oder weniger zahlreich die geliebten Kasseler Verwandten ein, vor allem die beiden getreuen Brüder und stets die »Tante Bernhardine«, der gute Geist der Familie, dann aber nach Möglichkeit auch unsre irdischen Ideale, die Vettern. Da hinderte kein Frost und kein Schnee, kein Schlackerwetter und kein Sturm; weiß ich mich doch eines Geburtstags zu erinnern, wo einer der treuesten und liebsten Kollegen meines Vaters mit seiner zarten Frau trotz mehrstündiger Fahrt zu unserm Jubel im Schlitten ankam, wo sie vollständig aus ihren Federbetten gewickelt werden mußten, trotz allem halb erstarrt. Eine nicht gerade großstädtische Situation, von den Dorfleuten aber durchaus begriffen und gebilligt. »Sie gut Hessenland allewege, schurri!« Mit dem Eintritt jener ersten Gäste, die sich in Schlafrock und warmen Pantoffeln bei dampfendem Kaffee, von bläulichem Pfeifenrauch umhüllt, bald erholten, begann das Zusammensein in so lebhaftem Gedankenaustausch, daß mir in der Erinnerung noch ist, als ob da der Grund für alle geistigen Interessen gelegt sei, die ja mir das Leben reich gemacht haben. Bei dem Lenorenwort im Tasso:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,  
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen,  
stehen immer wieder sofort diese Stunden vor meinem inneren Auge. Und sie haben mir auch weiter das Wort beleuchtet:

Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,  
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust  
So freundlich und so fürchterlich bewegen,  
Mit Grazie die Rednerlippe spielt. —

Ein Gang durch die Schneelandschaft um das Dorf her, ein freundlich fein nachdenkliches Schachspiel, die summenbe Unterhaltung mit den stridenden, lebhaft mitredenden Frauen brach-

ten gewünschte Abwechslung, und wir Kinder frohen glückselig drum herum, die Broden genießend, die von den geistigen und leiblichen Genüssen an der Großen Tische fielen, oder mit Ehrfurcht den verwegenen Kritiken ihrer Lehrer und den kühnsten Zukunftsplänen der Vettern Gymnastiken lauschend. Wer hatte es besser als wir! Unabhängig von Wetter und Leben draußen, brach endlich golden und rosig der festliche Morgen an, der uns um den Geburtstagstisch versammelte, auf dem uns neben dem lockenden Schneckenkuchen, der, bräunlich und schön wie David, den Mittelpunkt bildete, vor allem das regelmäßige Geschenk des Onkels Julius, drei neue Pfeifen und dann unsre selbstverfertigten Gaben, tausend Fidibusse oder dergleichen, besonders imponierten. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß sie nur nach ihrem Gefühlswert bemessen werden konnten, aber in den Augen der begeisterten Geber unendlich schwer wogen. Unsre tägliche Morgenandacht, durch die uns Kindern von Jugend auf die Bibel und die alten Kernlieder unsrer Kirche so vertraut wurden und an der selbstverständlich Diensthofen, Arbeiter und Gäste stets teilnahmen, führte uns in die dankbar beglückte Stimmung des Tages ein. Von dessen folgenden irdischen Genüssen sind mir besonders der »Kammbraten« als alljährliches Festopfer unsers Schweines — morituri te salutant! —, der beim lederen Geburtstagsmahl nicht fehlen durfte, vorzügliche selbstgebackene Biskuit- und Brottorten, mit unendlicher Mühe reich verziert, und die rühmlichst bekannten Zimtwauffeln der Tante Bernhardine in der Erinnerung geblieben. Den ganzen Tag über klingelt die Haustür von ab und zu gehenden Gratulanten aus dem Dorfe, arm und reich, denen eine freundliche Unterhaltung mit dem Herrn Generalsuperintendenten und den Gästen aus Kassel ein Extragenuß war. Keiner, auch der treue Postbote nicht, wurde ohne ein Glas Wein oder ein Täßchen Kaffee entlassen. Wie hätten meine Eltern feiern können, wenn nicht alle, die unser Haus betraten, teil mit hatten! Nachmittags kamen dann zu Fuß und Wagen die treuen Kollegen aus der Umgegend — wie sehe ich sie in ihrer Herzensfreundlichkeit noch alle vor mir! —, und der Abend schloß wieder mit

frohem Mahl, belebt durch ernste und heitere Trinksprüche, deren viele im Kreise Meister waren. Aber dem Ganzen wogte wie ein goldener Nebel eine wahre Feststimmung, oben am Tisch in geistig belebter, oft scharf gewürzter Luft, an der Kinderrede ausgezeichnet durch ungewöhnliche Leistungsfähigkeit jedem Festgericht gegenüber, wozu in den Kindergläsern der Geburtstagswein unschuldig funkelte. Bacchus hätte diesen Trank der Liebe freilich kaum wiedererkannt.

Selbst die Haustiere nahmen, wie es sich gehört, teil: Trifolorchen, unsre dreifarbigte Hauskatze, kletterte besonders eifrig an diesem Tage auf Vaters Stuhl und Schulter und mahnte höflich mit sanftem Pfötchen an seine Gegenwart; der durch Dummheit und Häßlichkeit gleich ausgezeichnete Bello drängte sich plump vertraulich an die Gäste, und sein zierlicher Vorgänger, das seinen Namen mit Recht tragende schwarzweiße Silouchen, hatte erst recht seinen Vorteil stets zu wahren verstanden. Sie warteten abends hochbefriedigt in ihre Körbe mit dem Bewußtsein, einen häuslichen Festtag vollwertig miterlebt zu haben. Selbst unsre drei schönen weißen Enten, der Graf von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen, die so gern mit schiefen Köpfen sehnsuchtsvoll unter dem Fenster von Vaters Studierzimmer harrten, »bis das Fenster klang«, gingen nicht leer aus, ebenso wenig unsre Hühner, die alle gewohnt waren, daß das Verhältnis zu ihnen nach Kräften besetzt wurde. Ich glaube, sie hätten wirklich ein volles Verständnis dafür. Alle unsre Hühner hatten stets sorgfältig ihren Charakteren angepaßte Namen; eine schlichtgraue »Grisebis«, eine prächtige »Goldelse«, ein ungemein zierliches »Silberfischchen«, die »gerechte Richter« und viele andre stehen mir noch deutlich vor Augen.

Auf die Gefahr hin, mich vom Thema ab zu verirren, halte ich noch einige Erinnerungen an das Tierverständnis unsrer Familie fest. So kam Onkel Julius meist durch Hintertür und Futtergang zu uns, um vorher den Hühnerbestand zu inspizieren, und trat einst mit dem entrüsteten Ausruf ein: »Auf eurer Miste möchte ich nicht Hahn sein!« Allerdings waren die Hühnergenüsse auf unserm mageren Düngestättchen nicht mit denen der fetten Pferdewiesen der Bauernnachbarschaft zu vergleichen. Die Haupthühnerpsychologen waren Vetter Heinrich und Bernhard, deren Urteil wir sehr fürchteten; die verständnisvollste Tierfreundin aber war natürlich unser Ameliechen. Sie mußte eines Tags wegen eines durchdringenden Hühnergeruchs vom Kaffeetisch verwiesen werden, und da stellte sich heraus, daß sie ein sorgfältig eingewickeltes Hühnchen, das mit verdrehtem Bein aus dem Ei geschlüpft war, vorn in der

Taille zu tragen versuchte. Einmal, als unsrer armen »Sisi«, der weißen Ziege, die Lämmchen fortverkauft waren und sie tagelang jämmerlich Klage mederte in ihrem einsamen Ziegenstall, verstummte sie plötzlich, und gleichzeitig war Amelie verschwunden. Wo fanden wir sie? Bitterlich weinend kniete sie im Stall vor der Ziege, hatte ihre Arme um deren Hals geschlungen, und die hatte ihren müden Kopf mit gläsern starrenden Augen auf Ameliens Rücken gelegt. Uns kamen die Tränen auch in die Augen. »Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar«. Ameliens Mißschmerz war doppelt selbstlos, da der Verkauf dieser Lämmchen alljährlich unser einfaches Taschengeld wesentlich erhöhte, mindestens jeder von uns ein Paar Handschuhe ausmachte. Unser Bruder, der von diesem ökonomischen Gewinn ausgeschlossen war, stellte seine wild revolutionären Lebensarten erst ein, als ihm zugesichert wurde, sowie einmal unser Mohrchen, die prachtvolle schwarze Kuh, Zwillingssäbchen bringen würde, solle er allein das zweite Kalb verkaufen dürfen. Diese Hoffnung belebte sein Gemüt; aber vergeblich, wie ja die Hoffnung auf Erbgelud und irdische Güter so viele Menschen äßt. Er hat dann gelernt, diese Enttäuschung mit männlicher Würde zu tragen.

Eine lange Reihe Geburtstage gliederte sich das Jahr durch in unsrer Familie an, den Beschluß machte Onkels Geburtstag am 1. November, wo er leider mit dem großen heftigen Buß- und Betttag zusammenfiel. Vater fuhr trotzdem alljährlich nach den Gottesdiensten hin, und ich denke, daß der, der gesagt hat: »Wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, auf daß du nicht scheinest vor den Leuten mit deinem Fasten«, samt seinem »Vater, der in das Verborgene sieht«, wohl wußte, wie echt unsre Alten trotz der Geburtstagsfeier ihren Buß- und Betttag im Herzen hielten.

Noch möchte ich schildern, wie mein eigener Geburtstag, der in den vollen Frühling fiel, gefeiert worden ist. Ich gedenke des schönen Tages, wo ich vom blühenden, duftenden Geburtstagsstisch, mit der großen Rosinenkrugel in Form meiner Alterszahl darauf, ans Fenster geführt wurde und unten im Garten in vollem Sonnenschein den Schreiner hantieren sah, der für mich eine Laube »Marienruh« mit zierlicher Bank und kleinem Gartentisch baute. Wie ein süßer Schreck fuhr mir das Entzücken in die Kehle. Wie oft habe ich seitdem mit meinen Freundinnen oder einem geliebten Buch da gesessen! Hinter mir in der Nachbarheide knusperten die Maikäfer und schlüpfen die Meisen, mir zur Seite gurgelte das Wasser im Forellenschloß unsrer Ruhre, vor mir blühte buntfarbig das Primelbeet, das nun auch mir gehörte, und





Fritz Beckert:

Der grüne Markt in Würzburg

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916





hoch über meiner kleinen Weinlaube flühten die Schwalben. Aus der Nähe lockten abends die Nachtigallen, in den großen Linden an der Kirchstiege summten die Bienen, von weitem klang das Dorfleben eintönig herein, und ich habe da geträumt, geträumt — ach, welche Stunden! Mit dieser Hütte war mein Geschick ins Schwarze getroffen, und alle meine Freundinnen haben mich beneidet. Nachmittags erschienen feierlich diese Gespielinnen, besonders auch eine ganze Reihe lieber Altersgenossinnen aus den befreundeten Pfarrhäusern der Nachbardörfer, die meist abends von ihren Vätern abgeholt wurden. Nach ausgiebigem Geburtstagskaffee ging's ans »Kochen« mit unsern niedlichen Geschirren auf dem eigens dazu bereitgestellten Herd. O Sophie, Lina, Ida und ihr lieben andern alle, was haben wir da für kunstgerechte Herrlichkeiten bereitet, genau nach Angabe unsers Puppenkochbuchs, und den staunenden, ob unsrer Kunst sichtbarlich verblüfften Großen zu kosten gegeben! Braten, meist aus einem Stückchen Zerkelatwurst bestehend, das kunstgerecht in dem kleinen Bratentopf zum Roastbeef aufrückte, Brattartoffeln, »Saläter« und Eingemachtes, dazu herrliche Torten mit Obstfüllung, Puddings von mancherlei Art hätten sicher unsre Mägen in schwere Anfechtungen gebracht, wenn das bescheidene Maß der Genüsse uns nicht sicher davor bewahrt hätte. Aber der unvermeidliche süßlich brenzlige Geruch alles dessen, was die jungen eifrigen Köchinnen auf den Herd vorbeistreuten, rieche ich noch deutlich. Gefürchtete Gäste bei diesen Gelagen waren Ludwig und seine Genossen, und wir wußten wohl, warum. Ein bißchen davon wollten wir doch auch gern selbst schmecken. Am Abend war es dann schwer, vor Entzücken zum Einschlafen zu kommen.

Einen wundervollen Geburtstag durfte ich einmal in einem zeitigen Frühjahr begehen. Da waren einige befreundete Kollegenfamilien in den Wald eingeladen. Unser Fuhrmann kam mit seinem mit Strohsträcken belegten grünen Leiterwagen, verheißungsvolle Körbe wurden zwischen uns aufgestapelt, zu jeder Seite des Wagens baumelte ein großer mit Wasser gefüllter Kupferkessel, und mit Mann und Maus trakteten wir dem Walde zu. Oben am Waldrand trafen wir mit den andern zusammen; ein Feuer wurde angemacht und — aber o weh, die beiden Kessel waren vom Schaukeln an den Wagenleitern fast leer. Sofort eilten unser Mariechen und die Jungen ans nächste Wasser und füllten aufs neue. Doch noch sollten wir nicht zum ruhigen Genuß kommen, so sehr auch die Väter und Mütter nach Kaffee lechzten. Denn plötzlich sah Frau Pfarrer W ..., daß das eifrig am Feuer hantierende Mariechen zu dampfen anfing, sein neues blau und gelbes

Druckkleid hatte Feuer gefangen. Unter lautem Hallo entpuppten sich die Jungen als geübte Lebensretter, warfen kunstgerecht Mariechen ins frische Gras und erstickten das Feuer; der Schaden wurde ihm natürlich ersetzt. Und dann ging zu herrlichen frischen Waffeln das Kaffeetrinken los; im Kreise gelagert hörten wir dabei von ferne den Ruckuck rufen, rochen den Frühlingserdgeruch und sahen das junge Laub knospen: wir dünkten uns wie Könige der Welt. Wie die alten Kinder Israel auf ihren Götzenfesten, standen wir dann auf zu spielen, während die Alten im Frühlingswald promenierte und weiße die Zeitläufte besprachen, die uns noch wenig kümmerten. Bald leuchtete uns der Mond zur Heimfahrt, die Nachtigallen schluchzten bei unsrer Rückkehr in den Vorgärten am Wasser, und wir fanden einstimmig bis in unsern traumlosen Schlaf hinein, daß wir solch einen feinen Geburtstag noch nie erlebt hätten. Wenn ich heute, wo die Besten von den damals Großen den langen, traumlosen Schlaf schlafen, an meinem Geburtstag der Zeiten noch denke, so meine ich das wohl auch noch.

Häusliche Feste ohne Erwähnung des Weihnachtsabends, das geht doch nicht. So sehe ich sie denn still eintreten in der frühen Dämmerstunde, die alljährlichen Teilnehmer, den ehrwürdigen alten Herrn Schullehrer mit seinen Töchtern, unsern Jordan natürlich und noch den einen oder andern Hausfreund aus dem Dorfe. Neben an in der großen Stube rascheln die Weihnachtspapiere, eifriges Tuscheln und Klirren erklingt, und durch die Türrißen zieht der Tannenduft und leuchtet das sanfte Lampenlicht der Vorbereitungsstunde. Wir Kinder hocken auf dem Schoß der Freunde und flüstern geheimnisvoll, bis die steigende Erwartung uns in ihren schweigenden Bann zwingt. Dann treten die Eltern mit ernstfrohen Mienen ein, die Mädchen, angetan mit frischen Druckschürzen und Sonntagstüchern, werden gerufen, und die Weihnachtsandacht beginnt. Von Adventsliedern empfangen, zieht das göttliche Geheimnis der Menschwerdung Jesu, das Glück der Hirten und

»Was der alten Väter Schar

Höchster Wunsch und Sehnen war«,

zum Teil vom Vater hauspriesterlich vorgelesen, zum Teil von uns aufgesagt, vor unsern ahnenden, aufgeschlossenen Seelen vorüber; dann folgte ein aus der Fülle des Herzens aufsteigendes Gebet mit der knienden Hausgemeinde, einige selige Weihnachtslieder und — wir bleiben in der dunklen Stube wartend zurück. Bald heller Klingelruf, und wir strömen in die Feststube, in der einmal wieder unser Christbaum blüht und strahlt. Um den sich oben leise drehenden Weihnachtsstern fliegen süße Wachsenglein und weisen auf das »Ehre sei Gott in

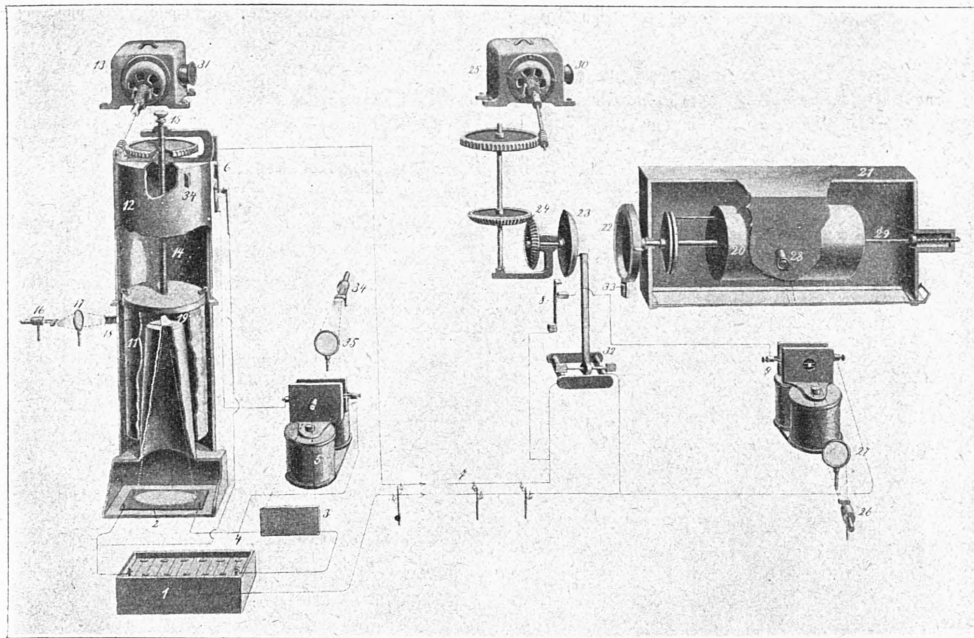
der Höhe« oben am Stern hin — es war das Geschenk einer besonders herzensguten, liebevollen Tante Marianne —, unten im Gezweig hängen die Äpfel und Goldnüsse, die bunten Glaskugeln und das aus Butterteig ausgeschnittene, mit Zuckerguß und vielfarbigem Streuzucker verzierte Weihnachtsgebäck, von Mutters kunstvoller Hand gefertigt. Wo Guß und Streuzucker besonders dick angebracht ist — das hatten wir bald heraus —, da hatte in stiller Abendstunde bei dampfendem Pfeisken der Vater mitgeholfen. Jedes von uns Kindern hatte seine Lieblingsfiguren, wir Mädchen die Widelfinder, Vögel und Früchte, Ludwig mehr die größeren Reiter und besonders Löwen und Kamele; sein Motiv war durchsichtig: wie will sich auch sonst der Mann in der Welt behaupten? Im ganzen bekamen wir weniger Geschenke als unsere meisten Bekannten, dafür aber nie Dinge, die »wir doch nötig hätten«. Nur in guten Büchern mit oft teuren Einbänden wurden wir verwöhnt, die sollten wir lieben und behandeln lernen. Eines uns wahrhaft heiligen Geschenkes, das Ameliechen später für seine Kinder bekam, will ich noch gedenken, eines Silberdominos, wozu der Schreiner seine hölzerne Dominosteine geschnitten, die Mutter reizende Zeichnungen gefertigt und Vater sie koloriert hatte. Ich sehe im Geist die feinen Fingerchen noch vor mir, die uns manchen Spielabend mit den Eltern um den runden Tisch und die grüne Familienlampe, neben Schimmel, Englischer Lotterie und andern Nüssespielen entzückten. Jedes von uns Kindern hatte sein sorgfältig gehütetes Nüsssäckchen, die welschen Nüsse galten zehn, meist im Herbst von uns selbst mit dem Vater gesammelte Haselnüsse; die dicken Lambert- und Blutnüsse aus unserm Gartengebüsch hatten den Wert von zweien. Ameliechen entfaltete dabei stets wahre Wuchererschlaueheit: mit ihren feinen, mageren Fingerchen wußte sie stets die dicksten Nüsse beim Spiel ins Säckchen zu praktizieren, die kleinen, schlechten mit harmlos edlen Blicken »in die Napuse« zu geben. O diese Winterabende!

Nach der Bescherung tranken die Großen ein Gläschen Wein mit Weihnachtsgebäck, wir plünderten unsere Teller kräftiglich, und nach dem Tee ging's ins Weihnachtsbett zu glückseligen Träumen. Im Dorfe hatte man vorher den Weihnachtsbaum noch nicht gekannt, so kamen wohl zuweilen bescheiden Frauen, um ihren Kindern das holde Wunder bei uns zu zeigen. Einmal kam Mutters besondere Freundin, die »alte Bertelmänner«, mit ihrem Enkel »Davidchen«. Da mußten wir denn unter dem bittend befehlenden Blick der Mutter von unsern Schätzen herausrücken, und ich sehe noch mit schwerem Herzen, wie ein herrlich buntes Schreibheft, auf

dem ein Raubritter seine Dame galoppierend entführte, ein goldener Griffel und bunte Stifte in den Fäustchen des sprachlosen Empfängers verschwanden.

Den Christbaum aber haben dann die Eltern bald auf eine einfach freundliche Weise im Dorfe eingeführt. Den häuslichen Festabend wollten sie für sich behalten. So wurde denn am zweiten Festtagabend, wenn die Festarbeit des Vaters vorüber war, im Schulsaal ein zweiter Baum angestekt, die Englein flogen auch da um den heiligen Stern, und unter dem Baum standen Körbe mit rotbackigen Äpfeln und selbstgebackenen Herzen und Sternen. Die Lichter funkelten, und zu schweren Bedenken von uns Kindern gab auch der meiste Christbaumschmuck hier eine freundliche Gastrolle. Dann füllten sich die Räume mit den Schulkindern und Müttern mit kleinen Kindern, auch mancher Großvater und selbst kräftige Männergestalten waren zu sehen. Vor den Fenstern kletterten auf dem dort aufgestapelten Holzvorrat die Burschen und Mädchen des Dorfes als Zuschauer, und neben dem Baum standen im Dienst besen, der rief: »Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!«, meine Eltern mit dem alten Schullehrer und einigen Ehrengästen. Nun erklangen auch hier in vollen Tönen die vertrauten Weihnachtslieder durch die Stille, nur zuweilen von erstauntem Kinderweinen durchbrochen, die göttliche Botschaft und liebe alte Weihnachtsgeschichte wurden mitmurmelnd angehört, noch ein Lied — und dann ging's unter oft etwas gefährlichem Gedränge ans Verteilen der Äpfel und des Zuckerkuchens. Einmal — zum Glück war gerade Vetter Friedrich als Student mit dabei und half stützen und retten — wurde der Baum fast umgestoßen, und die armen Englein flogen unter die Tritte der erschrockenen Menge, was Engel bekanntlich nicht vertragen können. Sie mußten ersetzt werden, und das kostete damals in den Kasseler Läden viel Mühe. Später wurde die Feier in die Kirche verlegt, und die Sitte des Weihnachtsbaums bürgerte sich fester ein. Sogar in einigen wohlhabenden Judenhäusern tauchte der Christbaum auf. Auf die erstaunte Frage nach dem Sinn erhielten die Frager die feste, aber bezeichnende Antwort: »Nu, so haben wir ein Judenbäumchen.« Hatte er für viele Christbäume, die der Weihnachtsbotschaft entbehren, nicht recht?

So war unser ländliches Pfarrhausleben umblüht von frohen Festfreuden. Viel könnte ich noch erzählen, doch:  
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,  
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;  
Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,  
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.



Die neue Apparatur für die Korn'sche Bild-Telegraphie

## Gekabelte Bilder

### Die neuesten Fortschritte der Bild-Telegraphie

Von Artur Fürst

Das Reich der Drähte, die heute alle Kulturländer mit einem dichten Netz überziehen, ist allmählich ein wahres Zauberland voll wunderbarer Besitztümer geworden. Die Tatsache selbst, daß man durch den Telegraphendraht hindurch den menschlichen Gedanken von einem Land zum andern, von Erdteil zu Erdteil ohne Zeitverlust hindurchblitzen lassen kann, daß der Mensch dadurch befähigt wird, unter Überwindung des ihm feindlich widerstehenden Raums an mehreren Orten zu gleicher Zeit zu wirken, gilt uns Heutigen als selbstverständlich, obwohl sie zu den erstaunlichsten Dingen gehört, die der Menschengeist bisher erfonnen hat. Aber Bewunderung erweckt es doch immer wieder, daß wir imstande sind, nicht nur einfache Stöße elektrischer Energie

durch die Leitungen zu senden, sondern auch die Buchstaben des A b c und viele andre Zeichen in deutlich sichtbarer Schrift sofort über Hunderte von Kilometern hinweg abzudrucken vermögen. Noch mehr an Hexerei gemahnt

es, wenn man hört, daß zwei Telegramme zu gleicher Zeit in entgegengesetzten Richtungen durch denselben Draht laufen können, ohne einander zu stören, ja daß selbst vier oder acht Depeschen gleichzeitig denselben schmalen Weg friedlich durcheinander zurückzulegen vermögen.

Aber alle diese technischen Kunstleistungen im Gebiet der Telegraphie werden weit durch eine ganz anders geartete Übermittlungsmöglichkeit im Reich der Drähte übertroffen, die erst in den letzten Jahren zu praktischer Brauchbarkeit durch-



Prof. Artur Korn, der Erfinder der Bild-Telegraphie, als Hauptmann der Artillerie



Bildnis des Prinzregenten  
Luitpold von Bayern, tele-  
graphisch übertragen 1914  
(Aus der Technischen Rundschau,  
Berlin)

gebildet worden ist. Das Abgeben von Zeichen aller Art und in noch so großer Mannigfaltigkeit erscheint als einfaches Spiel gegenüber der Möglichkeit, Bilder telegraphisch übermitteln zu können. Ein Bild telegraphieren! Das deutet zunächst ein völlig sinnloses Vorhaben. Ein Bild ist doch ein zusammenhängendes einheitliches Ganzes; wie

soll das sinnvoll in einzelne elektrische Stromstöße aufgelöst werden können, die allein durch den Draht hindurchzugehen vermögen! Und doch geschieht dies heute schon in einer sehr bedeutenden Vollkommenheit. Die Leser dieser Zeitschrift sind bereits vor längerer Zeit über die Methode der Bild-Telegraphie unterrichtet worden.\* Jetzt aber ist über sehr bedeutende Fortschritte zu berichten.

\* Vgl. den Aufsatz »Die elektrische Fernphotographie und ihre Entwicklung« von E. Siede und F. Metter in unserm Juniheft 1907.



Dasselbe Bildnis des Prinzregenten Luitpold,  
mit der neuen Methode in 20 Minuten übertragen

Die Grundlagen, mit deren Hilfe die Lösung dieser ebenso interessanten wie schwierigen Aufgabe gelang, müssen noch einmal erörtert werden.

Gewiß, jedes Bild, das wir anschauen, stellt sich uns als eine zusammenhängende Fläche dar. Aber bei genauerem Zusehen ist diese Einheitlichkeit doch bei einer heute weitverbreiteten Art von Bildern nicht mehr vorhanden. Der Leser betrachte irgendeine der in diesem Heft abgedruckten, in Schwarzweiß gehaltenen Abbildungen. Bei sorgfältigem



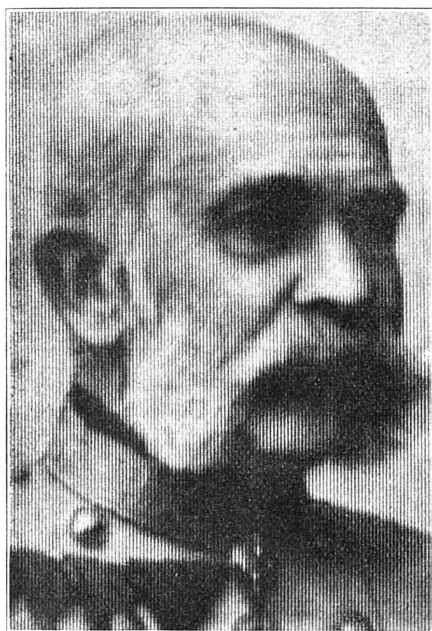
Bildnis des Kronprinzen Wilhelm,  
übertragen 1916  
(Aus der Technischen Rundschau, Berlin)

Betrachten, besser noch bei Anwendung eines Vergrößerungsglases wird er bemerken, daß die Bildfläche zerrissen ist. Es sind lauter einzelne mehr oder weniger stark geschwärzte Punkte, aus denen sich das Bild zusammensetzt. Wir haben hier eine Autotypie vor uns, die Nachbildung einer Photographie oder eines Gemäldes, die da in eigentümlicher Weise mit Hilfe eines Druckstocks wiedergegeben worden sind.

Für dessen Herstellung war es notwendig, das ursprüngliche Bild auf eine geeignet vorbereitete Kupfer- oder Zinkplatte durch einen sogenannten Raster zu photographieren. Dieser Raster ist eine Glascheibe, in die in äußerst geringen Abständen parallele senkrechte und



wagerechte Linien gerigt worden sind. Die Rasterlinien zerlegen die Glastafel in eine große Zahl kleinster Quadrate. Dort, wo die Linien selbst gezogen worden sind, ist die Glasplatte undurchsichtig geworden. Nimmt man das abzubildende Bild durch diesen Raster hindurch auf, so erhält man auf der lichtempfindlich gemachten Kupfer- oder Zinkplatte des Druckstockes nicht mehr eine einheitliche Fläche, sondern eine große Zahl von belichteten Punkten, die je nach der Tönung des zugrunde liegenden Bildes mehr oder



Bildnis des Kaisers Franz Josef I.,  
übertragen in 12 Minuten auf der Fernsprech-  
Schleifenleitung München-Nürnberg-München

weniger stark belichtet worden sind. Ein geeignetes Abverfahren sorgt dann dafür, daß die Punkte, welche dunklen Stellen des Bildes entsprechen, kräftig stehenbleiben, während die stärker belichtet gewesenen Punkte zu schmalen Spitzen werden. Wenn man den auf diese Weise fertiggestellten Druckstock mit Farbe überdeckt und auf einem Papier abdruckt, so werden die breiten Punkte das Papier stark, die andern es schwach und schwächer schwärzen. Beim Beschauen des so entstandenen Bildes merkt das Auge die Rasterlinien zwischen den einzelnen Punkten nicht mehr. Es entsteht ein zusammenhängender Bildeindruck in Schwarzweiß, dessen Tönungen dem Urbild entsprechen. Hier haben



Bildnis des Ministers Studt, übertragen in  
11 1/2 Minuten

wir also schon das Beispiel eines Bildes, das aus einzelnen Punkten besteht und doch einen geschlossenen Eindruck macht. Wir wollen



Bildnis der Prinzessin Eitel-Friedrich,  
übertragen in 6 Minuten (1906)

festhalten, daß jeder einzelne Punkt einen ganz bestimmten, ihm eigentümlichen Helligkeitswert hat.

In solche einzelnen Punkte oder Bausteine zerlegt nun auch die Bild-Telegraphie jedes zu übermittelnde Bild und setzt es am andern Ende der Leitung wieder aus einzelnen Bausteinen zusammen. Die Aufgabe ist also, erst einmal für jeden Punkt eines zu telegraphierenden Bildes seinen Helligkeitswert zu bestimmen und dann dafür zu sorgen, daß er drüben wieder in gleicher Art erscheint.

Die Bild-Telegraphie, wie wir sie heute besitzen, ist das schöpferische Werk eines deutschen Gelehrten, des jetzt in Berlin lebenden Professors Artur Korn, der dieser großen Aufgabe seine Lebensarbeit gewidmet hat. Zwar hatten sich schon viele Physiker vor ihm mit der telegraphischen Übertragung von Bildern beschäftigt. Korn hat selbst in dem großen von ihm und seinem im Kriege gefallenen Mitarbeiter Glagel geschriebenen »Handbuch der Photo-Telegraphie« die Geschichte dieses modernen technischen Gebietes dar-



Bildnis des Mitarbeiters von Prof. Korn, Prof. Bruno Glagels, der 1914 vor Verdun gefallen ist, übertragen von Berlin nach Paris 1908 in 12 Minuten



Doppelbildnis des Tenors Knote und seines Sohnes, übertragen in 12 Minuten

gestellt. Aber keiner der Vorläufer ist dazu gekommen, einen wirklich brauchbaren Apparat auszubilden. Die erste wirkliche Bildübermittlung gelang Korn im Jahre 1904 auf einer schleifenförmig geschalteten Leitung München—Nürnberg—München. 1907 fanden die ersten Übertragungen zwischen München und Berlin, Paris und Berlin sowie Paris und London statt. Bis zum Ausbruch des Krieges war dann schon bis zu einem gewissen Grade ein praktischer internationaler Bilderaustausch auf telegraphischem Wege in Tätigkeit, ja, eine englische illustrierte Zeitschrift hat eine Zeitlang täglich ein Bild veröffentlicht, das ihr aus Paris telegraphisch übermittelt wurde. Es kann nicht bezweifelt werden, daß in einem Jahrzehnt die illustrierten Zeitschriften, die auf Aktualität Wert legen, gezwungen sein werden, einen ebenso regelmäßigen telegraphischen Dienst mit allen wichtigen Orten zu unterhalten, wie das heute bereits die Zeitungen zur Heranschaffung von Nachrichten tun.

Besonders wichtig wird es natürlich für die amerikanischen Zeitschriften sein, telegraphisch Bilder aus Europa zu erhalten, da ja gerade beim Überseeverkehr der zeitliche Unterschied zwischen der telegraphischen Übermittlung und der durch die Post am größten ist. Die Bild-Telegraphie durch das Kabel war jedoch wegen der besonderen elektrischen Eigenschaften solcher Leitungen bisher nicht möglich. Erst während des Krieges, also in einer Zeit, wo alle unsere Kabelverbindungen unterbrochen waren, ist es Professor Korn gelungen, auch die Bildübertragung durch das Kabel zu erzielen. Zum besseren Verständnis dieser großartigen physikalischen Leistung wollen wir zunächst die Methode der »gewöhnlichen« Korn'schen Bild-Telegraphie nach ihrem heutigen Stand betrachten.

Auf Abbild. S. 203 sehen wir links den Geber und rechts den Empfänger schematisch dargestellt. Wir übergehen bei der nun folgenden Darlegung die Apparatur, die mit den Ziffern 3, 5, 35 und 34 bezeichnet ist und zur Überwindung einer störenden Eigentümlichkeit der wichtigsten Substanz im Apparat, des Selen,



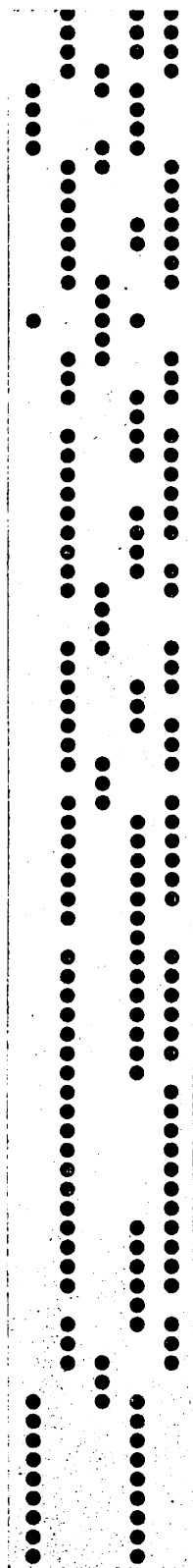
Bildnis eines Verbrechers, übertragen auf der Linie Paris—London mit Störungen von einer telegraphischen Nachbarleitung her



Bildnis der Miss Fry, übertragen auf der Linie Paris—London

dient, schon um nicht allzuviel Raum in Anspruch zu nehmen.

Das zu übermittelnde Bild wird auf einen durchsichtigen Film photographiert. Diesen rollt man auf einen Glaszylinder 11 auf, der sich innerhalb eines lichtdichten Gehäuses befindet und durch den Elektromotor 13 mit Hilfe einer Schneckenrad-Übertragung gedreht werden kann. Während der Drehung steigt der Zylinder langsam und gleichmäßig an der Achse 14 empor. In dem lichtdichten Gehäuse befindet sich eine Öffnung 18, in der eine Linse angebracht ist. Auf diese wird das Licht einer Nernstlampe 16 mit Hilfe der Linse 17 konzentriert. Es fällt in Punktform gerade auf den um den Glaszylinder 11 gelegten durchsichtigen Film. Innerhalb des Glaszylinders ist das total reflektierende Prisma 19 aufgestellt. Der von der Lichtquelle 16 durch den Film hindurchgehende Lichtstrahl fällt auf dieses Prisma als ein Lichtbündel, und dieses Lichtbündel wird nun ohne beträchtliche Schwächung senkrecht nach



Vochstreifen als Grundlage zur Herstellung eines Vuchstaben-Telegramms für Kabel-Bild-Telegraphie

unten zurückgeworfen. Hier fällt es auf eine Scheibe 2, eine Selenzelle.

Das Selen ist ein Mineral, durch dessen sehr eigenartiges Verhalten gegenüber dem Licht die Bild-Telegraphie erst möglich geworden ist. Das Selen verändert nämlich seine elektrische Leitfähigkeit bei wechselnder Belichtung. Wenn viel Licht auf die Selenzelle fällt, so setzt sie dem Strom weniger Widerstand entgegen, als wenn sie sich im Dunkeln befindet. Sie ermöglicht also das Umsetzen verschieden starker Stromstöße, die nun genau so wie die Morsezeichen durch eine Drahtleitung hindurchgesandt werden können.

Wenn der Film auf dem Zylinder 11 gedreht und zugleich langsam gehoben wird, so geht allmählich jeder einzelne Punkt seiner Oberfläche, einer Spirallinie folgend, an dem Lichtfenster 18 vorüber. Je nach den wechselnden Tönungen der zugrunde liegenden Photographie ist dieser Film bald mehr, bald weniger lichtdurchlässig. Die Selenzelle 2 erhält also bald mehr, bald weniger Licht. Sie schickt demgemäß ununterbrochen bald stärkere, bald schwä-

chere, aus der Stromquelle 1 geschöpfte Ströme durch die Fernleitung 7 zum Empfänger hinüber. Ein dunkler Punkt des Films, entsprechend einer dunklen Stelle auf dem Grundbild, läßt nur einen schwachen Strom durch die Leitung 7 gehen, eine helle Stelle einen stärkeren.

Im Empfänger beeinflussen diese ankommenden Ströme den Apparat 9. Es ist dies ein sogenanntes Saitengalvanometer. Zwischen den Polen eines sehr kräftigen Elektromagneten sind zwei äußerst feine Metalldrähte ausgespannt, an denen ein ganz kleines Aluminiumplättchen befestigt ist. Wir sehen auf der Abbildung die Fäden und das Plättchen durch den runden Ausschnitt in den Polschuhen des Magneten. Je nach der Stärke des durch den Elektromagneten fließenden Stroms wird das Aluminiumplättchen aus seiner Ruhestellung mehr oder weniger abgelenkt. Es hebt oder senkt sich der Richtung des ankommenden Stroms entsprechend. Auf dieses in dem Ausschnitt der Magnetschuhe hängende Aluminiumplättchen fällt nun ständig das durch die Linse 27 wiederum punktförmig zusammengefaßte Licht einer Nernstlampe 26. Ist das Plättchen in Ruhe — was geschieht, wenn kein Strom durch den Elektromagneten fließt —, dann fällt sein Schatten auf die Öffnung 28 des lichtdichten Kastens 21. In diesem Kasten ist auf den Zylinder 20 ein lichtempfindlicher Film gewickelt. Der Zylinder 20 wird mit Hilfe des Elektromotors 25 (wir übergehen wiederum einige zwischengeschaltete Apparate) genau so rasch gedreht wie der Film im Sender. Und er wandert bei dieser Drehung von rechts nach links, so daß allmählich jeder seiner Punkte, wiederum einer Spirallinie folgend, an der Öffnung 28 vorbeigeht.

Der im Sender sich drehende Film sendet durch die Beeinflussung der Selenzelle, wie wir wissen, verschieden starke Ströme zu den Elektromagneten des Saitengalvanometers. Es erfolgen dort also Ablenkungen des Aluminiumplättchens aus seiner Ruhelage, entsprechend den wechselnden Stromkräften, die aus der Leitung kommen. Ist der gerade an dem Fenster 18 des Senders vorübergehende Punkt des durchsichtigen Films sehr hell, so fließt durch die Fernleitung ein kräftiger Strom, und das Aluminiumplättchen wird sehr stark aus seiner Ruhestellung abgelenkt. Bei einem dunkleren Punkt des gebenden Films



wird es weniger stark fortgezogen. Je nach der Stärke der Ablenkung des Aluminiumplättchens fällt infolge der wechselnden Verdunkelung mehr oder weniger Licht von der Nernstlampe 26 auf das Fenster 28 und dementsprechend auf den gerade an dem Fenster vorübergehenden Punkt des auf den Zylinder 20 aufgewickelten lichtempfindlichen Films. Dieser wird also, den wechselnden Helligkeiten des gebenden Films entsprechend, mehr oder weniger geschwärzt, es entstehen also auf ihm wiederum dieselben Helligkeitsabstufungen, die im gebenden Film vorhanden waren.

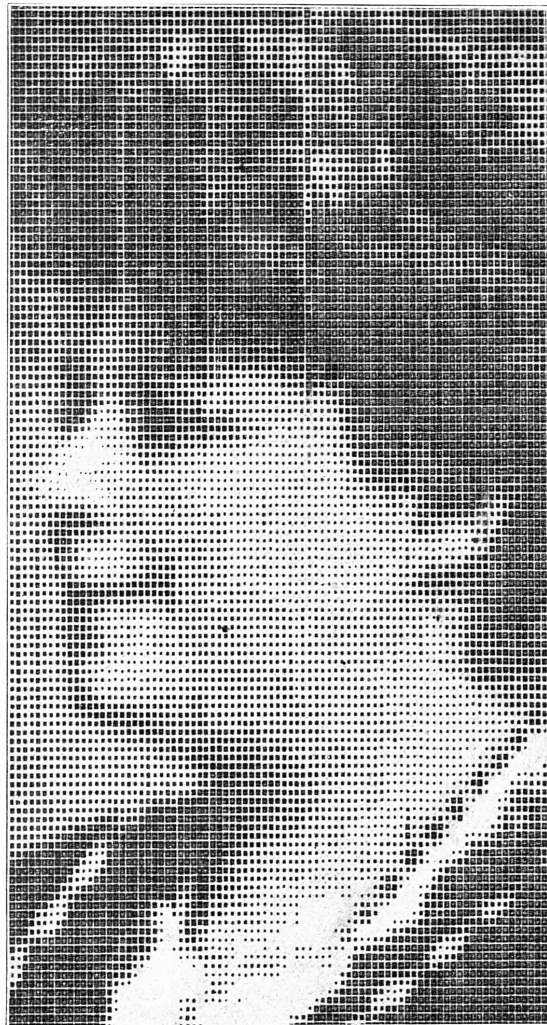
Auf diese Weise ist es möglich, ein Bild in seinen Helligkeitswerten telegraphisch zu übertragen. Da die Belichtungspunkte in nebeneinanderliegenden Zeilen aufgezeichnet werden, so sieht man die telegraphierten Bilder von feinen Linien durchzogen. Gegenüber früheren Übertragungen ist heute diese Linienüberdeckung bereits weniger störend geworden. Die Linien werden auch immer feiner, wenn man die Übertragungszeit verlängert, der Spirale also eine immer geringere Steigung geben kann.

Mit Hilfe dieser Apparatur für Bild-Telegraphie sind, wie unsere Abbildungen zeigen, bereits ganz vorzügliche Ergebnisse erreicht worden. Der Methode stellen sich jedoch, wenn sie für Kabel-Telegraphie verwendet werden soll, unüberwindliche Hindernisse ent-

gegen. Die Übertragung geschieht durch sehr rasch einander folgende Stromstöße von wechselnder Stärke. Kabel haben nun die Eigenschaft, daß sie rasch wechselnde Stromstärken nicht klar übertragen, sondern stark verwischen. Schon für die gewöhnliche Telegraphie über

das Weltmeer müssen ganz besondere, äußerst feine Apparate verwendet werden, um überhaupt ein Zeichen geben zu ermöglichen, da die von Werner Siemens zuerst entdeckten Ladungserscheinungen in den Kabeln nur schwer überwunden werden können. Korn hat daher, um doch Bilder durch Kabel übermitteln zu können, eine ganz neue Übertragungsmethode erdacht, die in ihrem feinsinnigen Aufbau für immer ein Denkmal deutscher praktischer Gelehrtenarbeit bleiben wird.

Man kann sich vorstellen, daß man bei der Betrachtung eines durch den Raster in Punkte zerlegten Bildes den Helligkeitswert jedes einzelnen Punktes besonders ins Auge faßt und bestimmt. Wenn man den dunkelsten aller vorkommenden Punkte mit a bezeichnet, den nächstfolgenden helleren mit b und so weiter jede Helligkeitsstufe mit einem Buchstaben belegt, so ist es möglich, durch eine große Zahl aneinandergereihter Buchstaben die wechselnden Helligkeitswerte eines ganzen Bildes auszudrücken. Auf diese Weise ist ein Bild in Buchstaben umgewandelt, die nun auf



Ein mit der Korn'schen Schreibmaschine geschriebenes Bildnis

tes besonders ins Auge faßt und bestimmt. Wenn man den dunkelsten aller vorkommenden Punkte mit a bezeichnet, den nächstfolgenden helleren mit b und so weiter jede Helligkeitsstufe mit einem Buchstaben belegt, so ist es möglich, durch eine große Zahl aneinandergereihter Buchstaben die wechselnden Helligkeitswerte eines ganzen Bildes auszudrücken. Auf diese Weise ist ein Bild in Buchstaben umgewandelt, die nun auf



gewöhnliche Weise telegraphiert werden können. Korn benutzt in der Tat diese Methode für seine Bild-Telegraphie. Er wird, wenn er nach Abschluß des Krieges in der Lage sein wird, ein Bild von Berlin nach New York zu kabeln, ein gewöhnliches Buchstaben-Telegramm aufgeben, das z. B. folgendermaßen beginnt:

afjem krign endre frgem mefka gimjayx

Diese geheimnisvollen Buchstabengruppen bedeuten die erste Zeile eines Bildes. Der Buchstabe x deutet an, daß die Zeile zu Ende ist und eine neue beginnt. Es hat sich in der Praxis gezeigt, daß zum Ausdrücken der wechselnden Bildhelligkeiten nicht eine Anzahl von Zeichen, sondern nur deren 14 notwendig sind. Mit 14 Buchstaben also kann man alle praktisch notwendigen Helligkeitswerte angeben.

Wir haben nun zu betrachten, wie das Buchstaben-Telegramm am Sendeort entsteht und wie der Empfänger aus den Buchstaben wieder ein Bild zusammensetzt.

Für die Herstellung des Buchstaben-Telegramms wäre die einfachste Methode, über das zu telegraphierende Bild eine Glasplatte zu legen, die mit den uns schon bekannten Rasterquadraten bedeckt ist, und dann durch Abschätzung der Helligkeit jedes der durch die Quadrate sichtbar werdenden Punktes die entsprechenden Buchstaben aufzuschreiben. Solche Versuche einer unmittelbaren Bestimmung der Helligkeitswerte sind auch gemacht worden — es ist das die sogenannte statistische Methode —, aber eine befriedigende Genauigkeit konnte auf diese Weise nicht erzielt werden. Korn geht sehr sorgfältig vor, indem er zum Aufbau des Buchstaben-Telegramms seine Selen-Apparatur benutzt, wie wir sie aus dem Sender in unsrer Abbildung 1 kennen. Er führt jetzt die in der Leitung 7 entstehenden Stromstöße nicht in die Ferne, sondern zu einer dicht neben dem zu telegraphierenden Bild aufgestellten Apparatur, welche die wechselnden Buchstaben hervorbringt. Dies Verfahren war nur auf besonderem, schwer zu erdenkendem Wege ausführbar.

Ein in der gewöhnlichen Telegraphie jetzt bereits viel angewandeter Apparat ist der Schnell-Telegraph von Siemens & Halske. Bei diesem werden in einer Weise, die hier nicht weiter erörtert werden kann, alle Buchstaben durch Zusammenstellungen von Löchern ausgedrückt, die in einen fortlaufenden Papierstreifen gestanzt werden. Jedem Buchstaben

ist eine Zusammenstellung von Löchern in fünf Reihen zugeordnet (Abbild. S. 204). Da Korn diesen Siemensschen Schnell-Telegraphen für den Aufbau seines Buchstaben-Telegramms anwendet, so besteht seine Aufgabe nicht mehr darin, mit Hilfe der wechselnden Lichtstärken Buchstaben, sondern Lochgruppen zu erzeugen. Diese werden durch wechselnde Beeinflussung von fünf Magneten hervorgerufen, von denen jeder, wenn er Strom erhält, ein Loch in eine der fünf Reihen des Streifens schlägt. Die Stanzmagnete müssen recht kräftige Ströme erhalten, da sie ja nicht unbeträchtliche mechanische Arbeit beim Durchdringen des harten Papierstreifens mit den Stanzhämmern zu leisten haben. Die Ströme, die durch die Selenzelle hindurchgehen können, sind jedoch von äußerst geringer Stärke, da das Selen, selbst wenn es ganz hell belichtet ist, dem Strom immer noch einen sehr starken Widerstand entgegensetzt. Unmittelbar also können die aus der Selenzelle fließenden Ströme die Stanzmagnete nicht in Tätigkeit setzen. Es muß vielmehr eine Zwischenapparatur, ein Relais, eingeschaltet werden.

Man muß sich denken, daß für jeden Buchstaben des Bild-Telegramms, das heißt für jede Lochung, mit Hilfe der immer anders kombinierten fünf Magnete ein bestimmter Starkstrom-Kontakt geschlossen werden muß, also auch von vierzehn zur Verfügung stehenden Starkstrom-Kontakten für jeden Punkt des an dem Lichtfenster des Senders vorübergehenden Films je ein entsprechender Starkstrom-Kontakt hergestellt werden muß. Zum Schließen von Kontakten für Starkströme sind aber kräftige körperliche Berührungen notwendig: Bei jeder Schaltbewegung muß eine recht bedeutende Reibung überwunden werden. Die hierzu erforderliche Arbeit kann, wie gesagt, durch die schwachen Selenimpulse nicht geleistet werden, und darum vermittelt hier das Relais, das der wichtigste Teil der neuen Kornschen Apparatur für die Bild-Kabel-Telegraphie ist.

Um das Schließen der Starkstromkreise mit Hilfe sehr geringer Kräfte zu ermöglichen, hat Korn den äußerst fruchtbaren Gedanken gehabt, nicht körperliche Leitungsteile aufeinander schleifen zu lassen, sondern den Stromschluß durch körperlose Gebilde hervorzurufen, nämlich durch elektrische Lichtbogen. Jeder Lichtbogen ist ein Leiter für den Strom. Korn läßt von den beiden Spitzen einer äußerst

leicht beweglichen Nadel Hochfrequenz-Lichtbogen ausstrahlen. Indem nun die feine Schalt-nadel den wechselnden Lichtstärken entsprechend abwechselnd über je einen der vierzehn Starkstrom-Kontakte gedreht wird, stellt sie vierzehn verschiedene Stromwege her und erzeugt so die wechselnden Lochgruppen, aus denen dann die Buchstaben auf eigentümlichem mechanischem Wege hervorgerufen werden können. Die Schaltungen vom Selen-Sender aus erfolgen reibungslos und können daher auch durch die schwächsten Ströme gesteuert werden.

So also wird auf mannigfaltigem, aber sehr zuverlässigem Wege das Buchstaben-Telegramm hervorgerufen. Es geht dann auf dem gewöhnlichen Wege der Kabel-Telegraphie nach Amerika, wobei noch zu bemerken ist, daß zur Verbilligung des sehr langen Telegramms, das sonst für jedes Bild notwendig wäre, eine Zusammenfassung ganzer Buchstabengruppen mit Hilfe eines Code zu nur je einem Einzelbuchstaben stattfindet.

Das Allermerkwürdigste aber geschieht, wenn das Telegramm drüben in Amerika bei der illustrierten Zeitschrift ankommt, für die es bestimmt ist. Da setzt sich nämlich ein Beamter an eine — Schreibmaschine und schreibt mit dieser das Bild auf. Das klingt recht seltsam, ist aber nach dem, was wir schon gehört haben, doch leicht verständlich.

Es handelt sich hier begreiflicherweise nicht um eine gewöhnliche Schreibmaschine, sondern um eine solche, die nur vierzehn Tasten besitzt, mit deren Hilfe Typen von quadratischer Form angeschlagen werden können. Die Quadrate haben verschiedene Seitenlängen. Wenn der Buchstabe a das dunkelste Bildelement bedeutet, so ist das zur Taste a der Schreibmaschine gehörige Typenquadrat das mit der größten Seitenlänge. Die Type b hat ein etwas kleines Quadrat, und so geht es

hinunter bis zu der letzten, der Blanktaste. Schlägt der Beamte auf seiner Schreibmaschine die Tasten entsprechend den Buchstaben des eingelaufenen Telegramms an, so erhält er aneinandergesetzte Bildelemente, die wechselnd heller und dunkler sind, genau wie es bei den Druckpunkten der Autotypie der Fall ist. Daß man auf diese Weise heute schon, wo die Methode noch neu ist, sehr befriedigende Ergebnisse erhält, zeigt unsre Abbildung S. 205, die ein mit der Schreibmaschine niedergeschriebenes Bild darstellt.

Dieses Frauenantlitz in Schreibmaschinen-Schrift ist eine technische Leistung besonderer Art. Niemand wird gegenüber der Summe von geistiger und rein technischer Arbeit gleichgültig bleiben können, die hier zur Herbeiführung eines großartigen Triumphes über den widerspenstigen Raum geleistet worden ist. Aber auch die praktischen Ergebnisse der Erfindung versprechen nach Beendigung des Krieges bald recht bedeutend zu werden. Zwar werden sich die Kosten für jedes Bild-Kabel-Telegramm recht hoch stellen, da auch bei Anwendung von Verkürzungen das Kabel für jedes Bild etwa eine Stunde lang wird in Anspruch genommen werden müssen. Doch drüben in dem rasch entschlossenen Amerika wird wohl bald eine Zentralstelle zur Vertreibung gefabelter Bilder an eine größere Zahl von Zeitschriften entstehen, wodurch dann die Kosten keine ausschlaggebende Rolle mehr spielen würden. Und welch stolzer Sieg wird es sein, wenn ein wichtiges, photographisch festgehaltenes Ereignis, das in Europa geschehen ist, zum ersten Mal schon nach etwa fünf bis sechs Stunden den Amerikanern dokumentarisch vor Augen stehen wird, während die Übermittlung der Photographie selbst doch immer noch acht Tage erfordert! Während des Krieges ist es gelungen, dieses große Friedenswerk zu schaffen.

## Er schläft

Er schläft, das goldne Haar zerzaust,  
Mit offenem Mäulchen und geballter Faust.  
Und wie das Pfirsichbäumlein blüht,  
Sind seine Wädchen angeglüht.

Noch glaubt sein kleines Herz nicht dran,  
Daß durch das Fenster guckt der Schwarze Mann,  
Der mit Granaten Kreisel spielt  
Und Gott die guten Kinder stiehlt;

Noch weiß sein kleines Herz nicht drum,  
Noch stehn die Cherubim um seinen Schlaf herum,  
Zu Häupten zehn, zu Füßen zehn. —  
Weil ich auf Urlaub bin, darf ich sie sehn.

Kurt Arnold Findeisen, 3. 3. im Felde

## Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika

Von Oberstudienrat Prof. Dr. Gottlob Egelhaaf (Stuttgart)

Die Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Amerika in kurzem Überblick an sich vorüberziehen zu lassen, ist ein Unternehmen, zu dem die jüngste Gegenwart von selbst auffordert.

Die Vereinigten Staaten sind aus dem Aufstand erwachsen, in den 1776 die damaligen dreizehn Kolonien Englands eintraten, um ihre politischen Grundrechte gegen die Vergewaltigung des Mutterlandes zu schützen. Die Regierung Georgs III. (1760—1820) hatte sich unterfangen, die Kolonien zur Defekung der im Siebenjährigen Kriege gegen Frankreich erwachsenen Kosten heranzuziehen, ohne ihre Zustimmung zu den dadurch notwendig gewordenen Steuern nachzusuchen. Die Kolonisten fühlten sich dadurch zu Sklaven herabgewürdigt und griffen schließlich zu dem äußersten Mittel: sie sagten sich am 4. Juli 1776 von England los und erklärten sich für unabhängig. Aber es fehlte ihnen an der zum Kampfe mit England notwendigen militärischen Organisation; man konnte nicht mit denselben Mitteln, mit denen man indianische Störben bekämpfte, ein reguläres Heer überwältigen. Georg Washington, dem der Kongreß der Kolonien im Mai 1775 den Oberbefehl übertragen hatte, war ohne Geld, ohne Munition, ohne die Autorität, vermöge deren er auch nur die 17 000 Mann seines ersten Aufgebots hätte zusammenhalten können; wenn die Saaten ausgestreut, wenn die Äcker abgeerntet werden sollten, kehrten die Leute auf ihre Farmen zurück; die, welche blieben, waren ohne Manneszucht und Schulung. Da war es ein preußischer Offizier, der wenigstens dem letzten und wohl schwersten Mangel abhalf. Der Baron Steuben, der im Siebenjährigen Kriege unter den Fahnen seines großen Königs Friedrich mit Auszeichnung gedient hatte, ward von dem diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten in Versailles, Franklin, und dem französischen Minister des Auswärtigen, Vergennes, zur Annahme von Kriegsdiensten bei den Aufständischen gewonnen und vom Kongreß zum Generalmajor mit dem vierfachen Gehalt der Einheimischen ernannt. Er wählte aus den Amerikanern ein Duzend der ansehnlichsten aus, unterwies sie in der preußischen Infan-

terietaktik, ließ sie dann zunächst je zehn ihrer Landsleute aussuchen und schulen, und schuf so, immer mehr zu größeren Verbänden aufsteigend, ein zum Kampf mit den englischen Regimentern befähigtes Fußvolk. Steuben zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus und war namentlich an der Belagerung der Stadt Yorktown in Virginien beteiligt, in der der englische General Cornwallis 1781 sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Er führte auch gerade an dem 18. Oktober in den Laufgräben den Oberbefehl, als Cornwallis, von den französischen Hilfstruppen der Amerikaner und diesen selbst aufs äußerste bedrängt, die weiße Fahne hissen ließ und sich mit allen Mannschaften, Vorräten und Geschützen den Siegern übergab. Steuben wurde mit Ehren überhäuft, und als am 4. Juli 1876 der hundertjährige Gedenktag der Unabhängigkeitserklärung festlich begangen wurde, sind seine Nachkommen als Ehrengäste der Nation dazu eingeladen worden. Es ist übrigens auch hervorzuheben, daß unter etwa 3 300 000 Einwohnern der 13 Kolonien sich etwa 375 000 Deutsche und 200 000 Holländer befanden, also etwa ein Fünftel der Bevölkerung auf nichtangelsächsische Germanen entfiel; diese lieferten auch zu dem Heere einen beträchtlichen und besonders wertvollen Teil.

Der Große König hat auch selbst den Amerikanern sich freundlich erzeigt, indem er 1777 den hessischen Söldnern, welche Landgraf Friedrich II. an König Georg III. verkauft hatte — der Ausdruck ist nicht zu stark, wenn auch formell ein Kriegsbündnis vorgeschützt wurde —, den Durchmarsch durch die preußischen Staaten abshlug. Der Beweggrund Friedrichs war allerdings nicht bloß der Abscheu vor einer schmutzigen Gewinnsucht, mit der der Landgraf seine Untertanen wie Vieh verkaufte, das geschlachtet werden soll, sondern auch der Wunsch, den Engländern mit gleicher Münze heimzuzahlen, welche am Schluß des Siebenjährigen Krieges ihren preußischen Verbündeten schnöde im Stich gelassen hatten, und welche damals die Stadt Danzig in ihrem Bestreben unterstützten, Westpreußen, das 1772 von Friedrich bei der ersten polnischen Teilung erworben worden war, wirtschaftlich nicht erstarken und zum Neben-

buhler werden zu lassen. Ein Jahr später, 1778, hat Friedrich, weil er den König Georg III., der zugleich Kurfürst von Hannover war, in Angelegenheiten deutscher Politik brauchte, dann den Durchmarsch von Söldnern nicht mehr verweigern können, und er hat 1780 ebenso gehandelt. Als dann Katharina II. 1780 einen Bund der Neutralen gegen die englische Seesyrannie zustande brachte, die damals gegen die Amerikaner mit denselben Mitteln arbeitete wie heute gegen uns, lehnte Friedrich den Beitritt zu dem Bunde nicht ab, weil er Wert auf Katharinas Wohlwollen legte, und er versprach in Ermangelung einer Flotte wenigstens diplomatisch für die Rechte der Neutralen eintreten zu wollen. Im Jahre 1783 erlangten die Amerikaner im Versailler Frieden die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von England, und sofort schloß der König den Plan eines Handelsvertrages mit dem neuen Staatswesen ins Auge. Der preußische Gesandte im Haag, Herr v. Thulemeier, mußte mit Adams, dem Gesandten der Vereinigten Staaten daselbst, sich ins Benehmen setzen und ihn darauf hinweisen, daß die Amerikaner schlesische Leinwand, Königsberger Hanf und Berliner Porzellan beziehen könnten. »Ja,« sagte Adams, »wir brauchen Hanf; denn wir selbst bauen keinen. Wir müssen Leinwand haben, um unsre Regier zu kleiden und Segel anzufertigen. Auch Porzellan kann vielleicht ein Handelsartikel werden; denn die amerikanischen Damen haben Geschmack, und nirgend wird mehr Tee getrunken.« Friedrich wollte virginischen Tabak aus Amerika einführen. Thulemeier befragte sich bei einem schlesischen Kaufmann, der ihm sagte, daß die Engländer und Holländer, die bis jetzt die schlesische Leinwand auf ihren Schiffen nach Amerika brächten, dabei einen Gewinn von 20 bis 50 Prozent machten; diesen Profit konnte man selbst einstecken, wenn ein unmittelbarer Verkehr zwischen beiden Ländern ermöglicht wurde. So wurden die Verhandlungen eingeleitet, wobei Preußen den Vertrag, den Schweden mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen hatte, zum Muster nahm. Es ist bezeichnend, daß sowohl Friedrich als auch die Amerikaner in dem Vertrag nicht bloß das Nächstliegende berücksichtigten, sondern auch den allgemeinen menschlichen Fortschritt fördern wollten. So wurde, da trotz allen gesetzlichen Verbotes das räuberische

Strandrecht gegen gestrandete Schiffe und deren Ladung noch immer fast an allen englischen Küsten in grausamer Weise ausgeübt wurde und der König diesen Mißbrauch auch in Amerika für möglich hielt, ausdrücklich eine Bestimmung dagegen von beiden Teilen angenommen. Ebenso wurde die Seefaperei, der Krieg gegen unbewaffnete Leute und die Wegnahme der Bannware untersagt; diese sollte nur beschlagnahmt werden dürfen, damit sie keinesfalls dem Feinde zugeführt werde. Die Amerikaner waren von der Pünktlichkeit, Einsicht und Entschiedenheit, mit der der Berliner Hof die Verhandlungen betrieb, sehr entzückt, und namentlich erkannte Adams an, »daß der König ihnen die Ehre antue, mit der platonischen Philosophie einiger ihrer Artifel übereinzustimmen, die wenigstens eine gute Lehre für die Menschheit enthalten und durch einen von Friedrich genehmigten Vertrag mehr Einfluß gewinnen werden als durch die Schriften Platos oder Sir Thomas Morus«. So kam der Vertrag am 10. September 1785 zustande, und er erwies sich für beide Teile so nützlich, daß er 1799 und 1828 erneuert wurde. Schon in seiner ersten Abfassung sicherte er die beiderseitigen Staatsangehörigen sogar für den Fall, daß ein Krieg zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten ausbreche, in der Richtung, daß alsdann Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker, Fabrikanten und Schiffer in der Ausübung ihres Berufs nicht belästigt und ihr Eigentum respektiert werden sollte. Auch das Los der etwaigen Gefangenen sollte durch billige und menschliche Vorkehrungen versüßt werden. Dadurch gewann der Vertrag eine über seinen nächsten Zweck hinausreichende kulturelle Bedeutung; er bezeichnet in der Tat einen allgemeinen menschlichen Fortschritt, und die Amerikaner, welche ihre eignen Ziele mit dem der Menschheit gleichstellten und Bahnbrecher für die Gesamtheit sein wollten, waren von dieser Seite des Vertrages ganz besonders entzückt.

Auf der Grundlage der so gewonnenen Beziehungen entwickelte sich das Verhältnis der Deutschen und der Amerikaner sehr günstig weiter, und der Umstand, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts eine sehr starke Einwanderung aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten stattfand, verlieh diesem Verhältnis noch einen eigenartigen Zug von Verwandtschaftlichkeit und gemüthlicher Wärme. Die deutsche Einwanderung nach Amerika hat

schon im Dreißigjährigen Kriege begonnen und war gelegentlich so stark, daß im Jahre 1729 ein Beamter der Kolonien die Ansicht äußerte, es werde ein ganz deutscher Staat entstehen, vielleicht ein solcher, wie er Großbritannien im 5. Jahrhundert n. Chr. von den Sachsen besetzt worden sei. Seit 1815 stieg der Strom infolge der politischen Unzufriedenheit in Deutschland, der wirtschaftlichen Klemme und der gegen den Volkszuwachs gerichteten Maßregeln der deutschen Regierungen, die im Banne der malthusianischen Ideen die Ehe erschwerten und die Armenfürsorge als den Leichtsinns befördernd ablehnten. 1854 erreichte die Zahl derer, die aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten auswanderten, ihren höchsten Stand mit 254 000 Seelen; insgesamt sind in den fünfzig Jahren von 1820—70 volle 2 368 483 Menschen aus Deutschland nach Amerika übergesiedelt. Diese Einwanderer bestanden vielfach nicht aus ganz mittellosen Leuten, sondern aus solchen mit einigem Besitz; fast alle hatten Lust und Kraft zur Arbeit und entwickelten Fleiß und Ausdauer, und so wurde dieses deutsche Element ein innerlich und äußerlich sehr wertvoller Zuwachs für ihr neues Vaterland; die Deutschen hoben dessen wirtschaftliche Kraft, seinen sittlichen Grundstock und seine durchschnittliche Bildung auf den verschiedensten Gebieten. Die wertvollen Werke von Faust über die Deutschen in Amerika geben über die Bereicherung, die den Vereinigten Staaten aus Deutschland zufließt, die interessantesten und wissenschaftlich bestbegründeten Aufschlüsse. Nach einer Aufstellung aus dem Jahre 1900 wurde die gesamte nach der Union ausgewanderte deutsche Bevölkerung einschließlich des ersten von deutschen Eltern daselbst erzeugten Geschlechts auf 26 Millionen geschätzt; damals waren 9 Millionen vorhanden, die in Deutschland geboren waren oder von rein deutschen Eltern stammten; dazu kamen 1½ Millionen, deren Vater oder Mutter deutschen Blutes war.

Im Jahre 1860 kam die große Probe, die den vollen Wert der Deutschen für die Union dartat. Damals traten am 8. Februar die elf Staaten Virginien, Nord- und Südkarolina, Tennessee, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas aus dem Staatsverband aus, weil sie auf andre Weise die bei ihnen bestehende und ihrer Wirtschaft zur Grundlage dienende

Negerflaverei nicht aufrechterhalten konnten, gründeten die »Konföderierten Staaten von Nordamerika« und wählten in der Person von Jefferson Davis einen Präsidenten. Da der Norden diesen Austritt als ungesetzlich bezeichnete und mit Waffengewalt rückgängig zu machen sich entschloß, entstand ein vierjähriger Bürgerkrieg (1861—65), in welchem der Norden die ziffermäßige Übermacht, der Süden — anfangs wenigstens — die größere militärische Tüchtigkeit besaß. Es ist nun sehr lehrreich, zu sehen, wie sich die großen europäischen Nationen zu diesen Vorgängen verhielten. Die Engländer erkannten sofort, daß es ihrer Machtstellung in der Welt sehr dienlich sein mußte, wenn die Union auseinanderbrach, die vereinte Kraft Nordamerikas sich auflöste und hier statt eines gewaltigen Staatswesens zwei selbständige, untereinander tödlich verfeindete Republiken entstanden. So taten sie denn alles Mögliche, um diesen ihnen erwünschten Ausgang des Kampfes herbeizuführen; wenn auch die Arbeiter von Lancashire, trotz der durch die Blockade der Südstaaten entstandenen Baumwollkrisis, in einer Adresse an den Präsidenten der Nordstaaten, Abraham Lincoln, ihm für die Befreiung der Negerflaven im Namen der Menschheit Dank sagten, so waren doch die maßgebenden Schichten Englands und dessen Regierung durchaus den Konföderierten geneigt. Selbst der humane und liberale Gladstone sagte offen, der Norden werde außerstande sein, den Süden zu bezwingen, und alle Versuche dazu führten nur zu nutz- und folglich gewissenlosem Blutvergießen; die »Times« nannten die Befreiung der Neger eine abscheuliche Aufwiegelung zu Mord und Totschlag. Die Engländer gestatteten dem südstaatlichen Kaperschiff »Alabama«, sich in Liverpool seefertig zu machen und dem nordstaatlichen Handel einen Schaden zuzufügen, den England 1872 kraft Schiedspruchs mit 60 Millionen Mark hat vergüten müssen. Auch Panzerschiffe wurden auf der Werft von Laird für den Süden ausgerüstet, und nur die kategorische Drohung des Staatssekretärs Seward mit der Erklärung des Krieges verhinderte deren Auslaufen. Wie England, so Frankreich. Ohne sich daran zu erinnern, daß Ludwig XVI. 1778—81 den abgefallenen Kolonien aus Haß gegen England zu Wasser und zu Land erfolgreiche Hilfe geleistet hatte, beschloß Kai-



jer Napoleon III. die Notlage der Union dazu auszunutzen, daß er seinen Schützling Erzherzog Maximilian von Osterreich zum Kaiser von Mexiko machte, die 1823 von dem Präsidenten Monroe aufgestellte Doktrin, wonach die europäischen Staaten ihren Einflußbereich in Amerika nicht weiter ausdehnen dürften, als null und nichtig behandelte und versuchte, Mittelamerika unter französischen Einfluß zu bringen; ja, er unternahm im Oktober 1861 eine Vermittlung, welche der Union einen sechsmonatigen Waffenstillstand und dann Frieden aufzwingen sollte, fand aber dabei nirgend Unterstützung.

Ganz anders Deutschland. Hier waren die Sympathien fast ausnahmslos für die Nordstaaten als die Vorkämpfer der Humanität gegen die Sklaverei, deren tiefe Schattenseiten Beechers Roman »Onkel Toms Hütte« der aufhorchenden Welt klargelegt hatte, und das moralische Gewicht der Haltung Deutschlands kam den Nordstaaten außerordentlich zustatten. Nicht minder aber erfuhren sie von ihren deutschen Bürgern die nachdrücklichste Unterstützung mit Gut und Blut. Diese stellten für das Heer der Nordstaaten (nach dem ausgezeichneten Werk von Wilhelm Kaufmann, »Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkrieg«, München 1911) nicht weniger als 216 000 Mann, wozu noch 300 000 Deutsche der ersten Generation und 240 000 der zweiten und dritten Generation kamen, so daß etwa ein Drittel des ganzen Heeres aus Deutschen oder Nachkommen von Deutschen bestand. Einige tüchtige Heerführer, vor allem General Sigel, entstammten den deutschen Kreisen. »Nehmt die Deutschen heraus,« sagte der Oberfeldherr der »Sezessionsisten« oder Südstaaten, General Lee, »und wir können die Yankee leicht schlagen!«

Auch seit diesen Zeiten des Sezessionskrieges, der mit der völligen Niederlage der Ausgetretenen und der Herstellung der Union endigte, ist das Verhältnis Deutschlands zu den Vereinigten Staaten ein durchaus freundschaftliches gewesen, und ein reger Verkehr hat den Amerikanern namentlich deutsche Farbwaren und andre Chemikalien, uns amerikanisches Getreide und Metall zugeführt. Einmal allerdings kam es zu einer Spannung. Es war 1898, als der spanisch-amerikanische Krieg ausbrach, der Admiral Dewey die spanische Flotte am 1. Mai in der

Seeschlacht bei Cavite vor Manila vernichtete und ein deutsches Geschwader unter Admiral Diederichs vor dieser Stadt vor Anker ging. Diese Tatsache beschwor den Verdacht herauf, als ob Diederichs gesandt sei, den Spaniern gegen Überlassung einer Kohlenstation zu helfen, moralisch oder äußerstenfalls mit den Waffen; Dewey war entschlossen, wenn die Deutschen dableiben sollten, seinerseits sie anzugreifen. Die Verstimmung, die aus diesen Dingen erwuchs, führte im Februar 1902 zu der Entsendung des Prinzen Heinrich, des Bruders des Kaisers, nach den Vereinigten Staaten, um ihnen durch diesen Besuch die deutsche Freundschaft zu erweisen; der Prinz wurde auch mit hohen Ehren empfangen, und äußerlich angesehen hatte er Erfolg. Kaiser Wilhelm II. hat sich überhaupt bei jeder Gelegenheit bemüht, durch freundschaftliches Entgegenkommen die Herzen der Amerikaner zu gewinnen; in Erinnerung an das geschilderte Verhalten Friedrichs des Großen hat er eine Bildsäule Friedrichs auf das Kapitol in Washington gestiftet, und als der frühere Präsident Roosevelt 1910 auf seiner langen Reise nach Berlin kam, sind er und seine Tochter Alice fast mit fürstlichen Ehren aufgenommen worden.

All das hat leider nicht verhindert, daß in dem seit 1914 wütenden Weltkriege das Verhalten der Vereinigten Staaten für uns sehr ungünstig gewesen ist. Von Anfang an hat die amerikanische Industrie unsre Gegner durch riesenhafte Lieferungen von Schießbedarf, Geschützen und Flugzeugen in einer Weise unterstützt, daß dadurch allein die Fortdauer des Krieges ermöglicht worden ist; auf sich allein gestellt, hätten unsre Gegner die Vorräte an jenen Dingen, die erforderlich waren, uns Schach zu bieten, nicht aufgebracht. Dann hat der Präsident Wilson es sich zwar bieten lassen, daß England die deutschen Küsten für blockiert, die Nordsee für Kriegsgebiet erklärte und den amerikanischen Handel mit uns völlig unterband, als wir aber den Spieß umdrehten, dem Aushungerungsplan Englands, den der frühere niederländische Ministerpräsident Ruypers in seinem »Standard« als unchristlich und ruchlos brandmarkte, mit dem Tauchbootkrieg begegneten, da erzwang Wilson am 4. Mai 1916 das Zugeständnis von uns, daß auch im Kriegsgebiet Schiffe nicht ohne unmittelbare Warnung und ohne Rettung der Men-

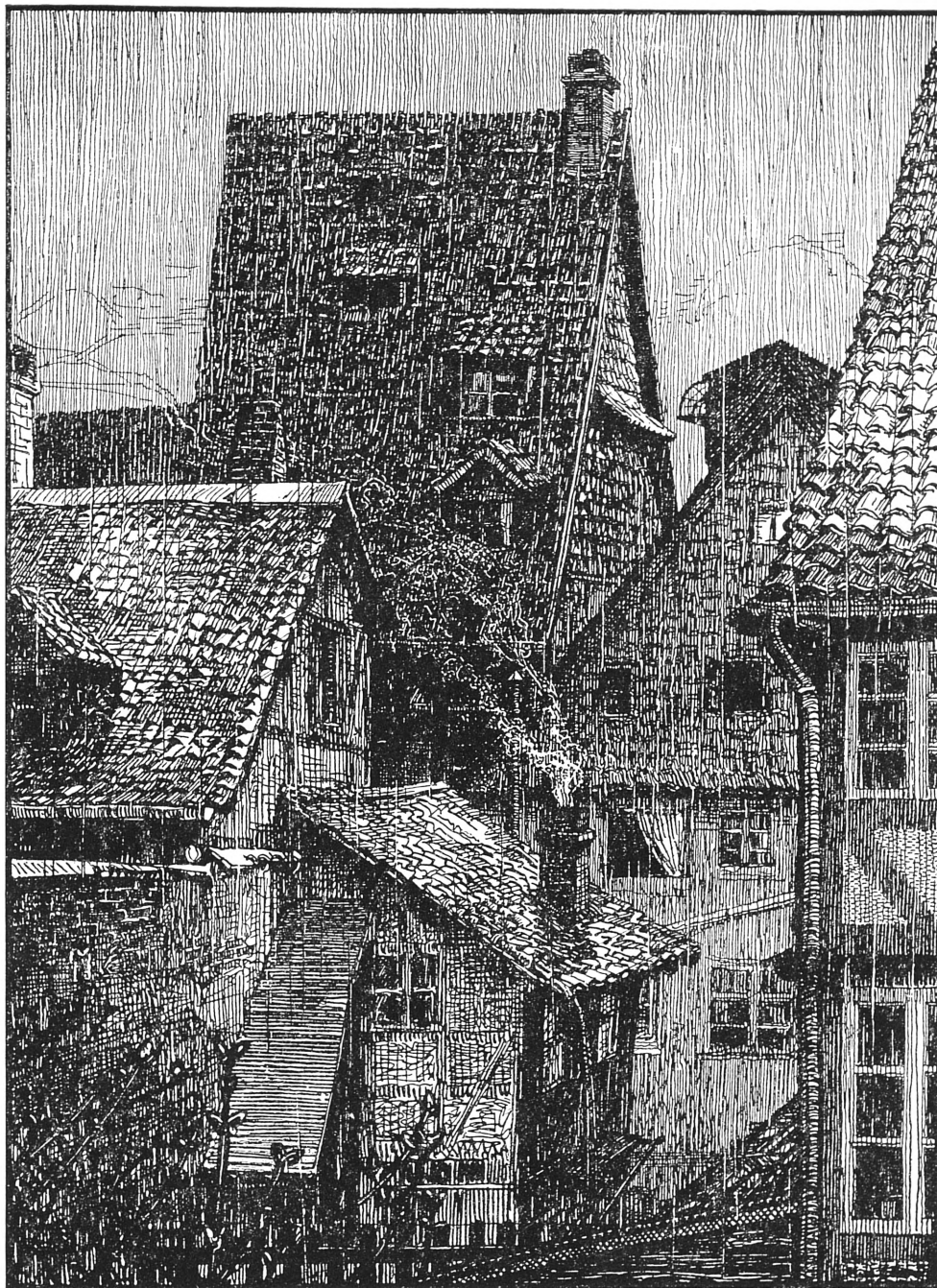
schenleben torpediert werden durften — er stellte sich auf den Standpunkt, daß es amerikanischen Bürgern freistehen müsse, überallhin ohne Lebensgefahr zu reisen, beschränkte aber diese Freiheit tatsächlich auf die Fahrt nach England. Daß sie nicht mehr nach Deutschland reisen durften, socht ihn gar nicht an. Wir warteten, ob er nicht England mit demselben Maße messen würde wie uns; als das ausblieb, als unser Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 von dem Vielbund mit der Drohung unsrer völligen Zerschmetterung beantwortet wurde, da griffen wir am 1. Februar 1917 auf die schneidige Waffe des rücksichtslosen Unterseebootkrieges zurück. Darauf hat Wilson am 4. Februar die diplomatischen Beziehungen mit uns abgebrochen.

Ueberraschend ist das ja nicht gekommen. Wohl haben die Deutschen und die von grimmigem Haß gegen den englischen Bluthund erfüllten Iren in den Vereinigten Staaten Partei für uns genommen, wider jede Feindseligkeit gegen uns Einsprache erhoben und das Verbot des Munitionshandels verlangt; wohl ist in den am Stillen Ozean gelegenen Staaten keinerlei Voreingenommenheit gegen uns vorhanden; dort hegt man weit mehr Besorgnis vor Japan, das bei seiner jährlich um 682 000 Seelen zunehmenden Volksziffer Märkte und Land braucht, um seine 53 Millionen Menschen zu ernähren und Ackerfläche für sie zu beschaffen. Aber das alles konnte nicht verhindern, daß die den Ton angegebenden nordöstlichen Staaten und die Mehrheit der Angelsachsen durchaus gegen uns eingenommen sind. Der englische Lügenfeldzug hat den Erfolg gehabt, daß Deutschland als das Land der Unfreiheit und des Militarismus angesehen wird, daß seine Niederlage als ein Sieg der Zivilisation gilt und selbst das noch vor zehn Jahren durch seine jüdischen Emigranten so hart verschriene Rußland Gnade vor den Augen der Yankee gefunden hat. Mit England fühlt man sich stammesverwandt, und für Frankreich spricht ohnehin die Erinnerung an die Hilfe von 1778 und die Gleichheit der republikanischen Verfassung. Auch die Besorgnis, daß man von Deutschlands wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit eine Minderung des amerikanischen Einflusses und des Absatzes über See, besonders im Zukunftsland China, in Rechnung nehmen müsse,

hat auf viele ihre Wirkung geübt. Die Verehrung von deutscher Wissenschaft, die früher sehr groß war, ist nach dem Universitätsprofessor James Mark Baldwin sehr zurückgegangen; bei einer durch Professor Mac Cook veranstalteten Umfrage, wer von den Hochschullehrern den Mittelmächten geneigt sei, haben sich nur 2—8% zu unsern Gunsten ausgesprochen, und die deutsche Gelehrsamkeit gilt heute »als pedantisch in ihrer nur scheinbaren Tiefe, bar der Originalität in ihrer Gründlichkeit, unduldsam in ihrem Anspruch auf Überlegenheit, unverwundbar in ihrem Nationalismus. Der deutsche Fehler der Unklarheit durchdringt alle ihre Erzeugnisse«. Einer der besten Männer der Vereinigten Staaten, der freilich seine deutsche Herkunft niemals vergessen hat, der Professor der experimentellen Psychologie an der Harvarduniversität zu Cambridge in Massachusetts, Hugo Münsterberg aus Danzig, der 1910 als Austauschprofessor in Berlin gelesen hat, gab sich alle Mühe, seine neuen Landsleute eines Besseren zu belehren, sie darüber aufzuklären, daß wir im Elsaß ein durch französische Gewalt uns entzogenes und mit Recht zurückgewonnenes Land sehen müssen, daß Danzigs Übergang in russische Hände ein Kulturverlust ohnegleichen sein würde, daß die deutsche Monarchie ein festgewurztes und segenspendendes politisches Gebilde ist. Es war alles vergebens; er mußte klagen, daß der Ausbruch von Deutschenhaß ihm den idealen Glauben genommen habe, der sein Herz seit Jahren erfüllte, den Glauben an die Gerechtigkeit des amerikanischen Volkes, daß man die fünf Millionen freier Bürger deutschen Blutes in soziale Konzentrationslager getrieben habe und als Verfechter eines Verbrechens, als Verteidiger von Zerstörungswut und Raublust schmähe. Er war entschlossen, nach dem Kriege seine Stellung an der Harvarduniversität die ihm so lieb geworden war und an der er eine so erfolgreiche Tätigkeit entfaltet hatte, aufzugeben und nach Deutschland zurückzukehren. Der Tod hat ihn im Dezember 1916 von seinen Enttäuschungen und Kummernissen erlöst, denen noch eine Steigerung bevorstanden hätte.

Wir aber fragen: Wohin soll das noch treiben?, und wissen zurzeit keine richtige Antwort.

Abgeschlossen am 1. März 1917



Rudolf Sievers:

Nickelnkulk

Aus der Mappe »Braunschweig«

Zu dem Aufsatz »Rudolf Sievers« von Otto Meves





*Nächtliches Schanzen*

Abbild. 1. Nächtliches Schanzen

Aus »Frankreich 1915«

## Rudolf Sievers

Von Otto Meves

**N**uch einer, der auszog wie der Hans im Märchen, in dem lobernden Weltbrand das Fürchten zu lernen, und dessen Augen bis heute noch so hell leuchten wie am ersten Tage, mag auch der Anblick des großen Sterbens im Wasgenwalde und auf den Feldern der Champagne die Märchenträume dieses Sonntagskinds zurückgedrängt haben, um Bilder ernster Wirklichkeit in seinen Stift zu zwingen. Rudolf Sievers ist ein Sonntagskind, mit reinem Herzen und klarem Schauen. Woran er die Hand gelegt hat, das ist ihm geglückt, und wer ihm je nahtet, hat Sonnenschein mit auf den Weg genommen.

Als er im ersten Kriegsturm sich zur Fahne meldete, in seinem jugendlichen Aussehen an Jahren weit unterschätzt, nahmen ihn die Kameraden aus dem Volke für ihresgleichen; hätten's auch weiter getan, hätte sich der Soldat nicht bald in den Kriegszeichner gewandelt. Heute steht Sievers als Leutnant vor dem Feinde, als Ordonnanzoffizier dem Stabe seines Regiments zugeteilt.

Aber nicht von dem Kriegsmann wollen

wir reden. Das starke Talent, das hier mit einigen Worten gewürdigt werden soll, hatte seinen Weg schon vor dem Kriege gefunden. Seine Bildfolgen in Mappenform: »Schwarzspiele«, »Braunschweig, Bilder aus einer alten Stadt«, dann manches schöne Blatt im »Wandervogel«, zahlreiche Einzelblätter, Bignetten, Buchzeichen hatten ihm in seiner Heimatstadt längst Freunde gewonnen, in der unter dem Zeichen des silbernen Wandervogels auf blauem Grunde geeinten Jugend aber durch ganz Deutschland die Herzen erobert.

Das ist um so bemerkenswerter, als Sievers nicht als Maler mit Bildern großen Schlages, die von sich reden machen, sondern in ehrlicher Erkenntnis seiner künstlerischen Mittel nur mit Schwarzweißzeichnungen auf den Plan getreten war, dem deutschen Buchschmuck all sein Streben widmend, einer Hauskunst, die seit Menzels Jugendtagen bis auf die jüngste Zeit — von wenigen Ausnahmen abgesehen — als ein Stiefkind der deutschen Malerei behandelt worden war und die in der Massenverfertigung von minderwertigem »Illustrationsmaterial« durch die



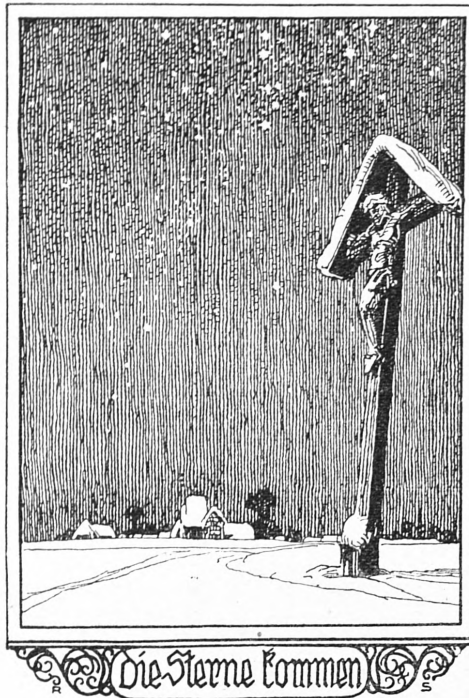


Rudolf Sievers ist nicht zu verstehen ohne den Wandervogel. Ihm hat er sich zugeschworen mit Leib und Seele, nicht einer Modelaune folgend oder in verschwommenen Vorstellungen von den Rechten des ungebundenen Sichausschlebens manches unreifen Feuerkopfes, sondern aus innerer Notwendigkeit, weil er hier die Möglichkeit der gezügeltsten Selbstbestimmung jugendlichen Könnens und Willens sah, die das Gängelband des vorgeschriebenen Weges im Bewußtsein der

Was aber der großen deutschen Jugend=



Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Abbild. 5.  
Aus Wibbelts »Herbstbuch«

auf die Königliche Kunstakademie in Kassel, wo sie an dem Direktor Kollitz und an Professor Adolf Wagner treffliche Lehrer und väterliche Freunde fanden, in ihren Bund aber den Maler Adolf Jakob und den Bildhauer Rudolf Breidenbach aufnahmen. Das waren schöne Jahre im Wagnerschen Meisteratelier, voll jugendlicher Einfälle, Schwärmerei und Naturgenuß, und schnell wurden die beiden Unzertrennlichen die Führer der jungen Kasseler Künstlergruppe. Begeisterung für kunstgewerbliche Betätigung aber gab ihrem Schaffen ähnliche Richtung und Form, so daß an der fertigen Arbeit oft nicht mehr zu erkennen ist, wieviel dem einen, wieviel dem andern davon gehört. Ein Beispiel dafür geben die humorvollen, in Kassel 1909 bis 1910 entworfenen Holzschnitzereien im neu erbauten Braunschweiger Gewandhauskeller, bei denen im einzelnen schwer zu sagen ist, ob sie von des einen oder des andern Hand geschaffen worden sind. Die Idee entwickelte sich zumeist aus dem innigen Gedankenaustausch beider.

Clausen war schon in Berlin eifriger und überzeugter Wandervogel gewesen und zog

balb den begeisterungsfähigen Freund in seinen Bann. Gemeinsam nahmen sie an Wandervogeltagungen teil; besonders der Bundestag in Almenau 1908, der erste größeren Stils, machte einen tiefen Eindruck auf Sievers. Von nun an arbeitete dieser in Wort und Bild an den Veröffentlichungen des Wandervogels, kämpfte für sein Wachsen und verschönte seine Schriften. Ein liebliches Denkmal dieser schaffensfrohen, von den Klängen des deutschen Volksliedes durchwobenen Tage bilden die Zeichnungen zum »Westfälischen Liederblatt« (i. Abbild. 2 und 3), seit 1911 entstanden, jetzt unter dem Titel »Schwarzspiele« zu zwölf Blättern in einer Mappe vereint.

Während Clausen nach Wiesbaden, dann nach Braunschweig ging, um selbständig zu schaffen, nahm Sievers eine Stelle am Kasseler Hoftheater an, wo er vom 1. November 1911 ab



Abbild. 6. Januar

Aus dem Liebenwerdaer Heimatkalender

Aus dem Liebenwerdaer Heimatkalender

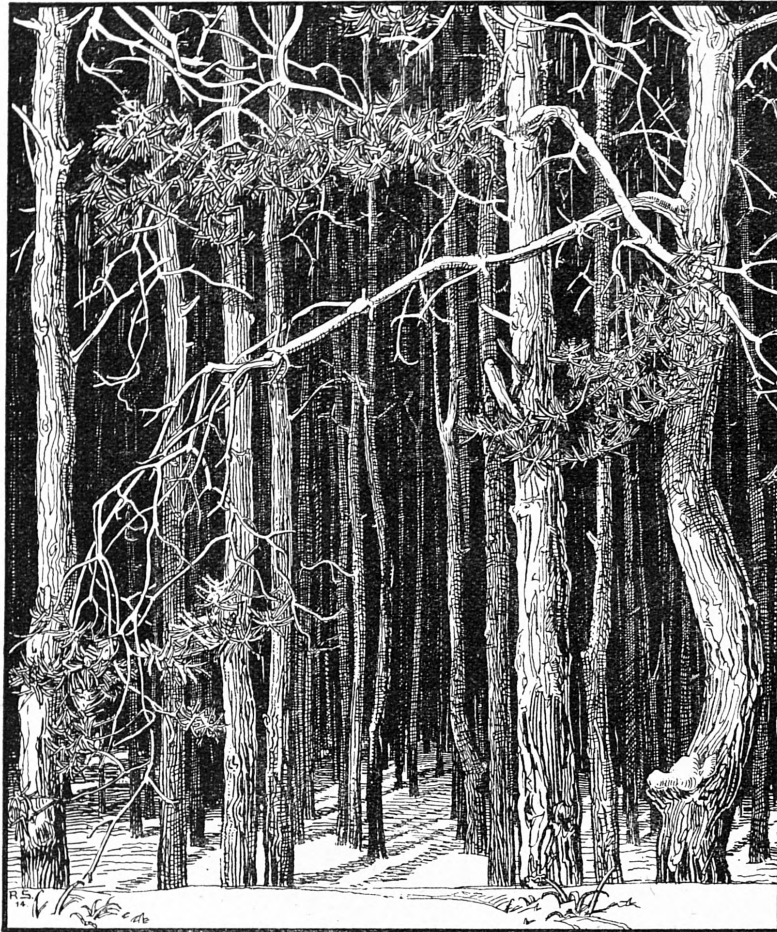


Aus dem Siebenwerdaer Heimatkalender



stern bodenständiger Heimatkunst wirksam begegnet. Kampf gegen die wertlose Massenfäbrifikation auf allen Gebieten, Wiedererweckung eines individuellen Geschmacks waren die Lösung. »Eine gute Idee in solider Ausführung, künstlerische Größe auch in kleinem Format« waren beherzigenswerte Mahnungen in einer Zeit, wo Flüchtigkeit und mangelnde

Daneben gedieh die stillere Kunst. Zum »Herbstbuch« des westfälischen Dichters Augustin Wibbelt (Verlag der Schnell'schen Buchhandlung, Wahrendorf) schuf Sievers stimmungsvolle Einschaltbilder (s. Abbild. 4 u. 5), und der Weltkrieg überraschte ihn, wie er in der Niederlausitz Motive sammelte für den von Pastor Pflanz in Wahrenbrück be-



Abbild. 9. Dezember

Aus dem Liebenwerdaer Heimatkalender

Selbstzucht sich häufig schon für Kunst und Können ausgeben. Auch das Kleinste sollte nicht zu gering erscheinen, um künstlerisch gestaltet zu werden. Mit Recht wurde selbst die Ansichtspostkarte in Angriff genommen, gute Beispiele in Strichätzung wurden gegeben, selbst in die Höhle des Kinomolochs wagten sich die beiden hinein und suchten durch reizende Schatten Spiele der für gewöhnlich hier herrschenden Geschmacklosigkeit Boden abzukämpfen.

sorgten »Heimatkalender für den Kreis Liebenwerda 1915« (Verlag von Ziehlske, Liebenwerda). Eine schwüle Gewitterstimmung wurde ihm hier zum Symbol der ausbrechenden Schlachtenwetter, als »August« ordnete er sie in die Kalenderfolge (s. Abbild. 6—9) ein, unter dem Namen »Der Krieg« ist sie aber auch in ursprünglicher Größe als Einzelblatt erschienen. Da treibt der Tod sein bäumendes hageres Roß auf finster getürmten



Wolkenballen empor und schwingt die Sense über jammernde, betende, flehende Menschenleiber.

Der Künstler beeilte sich, seine Arbeit abzuschließen, und flog nach Hause, die Erntearbeit in der Braunschweiger Jugend zu organisieren. Dann trat er als Kriegsfreiwilliger beim Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 78 ein und zog ins Feld, nachdem er seine Braut, eine Kasseler Kunstschülerin, die ihm schon längst eine Arbeitsgefährtin geworden war, als Kriegsgetraute zum Altar geführt hatte.

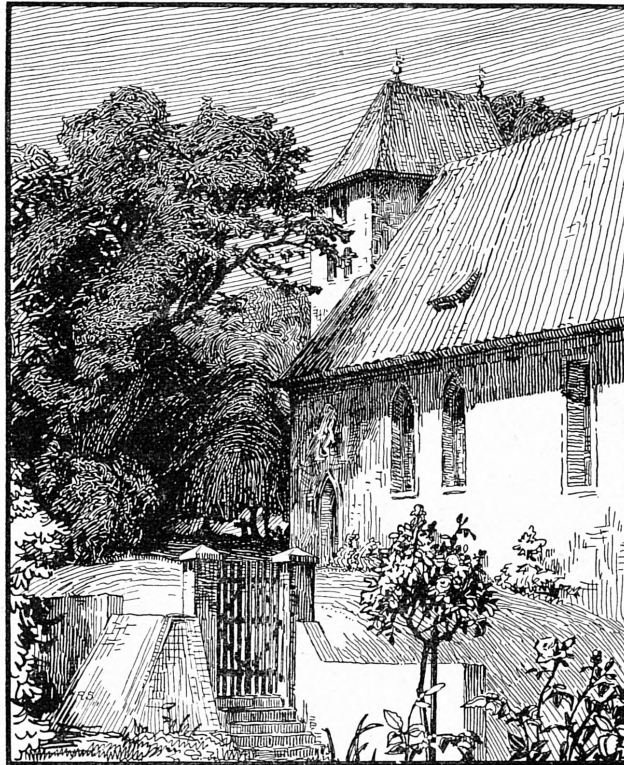
Seiner Künstlerfähigkeit in Feindesland ist schon Erwähnung getan. Eine Auswahl der Kriegszeichnungen findet sich in der Mappe »Frankreich 1915« (s. Abbild. 1), gleichen Mappen »Schwarzspie'le« und »Alt-Braunschweig« und den Postkarten erschienen im Verlage von Zwissler in Wolfenbüttel, der

neuerdings auch den »Wandervogel« übernommen hat.

Eine Ausstellung im Braunschweiger Herzoglichen Museum (November 1915) vermittelte uns die Kenntnis einer Fülle weiterer vortrefflicher Eindrucksbilder, unter denen die halb im Scherz, halb im Ernst gehaltenen Entwürfe zu einer Regimentsgeschichte in Bildern sowie die ersten Blätter einer »Totentanzfolge« sich vielversprechend hervorheben. Nach Gediegenheit der Darstellung und Auffassung werden diese Schöpfungen, sobald sie erscheinen, vorteilhaft auch aus der Hochflut der modernen Kriegsillustrationen emportauchen.

Noch andre gelegentlich vereinzelt gedruckte oder nur im Original vorliegende Blätter harren der gesammelten Veröffentlichung, besonders Landschaften aus dem Braunschweiger Lande, wie die von Fürstenberg, Bodenwerder mit Münchhausens Lügentempel, Gandersheim (St.-Georgen-Kapelle; s. Abbild. 10), von Kremlingen (s. Abbild. 11), dazu ein paar aus dem Hessenlande, wie der Hanstein, der malerische Wallfahrtsort der akademischen Jugend von Göttingen und Kassel.

Einstweilen bleibt das noch eine schöne Hoffnung. Zu scharf fährt noch der Kriegsturm übers Land, als daß sich neue Blüten des Friedens erschließen. Doch blühen ja schon genug für die, die willens sind, sich einen Strauß Heimatblumen zu pflücken. Das schlichte, kernige Deutschland ist das Köstliche an Rudolf Sievers. Wie alle unsre großen Zeichner von Dürer über

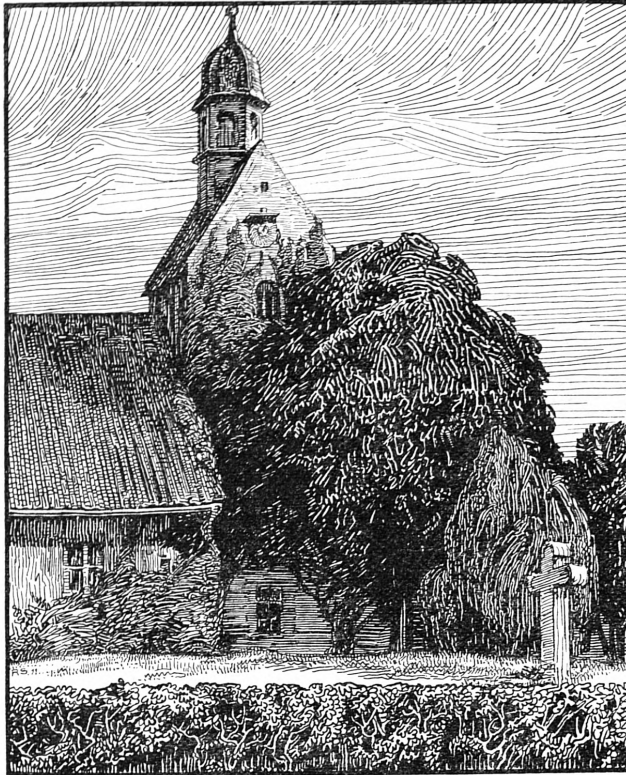


Abbild. 10. Die St. Georgenkapelle in Gandersheim

Thoma, wurzelt auch er in der Heimat Erde. Er singt das Lied des deutschen Waldes, der weiten Heide, der stillen Wiese, verbämmerter, efeubewachsener Mauern. Er führt uns in verträumte mittelalterliche Winkel, weist uns den Weg nach oben an den hochragenden Türmen gotischer Kirchen, stellt dies alles uns greifbar vor Augen, auch beim Kleinen mit Behagen verweilend, bleibt aber stets der deutsche Romantiker, der mit Ehrfurcht das Gewordene betrachtet, mit innigstem Gemüt sich in die Seele der Natur versenkt.

Märchen und Volkslied haben die Zeichnungen der »Schwarzspiele« gewoben, und

kaum läßt sich ein sinnigerer Ausdruck finden für den alten Liebespruch »Du bist mein, und ich bin dein«, als es hier geschehen ist. Wie auf einem alten Stamm- buchblatt deckt ein Blumen- gerank die ganze Seite, nur im oberen Felde das kleine Bild: ein Liebespaar, in inniger Um- armung vor dem Fenster in die Mondnacht blickend. Man möchte sich das kleine Blatt als Schmucl eines



Abbild. 11. Kremlingen

Rästhens wünschen, Briefe oder Andenken der Brautzeit darin aufzubewahren. Von Kampf und Streit erzählt die »Ballade« mit der Silhouette eines Ritters, der aus dunklem Tannenforst auf Abenteuer reitet. In hohem Schwung entfaltet der »Fahnenstwenker« auf grasigem Hügel sein Banner, während unter ihm auf zwei schmalen Leisten das Kriegsvolk der Landsknechte mit Karren und Büchsen dahinzieht. Religiöse Weihe atmet die Sternenwelt des »Benedicamus Domino«, irdisches Tun als Ausfluß göttlichen Willens preisen die Maschinen und Kirchtürme in »Dienet Gott dem Herrn«. Reizende Phantasien sind »Märchen« und »Mondmusik«, von zwei Flötenbläsern vor der strahlenden Mondscheibe auf hohem Berge intoniert; das »Kinderlied« (s. Abbildung 2) mutet wie feine Scherensarbeit an.

Durch ihren Stimmungsgehalt mit diesen »Schwarzspielen« verwandt sind die Bilder zu Wibelts »Herbstbuch«: »Es leuchtet der Wald« und »Die Sterne kommen«. Der lyrische Gedanke der Titel wird in den Zeichnungen völlig erschöpft (s. Abbild. 4 und 5).

Die »Braunschweigmappe« führt uns in

»der Straßen quetschende Enge« zwischen überhängende Giebel der alten norddeutschen Hansestadt; doch nicht von Faustischer Beklemmung fühlen wir die Brust gepreßt, voll heimlichen Behagens schlendern wir durch die Gäßchen und Winkel im Laternenschein, durch verschnitte Höfe mit ihren erleuchteten Fenstern, oder klettern mit dem Zeichner auf hohe Warte,

um das von Türmen mannigfacher abenteuerlicher Gestalt durchbrochene Dächermeer zu überschauen.

Der »Liebenwerdaer Heimattkalender 1915« ist leider im Buchhandel völlig vergriffen; eine Vorstellung von ihm vermitteln unsere Abbildungen 6—9. Auch hier ist der Charakter des Landes vorzüglich erfaßt, den saubere Dörfer, Heideslächen und Kiefernwälder kennzeichnen.

Die Mappe »Frankreich 1915« gibt uns Wirklichkeitsbilder von der Front bei Reims, Laon und Vouziers (s. Abbild. 1). Das letzte Blatt, der visionäre Totenkarren »Schüdderump 1915«, deutet auf den noch zu erwartenden Totentanz hin, von dem bereits »Das brennende Meßgerat«, »Gräber« und »Am Schragmännle« als Zeugen grauer Zerstörung vorliegen. Man muß jedoch diese Zeichnungen im Original vor sich haben, will man den rechten Eindruck von ihnen gewinnen. Sie verraten in ihrer ganzen Behandlung, im Material, im Farbton deutlich die Verhältnisse, unter denen sie entstanden sind. Waren doch dem Künstler oft nur die einfachsten Darstellungsmittel zur Hand:

Bleifeder, Kopierstift, Schreibfeder und Tinte; als Untergrund in den Schulen oder sonstwo gelegentlich aufgetriebenes Zeichenpapier; zur Tönung einfachste Pastellkreide, ja im Notfall die Krokierstifte der Kartenzeichner. Und wo selbst die nicht zu haben waren, mußten Flüssigkeiten wie Kaffee, Rotwein und dergleichen den weichen Grundton liefern. Das gibt diesen Impressionen ihren eigentümlichen Reiz.

Noch wäre ein Wort über die Briefe aus dem Felde an die Gattin mit den leicht hingeworfenen humorvollen Randzeichnungen in Bleistift zu sagen. Sie scherzen, diese kleinen Bildchen: wie purzeln die Kerlchen durch die Arabesken zur Erstürmung der Höhe 830! Da guckt ein Mädchenkopf, ein Kanarienvogelbauer unter der bildnisartig skizzierten Kirche von Nordhausen i. E. hervor! Aber da liegt auch ein Gärtchen mit Blumentöpfen unter der Trauereiche, und in dem Medaillon darunter sitzt der Schreiber selbst, und wieder darunter steht in einsamer Nische ein Muttergottesbild. Und wie sie plaudern, diese Briefe! Sievers schreibt einen prächtigen urdeutschen Stil. Und so deutsch und wahr, so frei von jeder Phrase wie in diesen Briefen begegnet er uns auch in den Gedichten, die er während

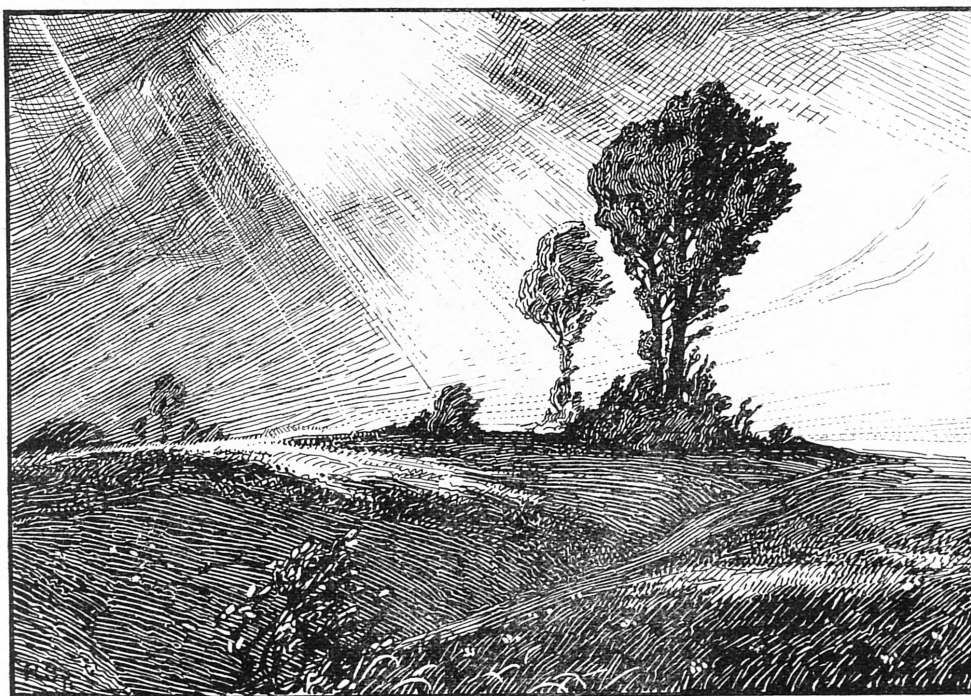
des Feldzugs geschrieben hat. Eins davon, bei Ausbruch des Krieges entstanden, jezt im ersten Heft der »Braunschweiger im Felde« (Verlag von Stolle & Roselieb, Braunschweig) gedruckt, möge hier eine Stelle finden:

#### Wappne dich!

Wir kummerten uns wenig um die Sonne  
und um den Tag, der leichten Schritts, wie  
Mädchen,  
und hell gekleidet neben uns einherging.  
Wir nahmen als ein Recht, das uns gebührte,  
gedankenlos und oftmals nicht zufrieden,  
der Ernten Reichtum, der uns in den Schoß fiel.

Jezt hat die Welt ein anderes Gesicht.  
Aus eisernem Visier bannst uns ihr Auge  
und lähmt uns drückend Herz und Sinn.  
Der Mond geht nicht mehr stille durch die  
Wolken,  
sein Glanz ist hart, und alle Sterne klirren.  
Der Nachwind flüstert nicht mit Blatt und  
Blüten,  
er fährt dahin und schauert kalt und fremd.

So zieh auch du des Sommers leichtes Kleid  
aus,  
verbirg Gefühl und Anmut, wappne dich!  
Sieh nicht zurück! Vergiß, was gestern war,



Abbild. 12. Pappeln im Sturm





Abbild. 13. Planwagen (Entwurf zu einer Radierung)

Hörseligkeit der Menschen und Natur,  
der Arbeit Segen und das Spiel der Kunst.

Sieh vorwärts! Ohne Zuden sieh ihn stehen,  
den Eisenmann mit hagerem Gebein.  
Er ist von jetzt dein Freund und Kamerad,  
er reitet neben dir, er sitzt mit dir am Feuer,  
er hält mit dir im Feld die stille Wacht.  
Du mußt ihn nur verstehn und dich nicht fürchten,  
weil seine Augen unerbittlich sind.  
Er ist der Treuesten einer, die uns leben,  
er weiß so klar wie keiner, was er will,  
und immer dient er der gerechten Sache.

Wahre Größe spricht aus dieser Auffassung  
vom Tode, der als das gottgewollte Ende  
immer im Rechte ist, dem wir uns beugen  
sollen ohne Murren und Widerstreben, wenn  
seine Stunde kommt.

Möge dies starke, tapfere Herz durch alle  
Fährnisse des Krieges getragen werden, sich  
und andern zur Freude! Möge aber auch der  
Kreis derer, die Rudolf Sievers, den Künstler  
und Menschen, lieben, weil sie ihn kennen,  
mit jedem neuen Tage wachsen!



Abbild. 14. Bergstadt

# Adelbert von Chamisso's Jugendliebe

Auf Grund des bisher ungedruckten Berichtes einer Zeitgenossin

Von Max Hecker

## II

Ein Briefwechsel hielt die Getrennten vereinigt. Chamisso, in der Uniform so unbeholfen, so ungelent im mündlichen Gespräch, das dem beweglichen Geiste nur mühsam folgte, ergoß ungehindert die Kraft des liebenden Dichtergemüths in den Wohlklang seiner geschmeidigen Muttersprache, die das Zärtliche so zärtlich, das Eindringliche so eindringlich zu sagen weiß. Er schreibt oft; Cérés antwortet spärlich. In Königsberg waren ihr nicht die angenehmen Zustände zuteil geworden, die sie erhofft hatte; schon im Mai 1805 weiß Chamisso, daß der Plan selbständiger Existenz wieder erwogen wird, und der Mann, der abenteuerlustig schon mit dem Gedanken einer Forschungsreise nach Asien gespielt hatte, dem es vorbestimmt war, wenige Jahre später in der engen Koje des »Kurik« an die verschnittenen Felsen des Nördlichen Eismeers, an die Palmengestade der Südsee getragen zu werden, er träumt jetzt davon, zu Königsberg »in der florierenden Erziehungsanstalt ein Hausherr« zu werden. Dann erfährt er durch Henriette, durch die ihm Cérés gelegentlich Nachricht zukommen läßt, daß die Angelegenheiten der Geliebten in Frankreich eine günstige Wendung genommen haben: der Verfolger ist entfernt, der Knabe seiner Mutter zugeprochen, die Familie ruft die Tochter nach Hause zurück. Nach einigem Zaudern folgte Cérés dem Wunsche der Eltern: die Spannung zwischen Preußen und Frankreich, die sich jeden Tag im Kriegsgewitter entladen konnte, ließ der Landfremden die Heimkehr ins sichere Vaterland rätlich erscheinen. Ob vorher jene Reise nach Berlin, von der Henriette erzählt, jene zwecklose Vergnügungsfahrt, und durch sie vielleicht ein Zusammentreffen mit Chamisso wirklich erfolgt ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls sahen die Liebenden sich wieder, als nun im September 1805 auf der Durchreise nach Frankreich Cérés zum letztenmal in Berlin eintraf und bei Ephraims Wohnung nahm. Dem treuen Chamisso war inzwischen Gelegenheit geworden, seine Gesinnung zu bewähren. Die Seinen hatten für

ihn den Plan einer vorteilhaften Verheiratung entworfen, ihrer vorerst nur andeutungsweise vorgebrachten Absicht war Chamisso durch Andeutungen begegnet, daß er nicht mehr frei sei; man hatte sich in Frankreich zunächst damit abgefunden, und Hippolyte, der Stammhalter der französischen Chamisso's, der den Briefwechsel führte, hatte den preußischen Bruder seiner unerschütterten Freundschaft versichert, auch wenn dieser Wege oder Abwege wandeln wolle, die fern ab von den Wünschen der Familie lägen. Adelbert unterrichtet die Freundin von der Zukunftshoffnung der Eltern, er zeigt ihr den Brief des Bruders — und sie, auf deren Lippen noch die Küsse des Vorabends brennen, »zerreißt lächelnd das Band von meinen Haaren, das sie trägt, und sagt mir, daß wir nun für immer getrennt seien, daß ich nie mehr ein Wort von ihr erfahren, nie ein Wort mehr an sie schreiben würde. Mit Mühe erfrage ich, daß sie in diesem Briefe liest, man hielte sie in meiner Familie, sie kennend oder nicht, für einen Anstoßstein der Pläne, die man mit mir haben könne, und sie wolle für keiner Eltern Sohn Verführerin gelten«. Aber solche verzerrende Stimmung, die Ausgeburd der trübseligen Erkenntnis, dem Geliebten nicht ganz angehören zu dürfen, kann in seiner Nähe nicht andauern; je näher der Tag des Abschieds kommt, bricht immer entschiedener, immer reiner ihr wahres Gefühl durch: »Freundschaft, Liebe, Schmerz ihres Verlustes«. Und doch behält diese ungewöhnliche Seele, in der sich Stärke des Entschlusses und weibliche Schwäche, Glücksbedürfnis und Entsagungskraft so seltsam vermischen, im Sturm der letzten Stunden Besonnenheit genug, lügenhafter Hoffnung ihr Ohr zu verschließen und Nutzloses ungetan zu lassen. Zwar vernimmt sie es freudig, wenn Chamisso beteuert, wie er einzig wünsche, um ihre Hand bei ihrem Vater werben zu dürfen, aber sie weigert sich hartnäckig, ihm ihren Familiennamen zu offenbaren, den sie nun wiederum zu tragen berechtigt ist; zwar vermag sie es nicht, ihm und sich selbst den Aus-



blid auf ein baldiges Wiedersehen im schönen Frankreich zu nehmen, aber sie scheint ernstlich gewillt zu sein, ihn nicht den Thron zuzuführen. Eine Fortsetzung des schriftlichen Verkehrs wird verabredet, aber sie möchte die Briefe des Freundes persönlich von der Post abholen können. Und so reißt sie sich los, so geht sie davon, und Chamisso sendet ihr schwermütige Klage nach: »Retombé et abandonné dans l'aride désert, je me retrouve de nouveau seul et morne, et toi Cérés, toi qui comme l'image d'un songe mystérieux, d'une signification profonde et non pénétrée, m'approches revêtu de clarté, tu t'échappes, tu me quittes, la poste t'enlève par les routes, et tu vas — qui peut dire où?«

Die Zeit, fieberhaft erregt und mit Weltgeschicken schwanger, war melancholischer Versunkenheit nicht günstig. Preußen, bald von Frankreich, bald von Rußland angezogen, setzte im Herbst 1805 einen Teil seines Heeres auf Kriegsfuß — ob gegen einen westlichen, ob gegen einen östlichen Feind: die Truppen wußten es nicht. In der ersten Hälfte des Oktobers verließ Chamissos Regiment die Garnison. Der Marsch ging zur Weser. Auf grundlosen Winterwegen, unter Regenguß und dichtem Schneegestöber zog Chamisso kreuz und quer durch hannoversches, heßisches, fuldaisches Gebiet, in Hirn und Herzen unruhige Zukunftspläne wälzend, so bald als möglich den Abschied zu nehmen gesonnen, um im Frühling die Reise nach Frankreich antreten zu können. Am 15. Dezember schloß Preußen durch die Übereinkunft von Schönbrunn ein im Allianzvertrag vom 15. Februar 1806 bestätigtes Schutz- und Trutzbündnis mit Napoleon, demzufolge das von den Franzosen seit 1803 eroberte Hannover in preußische Verwaltung überging. Preußische Truppen besetzten das Land. Am 19. März 1806 rückten sie in Hameln ein, mit ihnen in seinem Regiment Abelbert von Chamisso.

Ihn hatte die lähmende Mühsal zielloser Märsche in seiner Abneigung gegen den leidigen Militärdienst nur bestärken können; er reichte Mitte April 1806 sein Abschiedsgesuch ein. Seines stählernen Gleiches sicher, wie er ihn in hartnädigem Studium der griechischen Sprache schon zwei Jahre hindurch betätigt hatte, auf die Unterstützung der vorgeschrittenen Genossen vertrauend, glaubte er den späten Übergang zur ersehnten wissenschaft-

lichen Tätigkeit wagen zu dürfen, der ihn auch der Geliebten näherbringen würde: dem preußischen Offizier hätte ja in dieser Zeit politischer nationaler Spannung die Französin nicht wohl ihre Hand gewähren können. So haben ihre Briefe zweifellos dazu beigetragen, seinen Entschluß, den Soldatenstand zu verlassen, zur Reife zu bringen. Anders als in der Königsberger Zeit, folgten diese Zeichen ihrer unverminderten Neigung nun von Paris aus schneller aufeinander, immer zärtlich, reinen Schwesterneigungsverfüllt. »Cérés«, so berichtet Chamisso am 19. Oktober 1805 dem Freunde de la Foye, »schreibt mir einen in Liebe schmelzenden Brief, innig und wahr und kunstlos; sie sagt mir, wie sie, von sie nicht verstandenen Menschen umgeben, für sie, für ihren Sohn sich hinweg von ihnen sehnt, wie sie den Wert der Deutschen einsehen lernt, für ihre Ruhe sich unter sie sehnet, wie aber sie mich noch sehen, noch sprechen will und mich in Paris, wo sie mich ruft, zu erwarten entschlossen sei, ehe sie ihr Schicksal bestimme.« Und von der Sehnsucht nach dem Fernen überwältigt, erfüllt sie ihm von Paris aus, was sie ihm in Berlin glaubte versagen zu müssen: sie meldet ihm im Dezember 1805 in sein damaliges Quartier zu Döllbach bei Fulda ihre Pariser Wohnung, damit er sie dort besuchen könne. Sie macht vor den Eltern nicht länger ein Hehl aus dem vertrauten Seelenbund, und die Mutter freut sich des neuen Sohnes, sendet ihm ihre Grüße, hofft ihn bald kennenzulernen. Aber jener Brief nach Döllbach geht verloren, und die Mutter stirbt im Februar 1806: deutlich genug ist für uns, die Unbeteiligten, dieser Wink des Schicksals, das die Vereinigung der Liebenden nicht in seine Tafeln eingetragen hat, für Chamisso nicht deutlich genug. Zum erstenmal an selbstbewirkter Wende seines Schicksals stehend, drängt er entschlossen nach Frankreich hin, auch dort eine letzte Entscheidung zu fordern, und als Cérés in einem Schreiben vom 17. April 1806 die genaue Angabe ihres Aufenthalts wiederholt, verkündet er seinen Freunden (8. Mai): »Ein anderer Brief aber, einer Freundin, ruft mich mit Macht nach Frankreich, und es muß diese Pilgrimschaft unternommen werden, dann, dann betet für mich!« Nach Paris geht die Meldung des erbetenen Abschieds, der baldigen Ankunft, und Cérés ist beglückt. Sie erwartet nunmehr eine glückliche Entwicklung aller Be-

drängnisse, sie denkt an eine Anstellung des Freundes in französischen Diensten, sie verspricht, ihn ihrem Vater zuzuführen (7. Juni). Auch sie muß den Wunsch hegen, dem zwischen Liebe und Freundschaft, zwischen heimlichem Verlöbniß und offenem Geschwisterverhältnis schwankenden Zustande endgültige Gestalt zu geben; denn begünstigt von ihrer Familie, die ihr ferneres Los gesichert sehen will, ist inzwischen ein neuer Bewerber um ihre Hand auf den Plan getreten, Alexandre de Montcarel, ein ehrenhafter Mann, der sich eines mäßigen Vermögens und eines sicheren Amtes erfreut. Und wiederum spricht das Schicksal: im Juli wird Chamisso's Abschiedsgesuch, das im Mai hat erneuert werden müssen, vom König mit nicht eben gnädigen Worten zurückgewiesen. Auf die Nachricht davon darf Cérés nicht länger zaudern, den Freund von der neuen Aussicht zu unterrichten, die sich ihr aufgetan hat (16. August); aber — wer vermag das räthelhafte Herz dieser Frau zu ergründen? — sie will ihm ihre Entscheidung, die, wie sie sagt, bereits unerwiderlich bei ihr feststehe, erst dann mittheilen, wenn sie zuvor seine Meinung zur Sache gehört habe. Und Chamisso, in der Überzeugung, daß sie nein zu sagen entschlossen sei, kann sie nur auf sich selbst zurückverweisen. Wenn ihr Herz der Verbindung mit jenem Manne zugestimmt habe, so wolle er um ihres Glückes willen auf das seinige den schmerzlichen Verzicht tun, wolle er mit aufrichtigen Wünschen ihren ferneren Weg segnen; sei ihre Antwort dagegen verneinend gefallen, so biete er in seiner Person den Freund, den sie und ihre Familie wünsche, der sein Leben ihr und ihrem Wohle widmen wolle. Eine förmliche Erneuerung des Heirathsantrages; aber Chamisso's freimüthiger Brief hat mehr als diese enthalten: in einem Schluß, der uns nicht überliefert ist, hat er die Freundin gewarnt, nicht »in das alte Vielleicht und ungewisse, unbestimmte Wesen« zurückzufallen, hat er von den Hochzeitplänen gesprochen, die man für ihn in der Heimat nicht aus den Augen verloren habe. Und Cérés, wie damals in Berlin von der Möglichkeit erschreckt, den Eltern Chamisso in falschem Lichte zu erscheinen, erwidert (25. September): »Ah! mon ami, mon frère, que tu connais peu, que tu juges mal mon coeur, combien ta dernière lettre m'a affligée! Oses-tu le croire, Adelbert, que je veuille des sacrifices!

Moi qui pourrait sacrifier tout, jusqu'à mon bonheur, pour assurer le tien! Apprends à me mieux connaître et lis dans le sens où elle est écrite cette réponse très déterminée que tu me demandes. Il est possible que je ne sois jamais à un autre, mais je fais ici serment de n'être jamais à toi!«

Zu einer Erwiderung blieb keine Zeit. Aus dem Kriegsgewölk, das sich inzwischen zusammengezogen hat, fährt der vernichtende Blikstrahl; auf der Hochfläche von Bierzeihen, bedeckt vom Leichentuch der Oktobernebel, liegt Preußens Truppenmacht und Kriegsrühm und staatliche Zukunft zerschmettert. Heere strecken die Waffen, Festungen ergeben sich. Auch Hameln wird am 21. November mit unversehrten Wällen, mit einer Besatzung von 10 000 Mann einem fast um die Hälfte schwächeren Feinde überantwortet. Unter den Offizieren, die, das Auge verdunkelt von den Tränen der Scham und Entrüstung, durch ihren Widerspruch bei den Befehlshabern vergebens die Schmach der feigen Kapitulation abzuwenden versucht haben, hat in erster Reihe Adelbert von Chamisso gestanden, er, der Franzose. Nein, kein Franzose mehr! Was die Langeweile des Berliner Wachstudenbienstes, was die Widerwärtigkeiten seines Scheinfeldzuges eher erstickt als befördert hatten, das bricht in diesen dunklen Stunden gemeinsamer Verzweiflung in herrlicher Blüte auf: das Bewußtsein, ein Kamerad, ein Bruder all dieser wackeren Männer zu sein, die mit ihm durch den Kleinmut der Führer und greisenhafte Unfähigkeit in unverschuldete Schande hinabgestoßen werden. In dieser »Zeit der schweren Not« hat seine Natur, aufs tiefste erschüttert, die Hinfuhr zu deutschem Wesen endgültig vollzogen; in dieser Zeit, da ihm die Geliebte mit feierlichem Schwur jede Hoffnung der geträumten Vereinigung genommen hatte, verlobt er die suchende Seele einer andern Lebensgefährtin, die ihm Treue halten wird bis in fernste Zukunft, der deutschen Heimat. Äußerer Bande ledig, im Inneren fester als je mit dem Lande seiner Wahl vereinigt, tritt er nun die Reise nach Frankreich an.

Zu Beginn des Dezembers 1806 traf er in Paris ein, wo ihm Bruder Hippolyte eine Trauerbotschaft entgegenbringen mußte: am 24. Oktober war die Mutter, wenige Tage

darauf, am 3. November, der Vater gestorben. Pflichten, durch engste Blutsverwandtschaft und Sohnesgehorsam geheiligt, waren von dem Verwaisten abgesunken, nichts hinderte ihn, seine Cérés in den ersten Tagen aufzusuchen. »Sich selber treu, begegnet sie mir vor Freunden und Fremden wie sonst in Lützow,« schrieb er an de la Foye am 9. (?) Dezember. Sie machte ihn mit ihren drei Schwestern Cézarine, Julie, Isabelle bekannt,\* sie stellte ihn ihrem Vater vor, den Chamisso als »capitaine de génie du conseil de la guerre« bezeichnet, sie trug kein Bedenken, selbst die beiden Nebenbuhler zu gesellschaftlichem Verkehr einander gegenüberzustellen. »Noch ist über nichts Entscheidung«; auch Montcarrel hatte einen bündigen Antrag noch nicht gemacht. In erhöhter Zärtlichkeit wird Cérés das schwesterliche Herz klopfen gefühlt haben, als ihr der Bruder, der Freund, der Geliebte nach der Trennung schwerer Monate wiederum die treue Hand entgegenreichte, gestählt und gereift zu schöner Männlichkeit durch die Strapazen des Feldzuges und die Stürme innerlichen Erlebens. Wir haben eine Schilderung seiner Persönlichkeit, wie er drei Vierteljahre später an der Seite der Schwester Rosa Maria seines Freundes Barnhagen durch die Straßen Hamburgs geschritten ist, sie mag auch schon für die Pariser Zeit gelten: »Chamisso trug eine elegante

polnische Kurtha mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem, natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand und nebst einem kleinen Schnurrbart seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen sprechenden Augen voll Treue und Klugheit einen eigentümlichen Ausdruck verlieh, so daß er als eine angenehme Erscheinung auffiel und Bekannte von mir sich erkundigten, wer der schöne Mann gewesen sei, mit dem man mich auf der Straße hatte gehen sehen. Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbteil seiner französischen Abkunft, die manchmal einen Anstrich von Steifheit hatte, weil sie echt altritterlich war, sich im ganzen aber sehr gut in ihm machte, so daß man, sich in alte Zeiten versetzend, ihn sich gern als einen Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen.« Und wie ein Chevalier und Troubadour hatte er durch allen Sturm und Wechsel der Zeit den Hort seiner Liebe gehütet! Solchen Vorzügen gegenüber hatte Cérés schweren Stand; aber sie blieb fest. »Ich drang in sie, meine Hand anzunehmen, und sie schlug sie einzig und allein meinetwegen aus, denn sonst hätte sie sich nichts Besseres gewünscht. Ein Mehreres habe ich nicht herausfoltern können.« So Chamisso an de la Foye, 6. Januar 1807. Chamissos wegen? Ja, sicherlich! Cérés gedachte der vorteilhaften Verbindung, die für den Freund in die Wege geleitet worden war, sie hielt sich vor Augen, wie sie selbst, älter als er um wenigstens zwei Jahre, mit ihrem nun wohl zehn-jährigen Knaben auf die Dauer ihm nicht Stütze und Erquickung, sondern Hemmnis und Last sein würde. Und endlich: nun eben in seiner Gegenwart ward es ihr zu klarster Gewißheit: sie hätte, um ihn erhören zu können, sein vertrauensdes Herz in seinem heiligen Anspruch auf vollwertige Gegenliebe betrügen müssen; die sanfte, klare, reine Schwesternzärtlichkeit, mit der sie ihn umfaßte, die innige, unverstellte Seelenfreundschaft, die geistgeborene Sympathie wollte sich nicht entzünden zu jener geheimnisvollen Glut, die Mann und Mannin zusammenzuschmelzen sucht zur seligen Einheit der Gemüter, Sinne und Körper. Und da dem so war — wer will es ihr verdenken, daß sie, durch keine Leidenschaft verblendet, auch das eigne Heil und das ihres Sohnes bedachte? In dieser empörten Zeit, die Staaten untergehen und altgeficherte Zu-

\* Cézarine war seit dem Frühling 1805 verheiratet; als ihren Gatten bezeichnet Chamisso den »artiste« Vasslar: das ist zweifellos der Pariser Maler Pierre Antoine Augustin Vasslard (1777—1835); sie war damals guter Hoffnung und brachte zu Anfang 1807, kurz nach Chamissos Abreise von Paris, einen Knaben zur Welt. Auch Isabelle war verheiratet, Chamisso nennt sie Isabelle Pollet; vielleicht ist der Maler Victor Florence Pollet (1811—1883), der 1838 an der Ecole des beaux-arts in Paris den Rompreis errang, ein Sohn von ihr gewesen. Wenn Henriette Ephraïms Angabe richtig ist, daß eine Schwester sich mit dem »General Décan« vermählt habe (wobei sie aber offenbar die Zeit der Verheiratung mit der der Hochzeit Césarinens verwechselt), so kann dies nur Julie gewesen sein; Décan ist Charles Matthieu Isidore Decaen (1769 bis 1832), der, schon seit 1796 Brigadegeneral, 1800 München eingenommen hatte; er wurde 1812 zum Grafen ernannt. Solche Angaben sind nicht unwichtig; sie zeigen, in welchen Gesellschaftstreifen sich Cérés Duvernay bewegte.

stände brüchig werden ließ, wäre es mehr als vermessen gewesen, auf zweifelhafter Grundlage eine Ehe erbauen zu wollen. Chamisso war ein sinkendes Blatt, er schwebte ziellos im Leeren. »Das Alte ist nicht mehr, noch nicht das Neue«, Deutschland ist zertrümmert und Frankreich ihm verhaßt. Sechszwanzig Jahre ist er alt, und heimatlos, berufslos, ohne Ausichten. Das väterliche Erbe ergab kaum zweihundert Taler jährlicher Einkünfte — »le calcul est une vilaine chose,« schreibt Cérés einmal, »cependant nous sommes dans un si malheureux temps qu'en dépit de toute philosophie, on est obligé de calculer.«

»Mit Begierden, die her ich brachte, bin ich zur Ruhe verwiesen,« hatte Chamisso bereits am 23. Dezember 1806 geschrieben; in der ersten Hälfte des folgenden Januars verläßt er das dumpfe, brausende Paris, wo er, betäubt und sorgenvoll, unerquickliche Wochen nutzlosen Harrens zugebracht hat, und begibt sich nach der Champagne zu Bruder Karl. Der erste Brief, den Cérés ihm dorthin nachsendet (8. März 1807), ist der letzte, der das geschwisterliche Du zu gebrauchen wagt: sie nimmt, mit Rücksicht auf Montcarel, dies erste süße Zeichen heimlicher Vertrautheit zurück, den Austausch des leis lieblosenden Hauches, den junge Liebe anfüllt mit Ahnung und Verheißung. Um eben diese Zeit bringt Montcarel seine förmliche Werbung bei dem alten Barois vor; als erklärte Braut eines Ehrenmannes, dem sie zwar nicht den Reichtum liebenden Gefühls darbringt, wohl aber Achtung und Gehorsam einer ehrbaren Frau zu zollen bereit ist, gibt Cérés einen Ring zurück, den sie von Chamisso erhalten. Und eine letzte Begegnung, eine letzte schmerzlich süße Stunde zeugenlosen Beisammenseins kann sie sich nicht versagen, das traurige Glück des Abschieds, wo zum letztenmal Hand in Hand und Auge in Auge ruht: als Chamisso auf der Rückreise nach Deutschland wieder in Paris eintrifft, hat er die verlorene Geliebte zum letztenmal gesehen und gesprochen, am 17. August 1807, im Museum der Altertümer, wohin ihn Cérés bestellt hatte. Dann trägt ihn im September der Reisewagen an den Rhein zurück, dem düstersten, verworrensten, leersten Abschnitt seines Lebens entgegen. Ihren Briefwechsel aber will Cérés nicht einschlafen lassen, ihre zartfühlende Unbefangenheit will dem abgewiesenen Freier den Druck veränder-

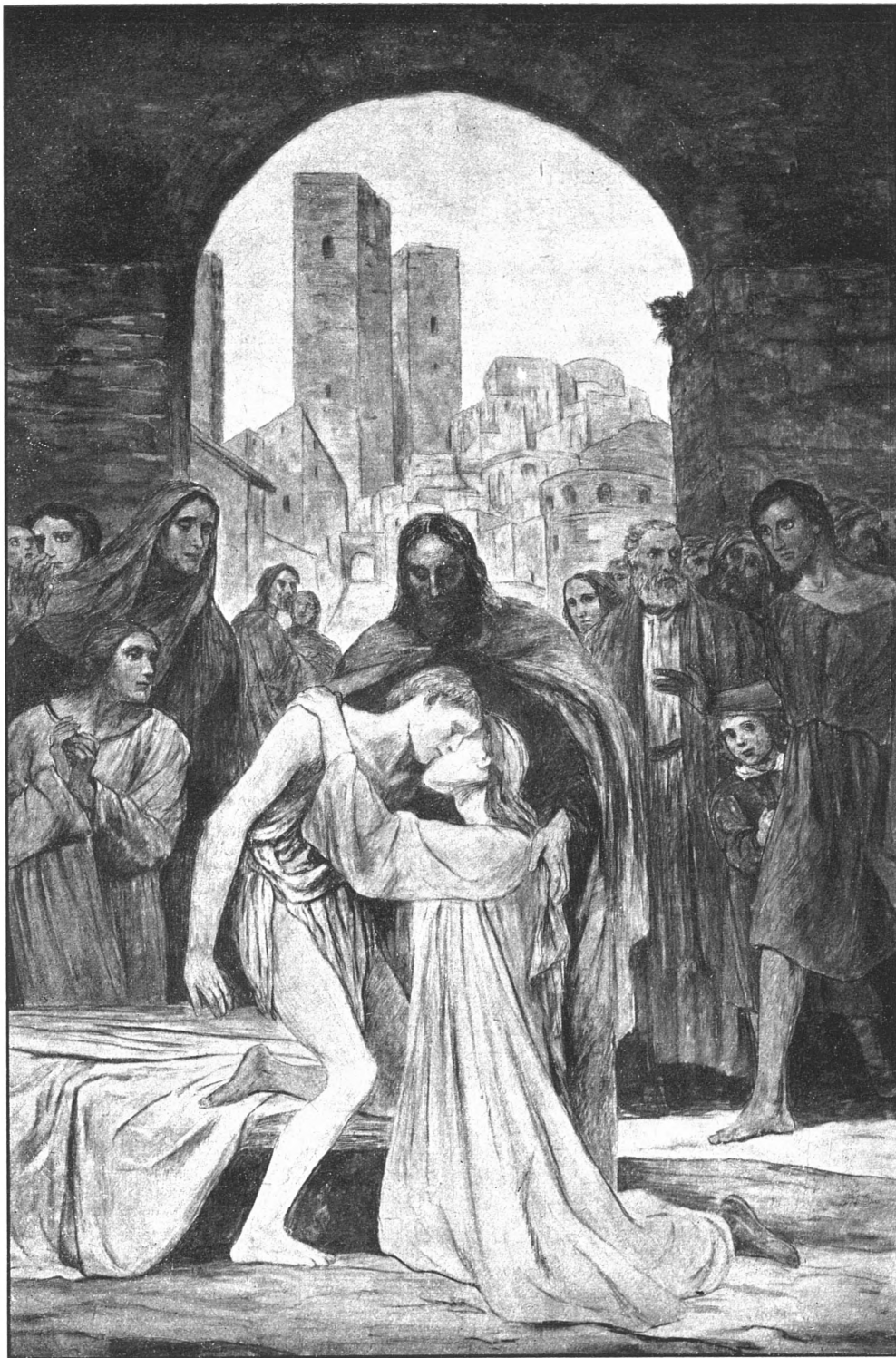
ter Beziehungen erleichtern, den unglücklich Liebenden zum getrösteten Freunde wandeln. Montcarel forderte vertrauensvoll von seiner Braut keine Rechenschaft über ihren schriftlichen Verkehr mit dem deutschen Bruder, sein nien; zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung nien; zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung bei der Cour des comptes. Die Hochzeit, auf die Cérés nicht drängte, fand erst am 2. Februar 1809 statt. Der letzte Brief an Chamisso, vom 15. April 1809, gibt erfreuliche Kunde von einem Zustand gleichmäßiger Zufriedenheit und vernünftigen Glückes; wir dürfen erwarten, daß sich die Gatten, jedem Übermaß abhold, den Frieden bürgerlicher Prosa für die ganze Dauer ihrer Ehe erhalten haben werden, auch dieser Bund ein geruhiger »mariage avec économie de chaleur«. Cérés soll, wie Henriette Ephraim angibt, ihrem Manne nach Spanien gefolgt sein; ihr weiteres Schicksal ist für uns in Dunkel gehüllt. Chamisso, sagt Henriette weiter, hat vergeblich später Nachrichten von ihr einzuziehen versucht. Schwerlich kann das schon bei seinem nächsten Aufenthalt in Frankreich 1810—1812 geschehen sein, als ihn die Aussicht auf eine Professur am Lyzeum von Napoleonville zurückgelockt hatte, ist aber wenig wahrscheinlich auch für den letzten Besuch in Paris, Oktober bis Dezember 1825; denn damals lebten mindestens noch zwei Schwiegersöhne des alten Barois, namhafte Männer, die leicht zu finden waren,\* einer von ihnen, der Maler Bafflard, dem Dichter vom Winter 1806/07 her doch wohl persönlich bekannt. Ein anderer geworden in arbeitsfrohen Jahren, Gatte, Vater, gefeierter Forscher, weit genannter Dichter, wird Chamisso auf den Stätten, die er einst im Anmut durchirrt hatte, die Erinnerung an Cérés nur wie einen Schatten an seinem Herzen vorüberwehen gefühlt haben, wie einen zerfließenden Geist, dem das verkörpernde Blut versagt wird.

Eine langwierige Liebesgeschichte, alltäglich und romantisch zugleich, das peinvolle Ringen zweier außergewöhnlicher Menschen unter außergewöhnlichen Eigen- und Zeitverhältnissen. Was sich davon unter Henriette Ephraims Augen abgespielt hat, hat sie in treuer Erinnerung bewahrt, für das erste

\* Graf Decaen hat das ganze zweite Jahrzehnt in Ermont, einem Vorort von Paris bei Montmorency, gewohnt.

zuwenden mochte, zeugt schon von nicht alltäglicher Veranlagung und Richtung; mehr aber gilt, daß sie in der Naturwelt Homers heimisch zu werden trachtet, daß sie, die doch erwachsen ist in der dünnen Luft französischer Gesellschaftsliteratur, an der Hand Ossians die dämmernden Heiden nordländischer Volksdichtung zu durchstreifen liebt, daß sie, auftauchend aus den wohlgedämmten Strömen Racines und Boileaus, Phantasie und Seele lehnend in den freien Ozean Shakespeares wirft. Es ist der Geist der neuen Zeit, der sie angeweht, der Besitz von ihr ergriffen hat. Das neue Evangelium Roussaus, das die Geschlechter einer entarteten Oberkultur auf die Urbedingungen naturgemäßen Daseins zurückführen will, ist ihr sittliche Forderung geworden: sie hat ihrem César die Mutterbrust nicht versagt, ihm in unverbildeter Hingabe ein Glück gewährt, das Chamisso und seine Geschwister im Grafen- schloß der Champagne nicht erfahren haben und vollends nicht fünf Jahrzehnte früher die Kinder des Bürgerhauses am Frankfurter Hirschgraben. Ihren Knaben, den schwer er- strittenen, umhegt sie mit treuer Mutterliebe, die keine Verzärtelung kennt; als sie ihn — auch hier erweist sich Henriette als wohlunter- richtet — einer militärischen Erziehungsanstalt übergeben hat, »car puisque toute la jeu- nesse française est née militaire, j'aime mieux voir mon fils partir à l'armée comme officier que comme simple sol- dat«, trägt ihr der Abschiedsschmerz mehr- tägiges Fieber ein. Sollte diese Frau mit dem redlichen Gefühl eines Werbers lange Jahre hindurch gewissenlosen Spott getrieben haben? Nein, in dem wechselnden Betragen gegen Chamisso, dessen sie sich schuldig gemacht haben soll, äußert sich nur die Unentschieden- heit des eignen Inneren: wenn die Schauer sinnlicher Verliebtheit aus dem jungen flos- senden Blut gewichen waren, hat ihr Herz, für Freundschaft empfänglicher als für Liebe, das Rechte nie verkannt und nie verborgen. Die Schwesternliebe, die sie sich erkämpft, ist rein und echt. Als die Mutter 1806 gestorben ist, bittet sie den Bruder Abelbert, ein äußeres Zeichen der Trauer anzulegen — welch ein Übermaß zweckloser Gefühlsroheit, wenn er ihr nicht wirklich Bruder gewesen wäre! Ihre Briefe, unklar und aufgeregter, solange die Spannung zweifelnder Leidenschaft die Seele verwirrt, werden licht und leicht und un-





Wilhelm Steinhilber: Die Auferweckung des Jünglings von Nain



gezwungen, sobald die Verlobung mit Montcarel das Verhältnis zu Chamisso endgültig bestimmt hat, sie lassen in ein aufrichtiges Herz voll selbstloser Zärtlichkeit blicken. Da gibt sie denn treulich Nachrichten von sich und ihrem Leben, da beeilt sie sich, wenn sie fürchtet, ein für Abelbert wichtiger Erlaß Napoleons möchte ihm von seiner Familie nicht mitgeteilt worden sein, ihm unaufgefordert die umfangreiche Abschrift zukommen zu lassen. Mit Ungeduld harret sie seinen Antworten entgegen, die ihr niemals ausführlich genug sind; ein mürrisches Schweigen bewegt sie zu flehentlichster Bitte um baldige Kunde. Jetzt mit Laune und Witz in graziosen Geplauder, jetzt mit Gründen der Vernunft in beredter Mahnung, bekämpft sie des Freundes Trübsinn und Hoffnungslosigkeit; sie wird nicht müde, die unverbrauchte Kraft seiner Jugend zu zielbewußtem Wirken aufzurufen. Redend und ernsthaft ruft sie ihm das Bild einer künftigen Lebensgenossin hervor, die ihm geben wird, was sie selbst ihm hat verneinen müssen. Liebe und Gattenglück hat Cérés dem Dichter nicht gewähren können; daß er ihre Freundschaft nur kurze Zeit genossen hat, ist ein größeres Mißgeschick für ihn gewesen.

Und Chamisso selbst? Kein Wort seines herbgeschlossenen Mundes verrät, mit welchem Schmerz seine ernste, treue Natur, der nichts mehr als gallische Leichtlebigkeit abgeht, der vernichteten Hoffnung nachklagt, die seines erwachenden Selbstgefühls Angelpunkt gewesen war; sein Leid redet vernehmlich genug aus der Weise seines Lebens in nächstfolgender Zeit. Eine pikante Weltbame, berühmt durch zahllose Siege über Männerherzen, macht den schönen Fremdling bei seinem Aufenthalt in der Champagne 1807 zum Gegenstand ihrer Bemühungen: er bleibt ungerührt bei all ihren Lockungen und Künsten; ein junges liebliches Mädchen, dessen »viele, ja viele Tausende« jegliche Sorge um den Lebensunterhalt verschleucht hätten, soll seine Gattin werden — er aber wehrt ab: »meine guten, liebenden Brüder sehen's und staunen«. Er wählt die Dürftigkeit und die bittere Wonne der in Leiden bewahrten Treue. Die düstere Stimmung, die Anlust, die Entschlußlosigkeit, die über den Berliner Jahren 1807—1809 wie ein schwerer Winternebel liegen, beweisen, daß eine belebende Sonne untergegangen ist. Doch dauernd kann seine Persönlichkeit, in der Schöpferkräfte liegen, nicht in Melancholie

verharren: der Verkehr mit Frau von Staël, aus deren elektrischem Wesen und Wirken die Funken auch in ihn hinüberschlagen, weckt den Teilnahmslosen zu neuer Bestimmtheit, und in den Naturwissenschaften findet der einunddreißigjährige Studiosus der Medizin und Botanik endlich den sicheren Pfad, den er festen Schrittes verfolgt in neue Tätigkeit und neues Leben hinein.

Und Chamisso der Dichter? Schon etwa zwei Jahre früher, ehe er Cérés Duvernay kennenlernte, hatte er die Regungen seiner jungen Poetenseele, die sich, erstarkend, nicht länger in dem früh erprobten leichten Wohlklang der durchgearbeiteten Muttersprache gefallen mochte, in die ungelinkeren Formen, die härteren Klänge der neuen Heimat zu bannen begonnen und in deutschen Versen die Wortpracht des geliebten Schiller, das dunkle Pathos des scheu bewunderten Klopstock nachzustammeln versucht. Kein Zweifel, daß an der Liebe zu Cérés sein dichterisches Vermögen Erhöhung und Vertiefung gewonnen hat! Seine Kraft wächst mit seiner Leidenschaft, seine Muse, die sich bisher vornehmlich in dem überlieferten Stoff allgemeiner Gefühle und Gedanken geübt hat, lernt nun das gelebte Leben zu bewältigen. Doch sind von solchen Gedichten, die dieser Jahre Sehnsucht und Hoffen, Schmerz und Enttäuschung aufgenommen haben, nur sehr wenige uns erhalten geblieben. Für die meisten von ihnen wird Chamisso zu der Sprache der Geliebten zurückgekehrt sein, diese sind daher von dem Dichter, der ein deutscher Dichter zu sein sich rühmte, nicht aufbewahrt worden, sie sind wie die Göttin, zu deren Füßen sie niedergelegt worden waren, unbekannten Lose anheimgefallen.

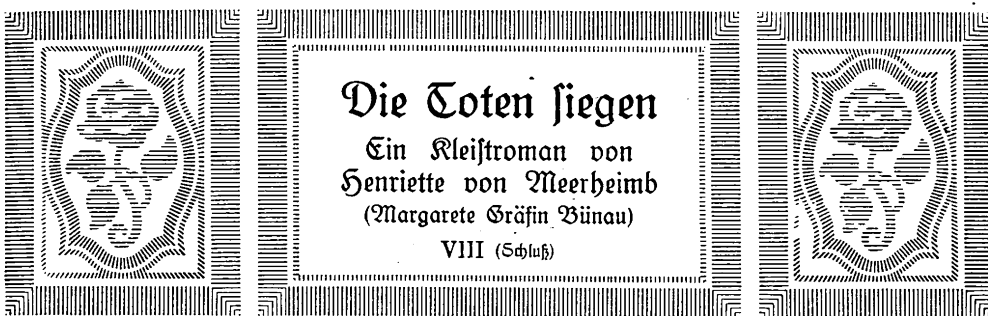
Was dagegen die deutschen Erzeugnisse angeht, so stand ihrem Verfasser freilich eine selbstgeschaffene Möglichkeit zu Gebote, sie auch kommenden Zeiten zu überliefern. Auf literarischem Felde ein gewandterer Führer als im Sande der Exerzierplätze, hatte er sich, die Berliner Genossen mit fortreißend, kühnen Mutes mit Barnhagen zur Herausgabe eines eignen Musenalmanachs verbunden, von dem drei Bände erschienen sind; hier hätten auch die Gedichte an Cérés eine würdige Stätte finden können. Aber als die Freunde 1803 den ersten Jahrgang (1804) rüsteten und ihre Vorräte prüften, fanden sie, so erzählt Barnhagen, »das meiste wegen persönlicher Rücksichten kaum mitteilbar«, und so enthält der

erste Almanach zweifellos nichts von den ersten Gaben der jungen Liebe Chamisso's; seine Klänge sind noch entstanden aus dem allgemeinen ziellosen Sehnen der Jugend, aus dem gegenstandsbaaren Schmerz eines erwachenden Herzens, das den Widerstand einer nur erträumten Geliebten beweint. Erst für den zweiten Band (1805) überwindet die Freude an gelungener Produktion die zarten Bedenlichkeiten, ob des Herzens tiefstes Geheimnis dem Markte kundbar werden dürfe; unter seinen Gaben sind vier Gedichte, die sich auf Cérés beziehen: »Ihr Traum«, in Stangen, »An Sie«, in Stangen, »Sie und Er«, ein Doppelsonett, »Untergang«, in reimlosen Trochäen. Und kühner wiederum ist der folgende Jahrgang (1806): »Ceres«, so ruft die Überschrift einer klopstockisierenden Ode den Namen der Geliebten in die Welt hinaus. Wenn nun auch, wie natürlich, in Ton und Stimmung auch der übrigen Gedichte Chamisso's Liebesleid mitzittert, so sind es doch diese fünf oder, die beiden Stücke des Doppelsonetts jedes einzeln gezählt, diese sechs allein, auf die Cérés in jedem Sinne als auf ihr Eigentum Anspruch erheben darf; sie stehen ihrer ganzen Art nach aufs deutlichste von den andern ab. In ihnen weht, was jenen andern mangelt, der Atem blutreicher Leidenschaft, in ihnen lobert die Glut geküßter Rüsse; aus dem Erlebnis heraus geboren, sind sie von den andern, die schemenhaft im Allgemeinen verschweben, unterschieden durch entschlossenen Wirklichkeitsinn, der jeder Lage und Umwelt ihre Besonderheiten abzugewinnen sucht und sich festsaugt an den Erfahrungen tatsächlichen Geschehens. Im Doppelsonett »Sie und Er«, im »Untergang« wird deutlich auf der Geliebten verzweifelte Todessehnsucht angespielt. Und zählen wir zu diesen sechs Gedichten noch das französische, das uns Henriette Ephraim aufbewahrt hat, und weiterhin ein achttes, in dem Chamisso die graziösen Stances irrégulières seiner Cérés, gleichsam als ob ihr unwillkommener Sinn seinem deutschgewordenen Herzen erst in deutscher Deutlichkeit völlig faßbar werden könne, in deutsche Reime übertragen hat, so liegt vor uns der ganze poetische Ertrag seiner Liebe.

Wir brauchen seinen geringen Umfang nicht zu beklagen. Denn noch viele Jahre mußten vergehen, ehe Chamisso nach langem Schweigen, reiferen Urteils und Geschmacks, beruhigt im

Verkehr mit der stillen Welt der Pflanzen, beglückt durch den Frieden gesegneter Häuslichkeit, den Ton seiner schmutzlosen, seelenvollen Lieder finden sollte, die nie verhallen werden. Seinen Jugenderzeugnissen allen, und nicht am wenigsten den Gedichten an Cérés, fehlt das künstlerische Gleichmaß, die innere Melodie; sie sind dunkel, gewaltsam, bombastisch, sie poltern daher wie ungefüge, von Katapulten geschleuderte Felsblöcke, mit denen der fremdgeborene Dichter sich den Zugang zur Feste deutscher Sprache und deutschen Schrifttums erzwingen will. Die Ode »Ceres« hat mit ihrem verstiegenen Schwulst selbst die nachsichtigen Almanachgefährten zu parodistischem Gegenstück herausgefordert.

Der heilsame Einfluß, den Cérés auf den Freund ausgeübt hat, ist nicht ästhetisch-literarischer, sondern sittlicher Art gewesen; seine Liebe hat ihm nicht Geist und Geschmack, sondern den Charakter bilden geholfen. In seiner Liebe ist er zu bewußter Männlichkeit herangewachsen, um ihretwillen hat er zum erstenmal sein Schicksal selbst zu bestimmen gesucht; in seiner Liebe hat sich ihm, da er, ein anderer Jakob, um die Erwählte willig zweimal sieben Jahre gedient haben würde, Treue und Beständigkeit als zweite, unverlierbare Natur eingeseelt. Und so brauchen wir es auch nicht zu beklagen, daß seinem Werben keine Erhörung geworden ist. Henriette Ephraim mag vielleicht im Rechte sein, wenn sie behauptet, die Verschiedenheit der Charaktere würde unserm Paar kein dauerndes Eheglück vergönnt haben; und auch Cérés, klug und weitsichtig, wird sich des Gegenjages bewußt geworden sein: Chamisso's formloses Wesen, das sich ausgeglichener Gesellschaftlichkeit nicht fügen konnte und wollte, stimmte schlecht zu ihrem frauenhaften Streben nach dem geläuterten Gleichmaß höchstgebildeter Kreise, schlecht seine Bizarrerie, der es im Ungewöhnlichen wohl wurde, zu ihrer Scheu vor allem Überschwang, schlecht sein Wagemut zu ihrer Bedenlichkeit. Wichtiger aber ist für uns, die Nachgeborenen, daß nur losgelöst von Cérés er der Unfrige hat bleiben können. Der Gatte der Französin wäre vielleicht nicht nach Deutschland zurückgekehrt; sicherlich aber hätte ihr und der Ihren Einfluß verhindert, daß er, wie es nun geschehen ist, mit allen Fasern seines Herzens in uns und unser Deutschtum hineinwachsen konnte.



Die ganze Nacht lag Kleist schlaflos in seiner schmalen Bettstelle, die bei jeder Bewegung in allen Fugen frachte. Die Hände hielt er still über der Brust gefaltet und starrte in das Dunkel. Durch die dürrstigen Gardinen fiel etwas Laternenlicht ins Zimmer und erhellte matt die ganze Armseligkeit der Kammer. An der Wand die wacklige Kommode mit der gehäkelten Decke, die schwarzen Koffhaarsfühle mit den weißen Porzellanknöpfen, deren Polster so eingeseffen waren, daß die Sprungfedern herausstachen. Der tannene Tisch mit der großen Tintenflasche, den zurechtgeschnittenen Gänsefedern, den weißschimmernden Bogen Papier. Hier hatte er in jauchzender Begeisterung und tiefer Seelentrainer den »Prinzen von Homburg« gedichtet, seine Zeitschrift redigiert, den langen Roman geschrieben. Was war aus allen diesen Werken geworden? Nichts. Sie lagerten unbeachtet in den Schubladen der Verleger, und die, welche als Buch herausgekommen waren, zwei Bände mit Erzählungen, standen hoch oben in der Staubregion, wohin nie die suchende Hand des Verkäufers kommt. Wer ahnte auch nur, welche Arbeit in jedem Drama, jeder kurzen Novelle steckte!

So geschäftig dem weißen Papier gegenüber seine Einbildung auch war, so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten ihm erschienen, wenn er sie packen wollte, wurde es ihm unsagbar schwer, ja schmerzhaft, das, was ihm greifbar lebendig vorzuschwebte, festzuhalten. Von zu vielen Formen verwirrt, konnte er oft zu keiner Klarheit der innerlichen Anschauung kommen. Welche Qual war das! Jedes Werk nahm ein Stück Nervenkraft, ein Stück Gesundheit mit. Und wofür, wozu das alles? Trotz seiner rastlosen Arbeit galt er doch nur für einen unstillen, haltlosen Menschen, von seiner Familie, seinen Freunden verurteilt, von dem Publikum abgelehnt, von einem Genie wie Goethe verworfen.

Sollte das wirklich das Ende sein? Nein — tausendmal nein! Er mußte sich nochmals

auffressen und gegen das grausame Schicksal, das ihn verfolgte und zu Tode heßen wollte, ankämpfen.

In den nächsten Tagen erhielt er vielleicht schon von Hardenberg die erbetene Summe. Dann konnte er seine kleinen Schulden, die ihn unsäglich drückten, bezahlen, seinen Roman und das Schauspiel von Reimer zurückerfordern und einem andern Verleger anbieten. Nein, zum Verzweifeln war's wirklich noch zu früh. Er hatte doch auch treue Freunde. Rachel Levin, die jetzt zurückgekehrt sein mußte, wollte er aussuchen. Die stieß sich nicht an seinen schlechten Rock, seine uneleganten Stiefeln, und Vogels erst recht nicht.

Ein warmes, weiches Gefühl des Ausruhens überkam ihn, wenn er an Henriette Vogel dachte. Sie war ihm in den letzten Monaten seit Marias Abreise sehr viel geworden. Man konnte nicht sagen, daß sie Marias Stelle einnahm. Nein, in seine Gefühle für Maria mischte sich stets die Bewunderung des Mannes für die Schönheit der Frau. Bei Henriette Vogel, die fränklisch und verblüht auslief, wenig Wert auf ihren Anzug legte, konnten solche Gefühle nicht entstehen. Aber er liebte ihr großes musikalisches Talent, ihren feinen Geist, der, dem seinen verwandt, immer an den unlöslichen Daseinsrätseln herumgrübelte. Er liebte ihre Geistesfreiheit, mit der sie sich kühn, trotz Krankheit und Schmerzen, immer wieder aufschwang. Ihre Seele ist wie ein Adler, der nur in ätherklarer Höhenluft atmen und seine Schwingen weit ausbreiten mag, dachte er.

In ihrem Hause gefiel's ihm auch gut. Ein bißchen altväterisch behaglich, kein Luxus, nur behäbiger Wohlstand drückte allem den Stempel auf. Des Rentanten Vogel und des Kriegsrats Pequilhens biedere Herzlichkeit berührte immer sympathisch. Obgleich Pequilhens auch verheiratet war, saß er doch täglich zur Schachpartie bei Vogels, während Kleist mit Henriette musizierte. Zweistimmig hatten sie sich alte Kirchenlieder eingeübt. Oft erklärte



er ihr auch taktische Aufgaben, die er jetzt gern löste, um sich von neuem auf den militärischen Beruf vorzubereiten. Seine Leidenschaft, zu belehren, erwachte wieder; und Henriette war eine gar aufmerksame Zuhörerin, die kluge, anregende Fragen tat. Zwischen durch spielten sie beide mit dem Kind, das schön wie ein kleiner Engel und still wie ein Mäuschen in irgendeiner Zimmerecke mit seinen Puppen wisperte.

Bei diesen beruhigenden Erinnerungen und Entschlüssen besänftigte sich Kleists Erregung allmählich. Sein Herz klopfte nicht mehr so schmerzhaft. Die Scham brannte nicht mehr so heiß. Langsam sanken die müden Lider über die Augen. Trotzdem konnte er kaum ein paar Stunden ruhig schlafen.

In diesem häßlichen Hinterhaus, in der belebten Mauerstraße, erwachten die Alltagsgeräusche allzu früh. Läden und Türen klapperten, Teppiche wurden geklopft, Schritte dröhnten vor seiner Kammertür, Weibergezänk und Kindergekreisch tönte vom Hofe herauf.

Zermürbt und zerquält stand er unerfrischt von dem kurzen Schlaf auf und zog die Vorhänge zurück. Diesem fröstelnden Herbstmorgen gegenüber fühlte er wieder die ganze mühsam gebannte Qual auf sich niederstürzen. Wie ein wildes Tier mit Krallen zerriß sie ihm die Brust. Das Tageslicht, das auf sein Gesicht fiel, tat ihm weh. Jedes Geräusch ging ihm wie ein Riß durch seine Nerven.

Als die Wirtin ihm nach kurzem Klopfen auf einem zerbeulten Tablett eine henkellose Kanne mit dünner Zichorienbrühe und etwas Weißbrot auf den Tisch stellte, zuckte er förmlich vor Widerwillen zusammen. Das Gesicht, das Benehmen der Frau erregte ihm solchen Abscheu, daß er nur mit Mühe einen Ausdruck seines Anmutes zurückhielt.

»Totte doch — machen Sie Ogen! Da kann einem ordentlich bange werden,« murmelte die Resche. »Id tu Ihnen doch nisch, bring' Ihnen doch man det Frühstück.«

»Ja, ja, ich danke sehr. Verzeihen Sie mir, ich habe schlecht geschlafen.«

Kleist war so nervös herunter, daß er ebenso bereit war, unbegründet heftig aufzufahren, wie sich gleich darauf fast demütig zu entschuldigen.

»Na, denn trinken Sie man, solange der Rasse noch heeß is. Von nisch wird nisch.«

Gehorsam goß Kleist den dünnen Rasse in seine Tasse. Sogar der Geruch der Speisen

widerte ihn an. Nur ein paar Schluck Rasse und einige Bissen Brot würgte er hinunter.

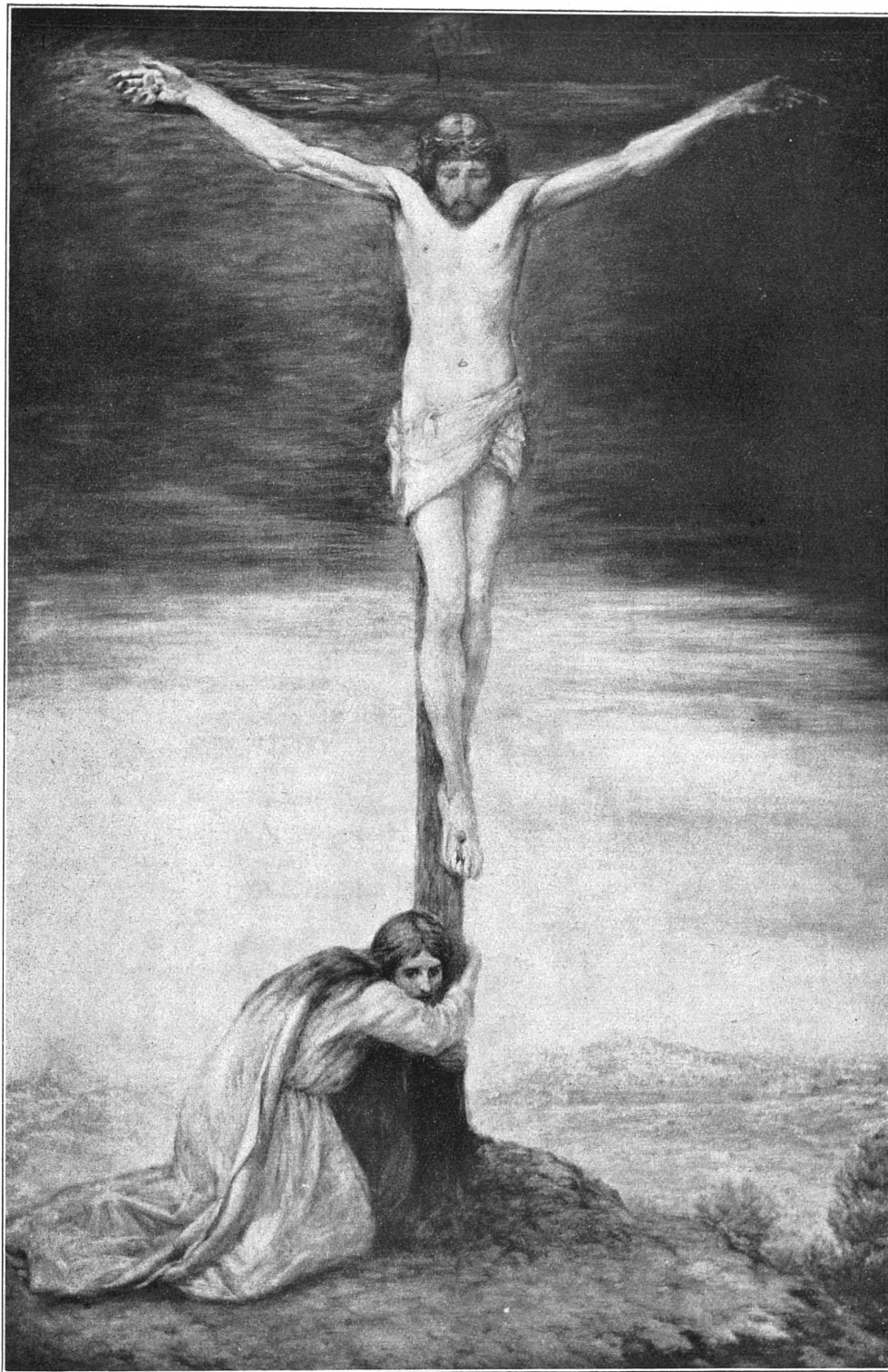
Dann ging er an den Tisch und schrieb einen Brief an Reimer, den er in beweglichen Worten beschwor, seine Werke zu drucken, ihm wenigstens zu antworten, und einige Zeilen an Arnim, dem er dafür dankte, daß er gestern die Rechnung für ihn beglichen habe. Binnen kurzem hoffe er bestimmt die Summe zurückzahlen zu können. Auch einen freundlichen Gruß an Brentano fügte er bei.

Zu den beiden hinzugehen, obwohl Brentano in demselben Hause wohnte, Arnim nicht weit davon in der Wilhelmstraße, konnte er sich nicht entschließen. Wenn die ihn nach diesem Briefe aussuchen wollten, mochten sie's tun. Sie vergaben sich nichts damit, wenn sie einen Niedergebrochenen aufrichteten.

Bis er zu Vogels gehen konnte, mußten noch ein paar Stunden verstreichen. Vielleicht fiel ihm eine kurze Skizze ein, die er anbringen und von deren geringem Honorar er — die nächsten Tage wenigstens — seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte.

Ihm fiel nichts ein. Seine zerbrochenen Nerven lähmten die Phantasie. Unruhig zerknickte er die Feder, versuchte seine Gedanken zu sammeln und sich zur Arbeit zu zwingen. Ein Goethewort kam ihm in den Sinn: »Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie.« Umsonst. Der Gedanke an Goethe überflutete seine Seele von neuem mit Bitterkeit und Schmerz. Goethe, der blieb in seiner olympischen Ruhe der Götterliebhaber und dichtete in Weimars mit Rosen umspunnenem Gartenhaus an der Elm gelassen weiter, ohne von der Not des Vaterlandes berührt oder auch nur innerlich sehr erschüttert zu werden. Um diese Schmach ganz zu empfinden, muß man wohl Soldatenblut in den Adern haben, dachte Kleist halb entschuldigend. Die Erinnerung an die Herabwürdigung Preußens ließ ihn die eigne klägliche Lage vergessen.

Ohne längeres Besinnen zog er das Papier heran und schrieb jetzt mit fliegender Feder einen Aufsatz, der als Agitationsmittel für den Krieg gegen Napoleon benutzt werden konnte. Die sehr vorsichtigen Zeitungen würden diesen Aufsatz, in dem sich seine glühende Vaterlandsliebe, sein Haß gegen Napoleon in schwungvollen Worten entlud, ganz gewiß nicht aufnehmen. Nur an Gneisenau durfte er ihn abschicken, der keine offizielle militärische



Wilhelm Steinhausen:

Christus am Kreuz



Stellung mehr bekleidete, aber vom König oft mit geheimen Missionen betraut wurde. Kleist hatte vor kurzem erst seine persönliche Bekanntschaft gemacht und sich sogleich zu ihm hingezogen gefühlt. Eine Lust mußte es sein, an dessen Seite zu stehen! Vielleicht fand Gneisenau endlich einen Platz für ihn.

Nachdenklich las Kleist den Aufsatz mehreremal durch, verbesserte, feilte, schrieb ihn dann sorgsam ab und sandte die Niederschrift mit einigen kurzen Begleitworten an Gneisenau ab.

Während der Arbeit waren viele Stunden vergangen, ohne daß er es bemerkte. Jetzt erst fühlte er die Anstrengung. Ihn schwindelte. Hastig trank er den Rest des eiskalten dünnen Kaffees und aß die vertrockneten Brotschnitten. Geld, um irgendwo ein warmes Mittag zu essen, besaß er nicht mehr. Wenn er bei Vogels zum Abendbrot blieb, ersparte er das ja auch.

Der Weg bis zu Vogels, die in der Dorotheenstraße wohnten, war nicht weit. Trotzdem dauerte es geraume Zeit, bis Kleist dort ankam. Er fühlte sich sehr schwach. Die Gesichter der Menschen kamen ihm alle wie gräßlich verzerrte Fragen vor. Er mochte niemand ansehen. Die Gerüche, die an diesem warmen, regenfeuchten Abend den Rinnsteinen entstiegen, erregten ihm Übelkeit. Wie ein Friedenshaufen erschien ihm das stille graue, nur zweistöckige Haus in der Dorotheenstraße, das Vogels bewohnten.

Vor den Fenstern der Parterrestube, Henriettens Musikzimmer, stand eine Birke, deren lose im Winde wehenden Äste wie mit Gold überrieselt aussahen.

In den etwas dunklen Korridor ließ ihn das öffnende Mädchen wie einen oft und gern von der Herrschaft gesehenen Gast sogleich eintreten und nahm ihm Hut und Stod ab.

»Herr Rendant und der Herr Kriegsrat spielen ihre Partie Schach.«

»Gut, da will ich nicht stören und gehe gleich ins Musikzimmer.«

Kleist legte die Hand auf die Klinke.

»Madame ist krank,« sagte das Mädchen zögernd. »Soll ich lieber erst mal fragen?«

»Tun Sie das!« Die Möglichkeit, abgewiesen zu werden, machte ihn beinahe fassungslos.

Ehe noch das Mädchen die Antwort zurückbrachte, huschte die fünfjährige Adolfsine wie

eine kleine Lichtgestalt aus der nur angelehnten Tür und lief Kleist mit weitausgebreiteten Armen entgegen: »Lieber guter Onkel! Die Mutter ist krank. Du möchtest gleich zu ihr kommen.«

»O du holder Engel!« Kleist hob das Kind auf, und das reizende Geschöpfchen rieb zutraulich den braunen Vordenkopf gegen den rauhen Tuchärmel seines Rockes. Mit dem Kind in den Armen betrat Kleist Henriettens Zimmer.

Sie lag in einem losen weißen Morgenkleid auf einem Ruhebett, das schräg in die Mitte des Zimmers hineinstand, jedoch so, daß ihre Blicke die wehenden goldgelben Birkenzweige noch treffen konnten.

Der blankgebohrte Fußboden zeigte keine Teppiche, die Fenster nur reichgestickte weiße Mullgardinen. Das Musikinstrument beherrschte den Raum. Schwere Stoffe sollten seinen Klang nicht dämpfen. Auf dem Tische neben dem Ruhebett stand eine Glaschale mit dunkelroten Rosen. Der süße Blumenatem durchwehte den ganzen Raum.

Henriette hielt Kleist ihre durchsichtig weiße Hand hin. »Wie froh bin ich, daß Sie kommen! Ich habe so viel gelitten.« Zum erstenmal trotz ihrem häufigen, oft täglichen Beisammensein kam eine Klage über ihre Lippen.

»Sie körperlich, ich seelisch,« antwortete Kleist ernst. »Wir sind Leidensgefährten, Henriette.« Er ließ Adolfsinchen zur Erde gleiten, die sich an die Mutter schmiegte.

Henriette streichelte zärtlich das Gesichtchen. »Lauf nun zu deinen Puppen, Adolfsine!«

Die Kleine gehorchte sofort. Vom Nebenzimmer her drang manchmal ihr Sprechen und Lachen wie das Zwitschern eines Vögelchens herein.

»Heinrich,« — Henriette Vogel nannte den Freund heute zum erstenmal bei seinem Vornamen — »bald bin ich am Ende meiner Kraft.«

»Ich auch,« entgegnete er düster.

Aufmerksam sah er sie an. In diesem losen Morgenkleid bemerkte man recht deutlich die erschreckende Magerkeit ihrer Gestalt. Ihre Schläfen waren eingesunken. Die blauen Adern spielten unter der gelblichweißen Haut. In den wunderschönen Augen lag ein herzerreißend trauriger Blick.

»Was fehlt Ihnen, Henriette?« Kleist

streichelte ihre Hand, die auf der grüngewässerten Seibendecke lag.

»Ein unheilbares Leiden,« antwortete sie leise.

Er mußte sich zu ihr beugen, um die hingehauchten Worte zu verstehen.

»Der Arzt sagte mir's. Jetzt bin ich erst im Anfangsstadium der Krankheit und leide oft schon so entseßlich, daß mir der Tod eine Erlösung wäre.«

»Daß mir der Tod eine Erlösung wäre,« wiederholte er dumpf.

»Ja, so ist's,« fuhr Henriette fort. »Sie wissen, daß ich mich in einer ganz wunschlosen Lage befinde. Mein Mann erfüllt mir jede Bitte. Mir und unserm Kind brächte er jedes Opfer. Und doch ist mein Leben nur noch eine Qual, vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen. Ewig lang sind die schlaflosen Nächte, wenn man jede Uhr im Hause ticken, jedes Geräusch mit gespannten Nerven und fiebernden Pulsen hört, während der Schmerz in einem bohrt und wühlt.« Sie legte die Hand gegen die Brust.

»Warum sagten Sie mir noch nie etwas davon, daß Sie so schwer leiden müssen?« fragte Kleist mit sanftem Vorwurf. »Wir sind doch Freunde.«

»Weil ich fürchte, jeden von mir zurückzuschrecken, dem ich meine Krankheit nenne, und immer besorgen muß, Ekel und Grauen zu erregen.«

»Mir nicht — mir nie ...«

Sie lächelte ihm dankbar zu. »Auch meinem Manne und dem guten Freunde Pequilben nicht, das weiß ich wohl. Und doch quälen gerade die beiden mich unsäglich mit ihren besorgten Fragen, ihren Ratschlägen und Warnungen. Immer neue Mittel, neue Ärzte soll ich ausprobieren, während ich doch weiß, daß es für mich keine Genesung gibt und mein Ende ein grauenvolles sein wird — für mich zum Erdulden, für jeden, der mich liebt, zum Ansehen.«

Kleist stützte den Kopf in die Hand. Er wandte das Gesicht ab, weil er Henriette nicht mitleidig ansehen wollte. Auch Mitleid kann quälen. Schweigendes Beiseitegehen, wenn man sich dabei verstanden fühlt, ist oft wohlthuender.

»Und Sie, mein teurer Freund?« fragte Henriette nach einer Weile wieder ganz gefaßt. »Erzählen Sie mir von sich.«

»Da gibt's wenig Gutes zu berichten. Wirklich, es ist sonderbar, alles, was ich in dieser Zeit unternehme, geht zugrunde. Wenn ich mich entschließe, einen festen Schritt zu tun, entgleitet mir der Boden. Oft ist mir, als habe ich jeden Zusammenhang mit der Welt verloren; nicht weil ich mich ganz auf mein Ich zurückzöge, sondern weil die Welt mich abweist, zurückstößt, nichts von mir und meinen Werken wissen will. Auch nicht einen einzigen Lichtpunkt gibt's für mich, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinsehen könnte.«

»Sie haben doch Freunde.«

»Man kann nichts von seinen Freunden annehmen.«

»Und Ihre Geschwister?«

»Meine Geschwister haben sich ganz von mir zurückgezogen, seitdem sie die Hoffnung aufgeben mußten, daß ich noch ein eifriger Beamter würde. Freilich Ulrike bewies mir stets Liebe und half mir immer, wann und wie sie konnte.«

»Dann wird sie es auch diesmal noch tun. Besonders jetzt, seitdem Sie das Versprechen des Königs auf eine Anstellung bekamen.«

Kleists Gesicht klärte sich etwas auf. »Ulrike — freilich, die möchte ich wiedersehen und unser altes Haus in Frankfurt, die Oberkirche mit dem dumpfen Glockenton, den Zengeshen Garten, die Geißblattlaube, den plaudernden Bach. Wie lange ist das her! Was habe ich seitdem alles durchlitten!«

»Durch unsre Leiden reisen wir für den Tod. Auch der ist nur ein Durchgang,« entgegnete Henriette sanft.

Kleist drückte seine Lippen stürmisch auf ihre Hände. »Seele — Schwesterseele!« sagte er innig. »Sie haben recht. Im Leben muß man immer auf den Tod, im Tod auf die Ewigkeit hinaussehen.«

Beide blieben lange Zeit stumm.

Durch die Scheiben fielen die letzten Strahlen der Abendsonne herein. Eine rosige Verklärung breitete sich über das stille Zimmer mit der goldrieselnden Birke vor dem Fenster aus.

»Nach diesen letzten Worten kann man nur noch Musik hören. Wollen Sie etwas spielen oder singen, Henriette? Musik ist doch die Wurzel aller Künste.«

Ohne zu antworten, schlug sie die seidene Decke zurück. Wie hingeweht stand die schmale weiße Gestalt vor dem offenen In-



strument und ließ gleich darauf die Hände über die Tasten gleiten. Was sie spielte, wußte sie selber nicht. Eine wunderbare Melodie war's, die sich aus vollen Akkorden durchrang. Süß und schmerzlich wie der Gesang eines abgechiedenen verklärten Geistes klang es, der mit Lächeln und Tränen noch einmal seiner vergangenen irdischen Leiden gedenkt. Ganz frei, ganz losgelöst, ohne begleitenden Gesang schwebte die Melodie an Kleists Ohr und verriet ihm Henriettens tiefste Gedanken, ihre Todessehnsucht, ihre Todesnähe ...

Hinter den hohen Häusern erstarb das rosige Licht. Das Zimmer sah auf einmal dämmerig und grau aus. Der goldflimmernde Märchenbaum war jetzt nur noch eine herbstlich welkende Birke.

Das Spiel verstummte.

Schwer atmend, wie gebrochen, hing Henriettens Körper in Kleists Armen. Er trug sie auf ihr Ruhebett zurück. Den Strauß roter Rosen hielt er vor ihr bleiches Gesicht.

»Duft der Rosen, ein letzter Sonnenstrahl, eine Freundeshand in der meinen — so, ja so möchte ich sterben!« hauchte sie.

Sein Atem ging laut und schwer. »Henriette, was wollen Sie damit sagen?«

Sie richtete sich auf und sah ihn fest an. »Sie sind mein Freund?«

»Der bin ich, Henriette.«

»Würden Sie mir einmal einen Dienst leisten — den größten, den es gibt? Versprechen Sie mir das?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Wollen Sie mich töten, wenn meine Leiden so qualvoll geworden sind, daß ich sie nicht mehr ertragen kann?«

Er schwieg und senkte den Kopf.

»Ach, es gibt keine Männer mehr!« flagte Henriette. »Niemand ahnt, was ich leide! Ich stürbe doch so gern.«

»Ich werde es tun, Henriette. Ich bin ein Mann, der sein Wort hält,« antwortete Kleist mit düsterem Ernst.

»Dank — Dank!« Sie beugte sich nieder und küßte seine Hand.

Hastig zog er sie fort. »Was tun Sie?«

»Die Hände meines Retters küsse ich.« Ein schluchzendes Jauchzen schüttelte sie.

»Noch einen Versuch werde ich machen, mich durchzuringen,« sagte Kleist nach einer Weile mit fester Entschlossenheit. »Nach Frankfurt zu meinen Geschwistern will ich

reißen und Ulrike bitten, mir Geld vorzulegen. Auf die Kabinettsorder des Königs hin tut sie das wohl noch einmal. Und dann — wenn's Krieg gibt ... der schönste Tod ist der fürs Vaterland.« Seine Augen leuchteten.

»Haben Sie denn Reisegeld, Heinrich?« fragte Henriette.

»Keinen Pfennig, aber ich kann meine Perlennadel, ein Erbstück von Tante Majow, verkaufen und einen Ring versetzen.«

Henriette war zu feinfühlig, um Kleist Geld anzubieten. Ob Pequilhen das tun konnte? Sie sann noch über die schädlichste Art nach, den darum zu bitten, ohne daß Kleist ihre Einmischung bemerke, als die beiden Herren, die ihre Schachpartie endlich beendet hatten, eintraten und Kleist freundlich begrüßten, um sich dann sogleich mit besorgten Fragen an Henriette zu wenden: ob das Klavierspielen sie auch nicht angegriffen habe, ob sie nicht lieber zu Bett gehen wolle? Die Medizin sei gewiß vergessen worden. Sie antwortete nur mit Kopfnicken und Lächeln. Das befriedigte diese beiden genügsamen Menschen schon. Oft erhielten sie bei solchen Gelegenheiten sehr ungeduldig abweisende Antworten.

»Du siehst sehr elend aus,« meinte Vogel besorgt. »Geh lieber zu Bett. Wir werden Adolfinchen beim Essen schon versorgen.«

Henriette willigte ein mit dem Vorbehalt, daß Pequilhen vor seinem Fortgehen noch einmal zu ihr komme.

Das versprach der gern. Saß er doch oft stundenlang an ihrem Bett.

»Sowie Sie von Ihrer Reise zurück sind, kommen Sie gleich zu uns, lieber Kleist, und erzählen mir das Resultat,« bat Henriette.

»Mein erster Gang ist zu Ihnen,« versprach er.

Ein tiefer Blick, dessen Bedeutung nur er erriet, traf ihn. Dann glitt Henriettens schlank weiße Gestalt zur Tür hinaus.

»Die Mama ist nicht mit uns?« fragte Adolfinchen traurig.

Kleist hob das Kind auf den leeren Stuhl an seiner Seite. Ein Schauer rieselte ihm über den Rücken bis in die Fingerspitzen, als er den weichen Körper des reizenden Kindes in den Armen hielt und das warme Händchen ihm zutraulich über's Gesicht strich: »Jetzt bist du die Mama und spielst die Hausfrau, Adolfinchen,« tröstete er.

Ein süßes Lachen verzog die rosigen Lippen des Kindes und ließ die kleinen perlweißen Mauszähnnchen sehen.

Den Rendanten Vogel, der nie viel sprach, drückte Henriettens schlechter Gesundheitszustand heute so nieder, daß er nur zum Essen den Mund öffnete.

Auch Kleist, noch erschüttert durch seine Unterredung mit Henriette, sprach wenig. Pequilhen trug die Kosten der Unterhaltung allein. Er wußte immer etwas Gemüthvolles, Heiteres zu erzählen, und seine behagliche Art berührte gereizte Nerven stets wohlthuend. »Er ist mein Schlafmittel,« scherzte Henriette oft.

Gleich nach dem Abendessen ging Pequilhen zu der Kranken hinauf. Henriette bat ihn, Kleist das Reisegeld vorzustrecken. Der gutmütige Pequilhen willigte sofort ein und versprach fest, nicht zu verraten, wer ihn zu dem Anerbieten veranlaßt habe. »Auf dem gemeinsamen Heimweg ist die beste Gelegenheit dazu.« Henriette trieb ihn mit der nervösen Unruhe reizbarer Kranken bald wieder fort, damit dies in Ordnung käme.

Als Pequilhen ins Speisezimmer zurückkehrte, hatte Kleist bereits das Haus verlassen.

»Er läßt sich dir herzlich empfehlen,« sagte Vogel.

»Wann gedenkt er denn abzureisen?« fragte der Kriegsrat.

»Wohl erst in etlichen Tagen. Er muß sich doch wohl in Frankfurt bei seinen Schwestern anmelden.«

»So — so ...«

Der Kriegsrat beschloß, um sein Versprechen zu halten, gleich am andern Tage Kleist aufzusuchen. Er kam aber, durch allerlei Geschäfte verhindert, nicht dazu. Als er am nächsten Tage Kleists Wohnung erreichte, erfuhr er von der Vermieterin, der Herr sei vor einer Stunde mit der Post abgefahren, gedenke aber bald zurückzukehren. Reisegeld mußte Kleist also besitzen. Trotzdem ärgerte es Pequilhen, daß er Henriettens Wunsch nicht erfüllen konnte.

Mit schlechtem Gewissen und hängendem Kopf berichtete er ihr davon. Henriette blieb ganz ruhig: »Nun, dann helfen Sie ihm ein andermal. Jetzt werden seine Geschwister wohl das ihrige tun. In wenigen Tagen wollte Kleist zurückkommen.«

In ihrem Gesicht lag, ihr selbst unbewußt,

eine so rührende hoffnungsvolle Seligkeit bei dem Gedanken an das Wiedersehen, daß Pequilhen sich mit einem Seufzer abwandte und der Rendant Vogel heimlich die Augen trodnete.

Dieser stille, gutherzige Mann wußte mehr von den Seelenkämpfen und Gefühlen seiner Frau, als diese ahnte. Seine große, tiefe Liebe für Henriette blieb stets die gleiche. Wenn Henriette den Herrn von Kleist liebte, mit ihm glücklich zu werden hoffte, Vogel wäre zurückgetreten und hätte ihr den Weg frei gemacht. Aber welche Aussicht auf Glück gab's noch für eine Todgeweihte? Auch von Henriettens tödlicher Krankheit wußte Vogel. Aber nie verriet er sich, weder seiner Frau noch seinem besten Freunde Pequilhen gegenüber, dem er sonst alles anvertraute. Diesen Gram, der ihm stündlich das Herz zerriß, trug er allein und wollte ihn allein tragen — bis ans Ende.

Die rotgesprenkelten Äpfel lagen im Grase unter dem alten, knorrigen Baum. An dem danebenstehenden Birnbaum hingen keine Früchte mehr, nur noch das Laub glänzte golden im Sonnenlicht.

Ulrike sammelte die heruntergefallenen Äpfel auf: »Morgen müssen wir die letzten abnehmen,« rief sie Minette zu. »Ich steige auf die Leiter und werfe sie dir in die Schürze. Als wir Kinder waren, kletterte Heinrich immer hinauf, und ich stand darunter und fing auf, was er mir zuwarf.« Ein Schatten ging über Ulrikens Gesicht: »Seit vielen Monaten hörten wir nichts mehr von ihm. Auch Maria antwortete mir nicht.«

»Wenn er uns braucht, wird er sich schon melden,« meinte Minette mit der müden Gleichgültigkeit, mit der sie alles behandelte.

Minette hatte seit Eidsbüdts Tode ihre Trauerkleider nicht mehr abgelegt. Sie war in diesen Jahren zu einer alten Frau geworden, obwohl sie noch nicht einmal ihr vierzigstes Lebensjahr erreicht hatte. Sie kränkelte beständig, und Ulrike mußte wieder ganz nach Frankfurt zur Schwester ziehen. Das kleine Erbeil von Tante Massow, Minettens Geld und Ulrikens geringer Vermögensrest reichten kaum zu dem bescheidensten Leben. Die Schwestern vermieteten daher die obere Etage und schränkten auch sonst auf jede Weise ihre Ausgaben ein. Ulrikens Reise lust blieb zwar unverändert, doch konnte sie ihr

nicht nachgeben. Nur im Sommer schlossen die Schwestern ihre Wohnung ab und blieben bei Stojentins, Pannwigens und Weyhers. Das waren die Glanzpunkte in Alrikens Leben, die dann mit den Schwägern reiten und aufs Feld fahren konnte, während Minette immer bald nach Frankfurt zurückverlangte. Hier in ihrer alten Heimatstadt spielte sich ja das letzte Kapitel ihres Lebensromans ab. In dem Mittelzimmer mit den verbläuten blauen Damastmöbeln lag sie zum letztenmal in Eidsviks Armen, hörte seine letzten Liebesworte, indessen von der Oberkirche her dumpf die Glocken schlangen und alle Fahnen wehten vor Freude, daß Preußen endlich das Joch des Unterdrückers abschütteln wolle. Großer Gott, was war aus diesen stolzen Hoffnungen geworden! Mit eisenfesten Ketten gebunden lag das Vaterland aus tausend Wunden blutend am Boden, und ihre eignen Lebenshoffnungen sanken mit Eidsvik in ein frühes Grab.

Langsam schlichen zwei schwere Tränen über Minettens blaßes Gesicht. Sie bremte sich um, damit Alrike ihr Weinen nicht bemerke, und stieß einen lauten Schreckensschrei aus, als sie eine männliche Gestalt über den Grasplatz her mit schnellen Schritten auf sich zukommen sah. Alrike ließ gleichfalls erschrocken ihre Schürze los. Die gesammelten Äpfel rollten über den Grasplatz bis dicht vor Heinrich von Kleists Füße, der jetzt unmittelbar vor seinen Schwestern stand, abgemagert, abgehehlt, in zerdrückten Reisefleibern, mit langen Bartstoppeln auf den eingefallenen Wangen.

Alrike sah in Heinrichs Gesicht. In der ersten Sekunde erschien er ihr so verändert, daß sie ihn kaum erkannte. Blitzschnell nahm ihr Gehirn den Eindruck auf: den abgenutzten Rock, der um die magere Gestalt hing, die schmutzige Wäsche, den verbeulten Hut, die unrasierten Wangen. Laut wiederholte sie Minettens Schreckensschrei. Dann bedeckte sie beide Hände vor ihr Gesicht, in tiefer Scham über die Verwahrlosung des Bruders, und brach in lautes Schluchzen aus.

Heinrich stand wie festgewurzelt vor Bestürzung über diesen Empfang neben seinen weinenden Schwestern. Diese Aufnahme, dieses Entsetzen bei seinem Anblick hatte er nicht erwartet. Er brachte es in diesem Augenblick nicht fertig, sein plötzliches Erscheinen, den Grund seines Kommens oder

auch nur die Verwahrlosung seines Äußeren mit der überhasteten Reise zu erklären. Kurz drehte er sich auf dem Absatz herum und verließ eilends den Garten. Was die Schwestern hinter ihm herriefen, verstand er nicht mehr. Jedenfalls achtete er nicht darauf. Erst am Ende der Straße maßigte er seine Schritte. Rechts um die Ecke mußte er biegen, dann kam das Zengese Haus in Sicht. Eine Minute dachte er daran, in den Garten zu gehen, um die alte Laube, den Bach wiederzusehen. Aber die Befürchtung, irgendein Mitglied der Zengese Familie könne ihm entgegentreten und ebenso wie seine Schwestern voller Entsetzen zurückprallen, ließ ihn vor dem Gedanken zurückschauern, sich dem ein zweites Mal auszusetzen.

Auf einem Stein am Ufer der Oder blieb er sitzen und sah dem Treiben der Schiffer zu. Der Geruch von Teer und Tran brachte ihm halbvergessene Kindheitserinnerungen zurück. Gar zu gern ging er als kleiner Junge hierher, um die Schiffe abfahren zu sehen. Alrike hielt ihn dann fest an der Hand, damit er in seiner Lebhaftigkeit nicht ins Wasser stiele. Er meinte noch den Druck ihrer kräftigen warmen Finger zu fühlen, mit denen sie seine kleine Hand umschloß. An diese Erinnerung hängten sich andre, wie Glieder einer Kette. Immer war's Alrikens Gestalt, die am deutlichsten aus dem Nebel der Vergangenheit auftauchte. Ihre stete Hilfsbereitschaft und Opferfreudigkeit rief er sich zurück, und seine Bitterkeit über den heutigen Empfang wurde milder. Ein verkürzter Ausdruck lag auf seinem gramvollen Gesicht.

In seiner Tasche fand er sein Notizbuch und einen Bleistift. Damit schrieb er einen erklärenden Brief an Alrike.

Einen Boten, der den Zettel als sein Vorläufer ins Haus bringen sollte, fand er in einem kleinen barfüßigen Jungen, der rittlings auf der Kaimauer saß und auf einem zusammengerollten gelben Buchenblatt piffte. Für einige Kupfermünzen, die Heinrich in die kleine schmutzige Faust drückte, versprach der Junge den Zettel sogleich zu den Demojellen von Kleist, deren Haus er kenne, zu tragen.

Heinrich blieb noch am Wasser sitzen, bis er annehmen konnte, daß sein Brief Alrike erreicht habe. Dann trat er noch einmal die Wanderung zu seinem alten Vaterhause an. —

Ulrike stand gerade in der Küche und half der Magd beim Apfelschälen, als der Junge ihr den Zettel gab. Sie schob dem Kinde ein paar Äpfel in die Tasche und ging schnell ins Zimmer, um den Brief zu lesen. Ihr Herz schlug angstvoll. Mit fest zusammengepreßten Lippen las sie:

Meine liebste Ulrike,  
der König hat mich durch ein Schreiben im Militär angestellt, und ich werde entweder bei ihm Adjutant werden oder eine Kompanie erhalten. Die Absicht, in der ich hierherkam, war, mir zu einer kleinen Einrichtung, welche dies nötig macht, Geld zu verschaffen; entweder unmittelbar von Dir oder durch Dich auf die Hypothek meines Hauses.

Da Du dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das allertiefste erschütterte, so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diese Gedanken völlig auf. Ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beschränke mich, entschlossen, noch heute nachmittag nach Berlin zurückzureisen, bloß auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, Dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen. Kann ich bei Dir zu Mittag essen? — Sage nicht erst ja, es versteht sich ja von selbst, und ich werde in einer halben Stunde bei Dir sein

Dein Heinrich.

Ulrike kniffte den Zettel zusammen. Ihr Gesichtsausdruck wurde nicht freundlicher. Sie öffnete die Tür zum Speisezimmer, in dem die Mittagstafel bereits für drei Personen fertig gedeckt dastand.

»Laß noch ein Gedeck auflegen, Minette,« befahl sie.

»Weshalb denn? Wir sind mit der alten Wadern doch nur drei Personen! Heinrich ist ja wieder fortgelaufen.«

»Zum Essen kommt er zurück.«

»So ...« Minette preßte die schmalen Lippen zusammen.

Das Mädchen stellte einen Stuhl zwischen die andern und legte noch ein Besteck auf das Tisch Tuch.

»Heinrich wird hoffentlich wenigstens pünktlich sein?« nörgelte Minette. »Wir haben einen Grieskautlauf mit Fruchtsauce.

Wenn der fällt, wär's schade. Die alte Wadern ißt das Gericht besonders gern.«

»Da kommt er schon.« Ulrike sah zum Fenster hinaus.

»In demselben entsetzlichen Anzug?«

»Soll er inzwischen zum Schneider laufen? Frag' nicht so dumm,« fuhr Ulrike die Schwester an.

Gleich darauf trat Heinrich ins Zimmer. Jeder Schwester streckte er eine Hand hin. Minettens Hand lag weß und schlaff in der seinen. Ulrike erwiderte den Druck seiner Finger auch kaum. Beharrlich senkte sie die Lider, wenn Heinrichs Blicke sie suchten.

Ein beklemmendes Gefühl stieg in ihm hoch. Von einer zur andern sah er mit stummer Bitte. Als beide steif und kalt blieben, wandte er sich mit einem Seufzer ab und sah sich in dem ihm so wohlbekannten Zimmer um.

Der blaue Damast der Möbel war inzwischen noch mehr verblichen. An der grau-gemusterten Tapete hingen die alten Familienbilder in schmalen Silberrahmen. Am Fenster stand Tante Massows geräumiger Ohrenlehnstuhl, davor seiner verstorbenen Mutter Nähtischchen aus Rosenholz, mit Perlmutter eingelegt. Alles wohlbekannt und vertraut. An jedem Möbelstück, an jedem Bild hingen Erinnerungen, liebe und schmerzliche, solche, die förmlich physisch weh tun, und andre, bei denen man nur ein bißchen müde lächeln kann.

»Ihr habt wenig verändert hier,« sagte Heinrich endlich in das beklommene Schweigen hinein.

»Glaubst du vielleicht, wir hätten Geld, uns neu einzurichten?« fragte Minette scharf, und Ulrike setzte trohig hinzu: »Für uns ist's gut genug. So lange wir leben, halten die Sachen schon aus.«

»Ich meinte ja auch nur, daß es mich wohl-tuend heimatisch berührt, alles beim alten zu finden,« begütigte Heinrich.

»Alles wie sonst ist's durchaus nicht mehr. Über uns wohnt eine Familie mit fünf Kindern. Die trampeln, daß der Fuß von der Decke fällt und Minette Kopfweh von dem Skandal bekommt,« berichtete Ulrike. »Was hilfst's? Es sind wenigstens honette Leute, die ordentlich zahlen.«

»Müßt ihr denn die Etage vermieten?« fragte Heinrich unsicher.

»Ich dächte, du könntest selber am besten

wissen, weshalb wir dazu gezwungen sind,« entgegnete Ulrike schroff.

Sie ging der alten Frau von Wadern entgegen, die in ihrem uralten, brüchigen Taftkleid, den maustrigen Hermelinfragen über den Schultern, den baumelnden Ribistül am Arm, mit kleinen, altmodischen Knicksen hereintrat.

»Sind wir nicht allein beim Essen?« fragte Heinrich erschrocken.

»Nein,« antwortete Minette. »Die alte Wadern ist immer Mittwochs bei uns. Wir konnten nicht wissen, daß du plötzlich ankommest, nachdem du so lange nichts mehr von dir hören ließeßt. Nun mochten wir ihr nicht absagen, weil sie nichts bei sich gekocht hat.«

»Nein, natürlich nicht.«

Heinrich verbarg seine Enttäuschung und begrüßte die alte Dame, die ihn nicht wiedererkannte, aber bei seinem Anblick unaufhörlich mit dem Kopf schüttelte: »Der Heinrich — wie der sich aber verändert hat!«

»Ja, das tat er,« pflichtete ihr Ulrike bei. Ihre Augen trafen Heinrich jetzt mit einem vollen Jornesblick: »Auf der Straße wäre ich an ihm vorübergegangen, ohne ihn zu erkennen. Elend, abgerissen, ärmlich, so sieht mein Bruder aus.« Sie konnte nicht weiterprechen und trommelte aufgeregt mit den Fingern an ihrem Tellerrand.

»Du mußt meinen schlechten Anzug mit der eiligen Reise entschuldigen, Ulrike,« bat Heinrich. »In letzter Zeit habe ich in Berlin unaufhörlich gearbeitet. Da blieb keine Zeit, an Kleider zu denken.«

»Dummes Zeug! Du hattest kein Geld für einen anständigen Rock,« fiel Ulrike ihm bitter ins Wort.

»Das freilich auch nicht,« gab er zu.

»Dahin ist's also gekommen.« Ulrike hob ihren Fleischteller zurück. »Dahin, daß mein liebster Bruder, für den ich fast mein ganzes Vermögen opferte, sich nicht mehr standesgemäß kleiden kann. Vorausgesehen habe ich das längst, aber du wolltest ja nie hören.«

»Ich sage dir doch, daß der König mich im Fall eines Krieges anstellen wird.«

»Und wenn's keinen Krieg gibt? Was dann?«

»Auch dann hoffe ich auf eine Anstellung in der Armee oder beim Zivil.«

»Beides hast du gehabt und beides zweimal aufgegeben.«

»Damals hoffte ich, durch meine Dichtungen ...«

»Dawohl, deine Dichtungen ...« brauste Ulrike auf. »Die waren der Grund deines Unglücks, die zogen dich von jeder ernsten Arbeit ab, verleiteten dir jeden ordentlichen Beruf, machten dich unstill, halt- und ruhelos.«

»Ulrike, mehr als ich in den letzten Jahren gearbeitet habe, kann kein Mensch arbeiten,« erwiderte Kleist. Noch blieb er äußerlich gelassen, obwohl ihm bei Ulrikens Worten zumute war, als ob er mit Steinen beworfen würde.

»Ach, was ist das für eine Arbeit! Dichten, das konntest du mit deinem Beruf verbinden, und gelang dir das nicht, so mußtest du das Dichten eben lassen,« antwortete Ulrike gereizt. All ihr jahrelang unterdrückter Groll über des Bruders »Unvernunft und Eigensinn«, mit dem er all ihre Pläne immer wieder durchkreuzte, quoll auf und legte ihr all diese bösen und harten Worte auf die Lippen, von denen ihr Herz doch nichts wußte.

»Nun wir einmal damit angefangen haben, Ulrike,« entgegnete Kleist, »laß uns dieses schmerzliche Thema zu Ende bringen. So wenig ich davon gesprochen habe, so gewiß ist es, daß es einer meiner herzlichsten und innigsten Wünsche war, euch einmal durch meine Werke recht viel Freude und Ehre zu machen.«

»Das ist dir nicht gelungen.«

»Nein, es ist mir nicht gelungen, und ihr seht wohl immer nur auf das Resultat, nicht auf das Streben selber. Ich klage euch auch nicht an, daß ihr euch von mir zurückgezogen habt. Aber der Gedanke, das Verdienst, es sei nun groß oder klein, gar nicht anerkannt zu sehen und mich von euch als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert ist, betrachtet zu wissen, ist mir überaus schmerzhaft. Wahrhaftig, es raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, es vergiftet mir auch die Vergangenheit.«

»Du bist mehr als undankbar,« rief Ulrike. Ihre Stimme bebte vor Entrüstung: »Wer hat dir wieder und wieder geholfen, mit Geld, mit Rat, mit Bitten um Anstellung? Nichts nützte. Wie oft sagten Stojentins und Pannwitzens zu mir: Was du dem Heinrich gibst, wirfst du in einen bodenlosen Ab-«



grund. So ist's gewesen — gerade so. Alles nimmt einmal ein Ende. Ich habe nur noch so viel, daß ich nicht meinen Geschwistern zur Last falle. Geschädigt habe ich sie um beinetwillen schon alle. Denn mein Erbteil von den Eltern ist auf diese Weise verbraucht.»

»Eichstädt und ich konnten uns nicht heiraten,« weinte Minette. »Nur, weil du Ulrike ausgezogen hast, Heinrich. Jawohl, das hast du getan. Mit ihrem Geld hätten wir drei zusammen leben und ich noch einmal glücklich sein können. Das verzeihe ich dir nicht. Ulrike darf dir nichts mehr geben. Hörst du, Ulrike, nie mehr!«

Minettens Stimme wurde immer scharf und spitz, wenn sie sich erregte. Jetzt tat ihr schrilles Organ Heinrichs empfindlichen Nerven weh. Eine Zeitlang sah er zu Boden und zeichnete mit der Spitze seiner Gabel Figuren ins Tischtuch. Dann sah er auf, den Schwestern gerade und fest ins Gesicht: »Du kannst ganz ruhig sein, Minette. Du auch, Ulrike. Ich bitte euch nicht um Geld. Nie wieder. Ich werde mir allein helfen und vielleicht ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

»Was vielleicht?« fragte Ulrike, von plötzlicher Unruhe erfaßt. Ihre Festigkeit fing bereits an, ihr leid zu tun. »Ist du nicht mehr?« fragte sie den Bruder mit unsicherer Stimme, als der wohlgelungene Griesauflauf hereingetragen wurde.

»Danke.« Heinrich schüttelte abweisend den Kopf. Keinen Bissen mochte er nach dieser Aussprache, die sein schon so wundtes Herz zerriß, über die Lippen bringen.

Auch Ulrike und Minette nahmen nur ein Kosthappchen auf ihre Teller. Die alte Wadern dagegen sprach ihrer Liebesspeise desto lebhafter zu. Der sagenhafte »Ammi« hätte den Teller nicht sorgfältiger putzen können. —

»Denkst du wirklich daran, gleich nach Berlin zurückzureisen?« fragte Ulrike, als sie nach dem Essen mit dem Bruder allein in dem blauen Zimmer stand. Minette half der alten Frau von Wadern beim Ankleiden.

»Ja, Ulrike, noch in dieser Stunde reise ich ab,« antwortete Heinrich. »Sage Minetten Adieu.«

»Willst du nicht wenigstens warten, bis sie wieder hereinkommt?«

»Nein. Was haben Minette und ich uns noch zu sagen? Der Tunichtgut, der herab-

gekommene Mensch verläßt das Elternhaus und wird euch nie mehr belästigen.« Eine grenzenlose Bitterkeit lag in seiner Stimme. Er wandte sich zum Gehen.

»Heinrich, habe ich das wirklich um dich verdient?« Ulrike hielt den Bruder am Armel seines Rockes fest. Aber Heinrich war zu tief verletzt. Die Demütigungen, die seiner Schwestern harte Worte ihm, noch dazu in Gegenwart einer Fremden, zugefügt hatten, fielen mit fürchterlicher Gewalt in seine ermattete Seele.

Wer glaubte noch an ihn, wenn seine eignen Schwestern sich schauernd abwandten? Sogar Ulrike, die ihm einst so nahe stand und jetzt nur noch in ihm einen Taugenichts sah, der nicht die Ehre, sondern die Schande der Familie wurde! Er, der, wie er selbst trotz allen Enttäuschungen im tiefsten Inneren fühlte, unsterbliche Werke geschaffen hatte!

»Wie willst du denn leben, bis du eine Anstellung bekommst?« drängte Ulrike nochmals. Sie ging an die Chiffonniere und kramte in einigen Papieren. »Da nimm!« bat sie. Ihr Ton klang rauh vor unterdrückter Bewegung, als sie dem Bruder einige sorgsam in Seidenpapier gewickelte Goldstücke hinhielt: »Wir bringen uns schon durch.«

Heinrich schob ihre Hand zurück: »Wenn ich jetzt noch von dir Geld annehmen könnte, dann wäre ich wirklich der herabgekommene Mensch, für den ihr mich haltet.« Er nahm seinen zerbeulten Hut vom Stuhl. Noch einmal überslog sein Blick den ganzen Raum, dann blieb er auf der Gestalt der Schwester ruhen, die in ihrer Enttäuschung und Erbitterung die Goldstücke in eine Schublade warf, ihr Gesicht in beiden Händen verbarg und bitterlich weinte.

»Leb' wohl, Ulrike!« Kleist stand schon an der Tür: »Leb' wohl, Mutter!« Die letzten Worte sprach er so leise, daß Ulrike sie kaum verstand. Sie wollte dem Bruder nachlaufen, aber ihr Stolz und Trotz hielten sie fest.

Als Minette wieder hereintrat, fand sie die Schwester mit verweinten Augen. »Wo ist Heinrich?« fragte sie rasch.

»Fort.«

»Schon wieder abgereist?«

»Ja.«

»Ohne mir Adieu zu sagen? Das ist wirklich hübsch! Ich habe ihm doch früher auch manchmal geholfen, und nun ...«

»Ach, schweig doch von dem elenden Geld!« fuhr Ulrike auf. »Wenn er mir nur dafür zu danken hätte, wär's wenig; aber hier« — sie schlug sich auf die Brust — »hier sitzt der Schmerz um ihn. Lieb hab' ich ihn gehabt, stolz bin ich auf ihn gewesen, gehofft, gesorgt habe ich mich um ihn, und jetzt ist alles zu Ende! Wie ein halbverhungelter Vagabund kommt er zurück, und das wird nie anders werden — nie — nie! Mangel muß er leiden, der Sohn unsers Vaters, mein lieber Bruder ...« Die letzten Worte schrie sie fast heraus.

Minette stand hilflos vor der Erregten. »Dann schid' ihm doch etwas!« schlug sie endlich vor.

»Nein, das käme sofort zurück. Von mir und dir nimmt er nichts wieder an. Das kann ich ihm auch nicht verdenken. Ich schreibe sofort an Stojentin, er solle mir eine größere Geldsumme anweisen. Meinen Hausanteil trete ich Friederiken dafür ab. Das Geld schicke ich an Maria von Kleist. Die ist Heinrichs beste Freundin. Das Geld soll sie ihm zu seiner Equipierung geben, und einen Teil gleich, wenn das durchaus nötig ist. Ja, so ist's gut ...«

Ulrike trocknete die Augen und setzte sich gleich zum Schreiben hin: »Daß du nicht an Stojentin verrätsst, wofür ich das Geld haben will, Minette!« drohte sie.

»Ich werde nichts sagen. Obwohl ich wirklich nicht weiß, wie wir bei dieser Steuerlast weiter leben wollen, ohne selber in Not zu geraten.«

»In Not befindet sich heutzutage jeder. Sparen ist keine Schande,« entgegnete Ulrike. Durch ihren Entschluß fühlte sie wieder festen Grund und Boden unter den Füßen. Ihre Selbstvorwürfe beruhigten sich. Sie schöpfte neue Hoffnung.

»Auch dieses Geld wirfst du in das bekannte Faß ohne Boden,« quengelte Minette.

»Du hörst doch, daß Heinrich die Summe erst bekommt, wenn er bei der Armee angestellt ist,« antwortete Ulrike scharf. »Und nun rede mir nichts mehr dazwischen. Was sein muß, muß sein.«

Minette zuckte die Achseln und sank wieder in ihre gewohnte teilnahmlose Melancholie zurück.

Henriette, dich, nur noch dich habe ich!« Kleist sank vor Henriettens Stuhl in die

Knie und lehnte den Kopf in ihren Schoß. Ohne Absicht, ganz von selber kam das Du über seine Lippen. In dieser Stunde fielen alle Schranken zwischen ihnen.

»Ja, mich hast du. Meine Seele gab ich dir.« Der dunkle, süße Ton ihrer Stimme tat ihm so wohl wie die Berührung ihrer zarten Hand.

»Du warst in Frankfurt, bei deinen Schwestern, Heinrich?«

»Ja — und ich wollte lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wiedererleben, was ich an der Mittagstafel zwischen meinen Schwestern empfunden habe.«

Henriette fühlte deutlich, wie er von physischer Qual noch in der Erinnerung an die erlittene Demütigung zusammenzuckte. »Und deine Anstellung beim König? Was wird daraus?« fragte sie.

Kleist hob den Kopf und sah sie mit finsterem Blick an: »Auch das ist zu Ende,« sagte er hart. »Durch Gneisenau, den ich aufsuchte, hörte ich, daß der König eine Allianz mit Napoleon schließen wird. Was soll ich da noch hoffen? Die Zeit ist vor der Tür, wo man wegen der Treue gegen unsern König, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller bürgerlichen Tugenden wegen, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann.«

»Du sprichst sehr bitter.«

»Ich spreche, wie ich empfinde. Ich schrieb auch immer nur, was und wie ich empfand. Das versteht man nicht. Oder will es nicht verstehen. Die ganze Welt stößt mich von sich. Ich bin vogelfrei. Jede Demütigung, jede Beschimpfung muß ich hinnehmen von Menschen, die tief unter mir stehen. Jede Maßregelung, jede Kritik wird an mir geübt, nur weil ich keinen Erfolg habe. Wohl, es fehlte mir an Kraft, die Zeit einzurenken, die Zustände zu bessern.«

»Diese Zeiten dauern nicht ewig,« tröstete Henriette. »Was bedeuten alle kurzen Erdenqualen, wenn man auf die Ewigkeit schaut? Die Ewigkeit, in der wir mit eingebegriffen sind und nur unsre Formen sich ändern und umgestalten.«

»Möchtest du das, Henriette? Möchtest du deine jetzige Daseinsform verändern?«

»Wie gern!«

»Willst du mit mir sterben?«

»Ja — mit Tauchzen und Seligkeit gehe ich mit dir in den Tod.«

»Du Süße, Einzige, Geliebte!« Er riß sie in seine Arme und küßte sie wild und feurig: »Du liebst mich, Henriette?«

»Über alles andre in der Welt. Mehr als meinen guten Mann, mehr als mein süßes Kind. Lieber will ich mit dir sterben, als mit ihnen ohne dich weiterleben.«

In diesem Augenblick der Überreiztheit vergaß Henriette ihre eigne schwere Krankheit, die schon oft diese Todessehnsucht in ihr wachgerufen und in der sie Kleist das Versprechen abgerungen hatte, sie zu töten, wenn ihre Leiden unerträglich würden.

Auch er dachte jetzt nicht mehr daran. In sein todwundes Herz fielen ihre Worte wie heilende Balsamtropfen. Es gab also doch eine Seele, die ihn verstand, die begriff, daß sein Todesverlangen unheilbar, sein Entschluß, zu sterben, eine Notwendigkeit sei. Diese Erkenntnis steigerte seine Liebe für die ihm so ganz ergebene Frau zur höchsten Leidenschaft.

»Mein Liebes!« stammelte er unter Küssen, deren Glut ihr auf die Lippen brannte: »Mein liebes, süßes Leben, meine Sonne, mein Höchstes, meine Seligkeit, du willst wirklich den dunklen Gang mit mir gehen? Dich wie ein Veilchen aus einer Wiese, aus deiner ganz wunschlosen Lage von mir herausnehmen lassen?«

»Mit dir sterben will ich,« wiederholte sie. Ihre Arme lagen um seinen Hals. Die grüngolden schimmernden Augen tauchten tief in die seinen.

»So sei es denn! Meine einzige, jauchzende Sorge ist jetzt nur noch die, einen Abgrund zu finden, tief genug, um mich mit dir hinabzustürzen.«

In dem stillen Zimmer war nichts hörbar als das Atmen, der laute Herzschlag der beiden fast bis zum Wahnsinn erregten Menschen.

»Henriette, uns beide schreckt der Tod nicht,« sagte Kleist endlich ruhiger. »Ich will meine Qualen beenden. Ich schließe ab. Mein gemartertes Herz jubelt, weil ich in dir endlich eine Frau gefunden habe, die mich ganz versteht, mich, mein Anglück, die Tragik meines Geschicks begreift, ganz an mich glaubt. Immer sehnte ich mich danach vergeblich. Nach Psuels, nach Marias Hand griff ich, um mit ihnen, die mir einst die Liebsten waren, gemeinsam zu sterben. Beide wiesen mich ab. Das wollten sie nicht, weil

sie hofften, mich retten, mich heilen zu können. Du allein begreift, daß es für mich nur noch eine Rettung, eine Möglichkeit gibt — den Tod.«

»Ja, Heinrich.«

»Ach, und ein Tod zu zweien, der schwebte mir stets wie etwas unennbar süßes, wunderbar Schönes vor.«

Sie ließ ihren Kopf wieder an seine Brust sinken: »Wir sterben den schönsten Tod, einen Liebestod,« flüsterte sie. »Hand in Hand, Herz an Herz. Von den Freuden und Leiden dieser Welt wissen wir gar nichts mehr. Nur noch träumen wollen wir, von lauter himmlischen Fluren und Sonnen.«

»Wie zwei fröhliche Luftschiffer werden unsre befreiten Seelen sich über diese Welt erheben und die große Entdeckungsreise antreten.« Jubelndes Frohlocken klang durch Kleists Worte. Mit einem Schlage sah er um viele Jahre jünger aus, als ob eine liebe Hand alle Kummerfalten, allen Gram von seinen Zügen fortgewischt habe. »Das Paradies ist verriegelt. Der Cherub steht hinter uns. Wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob's vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist,« fuhr er heiter fort. »Und diese letzte Zeit wollen wir schön verbringen, Geliebte. Ich habe immer nach Erkenntnis, nie nach Glück gestrebt. Jetzt möchte ich noch genießen. Jede Sorge um die Zukunft ist ja nun von mir genommen. Jede Bitterkeit in der Vergangenheit will ich vergessen.«

»Wann soll es geschehen?« fragte Henriette leise, indem sie sich enger an ihn schmiegte. »Ich kann's kaum erwarten, immer mit dir vereint zu sein.«

»Bestimme du den Zeitpunkt!« bat er. »Denn ich habe wenig in dieser Welt zurückzulassen. Keiner behält meine Manuskripte, die sind also wohlgeborgen. Nach meinem Tode erreichen meine Freunde vielleicht die Veröffentlichung. Auch dafür ist mein Tod nötig. In Deutschland gilt nur der tote Dichter etwas. Von lieben Menschen — ja, wen lasse ich denn da zurück? Meine Familie hat sich ganz von mir abgewendet. Meinen Freunden bin ich entfremdet. Sogar von Psuel weiß ich nur, daß er die österreichischen Dienste verließ und vor zwei Jahren in die russische Armee übertrat. Nur Maria, vor der fühle ich mich schuldig, daß ich ihr diesen Schmerz zufügen muß. Der

will ich kurz vor meinem Tode einen Abschiedsbrief schreiben, mich ihr erklären, so gut ich kann. Du weißt, Henriette, daß ich diese geliebte Freundin nie gegen dich vertauscht hätte, um mit dir zu leben — mit dir sterben will ich.«

»Das weiß ich,« antwortete Henriette ruhig. Wenn ihr diese grausame Offenheit wehe tat, zeigte sie das jedenfalls nicht. »Mein Hauswesen ist so im Gange, daß auch mir wenig zu tun übrigbleibt. Nicht mehr habe ich anzuordnen, als ob ich für kurze Zeit auf Reisen ginge. Pequilhen wird meinen guten Mann nicht verlassen, und für Abolfinchen sorgt ihr Vater, der das Kind zärtlich liebt. Wenn du rufst, komme ich.«

Er dachte ein Weilchen nach: »Mitte November vielleicht?«

Sie nickte: »Und wo? Nicht hier im Hause. Abolfinchen könnte hereinkommen, die tote Mutter sehen und erschrecken. Auch für meinen Mann möchte ich alles so leicht wie möglich machen. Pequilhen muß ihn vorbereiten. An diesen treuen Freund richte ich meine letzten Worte und Bestimmungen.«

»Ja, in Berlin, wo ich namenlos gekittet habe, möchte ich auch weder sterben noch begraben liegen,« sagte Kleist nachdenklich. »Potsdam ist mir lieb, mit seinen Schlössern und Parks, den dunkelgrünen Tannen und roten Kieferstämmen, hinter denen jetzt die Herbstnebel ziehen. Da möchte ich sterben. Dort bin ich oft glücklich gewesen. Dünger für die Heimat Erde will ich sein; ihr gebe ich meinen zerquälten Körper zurück. Ich wünschte, eine Eiche wüchse aus meinem Grabe hervor, eine deutsche Eiche! Nie mehr werde ich eine Eiche in Freiheit grünen sehen, nie erleben, daß mein geknechtetes Vaterland die Ketten sprengt. Aber sollte der Tag doch noch einmal kommen, dann ist mein Geist mit in dem Rauschen des Sturmwindes, der die Kronen der deutschen Eichen schüttelt, mit in dem Sonnenlicht, das die dürre märkische Erde in Goldstaub verwandelt, und ich weine als Tau des Himmels Freudentränen über das befreite Preußen. So soll's sein! Wir fahren nach Potsdam, Henriette, bleiben die Nacht im Wirtshaus, schreiben unsre Briefe. Am nächsten Tage, wenn die Todesnachricht in Berlin angekommen sein kann, erschieße ich dich, dann mich.«

Eng aneinandergelehnt saßen sie da. Ein Zittern lief über Henriette hin.

»Hast du Angst?« fragte er zärtlich.

»Angst?« Sie sah ihn groß an. »Angstigt sich die Braut vor dem Hochzeitstage? O nein, sie zittert vor Verlangen danach, Heinrich. Ein Wonneschauer überrieselt sie, weil sie bald in den Armen des Geliebten selig sein darf. Das fühle ich, nichts andres.«

»Unsre Hochzeit und unser Sterbetag sind eins. Der Brautführer ist der Tod,« sagte Kleist mit feierlichem Ernst. »Zieh ein weißes Kleid an, Henriette, stecke eine rote Rose an die Brust, gerade über dem Herzen. Meine Kugel trifft dich mitten ins Herz; die fehlte noch nie ihr Ziel, meine Hand ist fest. Ich werde auch nicht zittern, wenn ich keinen Feind, kein Wild, sondern das Liebste töten muß.«

Sie dankte ihm nur durch ein Lächeln und ein Aufstrahlen der Augen. —

Von der Stunde an breitete sich eine friedliche Ruhe und Heiterkeit über beide aus. Der eiserne Druck, der über Heinrichs Stirn, der glühende Reif, der um sein Herz gelegen hatte, fielen von ihm ab. Nichts quälte und beunruhigte ihn mehr. Die kleinen alltäglichen Sorgen und Nöte, die bitteren Enttäuschungen und Seelenmartern — alles versank. Eine leuchtende Klarheit lag auf seiner Stirn. Ein freundliches Lächeln spielte um seinen Mund. Im Licht der Ewigkeit betrachtet, erschien nichts mehr des Grämens und Quälens wert.

Lange, einsame Wanderungen durch den winterlich kahlen Tiergarten machte er und freute sich an dem feinen Geäst der Zweige, das wie feine Federzeichnungen von dem matten Herbstnebel abstach.

Auch zu Rahel Levin ging er noch einmal.

Zu den vielen Gästen, die sich wie immer in der berühmten Dachstube versammelten, war seit einigen Jahren ein neuer Gast hinzugekommen. Der junge Varnhagen von Ense besuchte, wenn er in Berlin anwesend war, Rahel täglich. Man sagte, obwohl Varnhagen vierzehn Jahre jünger war als sie, die beiden seien verlobt. Kleist wunderte sich darüber. Er stellte Rahel so hoch, daß ihm keiner gut genug für diese geist- und seelenvolle Frau dünkte. Der elegante, etwas affektierte Varnhagen mißfiel ihm besonders deswegen, weil er beständig hinter oder neben Rahels Stuhl stand, auf jede ihrer Bemerkungen horchte und sie seinem Gedächtnis ein-

prägte. Oft zog er sogar ganz naiv in ihrer Gegenwart ein Notizbuch aus der Tasche und notierte den geistvollen Einfall. Rahel lächelte darüber, wie man die kleinen Schwächen eines geliebten Menschen oder die Torheit eines holden Kindes belächelt.

Vielleicht las Rahel das fragende Erstaunen in Kleists Augen, denn wie eine Antwort für ihn sagte sie plötzlich, als ob sie einen Einfall loswerden wollte: »Wunderbar ist's mit der Liebe einer Frau! Wir lieben meist dreimal. Das erstemal lieben wir nur die Liebe an sich. Das zweitemal lieben wir den Mann, und das drittemal« — sie wandte den Kopf nach dem gespannt lauschenden Barnhagen, aber ihre Blicke trafen Kleist — »lieben wir nur noch die Liebe des Mannes.«

»Sage das noch einmal, teure Rahel!« bat Barnhagen.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf: »Meine Gedanken sind nur wie kleine Mücken, die im Sonnenlicht eine Sekunde spielen und flimmern,« wies sie ihn ab.

Für Kleist schwand der Reiz der Unterhaltung mit Rahel durch diesen stets gierig aufmerkenden Zuhörer.

Auch die übrigen Gäste beobachtete er nur matt gleichgültig, wie man vom gesicherten Ruhepunkt aus das Hasten und Drängen anderer beobachtet. Sogar Fichtes herrliche, schwunghafte Reden, Schleiermachers tiefgründige Auseinandersetzungen erregten sein Interesse nicht mehr. Jenseit der Grenze aller ihrer Hoffnungen und Bestrebungen fühlte er sich. Wie ein bereits Abgeschiedener kam er sich vor, der mit der übrigen Welt nichts weiter gemein hat. Trotzdem fühlte er deutlich, daß Rahels dunkle Augen mit banger Frage auf ihm ruhten. Die Blicke fingen an ihn zu quälen. Was diese feinfühligste Frau die Gedanken und Entschlüsse hinter seiner Stirn?

Leise stand er auf und ging zur Tür.

»Kommen Sie bald wieder, lieber Kleist!« bat Rahel dringend. »Auch an andern Tagen, ja, immer bin ich für Sie zu Hause.«

»Das ist recht,« sagte er mit seinem lebenswürdigen Lächeln. »Eine Frau wie Sie wirkt stets im eignen Hause am besten. Sie sind ein Kunstwerk. Ihre Dachstube ist der einzig passende Rahmen für Sie.«

»Dann suchen Sie mich und meinen passenden Rahmen bald auf, lieber Kleist. Wollen Sie das?«

»Vielleicht,« antwortete er zögernd. »Wenn ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

Als er hinausgegangen war, lag ein bedrücktes Schweigen über den Zurückgebliebenen. Niemand konnte ein unheimliches Gefühl unterdrücken, als erlebe er wie im Traum ein Unglück, sähe ein Geschick vorübergleiten, groß in seiner Tragik, herzzerreißend in seinem Leid.

»Kleist ist wie für einen andern Stern geboren,« sagte Rahel schmerzlich. »Er ist so reizbar und lebensfremd, daß er sich auf dieser Erde mit seinen Mitmenschen nie zurechtfinden kann.«

Die übrigen stimmten ihr bei. —

Nun war auch das zu Ende. Kleist betrat Rahels Salon nicht wieder. Was konnten sie oder gar ihre Gäste ihm noch sagen! Deren Gedanken kreisten um irdische Dinge, um Welthandel, Krieg oder Frieden. Ihm war das alles gleichgültig geworden, da er kurz vor der Lösung des letzten, größten Rätsels stand. Nur zu seiner lieben Reisegefährtin Henriette ging er täglich. Jeden Mittag speiste er bei Vogels und blieb den Abend über dort. Der gutmütige Rentant, der Henriettens jetzt stets ausgeglichene Stimmung, in Kleists Gegenwart oft sogar herzliche Fröhlichkeit mit Dankbarkeit genoß, lud ihn immer wieder dringend ein. Manchmal schüttelte er ihm unter Dankestränen die Hand, weil sein Verkehr Henriette so belebe.

»Du fühlst dich besser, nicht wahr?« fragte er dringend, indem er die schmalen Wangen seiner Frau streichelte.

.. »Viel besser,« antwortete sie freundlich. »Bald bin ich ganz gesund. Dann tut mir nichts mehr weh.«

»Gott sei gedankt! Wenn's nur anhalten möchte!« murmelte Vogel mit nassen Augen.

Henriette ließ in diesen letzten Lebenstagen ihr Kind kaum von sich. Kleist beobachtete sie scharf, wenn sie mit der Kleinen sprach und spielte; aber niemals konnte er ein schmerzliches Zucken um Henriettens Mund, eine Träne in ihren Augen entdecken. Die Seelenstärke, die ernste Tapferkeit, mit der diese Frau dem Tode entgegen sah, erschien ihm immer bewundernswürdiger, je näher die Ausführung ihres Entschlusses heranrückte.

Mit nüchtern sachlicher Ruhe, ohne jede Erregung besprachen sie die Einzelheiten ihres Vorhabens. Auf den 20. November wurde die Abreise nach Potsdam festgesetzt.



Henriettens Wunsch, eine lange Wagenfahrt nach Potsdam zu machen und dort zu übernachten, würde keinen Verdacht erregen, da sie, wenn sie sich wohl genug dazu fühlte, schon oft derartige kurze Ausflüge zur Erfrischung unternommen hatte.

Der zwanzigste November kam heran. Ein trüber Herbsttag, mit kurz aufstöhnenden Winden und grauweißen Wolkenzügen, die über den bleifarbenen Himmel jagten.

Der Wagen hielt auf Kleists Gebot vor dem neuen Krug am Wannsee bei dem Wirt Stimming. Heinrich hob Henriette aus dem Wagen. Der Hausnecht belud sich mit dem Gepäck. Der Wirt versprach die besten Zimmer und ein Abendessen bereitzuhalten, wenn die Herrschaften so lange in der allgemeinen Wirtsstube unten verweilen wollten. Heinrich sah Henriette fragend an. Sie schüttelte den Kopf: »Nein, laß uns an den See gehen!« bat sie.

Ihr langer Mantel umhüllte sie vollständig. Ein dichter Schleier verbarg ihre Züge.

Erst als das Wirtshaus hinter ihnen lag, schlug Henriette den Schleier zurück und sog die kühle Herbstluft in tiefen Zügen ein.

»Wirst du dich nicht erkälten?« fragte Heinrich besorgt, mit einem Blick auf ihre dünnbeschuhten Füße, die unter dem Saum des Mantels hervorsahen.

Sie blieb stehen und lachte: »Was tut das jetzt noch, ob ich mich erkälte? Den Schnupfen und das Gliederreißen warte ich nicht mehr ab. Wir armen Gefangenen hier auf Erden, denen täglich, stündlich etwas zustoßen kann — eine königliche Freiheit ist uns geblieben, unsre Ketten abzuschütteln, wenn wir den Mut dazu besitzen.«

»Den hast du.« Heinrich faßte nach ihrem Arm.

Hand in Hand wie zwei verlassene Kinder standen sie an dem Ufer des grauen, schwermütigen Wannsees. Die Föhren im Walde knarrten leise. Die dünnen gelben Blätter, die noch an den Zweigen der Eichen hingen, raschelten.

Beiden war weich und weit ums Herz. Mit dem sanften Wellenrauschen des silbergrauen Sees kam ein großer Friede über sie, etwas unsagbar Süßes, wonnig Auflösendes. Die kühle Herbstluft, die um ihre heißen Schläfen strich, jagte auch die Wolken über den Himmel. Eins mit der Natur fühlten sie

sich, eins mit Gott, dem ihr Sein entstammte, dem sie es zurückgeben wollten. Alles Un-ergründliche löste sich dadurch. Schleier und Binden fielen. Sie waren frei! Am Henriettens Füße spielten die kleinen glucksenden Wellen des Sees. Sie breitete die Arme weit aus. Über Heinrichs Lippen kam ein Ruf, halb ein Jodeln, halb ein Tauchzen war's. Das Echo warf den Ton langgedehnt zurück, klagend, wie ein wehes Schluchzen.

Henriette schauerte leicht zusammen: »Komm weiter! Wir haben noch viel zu schreiben.«

Kleist umfaßte sie. Er stützte die zarte Gestalt, denn der Weg war weit, und sie mußten gegen den scharfen Wind ankämpfen.

Nach dem Essen, den Rest des Tages und die Nacht über blieb jeder in seinem Zimmer, mit Schreiben und Lesen beschäftigt.

Der heftige Wind verjagte die Regenvolken. Der Mond ging auf.

Kleist trat ans Fenster, das nach dem Garten hinaus ging.

Auf der Landstraße rasselte ein Wagen; dann wurde es wieder still. Gerade unter seinem Fenster warfen die Äste einer entlaubten hohen Pappel ihren Schatten, der sich mit all seinen Zacken und Windungen auf dem reingeharkten und mit Sand bestreuten freien Platz deutlich abzeichnete.

Kleist blieb lange Zeit stehen. Unnennbares ging durch seine Seele. Endlich trat er ins Zimmer zurück und nahm seine Briefmappe aus dem Felleisen, das seine wenigen Habseligkeiten enthielt.

Drei, am neunten, zehnten und zwölften November geschriebene Briefe an Maria von Kleist las er aufmerksam durch.

Ja, die Briefe waren gut so; er brauchte nichts abzuändern oder hinzuzufügen. Seine Beichte für die Frau, die er stürmisch begehrt, heiß und tief geliebt hatte, war vollständig. Nur eine Bemerkung über Ulrike, die sich in dem einen Briefe befand, beunruhigte ihn. Wenn diese Briefstelle Ulriken jemals zu Gesicht kam, mußten seine strengen Worte sie kränken. Das verdiente sie nicht! Ohne den ganzen Brief zu vernichten, konnte er aber die Stelle nicht mehr beseitigen; darum beschloß er, nachdem er an Pequilhen ein längeres Schreiben verfaßt hatte, in dem er diesem guten Freund seinen Koffer anvertraute und ihn bat, eine kleine vergessene Schuld bei seinem Barbier zu berichtigen, doch noch einmal an Ulrike selber zu schreiben. Das sollten

dann die letzten Worte aus seiner Feder sein. Const stockte diese oft; heute glitt sie ohne Zaudern über das Papier:

»Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt und somit auch, vor allen andern, meine teuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam, am Morgen meines Todes.

Dein Heinrich.

Inzwischen brach wirklich der Morgen an. So lange hatte er geschrieben und gelesen? Den Osten färbte bereits ein blaßrosa Streifen — die aufgehende Sonne.

Kleist klappte sein Buch zu, den Don Quichotte, seine Lieblingslektüre.

Mit gekreuzten Armen, straff aufgerichtet, sah er dem erwachenden Tage entgegen. Wie eine Vision tauchten die Gestalten der Frauen auf, die ihm die teuersten auf Erden gewesen waren: Wilhelmine, seine Braut, weinte heiße Tränen um sein frühes Ende; Luise Wieland, das holde Märchenkind, betete für seine Seele; Ulrike bedeckte voller Scham, Grauen und Entsetzen die Hände vor ihr Gesicht, wie damals in Frankfurt über seinen schlechten Ruch, jetzt vor schmerzlicher Enttäuschung, daß ein Kleist kläglich durch Selbstmord enden konnte; in Marias nachtschwarzen Augen lag eine leidenschaftliche Anklage, ein Schmerz, abgrundtief, heißen Zornes voll. Alle klagten, alle verurteilten, niemand verstand und begriff seinen freiwilligen Tod. Niemand?

Leise ging hinter ihm die Tür auf. Er wandte sich um. Henriette stand auf der Schwelle und breitete ihm die Arme entgegen. Sie trug ein weißes Kleid, eine rote Rose an der Brust. Ihre Augen glänzten in seliger Erwartung.

Heinrich legte die Arme um sie. Beide

sahen still dem Licht der aufgehenden Sonne entgegen — zum letztenmal.

»Du hast auch nicht geschlafen? Hast auch wie ich geschrieben und gelesen?« fragte Henriette.

Kleist nickte: »Die ganze Ewigkeit bleibt uns zum Träumen. Die Zeit zum Schreiben ist kurz bemessen.«

»An Pequilhen bestellte ich alles ausführlich,« erzählte Henriette. »Der wird, was wir ihm auftragen, pünktlich ausführen. Auch ein Weihnachtsgeschenk für meinen guten Mann soll er besorgen — eine silbergraue Mundtasse mit Arabesten und meinem Namen darauf. Am Weihnachtsabend muß er sie ihm geben. Dann freut Louis sich, daß ich zuletzt noch daran gedacht habe — nicht wahr?«

»Ja, Henriette — ja — gewiß, ihn wird das freuen.« Kleists Herz schnürte sich zusammen, wenn er an den einsamen Mann, das verwaiste Kind dachte.

Henriette blieb unbefangen heiter. »Auch an meine Freundin, die Frau von Adam Müller, schrieb ich. Nur kurz natürlich. Weißt du, was ich zum Schluß hinsetzte?: Doch wie dies alles zugegangen, erzähl' ich Euch zu anderer Zeit, dazu bin ich zu eilig heut.« Sie lachte wie ein ausgelassenes Kind über ihren witzigen Einfall. Heinrich wollte etwas sagen, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. »Daß die Sonne heut scheint, ist gar zu schön,« plauderte sie weiter. »Ich liebe die Sonne, die Wärme. Sterben, während ein Sonnenstrahl auf mich fällt, das wünsche ich mir.«

»Wir können uns nicht nach der Sonne richten,« sagte Kleist ernst. »Sowie unsre Briefe in Berlin eingetroffen sind, geschieht es.«

»Ja.« Sie drückte fest seine Hand.

Die Stunden vergingen. Der mit Briefen nach Berlin gesandte Bote konnte dort gerade eingetroffen sein, als Kleist seine Pistole aus dem Kasten nahm und in den Falten seines Mantels verbarg. »Komm!« sagte er mit einem ernststen Blick in Henriettens Gesicht.

Sie wechselte nicht die Farbe. Mit einem Lächeln stand sie auf und trat an seine Seite. »Bitte, lassen Sie uns zwei Stühle, ein Tischchen und den Kaffee ins Freie bringen!« bat sie die Wirtsleute. »Wir wollen die Mühe gern bezahlen.«

Eine Aufwärterin und ein kleiner Junge brachten das Verlangte.

Etwa dreißig Schritt vom Ufer des Sees entfernt stellten sie den Tisch mit dem Kaffeegeschirr auf.

»Danke!« Henriette bezahlte die Frau und das Kind, das den Kopf noch ein paarmal nach ihnen umdrehte, weil Kleist einige glatte Kieselsteine aufhob und sie über die Wasserfläche tanzen ließ. Henriette versuchte das auch. Ihre Steine plumpften aber immer gleich schwerfällig ins Wasser. Beide lachten über ihr Ungeschick.

»Als Kind war das mein Lieblingspiel. Ulrike konnte mich nie von der Oder fortbringen,« erinnerte sich Kleist.

Er sah sich um. Etwa zehn Schritt vom dem Kaffeetisch entfernt, bemerkte er eine ausgehöhlte Stelle am Boden. Ein morscher Baum mußte dort ausgerodet worden sein.

Henriette begriff sofort. Sie ließ ihren Mantel fallen und schob die Rose etwas höher: »Hier.« Sie deutete auf ihr Herz.

Kleist beugte sich zu ihr nieder und drückte seine Lippen auf die bezeichnete Stelle. »Es tut nicht weh. Du fühlst nichts,« sagte er abgebrochen. »Raum ein Tropfen Blut wird fließen.«

Henriette setzte sich in die Grube am Boden. Sie faltete die Hände. Ihre Blicke hingen an Kleists Gesicht.

Er hob die Hand, zielte eine Sekunde — der Schuß frachte ...

Henriettens Oberkörper sank sanft zurück. Der Ausdruck ihrer Züge blieb der gleiche. Ein Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Die Lider sanken halb über die Augen. Kein Tropfen Blut floss aus der Wunde. Mit tödlich sicherer Hand hatte Kleist ihr die Kugel mitten ins Herz gejagt.

Eine Sekunde blieb er stehen und sah sie sterben ... Dann lud er die Pistole noch einmal, kniete vor Henriette nieder und drückte ab. Der zweite Schuß frachte ... Kleist fiel mit dem Gesicht in Henriettens Schoß. Ihr Kleid wurde rot von seinem Blut.

Ein Kräbenschwarm flog mit entsetztem Geschrei von den Weidenstümpfen am Wege auf.

Im Wirtshaus hatte man Schüsse gehört, aber gedacht, die Fremden schossen aus Spaß. Erst als die Aufwärterin das Kaffeegeschirr holen wollte, sah sie das Unglück. Auf ihre entsetzten Rufe kamen die Gast-

wirte und ein in der Nähe arbeitender Waldwärter herbei.

Mit vor Schreck verzerrten Gesichtern umstanden alle die Grube, in der die beiden Toten lagen.

Niemand wagte sie anzurühren, bis die Polizei aus Potsdam, die man sofort benachrichtigen mußte, dagewesen sei.

Mit abgewandtem Gesicht blieb der Waldwärter auf seinen Stod gestützt in einiger Entfernung als Wache stehen, während die Wirte aufgeregt klatschend und jammernd ins Haus zurückliefen. — —

Einjam lagen die beiden Toten an dem Ufer des Sees. Ein Lusthauch kräuselte die silberne Fläche. Hinter den rostbraunen Kieferstämmen verglomm langsam das Abendgold ...

Sie weiß noch nichts?«

Frau Ameli von Massow rang die Hände. Sofort nachdem sie Kleists Tod erfahren hatte, reiste sie nach Groß-Bienitz in Mecklenburg, wo ihre Schwester Maria von Kleist sich noch immer bei ihren Freunden Boß aufhielt. Ameli wollte verhindern, daß Maria die schreckliche Nachricht unvorbereitet trafe. Sie glich ihrer schönen Schwester, doch sah sie wie ein verblaßtes Pastellbild von Maria aus; das Feuer, die federnde Grazie fehlten.

»Nein, sie weiß noch nichts,« seufzte Frau von Boß. »Geh hinauf, Ameli, und sage du es ihr. Marias Unruhe und Angst ist bereits aufs höchste gestiegen. Ich kann die Qual nicht mehr mit ansehen. Längst wäre sie schon selber nach Berlin gefahren, wenn sie nicht zu schwach dazu gewesen wäre.«

»Komm mit mir, Luise,« bat Ameli. »Ich fürchte mich vor Marias Verzweiflungsausbrüchen. Sie ist sehr leidenschaftlich.«

»Eine erbarmungswürdige Geschichte ist's.«

»Ja, wirklich. Der gute Heinrich, in letzter Zeit soll er an allem Mangel gelitten haben.« Ameli trocknete ihre Augen.

»Das darf Maria nicht wissen!« fuhr Frau von Boß auf. »Sie hat eine größere Geldsumme für ihn in Händen. Ulrike schickte ihr die für den Bruder.«

»Fürchtbar! Das überwindet sie nie. Daß er mit einer anderen Frau zusammen in den Tod ging, wird das Bitterste für sie sein.«

»Das glaube ich auch.«

»Ich habe Briefe von Kleist für Maria. In denen wird er diesen unbegreiflichen

Schritt wohl erklären,« fuhr Ameli nach längerem Stillschweigen fort. »Der Kriegsrat Pequilhen übergab sie mir. Er ordnet den Nachlaß der Toten. Der arme Rentant Vogel ist ganz verzweifelt. Dem Begräbnis konnte er nicht beiwohnen. Das erfolgte in aller Stille. Pequilhen schrieb eine Rechtfertigung für die Vogel und Kleist. Aber unser König, der über Selbstmord sehr streng denkt, verbietet den Druck.«

Langsam, bei jedem Schritte zögernd, erstiegen sie die Treppe, die in den oberen Stock führte.

Vor Maria von Kleists Zimmertür standen sie horchend still. Drinnen hörten sie unruhiges Umhergehen, Seufzen, halblaute Reden.

»So treibt sie es seit Wochen. Ruhelos bei Tage — schlaflos des Nachts. Ein Martyrium.«

Frau von Voss drückte leise die Tür auf. Ameli blieb hinter dem zurückgeschlagenen Flügel stehen, um sich zu sammeln und die Schwester durch ihr plötzliches Erscheinen nicht zu erschrecken.

Maria von Kleist stand in einem langen weißen Morgenrock mitten im Zimmer. Ihr Haar, das sie nicht mehr sorgfältig frisirierte, hing in schweren Flechten, wie zwei lange Trauerbänder, den Rücken herunter; über dem noch vor kurzem wie Rabenfittiche schwarzglänzendem Haar lag ein grauer Schimmer, wie wenn Reif daraufgefallen wäre. Ihr Gesicht war abgemagert, die feingebogene Nase trat scharf hervor. Den letzten jugendlichen Schimmer hatten Angst und Gram der letzten Monate von ihrem schönen Gesicht abgestreift.

»Was bringst du mir, Luise?« fragte sie angstvoll. »Ist heute Posttag? Oder kam Besuch? Ich hörte einen Wagen rollen — das mag schon mehrere Stunden her sein. Täuschte ich mich?«

»Nein, du hörtest richtig. Ameli aus Potsdam ist gekommen. Sie fühlte Sehnsucht nach dir und will dich pflegen.«

»Ameli ist gekommen?« Maria trampfte die Hände ineinander. »Luise, sei barmherzig, spanne mich nicht auf die Folter. Ameli bringt mir gewiß Nachrichten von Heinrich. Rufe sie um Gottes willen schnell herein.«

»Da bin ich schon, Maria.«

Ameli von Massow trat vor, gerade rechtzeitig, um Maria, die halb ohnmächtig zu-

rückfiel, in ihren Armen aufzufangen. Mit Luises Hilfe führte sie die Kranke zum Lehnstuhl am Fenster.

»Sage mir das Schrecklichste — schnell!« stöhnte Maria. »Ich lese in deinem Gesicht, daß du mir etwas Furchtbares sagen mußt.«

Ameli wollte sprechen. Maria hob die Hände, als ob ein zerschmetternder Schlag sie treffen sollte.

»Maria, sei gefaßt. Denke an deinen Sohn, der dir bleibt,« fing Ameli an.

»Und Heinrich ...« schrie Maria auf.

»Ist tot,« antwortete Ameli ernst.

»Tot? Er ist tot ...« wiederholte Maria.

»Mein Gott, ich hab's geahnt.« Sie drückte beide Hände gegen die Brust: »Hier drinnen der gräßliche bohrende Schmerz um ihn, den fühlte ich nicht umsonst. Der sagte mir das Entsetzliche, noch ehe die Worte von deinen Lippen fielen. Er ist tot — gestorben — einsam — ohne mich ... Ohne ein Wiedersehen — ohne einen letzten Gruß.«

»Nicht ohne einen Gruß, Maria. Ich bringe dir Briefe mit.«

»Gib — gib sie mir!«

»Gleich, Maria. Höre erst noch weiter.« Ameli stockte und sah sich hilfesuchend nach Luise Voss um. Die stand am Fenster und weinte still vor sich hin. »Maria, du weißt noch nicht, wie Heinrich starb,« fuhr Ameli schüchtern fort.

»Nein — was war's? Ein Fieber? Nahm er sich selbst das Leben?«

Ameli senkte den Kopf.

Maria stöhnte auf: »Also doch! Die Todessehnsucht wurde zu groß bei ihm. Armer, geliebter Heinrich! Ach, warum konnte er nicht warten? Warum wandte er sich von mir ab? Warum beantwortete er keinen meiner Briefe mehr?«

»Tat er das?« fragte Ameli, um Zeit zu gewinnen.

»Seit vielen Wochen hörte ich nichts,« klagte Maria. »Meine Briefe an ihn blieben unerwidert. Wenn ich meinen Sohn zu ihm schickte, traf er ihn nie zu Hause. Bald hieß es, Heinrich sei auf Reisen, bald, er wäre ausgegangen. Gott, was habe ich gelitten! Endlich schrieb ich an Ulrika. Ihre Antwort ließ auch auf sich warten. Dann teilte sie mir mit, der Bruder sei überraschend, elend, abgerissen bei ihr in Frankfurt erschienen. Ein Streit sei zwischen ihnen entstanden. Deshalb schicke sie mir Geld für ihn,





Otto Dieckmann:

Berliner Blumenmarkthalle

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916





das ich aufheben und ihm geben solle, wenn er angestellt sei. Gleich darauf befahl ich Christian, Kleist aufzusuchen. Er müsse ihm mitteilen, daß ich Geld für ihn in Händen habe. Auch darauf erhielt ich keine Antwort. Christian ist zu jung. Ihm mache ich deswegen keine Vorwürfe, nur mir selber. Warum bat ich dich nicht lieber? Warum reiste ich nicht nach Berlin? Warum — warum? Ewig wird mich das martern. Mitschuldig bin ich an Heinrichs Tod. Das edelste, beste, treueste Herz ist gebrochen.« Ein Wimmern kam über Marias Lippen, das sich so kläglich anhörte wie die Klage eines hilflosen Tieres in seiner Todesnot.

Ameli streichelte mitleidig Gesicht und Hände der Schwester: »Gleich gebe ich dir seine Briefe. Vorher muß ich nur noch eins sagen, Maria, was dir wehe tun wird.«

»Was ist's?«

»Heinrich ist nicht allein, nicht einsam gestorben.«

»Wer war bei ihm?« fragte Maria scharf. »Rahel vielleicht? War er nur schwer verwundet, pflegte sie ihn? Dann wäre sie zu beneiden. Nein, das glaube ich nicht. Nach mir würde Heinrich gerufen haben. Nur in meinen Armen durfte er sterben.«

»Heinrich starb mit einer Madame Vogel zusammen. Erst erschoss er sie — dann sich,« sagte Ameli.

Maria schnellte von ihrem Lehnstuhl hoch und packte der Schwester Arm mit krampfhaftem Griff. »Du lügst — du lügst! Wie kannst du ihn so verleumden!«

»Ich verleumde nicht. Maria, sei nicht so heftig! Du tust mir weh. Es ist die reine Wahrheit. Heinrich und Henriette Vogel starben zusammen am Wannsee bei Potsdam. Dort liegen sie begraben.«

»Du lügst wirklich nicht?«

»Nein, das schwöre ich dir.«

»Also ist's wahr! Das tat Heinrich mir an?« Marias Atem ging stürmisch. Ihre Augen glühten vor Empörung. »Hätte er diese Frau geliebt, so war's nichts. Daß er aber mit derselben Leidenschaft für mich zu den Füßen der andern sich erschoss — davon hat die Menschheit noch kein Beispiel. Und was für eine Frau war das, die er mir vorzog, in die er nicht einmal verliebt gewesen sein kann! Häßlich, eitel, ruhmstüchtig, wollte Henriette Vogel sich auf diese Weise den Nimbus der Berühmtheit schaffen. O psui!

Und so mußte er enden, mein Heinrich, wie ein Lafontainischer Romanheld. Ein Mensch mit diesen Anlagen und Talenten, der mir ganz ergeben war.« Sie biß in ihr Taschentuch, um ihr schreiendes Schluchzen zu ersticken. Ihr Blut kochte vor Empörung über des Geliebten Todesgefährtin.

»Die arme, unglückliche Frau!« suchte Ameli zu begütigen.

»Arm, unglücklich, die?« Maria warf ihre schwarzen Flechten zurück. Ihre Augen wurden größer und starrer: »Niemand beneide ich so wie Henriette Vogel. Hörst du, Ameli, niemand — und darum hasse ich sie.«

»Weshalb?«

»Weil sie in Heinrichs Armen, von Heinrichs Hand sterben durfte, und ich ohne ihn leben muß!« schrie Maria auf. Sie warf sich auf die Knie vor dem Lehnstuhl; den Kopf in die gerungenen Hände vergraben, lag sie wie zu Tode getroffen da.

Ameli und Luise bemühten sich vergebens, sie aufzurichten und zu beruhigen. »Lies ihr Heinrichs Briefe vor. Seine Worte werden sie am besten trösten,« bat Luise endlich.

Ameli griff in ihre Tasche. Drei Briefe lagen darin. Sie zog die Schreiben hervor und ordnete sie dem Datum nach.

»Maria, versuche mich anzuhören,« bat sie, indem sie der am Boden liegenden Schwester sanft über den gebeugten Kopf und die zuckenden Schultern strich. »Deinen Zorn darüber, daß Heinrich mit Henriette Vogel zusammen starb, verstehe ich nicht. Müßtest du ihr nicht dankbar sein, daß sie ihm die Hand gab zu dem letzten, schwersten Gang, ihn nicht allein und verlassen sterben ließ, sondern von seinen weinenden Augen die Tränen fortküßte? Seinen Kopf an ihre Brust lehnte, bis sich der ungestüme schmerzliche Schlag seines Herzens beruhigte, und er heiter und versöhnt diese unbarmherzige Welt verließ? Willst du's nicht lieber so auffassen?«

»Nein,« fuhr Maria auf, »sein Andenken werde ich ewig lieben und das ihrige stets hassen. Gib mir seine Briefe, seinen letzten Brief! Lies ihn mir vor, ich kann nichts sehen, die Buchstaben verschwimmen.«

Luise von Voß ging geräuschlos hinaus. Die Schwestern blieben allein.

9. November 1811.

Meine liebste Maria, mitten in dem Triumphgesang, den meine Seele in diesem

Augenblick des Todes anstimmt, muß ich noch einmal Deiner gedenken und mich Dir, so gut wie ich kann, offenbaren: Dir, der Einzigen, an deren Gefühl und Meinung mir etwas gelegen ist; alles andre auf Erden, das Ganze und Einzelne, habe ich völlig in meinem Herzen überwunden. Ja, es ist wahr, ich habe Dich hintergangen, oder vielmehr, ich habe mich selbst hintergangen; wie ich Dir aber tausendmal gesagt habe, daß ich dies nicht überleben würde, so gebe ich Dir jetzt, indem ich von Dir Abschied nehme, davon den Beweis. Ich habe Dich während Deiner Abwesenheit in Berlin gegen eine andre Freundin vertauscht; aber, wenn Dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern die mit mir sterben will. Mehr Dir zu sagen, läßt mein Verhältnis zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele durch die Berührung mit der ihrigen zum Tode reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemüts an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrigbleibt. Lebe wohl! Du bist die Allereinzigste auf Erden, die ich jenseits wiederzusehen wünsche. Etwa Mrike? — ja, nein, nein, ja: es soll von ihrem eignen Gefühl abhängen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden, sich

aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja, worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist. Adieu!

»Mich — mich — allein will er im Himmel, im Jenseits wiedersehen ...« stammelte Maria. Sie nahm Ameli den Brief aus der Hand und bedeckte die geliebten Schriftzüge mit heißen Küssen.

Ameli half der Schwester beim Aufstehen und schob den Lehnstuhl ans Fenster.

Ein blasser Sonnenstrahl zuckte über Marias schmale, gesenkte Stirn. Langsam hob sie die schweren Lider.

»Kannst du nicht weinen, Maria?« fragte Ameli erschüttert.

Maria schüttelte den Kopf. »Nein. Mein Leid ist zu groß und zu schwer für Tränen.«

Aus Heinrich von Kleists Grab ist, wie er es gewünscht hat, eine Eiche emporgewachsen. Der Sturm schüttelt ihre Krone. Die Sonne gießt ihr Gold über das Grab. Der Himmel betaut es mit Tränen. Es war viele Jahre lang fast vergessen. Aber seine Werke leben in Schönheit und Kraft, durchglüht von seinem Feuergeist, mit seinem Herzblut getränkt. Der Tote hat gesiegt.

## Ostern 1917

Das ist nicht Ostern wie in andern Jahren.  
Gewaltig ragt ein Kreuz. Steil aufgewachsen,  
Trägt es an quergereckten Riesenachsen  
Die Jugend, die hinab zum Tod gefahren.

Dem Heiland gleich, sich liebend hinzugeben,  
Warf sie ihr Blüten in die Nacht der Schlacht,  
Erwarb dem Vaterland erlöstes Leben  
Und röchelt selig auf: „Es ist vollbracht!“

Gertrud Sauth

# Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

»Charlotte Stieglitz« von Hans Kyser — »Die Märchentante« von Otto Franz Gensichen — »Die Kammerwahl« von Mite Krennith und Hermann Riensl — Paul Wegeners Othello — »Weh dem, der lügt« im Volkstheater — Friedrich Kayßler als künftiger Leiter der Berliner Volksbühne — Der Kampf um die Bühne — Zehn Jahre Deutscher Schillerbund

Das Schicksal der Charlotte Stieglitz mag für den Dramatiker auf den ersten Blick etwas Verlockendes haben. In einem uferlosen Meer von Träumen, Phantasien, Gefühlen, Gedanken und Worten, wie die hinsterbende Berliner Romantiker der dreißiger Jahre sich uns darstellt, plötzlich eine meteorhaft aufblühende, mit dem Letzten Ernst machende Tat: eine junge liebreizende Frau gibt sich in vollem Bewußtsein mit eigener Hand den Tod, um den geliebten Mann durch die Erschütterung des Schmerzes, die damit in sein müdes Leben tritt, zum Schaffen zurückzuführen.

Charlotte Willhöft war ein siebzehnjähriges, künstlerisch veranlagtes, religiös erregtes, von einem fremdartigen Reiz süßer Schwermut umwobenes Mädchen, als sie sich 1822 zu Leipzig in den um fünf Jahre älteren Studenten der Philologie Heinrich Stieglitz verliebte. Der frühreife Ernst ihres sonst unbefangenen heiteren Temperaments mußte sich durch die herzhaften, fast verwegene burleske Frische, mit der der dunkellodige, von Frauen und Mädchen verwöhnte Burschenschaftler durchs Leben stürmte, unwiderstehlich angezogen fühlen. Und so frisch, freudig und lebendig, wie der junge Musensohn sich äußerlich gab, schien auch sein Innenleben zu sein. Gewiß, er war ein Poet, dem es an Ruhm und Erfolg nicht fehlen konnte! Seine Bräutigamsbriefe zeugen von einem offenen, für alle Schönheiten der Natur empfänglichen und dankbaren Gemüt, das sich der Wirklichkeit ohne große Ziererei und Pose hinzugeben vermag, wenn es der gefühlseligen Zeit den Tribut der überflügelndheit auch nicht schulbig bleibt.

Eine unendlich glückliche Zukunft schien sich vor den beiden Liebenden aufzutun, hatten doch auch die Monate der Trennung das Band der Schwärmerei und Sehnsucht nur noch enger um sie geschlungen. Nach einem fast sechsjährigen Brautstand verheirateten sie sich. Stieglitz hatte inzwischen in Berlin als Lehrer und Unterbeamter an der Bibliothek eine zwar noch bescheidene Stellung gefunden. Immerhin, das Glück, von dem beide so lange und sehnsuchtsvoll geträumt hatten, jetzt konnte es Wirklichkeit werden. Statt dessen zerfiel es wie ein zu dünnes, zu zerbrechliches Glas, das den Wein, für den es bestimmt ist, nicht fassen kann. Der verhängnisvolle Fluch aller Romantiker, die »Flucht vor dem Trivialen«, wie Otto Ludwig, die »Herzerstarrung vor der Wirklichkeit«, wie Theodor Mundt, ein naher Freund des Stieglitzschen Hauses, ihn nennt, rächt sich an ihnen:

der Tag verleugnet den Traum, die Erfüllung verstößt die Erwartung. Wo bleiben in dieser »bürgerlichen Maschinerie«, Ehe genannt, die Ideale der Brautzeit? Der zu herrlichen Werken aufflammende Dichter, den sich Charlotte geträumt hatte, entpuppte sich als ein von seinen dürftigen Amtsgeschäften und allerlei körperlichen Leiden gekrümmter Erdenwurm, der den schlimmsten Feind in sich selber, in seiner Charakterchwäche, Energielosigkeit und geistigen Unselbstständigkeit hatte; die Muse, der eine von vornherein gefährlich unsinnliche Liebe alle nur erdenklichen überirdischen Tugenden angedichtet hatte, zeigte sich als ein durchaus natürliches Menschenkind, für dessen schlichte und wahre, echt weibliche Reize, Anmut, Unbefangenheit, Freimut, Hilfsbereitschaft, Hingebung, Opferfähigkeit, der Romantiker kein Auge hatte. Etwas Physiologisches kam wohl hinzu. Die mit »übergeistigen Reizen« einander so leidenschaftlich gesucht hatten, flohen sich mit den Körpern. Sie hatten beide nicht genug Ehrfurcht vor der Natur, um neben der Vereinigung der Seele auch die des Leibes als rein und gottgefällig zu empfinden. Daraus konnte für Mann und Frau nur eine Qual erwachsen. Die Todeskrankheit, an der diese Ehe litt, war aber doch der zerreibende Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen bei dem »Dichter«, der nur ein schwächlicher Anempfänger und Nachahmer war, dem nur die Ekstase der Jugend Schaffenskraft und Fruchtbarkeit vorgetäuscht hatte.

Charlotte freilich wollte in ihrer noch unverminderten Liebe an dieses Versagen ihres Mannes nicht glauben oder suchte doch die Gründe dafür anderswo als bei ihm selbst. Wohl litt sie schwer unter seiner willenlosen Festigkeit und unleidlichen Griesgrämigkeit, die sich auch durch Reisen nicht bannen lassen wollten, aber sie lebte immer noch in dem schönen Wahn, daß nur ein böser Riegel all die heimlichen Schätze versperre, die tief innen bei ihm schlummern. So kommt sie auf den unseligen Gedanken, durch einen großen Schmerz, der tief in ihn hineindringt, die Schwachheit von ihm zu nehmen. Sicher, er liebt sie noch immer, aber ihre Nähe ist ihm nur Fessel und Klammer. Also muß sie selbst sich ihm opfern; dann werden die verschütteten Quellen mit befreitem Reichtum in ihm aufbrechen. Wohlburchdacht bereitere Charlotte ihre Opfertat vor. Sie entfernte den Gatten und das Mädchen, schloß sich in ihr Zimmer ein, schmückte sich wie zum Feste und stieß sich mit sichererer Hand den Dolch mitten ins Herz.



Aufn. Jander & Rablitz, Berlin  
Theodor Loos und Pina Vossen als Ehepaar Stieglitz  
in Ryfers »Charlotte Stieglitz« (Berlin, Lessing-  
theater)

So fand man sie am Abend des 29. Dezembers 1834, ein vom Tode unentstelltes Bild reinsten und edelsten Friedens. Auf einem Zettel fanden sich die Abschiedsworte an den Gatten: »Unglücklicher konntest du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrsten Anglück. Nie komme ein Vorwurf über dich ...«

Der »wunderbare Segen«, den sich Charlotte aus ihrer Opfertat versprochen hatte, blieb aus; aus ihrem Blute sproßte keine Saat. Im Gegenteil, statt des »neuen Menschen«, auf den es nach Mundts Ausdruck bei dem ganzen Ereignis abgesehen war, stand am Grabe des Opfers ein phrasendreschender, aufgeblähter, bis zur Triviolität entarteter Komödiant, der nun völlig haltlos war und weniger leistete denn zuvor. Mit Abscheu wendeten sich seine nächsten Freunde von ihm. Zweck- und sinnlos war Charlotte Stieglitz gestorben.

Der Dramatiker, der diesen traurigen Fall aus den jungdeutschen Lebenswirren ergreift, wird sich fragen müssen: Wo ist hier die Tragik? Und wenn er sie in der Historie nicht findet, wie sie bisher trotz allem Mitleid und aller Erschütterung noch niemand gefunden hat, wird er nach Mitteln und Wegen suchen müssen, sie zu schaffen, Kraft der Selbstherrlichkeit, die dem

Schöpferwillen des Dichters vor jedem Stoffe des Lebens und der Geschichte zusteht. Zwei Möglichkeiten bieten sich ihm dafür: entweder könnte er den Fall, seiner zufälligen und einzigartigen Absonderlichkeit entkleidet, in die typische Psychologie der Gegensätzlichkeit der Geschlechter hinaufheben, indem er beide, Mann wie Frau, vulkanartig die Lavaströme ihrer eigensten, innersten Leidenschaft und Selbstbegierde gegeneinander schleudern ließe; oder er könnte den Helden, in diesem Falle also die Frau, zu einem bewußten Widersacher der Umgebung, der Zeit- und Gesellschaftsstimmung machen und so noch die Unterliegende kraft der Tat, die sie einem stumpfen, tatlosen Gegner gleich einer Fadel ins morsche Gebäude wirft, triumphieren lassen. Etwas Ähnliches scheint der Theologe Hengstenberg in dem Opfertode der Charlotte Stieglitz gespürt zu haben, wenn er schreibt: »Es ist, wie wenn einer aus der Stube ließe, wo jene Geisterreichen sitzen, und die Tür zuschmisse, daß es donnert.«

Hans Ryser, den wir aus seinen früheren Stücken (»Medusa«; »Titus und die Jüdin«) als eine Penelope des Dramas kennen, die die starke Kette ihres Gewebes durch einen nervösen, überreizten Einschlag flügelnder Denksucht eher auflöst als festigt, hat beides verfehlt oder bei dem Herumstochern in dem Problem beides nicht gesehen. Wohl blüht einmal in seinem vieraktigen Trauerspiel »Charlotte Stieglitz«, mit dem uns in Berlin das Lessingtheater bekannt machte, das ahnungsvolle Wort auf: »Eine große Frau in kleiner Zeit«, aber diese Zeit lebendig, im dramatischen Sinne aktiv zu machen, reichen die beiden Gegenspieler, die er seiner Heldin gibt, nicht aus: sein Heinrich Stieglitz bleibt trotz der hubenhaften Frechheit und Überheblichkeit, die er ihm gibt, der eitle, leere Philister, »ein hohler Darm, mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt«, ein literaturverdorbener Bursche, der die stete Liebe einer Frau nur als einen steten Vorwurf gegen seine Nichtsnutzigkeit empfindet; die Gesellschaftsdame Therese Doris, die Ryser — wohl aus eigner Machtvollkommenheit — einführt, um einen neuen Körper für Heinrichs ohnmächtige, ziellose Begehrlichkeit zu haben, bringt es über eine eitle Modeschwärmerin nicht hinaus. Aber auch Charlotte selbst findet an ihrem Vater, einem geradwüchsigen, ehrlichen Arzt, nicht den Halt, um zu einer willens- und zielstarken Persönlichkeit, an dem papiernen Toggenburg Theodor Mundt, der die Tränen seiner entsagenden Liebe auf ihre Hände ausweint, nicht den Magneten, der den funkenprühenden Widerstand aus ihr herausholte. Das Papier der Literatur, in das Ryser sein Stück ringsum einwickelt, läßt die Elektrizität nicht durch. Auch die Heldin selbst, so sehr sie von der herrlichen,



lebensstarken Grauenhoheit Lina Löffens aufrechterhalten wird, zerbröckelt unter der zerfahrenen tipfelnden Charakteristik, die der mit allen Theorien medizinischer Sexualwissenschaft geübte Verfasser an sie verschwendet, um das Einfachste verständlich, überverständlich zu machen. Darüber entschlüpft ihm dann beinahe das Motiv, auf das bei ihm alles ankommen mußte: Charlottens bis zuletzt festgehaltener Glaube, daß Heinrichs Liebe zu ihr unerfaltet, stark genug ist, um aus dem »zu Asche verbrannten Menschen«, sobald er sie nur nicht mehr hat, den schöpferischen Funken zu schlagen. »Fern, unerreichbar fern muß ich dir sein, um dir nah zu sein« — vor diesem Manne glaubt man solchem Glauben nicht, er wirkt nur wie ein neues geistreichelndes Wortspiel aus dem Papierwald der Jungdeutschen, wie denn das ganze Drama aus diesem künstlichen Gespensterwald nicht herausgekommen ist zur Natur und zur Menschlichkeit. Wo sich einmal eine Richtung zeigen will, kommt die schwülstige, in verblasener Gedankenhaftigkeit schwelgende Sprache, um sie alsbald wieder mit Dunst und Nebel zuzudecken. Diese dem herzhaften Leben abgekehrte »kalte Denkbarkeit«, wie Laube einmal sagt, mag für die Zeit zwischen Romantik und Revolution kennzeichnend sein; zur dramatischen Gestaltung ihrer Probleme taugt sie nicht.

Wenn es nach diesem geschmäckerlichen Absud nach einem Trunk Wasser mit Himbeersaft gelüftet, der gehe ins Königl. Schauspielhaus und sehe sich Otto Franz Gensichens schier dreißig Jahre alte Lustspiel »Die Märchantante« an, das dem Siebzigjährigen zu Ehren aufgeführt wird, damit er sich noch einmal an den Kohlen seiner Jugend wärmen könne. Ein liebes, gutes, braves Stück aus den Blütetagen des Wallnertheaters, da es für unsre Väter und Mütter nichts Rührenderes gab, als wenn sich kalte Realisten oder gar grobmaterialistische Zeitfinder, die schönem Mammon oder glitzernden Ordenssternen nachjagen, schließlich doch mit den andern, den warmherzigen Idealisten, ans behagliche Herdfeuer der Gutbürgerlichkeit setzen, und der Vorhang sich segnend über drei — weniger wäre von Übel — über drei glückverheißende Verlobungen herabläßt. Das alles bringt der Fort und Hüter alter guter Zeit, die Tante Auguste Weydemann, zustande, die über ihrer Märchenschreiberei (»Was das Herdfeuer raucht«) nicht den Ruppelpelz verschmäht und gar noch selber das wehmütig-süße Glück dabei genießt, ihren alten, einst törichterweise verschmähten oder verscherten Jugendgeliebten, jetzt Universitätsprofessor und Geheimrat, wiederzusehen. Die Märchantante war einst eine Glanz- und Lieblingsrolle der Frieß-Blumauer. Jetzt spielt sie Frau Paula Conrad, der aber doch wohl an der Seite

ihres Lebensgefährten, des Ibsen-Vortäufers und Hauptmann-Biographen Paul Schlenker, zuviel von der gutgläubigen Sentimentalität abhanden gekommen ist, mit der die Rolle nun mal steht und fällt. So fand Frau Helene Thimig als herzhaftes Naturkind Courage und Gelegenheit genug, sich ungezwungen in den Vordergrund zu spielen — ein liebenswürdiger Gruß der Jugend an den greisen Jubilar, ein gutes Vorzeichen für das nächste Jahrzehnt seiner »würdevollen Muße«.

Als im Januar von einer Berliner Bühne Bernard Shaw's Komödie »John Bulls Insel« aufgeführt wurde, haben wir die Stirn darüber gerunzelt, daß man uns mitten im Kriege schon wieder mit britischen Theaterstücken kommt, und es nur als halbe Entschuldigung gelten lassen, daß der ironisierende Ire auch diesmal nicht versäumt hat, sein Zwangsvaterland mit ein paar gelinden Ohrfeigen zu traktieren. Liegt die Sache viel anders, wenn ein deutscher Bühnenschriftsteller sich mit Mite Kremnitz, der Freundin Carmen Sylvas — die das freilich beide nicht mehr erlebt haben —, zusammen tut, ein 1882 geschriebenes Volksstück des rumänischen Dramatikers Ioan Luca Caragiale hernimmt und daraus eine »rumänische Zustandsburleske« macht? Mit unsrer gegenwärtigen politischen Gestirnung mag sich diese vom Schillertheater aufgeführte »Kammerwahl« (Buchausgabe bei Georg Müller in München) gut vertragen, wird hier doch den politischen und sozialen Zuständen des versumpften Landes ein grausamer Hohlspiegel der Satire vorgehalten. Auch wissen wir aus der von Mite Kremnitz übersehten, von Hermann Rienzl herausgegebenen und eingeleiteten Sammlung rumänischer Dichtungen und Aufsätze, aus der die »Fäulnis Rumäniens« wahrhaft zum Himmel emporstinkt (ebenda erschienen), daß Caragiale, der eigentliche Vater dieser satirisch gepfefferten Komödie, seine letzten zehn Lebensjahre fern vom lieben Vaterlande und zerfallen mit den dunklen Ehrenmännern der rumänischen Kabinette und Kammern, in Berlin verbracht hat. Aber sollte es bei so schmutziger Wäsche nicht vorzuziehen sein, seine Hände davonzulassen? Was anzurühren uns vor dem Kriege, vor Rumäniens Verrat, die Klugheit verwehrt hat, sollte uns jetzt als eine Waffe des Theaters, also doch der Kunst, zu gebrauchen, der Abscheu oder der Stolz verbieten. Wo unser gutes Schwert so reinen Tisch gemacht hat, wollen wir doch die Treiber und den Abhub von der Tafel denen lassen, die sie erzeugt, also auch wohl den Küffel dafür haben werden.

Die Musterkarte der Othello-Darstellungen, wie sie uns die durch Bild und Wort belegte Bühnengeschichte zweier Jahrhun-



Aufn. Fritz Richard, Deutsches Theater, Berlin  
Paul Wegener als Othello und Gertrud Welcke  
als Desdemona (Berlin, Deutsches Theater)

derte überliefert, ist um ein neues Stück bereichert worden: zu Fleds Generalissimus mit Stern und Ordensband, Anschützens bieder-sentimentalem Hausvater, Dessoirs zahmem Sohn abendländischer Kultur und Sittlichkeit, Dawisons reißendem Tiger, Sonnenthals sanft säuselndem Liebhaber, Matkowskys königlichem Heldengenie, Bassermanns aus Kindlichkeit, Ritterlichkeit und Raserei gemischtem Afrikaner hat sich Paul Wegeners Othello gesellt. Der erste Eindruck ist von dem Bassermanns nicht sehr verschieden, dann aber arbeitet sich immer stärker, immer beherrschender die noch mit den Elementen verwandte Wildheit des erotischen Barbaren heraus, der nur durch Zufall aus seiner afrikanischen Wüste in die abendländische Zivilisation verschlagen worden, dessen Seele und Phantasie überall noch von den dunklen, scheu verehrten Naturgewalten seiner fernen Heimat umgeben ist. Außerlich betrachtet steht dieser Nigger, der sich vom Raubtier noch nicht völlig getrennt, aber trotz krausem Haar und wulstigen Lippen etwas von Hobeit mitgebracht hat, wohl der Rossischen Auffassung am nächsten, die sich auch vor tierischen Lauten nicht scheute und die afrikanische Mähne nicht mächtig genug schütteln konnte. Wegener hat das Maß dazu, dies wagen zu können. Er fällt nie in Kleinheit und Alltäg-

lichkeit zurück, er weiß sich riesenhaft zu steigern und doch auch wieder bei allem Rasen flug zu bändigen. Vor Shakespeares Text freilich wird dieses Gemisch von fast kannibalischer Leidenschaftlichkeit, düsterem Aberglauben und vertrauensjeliger Kindlichkeit sich kaum ganz zu rechtfertigen vermögen, dafür ist der »Mohr aus königlichem Stamm« doch zu sehr mit Bildungsadern der Renaissancekultur durchsetzt. Freilich, so oft man sich gegen die Brutalität und die überlebensgroße Häßlichkeit dieses Giganten sträuben mag, schließlich läßt man sich von der Folgerichtigkeit, Strenge und Größe seines Stils doch immer wieder bezwingen. Wegener hüte sich nur, dem Neger Ira Aldridge allzu nahe zu kommen, an dessen »Echtheit« sich die Amerikaner einst so toll ergözten. Und dann gebe man ihm eine andre Desdemona! Was er da im Deutschen Theater an der Berlinerkerbrust hielt, hieß Goldelse oder Heideprinsessen und war nimmermehr von Shakespeare.



Aufn. Fritz Richard, Deutsches Theater, Berlin  
Hermann Thimig als Leon in Grillparzers »Weh dem, der lügt« (Volksbühne am Bülowplatz, Berlin)

Es ist Reinhardts Fehler, den Eimer manchmal zu tief in den Jungbrunnen der Ursprünglichkeit zu schenken; statt des Wassers der Genesung bringt er dann wohl allerlei seltsame Gebilde aus Schlick und Schlamm ans Tageslicht, die mehr kurios als überzeugend sind. An dem frischen, kernhaften Naturbüchertum, mit dem Hermann Thimig in der Volksbühne am Bülowplatz den Leon gibt, dürfen wir unsre Freude haben, so verlockend der Schatten jener zauberhaften Grazie, die Rainz dem Küchenjungen verlieh, auch noch vor uns hersehweben mag; und selbst die Edrita der Pünkösd wollen wir uns als derb-jästige Spielart neben dem holden Erinnerungsbild einer Agnes Sorma gefallen lassen. Jannings' Galomir aber und Diegelmanns Rattwald ver-

irrten sich zu tief in den germanischen Urwald zu Auerochs und Bär. Noch einen Schritt weiter ins Trogloodytentum, und man fühlt sich geneigt, das Entsetzen der schönheitsfellen Phäaken von der Donau zu begreifen, die von der Anmut, Weisheit und hohen Sittlichkeit dieses »Weh dem, der lügt« anfangs so gar nichts wissen wollten. Reinhardts Bühnenherrschaft im Volkstheater am Bülowplatz war immer nur als ein Kriegerlehn gedacht; so wollten es die Eigentümer des Hauses, die zu einer Einheit zusammengeschlossenen »Freien Volksbühnen«, so der Belehnte selber. Es muß das einmal wieder öffentlich gesagt werden, da im Laufe der zwei Jahre, während deren die Volksbühne Reinhardts künstlerischer Leitung anvertraut war, von schlechtunterrichteten Tölpeln oder bösen Zungen allerlei trübe Legenden angerührt worden sind, als habe sich der Leiter des Deutschen Theaters und der Kammerspiele hinterrücks auch dieses stolzen, zukunftsreichen Hauses dauernd bemächtigen wollen, um es seiner sozialen Bestimmung zu entkleiden und der »Profitgier«, dem »Kunstwucher« in die Arme zu treiben. Davon konnte schon bei dem kurzfristigen Vertrage keine Rede sein. Reinhardt kam in einem Augenblick, wo dem kurz vor Kriegsausbruch fertig gewordenen festspieligen Hause bei eigener Regie vielleicht eine Krisis gedroht hätte; er kam als »Lückenbüßer«, wenn man das Wort in seiner ursprünglichen keineswegs unedlen Bedeutung verstehen will, er kam als ein »Retter in der Not«, der mit der Anziehungskraft seines Namens und seinen ausgiebigen Spielkräften über die Gefahr des Augenblicks hinweghelfen



Aus Grillparzers »Weh dem, der lügt« (Volksbühne am Bülowplatz): Diegelmann als Rattwald, Auguste Pünkösd als Edrita, Jannings als Salomir

konnte. So viele — übrigens zum guten Teil klar und ruhig vorausgesehene — Mißstände diese Verbindung auch bei einer über alles Erwarten langen Kriegsdauer im Gefolge gehabt haben mag, es hieße schnöden Undank begehen, wollten die Freien Volksbühnen Reinhardts Helferdienst nicht anerkennen. Andererseits aber waren sie immer auch entschlossen, von der Freiheit ihrer Selbstbestimmung Gebrauch zu machen, sobald sich ihnen Möglichkeit und Gelegenheit dazu bot. Die Möglichkeit war in dem Augenblick gegeben, als sich — gleichfalls wider Erwarten — zeigte, daß nach dem ersten lähmenden Kriegsschrecken der Zustrom neuer Mitglieder sich stetig hob; die Gelegenheit, das Haus wieder in die eigne Leitung zurückzunehmen, war da, als sich die Aussicht eröffnete, eine Persönlichkeit wie Friedrich Kayßler zum künstlerischen Direktor zu gewinnen. Selten oder nie wohl, so lange es eine Theaterwirtschaft gibt, ist das Vertrauen eines so vielköpfigen Vorstandes und Ausschusses, wie sie den vereinigten Volksbühnen eigen, einem Manne für das vornehmste und verantwortungsvollste Amt, das sie zu vergeben haben, so einhellig entgegengekommen wie ihm. Da gab es weder Wahl noch Wettbewerb, weder Propaganda- noch Programmrede. Die sich für Kayßler einsetzten — ich selbst gehörte dazu —, taten es mit solcher Wärme und Überzeugungskraft, daß die andern nicht urteil-, aber bedenkenlos mitgingen. Freilich, das Vertrauen gilt einem Manne, der seit zwanzig Jahren in der Berliner Öffentlichkeit steht, als Schauspieler, als Dichter, zuweilen auch als Bühnenbearbeiter und Spielleiter. Alle drei oder vier

sind verschmolzen in einer Gesamtpersönlichkeit, durch deren menschliche und künstlerische Seiten kein Riß geht. Dort wie hier dieselbe Reinheit des Strebens, dieselbe Höhe der Ziele, derselbe Adel der Gesinnung und des Charakters. Ohne der Sklave eines jener engherzig moralisierenden Kunstprogramme zu sein, wie sie jetzt einmal wieder den Markt bevölkern, mußte Kayßler mit seiner ganzen geistigen Erscheinung dem aufmerksamen Beobachter des Berliner Theaterlebens ein Antlitz zeigen, in dem es mehr als einen Zug tiefinnerster Verwandtschaft mit den künstlerisch-sittlichen Aufgaben und Absichten einer idealen Volksbühne gibt, wie das Theater am Bülowplatz sie sein möchte.

Das Gerade und Ehrliche, das Natürliche und Unverkünstelte, das Keusche und Gläubige, das Mannhafte, in dem das Kind, das Deutsche, in dem der Weltbürger nicht erstorben, dies alles war es, was ihm in ernster Zeit das ernste Vertrauen eingetragen hat. Er findet einen Adler, begierig und würdig der edelsten Saat; möge Gottes Segen über seiner Hand sein!

Der neue »Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur«, von dessen Gründung hier zu Anfang der Spielzeit berichtet worden ist, hat inzwischen zu arbeiten begonnen, einstweilen mit nicht ungeschickten Aufklärungsschriften und Werbebemühungen, auch dort, wo er zunächst, wohl in Erwartung eines natürlichen Widerstandes gegen alle Vereinsbildungen in Kunstdingen, eine Fühlungnahme versäumt hatte. Aber es fehlt ihm auch schon nicht an Zweifeln und Widersachern. Jakob Scherck bedt in einer wirksam geschriebenen Flugschrift »Kampf um die Bühne« (Berlin C 2, Verlag für Kriegsliteratur) die Schwächen, Widersprüche, Unklarheiten und Gefährlichkeiten der Hildesheimer Vereinsbestrebungen auf und sucht die Hilfe für das auch seiner Diagnose nach franke Theater statt beim Publikum bei einer kampfesmutigeren und zielbewußteren Kritik, nament-



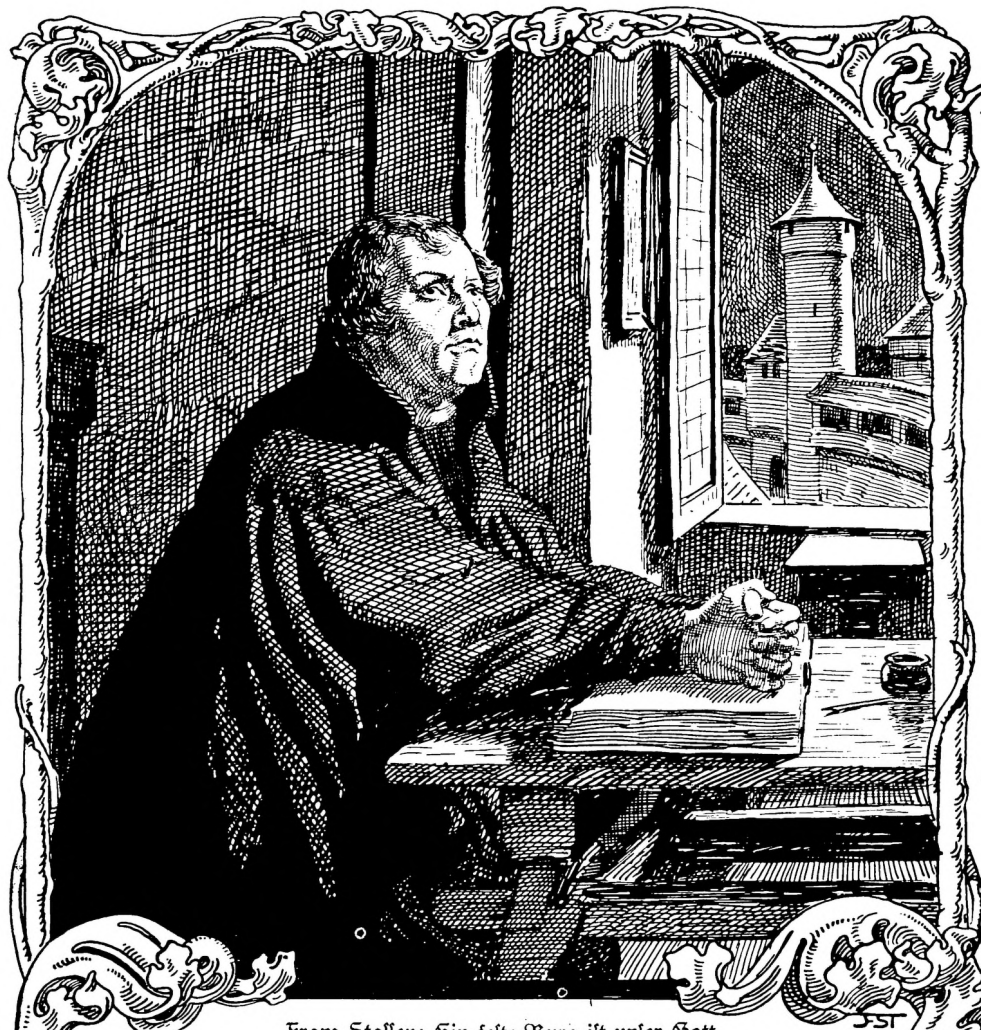
Kun. Hanns Goedt, München  
Friedrich Kayßler,  
der künftige Leiter der Berliner Volksbühne

lich aber bei wagemutigeren, dem heimischen Schaffen der ringenden Gegenwart, besonders ihrer Jugend, frischer zugewendeten Theaterleitern. Seine Vorschläge und Mahnungen enthalten im einzelnen viel Beherzigenswertes. Vor allem das eine mußte den Bühnengewaltigen immer wieder ins Gewissen gehämmert werden: Vergesse nicht, daß der junge Dramatiker die Aufführung auch deshalb braucht, weil er von ihr lernen soll!

Ein Stück von dem, was die Berliner Volksbühnen und der deutsche Theaterkulturverband in ihrem Streben gemeinsam haben, scheint mir in den der künstlerischen Bildung und der nationalen Erhebung der Jugend gewidmeten Weimarer

Nationalfestspielen des Deutschen Schillerbundes schon Wirklichkeit geworden zu sein. Im Herbst 1916 waren zehn Jahre seit ihrer Gründung verflossen. Der Gedenktag ist unter dem Druck der Kriegsnot still vorübergegangen, nachdem im Jahre 1913 die letzten über 3000 Besucher aus allen Gegenden Deutschlands vereinigen Aufführungen stattgefunden hatten. Aber die Arbeit hat, wie die soeben versandten »Mitteilungen« (Nr. 27) zeigen, auch inzwischen nicht geruht. Was jetzt vor allem not tut, ist die Schaffung eines festen Kapitalbestandes, der den Schillerbund unabhängig macht von der schwankenden Zahl der Mitglieder und den nicht als sicheren Posten zu buchen den einmaligen Zuwendungen. Augenblicklich freilich, wo die Deutschen noch um Sein und Nichtsein, um Reich und Weltstellung kämpfen, heißt es in dem Rückblick, müssen solche Gedanken naturgemäß zurücktreten, aber einschlummern dürfen sie nicht, und in der Zeit des Friedens müssen die darauf abzielenden Bestrebungen mit allem Nachdruck wieder aufgenommen werden. Gerade der Krieg hat gezeigt, wie wichtig es ist, an der Jugend die nationalen Güter und das festlich erhobene Gemeinschaftsgefühl zu pflegen.





Franz Stassen: Ein feste Burg ist unser Gott

Aus dem gleichnamigen Andachtsbuch der Verlagsanstalt für Vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin

## Von Kunst und Künstlern

Das Bild Christi im Wandel der Zeiten — Die Auferweckung des Jünglings zu Nain und Christus am Kreuz von Wilhelm Steinhausen — Franz Stassens »Ein feste Burg ist unser Gott« — Rhönlandschaft von Franz Türcke — Wolken von O. Hesse — Würzburger Markt von Fritz Beckert — Berliner Blumenmarkthalle von Otto Thiele — Sybil von Ernst Oppler — Karl Hauptmann (Bildnisbüste) von Edmund Möller

Die vier Evangelien, die uns so anschaulich das geistige Bild Jesu zeichnen, versagen sich jede Schilderung seiner äußeren Erscheinung. Wir wissen nicht, ob der Heiland klein oder groß war, ob er eine hohe oder eine niedrige Stirn hatte, von welcher Farbe sein Auge war, ob er einen Bart trug, ob er schön oder häßlich war. Da ist es erklärlich, daß schon frühzeitig die geschäftige Phantasie der ersten Christen diese Lücke der Überlieferung auszufüllen sich bemühte, und bis in die unmittelbare Gegenwart hat es nicht an liebevollen Versuchen gefehlt, ein geschichtlich getreues Bildnis des Herrn

zu gewinnen. Vergeblich! Auch die als echt angepriesenen Christusbilder sind allesamt Schöpfungen aus Zeiten, die schon zu weit von Jesu Tagen entfernt waren, als daß in ihnen noch irgendeine wertvolle Erinnerung an sein wirkliches Bild hätte nachleben können. Man überzeugt sich bald davon, wenn man mit Hilfe eines so verdienstvollen Werkes, wie es uns Prof. Hans Preuß in seinem mit 113 Bildern ausgestatteten Buche »Das Bild Christi im Wandel der Zeiten« gegeben hat (Leipzig, R. Voigtländer), die wichtigsten dieser sogenannten authentischen Christusbildnisse auf ihre Entstehung hin prüft.



Es gibt Leute, denen das leid tut. Aber solchen hält Preuß mit Recht das Wort Jesu entgegen: »Ihr wißt nicht, was ihr bittet«. Denn wenn wir wirklich ein künstlerisches und wohlgehaltenes Jesusbild von der Hand eines, der ihn selbst gesehen, besäßen, so blidte uns aus diesem Bildnis doch eben nur die persönliche Auffassung dieses einen Künstlers an, die desto stärker hervortreten würde, je bedeutender dieser Maler wäre, und wir wären nun für alle Zeiten an diese starke Einseitigkeit gebunden. Die Fülle des geistigen Innenlebens Jesu aber kann nie ganz aus einem Bildnis hervorleuchten. Darum gerade ist seine Erscheinung heute noch so lebendig, weil jeder, der sich nach seinem geistigen und seelischen Vermögen ganz in ihn versenkt, die Freiheit hat, ihn sich vorzustellen und so zu bilden, wie seine Liebe und Sehnsucht ihn sieht, wie sein Herz ihn erlebt hat. So ist aus dem scheinbaren Mangel ein quellender Reichtum entsprungen. Ja, mehr noch: die Geschichte der Christusbilder ist zugleich eine sinn- und herzbewegende Illustration der christlichen Frömmigkeit in all ihren Wandlungen geworden. Das Christusbild fast zweier Jahrtausende steht vor uns als ein Spiegel der Christenseele, von den altrömischen Katakomben an bis zu Hans Thoma und Wilhelm Steinhausen, bis zu Ludwig Jahrenkrog und Franz Stassen.

Es ist ein auserlesener, ein hoher geistiger und seelischer Genuß, an den Bildern, die Preuß in seinem Buche zusammenstellt, diese Wandlungen zu verfolgen und mit Hilfe seiner ebenso kundigen wie feinsinnigen und geschmackvollen Erläuterungen den Zusammenhängen nachzuspüren, die Zeit und Schöpfung verbinden. Der Hirten Typus der Katakomben-Darstellungen zeigt uns den Herrn als eine jugendlich-freundliche Gestalt mit rundem Gesicht und kurzem Haar, stets unbärtig, angetan mit der römischen Tunika, oft mit Stab und Hirtenstange, Flöte und Milcheimer ausgerüstet, ein Schäflein auf den Schultern. Die schönste dieser Darstellungen stammt in Gestalt eines wundervollen Bildsäulchens aus dem 3. oder 4. Jahrhundert. Dann, zur Zeit der Westgotenherrschaft, verwandelt sich das rührende Bild des getreuen Freundes der Schäflein in das kostbare Prunkbild eines Kirchenfürsten, der in einer Felsenlandschaft unter schöngeschnittenen Schafen thronet, in langem goldenem Gewand mit zwei prachtvollen blauen Streifen, einen kostbaren Purpurmantel über die linke Schulter geworfen, in der Linken ein großes goldenes Kreuz, das Haupt umstrahlt von einem Riesenheiligenschein. Das Anklitz erscheint jugendlich schön, aber mit einem Stich ins Majestätische; der Blick fest ins Weite und Ewige gerichtet, unbewußt, daß die Hand ein Schäflein streichelt. Seit dem 6. Jahrhun-

dert nehmen manche Christusbilder, nun häufiger mit dem Bart, einen finsternen, drohenden Charakter an, bis diese Auffassung zum byzantinischen Schreckbild von oft geradezu graufigen Formen erstarrt und entartet. Ihre Ausläufer reichen bis zur Schwelle der Renaissance. Schon hier spüren wir: jede Zeit malt eben sich selbst in ihrem Christusbild. Als bleibendes Ergebnis dieser ältesten Periode christlicher Kunst stellt Preuß die geniale Erfassung der Grundlinien des Christustypus fest, die seitdem mit unendlich mannigfaltigem geistigem Gehalt ausgefüllt worden sind.

Einen neuen, frischen, jugendlichen Zug brachten die Germanen, wie in die Weltgeschichte überhaupt, so auch in die bildliche Christusdarstellung. Das jugendliche Volk schafft sich ein jugendliches Heilandsbild. Mit Vorliebe wendet sich die karolingische und ottonische Buchmalerei der Darstellung nicht des leidenden und sterbenden, sondern des siegenden und herrschenden Heilands zu. Christus ist in dieser Jugendzeit unsers Volkes auch für die Kunst der streitbare Heldejüngling, der Volkskönig, der die getreuen Gefolgsmannen zum Siege führt, dem Dichterbilde ähnlich, das der altsächsishe »Heliand« von ihm entwirft.

Mit dem fortschreitenden Mittelalter wurde das anders: von nun an stritten und wetten miteinander der leidende Gottesknecht, der schmerzgefüllte Dulder und der liebe, gütige Heiland, der Freude in sich trägt und weitergibt. Die Versöhnung dieser Doppelheit gelang zuerst dem Italiener Giotto in den Fresken der Arena-Kapelle zu Padua. Dieser Christus erweckt Mitleid und spendet doch zugleich auch Trost; er ist menschlich und göttlich zugleich. Nur einer noch fand auf italienischem Boden für den Herrn und Heiland dies Aneinander von Milde und Strenge, Güte und Majestät: Fra Angelico von Fiesole. Sonst glitt die italienische Kunst beim Christusbilde leicht ins Weiche und Frauenhafte, wenn sie sich nicht unter der erdrückenden Macht des Madonnenkultus ins Kindliche flüchtete und dabei ins Weltliche geriet.

Dem machte erst wieder Deutschland ein Ende. Zwar bevorzugten zunächst die Niederländer des späten Mittelalters und die altflämische Malerschule, irreführt durch apokryphe Quellen, einen glatten, schönen, oft sogar süßen Christus, dann aber gewann, entsprechend dem rauhen Klima des Nordens und unserm Ernste, mehr und mehr der leidende die Oberhand, um sich am Ende des Mittelalters zu schauerlicher Realistik in der Darstellung des Gefreuzigten zu steigern, mit der Absicht, durch die dargestellte Fülle der Qual den Menschen zur Einkehr und Buße zu bewegen. Als unerreichter Meister dieser Art steht Matthias Grünewald da. Dann kam Dürer, und sein Beruf für die deutsche

Kunst war dem ähnlich, den Giotto für die italienische erfüllt hatte: er schloß die Gegensätze — den glatten Schönling dort, den gräßlichen Schmerzensmann hier — zu einer höheren Einheit zusammen, gemischt aus dem Misericordien-Christus des 15. Jahrhunderts, antiken Zügen und solchen aus seinem eignen Angesicht. Ernst und Güte, Leiden und Tat, menschliches Kämpfen und göttliches Siegen verkörpern sich hier in wunderbarer Einheit. »Ich glaube, es ist nicht zuviel gesagt,« heißt es bei Preuß, »wenn ich sage: das künstlerische Problem des Gottmenschen ist hier gelöst.« Daneben muß der Cranach'sche Christus nüchtern, der Holbein'sche rationalistisch wirken.

Während nun in Deutschland die Kunst eine lange Weile stockte, bildete in Italien Michelangelo den Christus der Renaissance aus, einen römischen Imperatorentypus mit starker Betonung des Leiblichen, der unserm Herzen wenig oder gar nichts zu sagen hat, und im nachfolgenden Barock entartete diese leidenschaftliche Bewegung vollends ins Zügellose, Fanatische oder gar schwül Perverse, womit sich in Abzweigungen die Sentimentalität eines Guido Reni oder die heitere Diesseitslust eines Veronese gut vertrug. Bei Rubens ist Christus nicht mehr als ein unbedeutender schöner Sinnenmensch, willensschwach und flach, bei Rembrandt aber wird er ein mit Arbeit und Erfahrungen, mit Gram und Mitleid beladener Kamerad der Armen, dem doch die Kraft des Helfers und Siegers nicht fehlt, wie sein von einer himmlischen Liebe durchgeistigtes Antlitz zeigt: arm, doch verklärt.

Das 18. Jahrhundert, das dunkle der religiösen Malerei, bringt keinen neuen Christustypus hervor; dafür fehlte es ihm, wie Goethe sich ausdrückte, an der »gewissen zudringlichen Kraft«. Dagegen das neunzehnte! Aus der Gedankenfaust Weimars und der philosophischen Idealisten, im Stahlbad der Freiheitskriege und unter dem altertumsfeligen Hauch der Romantiker kamen auch der religiösen Kunst die wertvollsten Anregungen. Weit Erfreulicheres als die Plastik, die sich, selbst bei Thorwaldsen, Danneberg und Kießel, von Brosamen der Antike nährte, leistete die Malerei. In den Nazarenern, den Overbecks, Führich, Veit und Steinle, lebte die Gottinnigkeit Fra Angelicos wieder auf; Ludwig Richter und Schnorr von Carolsfeld brachten das bewußt Deutsche und Volkstümliche hinzu. Ins Fache, Schwächliche und Salonhafte verwässerten Pöckhorst, Schönherr, Pfannschmidt und Hofmann das Christusbild, aber desto mächtiger rissen es Gebhardt, Uhde, Steinhausen aus dem Brei wieder nach oben, in die Sphäre der Andacht, des Ernstes, der Würde, der Größe. Mit Wärme und Überzeugungskraft verteidigt Preuß diese Meister gegen den törichten Vorwurf, sie hätten durch

ihre Übertragung ins Altdeutsche oder Gegenwärtige das Christusbild erniedrigt. Es genügt, zur Entkräftigung solcher Anklage auf das Herrenwort »Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende« hinzuweisen oder auf den Ausspruch Kierkegaards: »Jesus unser Zeitgenosse, jedem Einzelnen ein Einzelner und Gegenwärtiger.« Welcher moderne Künstler hat je so ein brennendes Christusauge gemalt wie Gebhardt? Wer hat seit Rembrandt die Armut des Menschensohnes so ergreifend geschildert wie Uhde? Wer hat uns mit lyrischen Mitteln, aus einem stark persönlich frommen Innenleben heraus den Heiland, den Tröster und Warner, den Freund und Lehrer, so nahegebracht wie Wilhelm Steinhausen? Von ihm bringen wir in diesem Heft zwei neue Christusbilder: Auferweckung des Jünglings zu Nain mit der unendlich liebevollen und rührenden Gebärde des mitleidsvollen Helfers, der Sohn und Mutter zugleich umfängt, und Christus am Kreuz, ein Bild, das uns den Christustypus des Frankfurter Meisters in seiner vollen Reinheit und Schönheit zeigt. Hans Thomas Christus ist naturhafter, gesunder und derber, aber nicht weniger deutsch. Zu diesen vier Evangelisten gesellen sich noch vielerlei freiere, subjektive Auffassungen, die wir hier übergehen müssen, die aber alle von dem fieberhaften Eifer zeugen, mit dem sich auch die Gegenwart wieder mit diesem unveraltbaren Stoffe beschäftigt.

Zu diesen »Subjektiven« darf man wohl auch Franz Stassen rechnen. Er hat uns mit hundert großen Federzeichnungen (allesamt in Hochformat) unter dem Titel »Ein feste Burg ist unser Gott« ein Andachtsbuch für das deutsche Haus geschaffen, in dem sich lebendiges Gegenwertsgefühl mit christlicher Frömmigkeit zu einem heiligen starken Ernste paart, und die Verlagsanstalt für Vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin hat diesem Werke eine so gebiegene, würdige und bei aller Schlichtheit vornehme Ausstattung gegeben, daß man darin eine höchst erwünschte Veredelung und Rechtfertigung dessen erblicken darf, was man früher nur eben nach gedankenlosem Herkommen als »frommes Festgeschenk« zu bezeichnen pflegte. Der erste Teil dieses in Atlantenformat gehaltenen Werkes stellt in 64 Szenen das Leben Jesu dar, der zweite handelt in 12 Bildern, die sich an biblische Gleichnisse und Sprüche anlehnen, von der Nachfolge Christi, der dritte illustriert in 8 Blättern nach Klopstocks Psalm das Vaterunser, der vierte (»Deutscher Psalter«) begleitet in 15 Zeichnungen deutsche Kirchenlieder und religiöse Gedichte. Voran geht als Einleitungsbild, für das Ganze den Ton anschlagend, ein unmittelbar aus der religiös gehobenen Zeitstimmung des Weltkrieges ge-

schöpste Darstellung: Christus, der einen verwundeten oder sterbenden jungen Soldaten ans Herz zieht und zugleich, ein Tröster und Erquicker aller Mühseligen und Beladenen, seine Hand segnend auf das schmerzgebeugte Haupt der trauernden Mutter legt. Dieses Bild ist für das Ganze insofern bezeichnend, als es uns schon deutlich die beiden Gefühlsströme sehen läßt, die durch das gesamte Werk gehen: den heiligen Ernst der Lebensauffassung und die religiöse Weihe, die das Licht einer höheren Welt über ihn ausgießt. Was die Bilder aus Jesu Leben selbst angeht, so ist in ihnen die historisch-orientalische Umgebung des Nazareners, wenn auch nicht peinlich, festgehalten, der Heiland selbst aber, und zwar wachsend mit der Erfüllung seines Erlöserberufes, darüber emporgehoben zu einer Erscheinung, die nicht mehr einer begrenzten Zeit, sondern der Ewigkeit angehört. Kraft und Innigkeit sind die herrschenden Saiten in diesen Bildern, und sie durchklingen fast alle, in denen der Heiland auftritt, aber der mild-erhabene Christustypus, wie unsre bildende Kunst ihn uns vorgeprägt und wie er sich im Laufe der Jahrhunderte mit manchen tiefen und beglückenden Vorstellungen verwandter Art in uns verwoben hat, ist im großen und ganzen bewahrt geblieben: Staffen hat keine völlig neue Erscheinung gesucht wie Jährenkrog, er hat die überlieferte nur neu und eigen beseelt. Dafür kam ihm die in ihren Tiefen ausgewühlte Gegenwart zu Hilfe, mit all den starken, erschütternden Erlebnissen, die ihr blutiger Strom mit heraufgeführt; ohne sie würde Staffens Christus schwerlich zu dem erlebnisvollen Ernst und dem schmerzvertrauten Blick gekommen sein, die er auf einigen Bildern, den besten, hat. Gewiß, die Zeichnungen sind ihrem künstlerischen und auch geistig-seelischen Werte nach recht verschiedenen. Manches Blatt ist darunter, das sich noch nicht völlig löst von einer gewissen salbungsvollen Theatralik oder einer schönggeistigen Pose, die meisten aber haben Kraft, Feuer und Weihe. Viel hilft dazu der feste, manchmal herbe, immer sparsame, stilbewußte Strich der Federzeichnung. Wir geben drei Proben in stark verkleinertem Maßstab, zwei in Einschaltbildern (eins aus dem Leben Jesu, das andre aus der Nachfolge); die dritte aus dem Deutschen Psalter als Textbild auf S. 263, und setzen dazu aus dem Geleitwort Hans von Wolzogens ein paar Zeilen her, die treffend nicht bloß den Zweck, nein, auch die Art und Gesinnung dieses »Andachtsbuches für das deutsche Haus« kennzeichnen: »Aus diesem Buche«, heißt es dort, »tönt die Stimme unsers Heilands und einer kleinen Schar frommer Sängers unsers heiligen Glaubens in den Sturm der Zeit hinaus. Es ist ein Buch der Andacht und des Angebens. Die Andacht entströmt den Seelen derer, die eine große Zeit erleben

dürfen, das Angeben ist denen geweiht, welche aus dieser Zeit in die Ewigkeit eingezogen sind ... So will dies Buch ein Segensspruch sein über den Gräbern der Toten und ein Wahlspruch für die Herzen der Überlebenden, in beidem aber ein Ausdruck der Seele, welche in Leben und Sterben ihren Halt findet an dem Vertrauen der ewigen Macht, die uns durch Not und Tod zum Heil und zur Erlösung führt.« In rechtem Sinne aufgenommen und gebraucht, kann das Werk zu einem wahren Familienbuche werden, vor dem sich Eltern und Kinder zu gemeinsamer Erbauung zusammenfinden. Daß man neben den Bildern die Bibelstellen (in der Lutherischen Übersetzung) oder die Sprüche und Lieder findet, aus denen sie schöpfen, wird dabei mit Dank begrüßt werden.

Wie jede Zeit in ihrem Christustypus ein Stück von sich selber nachgebildet hat, wie jeder starke Porträtist noch in das ihm äußerlich fremdeste Bildnis einen Teil seiner eignen Seele legt, so durchdringt auch der Landschaftler, der von innen schafft, jede neu zu ihm Sprechende, ihn zum Schaffen aufrufende Gegend mit seinem Selbst. Man kann es auch anders ausdrücken: zu einer starken künstlerischen Persönlichkeit spricht nur das, was in ihr selbst schon, als ein Geschenk der höheren Eingebung, im Keime vorgebildet schlummert. Daher der geheime Ähnlichkeitszug in allen Bildnissen Holbeins, daher die enge Verwandtschaft aller Landschaften Thomas. Auch in Franz Türdes Landschaften begegnet uns diese subjektive Ähnlichkeit, die alles andre als Armut ist. Vor einigen Jahren brachten wir sein Gemälde »Abend in Holstein«, den Blick, den man oben von Bruhnsföppel genießt, wenn man auf die holsteinische Seenkette hinabblidt. Türde empfand den Charakter der Landschaft als ernste, feierliche Ruhe, und so waren es klare Linien und geschlossene Formenmassen, mit denen der Künstler wiedergab, was er sah und fühlte. Diesmal verlegt er uns in die Rhön, also eins der vulkanischen Buntsandsteingebirge Mitteldeutschlands mit sanft sich wölbenden Berggipfeln — wo ist da die Ähnlichkeit? In der Seele des Künstlers, der auch hier die großen, klaren Linien, die feierliche Ruhe wiederfindet. Nur daß in den sechs oder sieben Jahren, die zwischen den beiden Bildern liegen, der Stilwille, der auf äußerste Einfachheit und stille Größe hindrängt, noch gewachsen ist und auch die Farbe sich diesem Stilwillen hat fügen müssen. Vor diesem Gemälde, bückt mich, wird man sich bewußt, daß es auch religiöse Landschaften geben kann.

Ganz anders verfährt D. Hesse in der Federzeichnung »Wolken«. Hier ist bis tief in den Hintergrund hinein jeder Busch und

jede Aderjuche bis ins einzelste durchgearbeitet, und an den Bäumen im Vordergrund meint man jedes Zweiglein in seiner eigentümlichen Gestaltung unterscheiden zu können. Die eigentliche Liebe des Zeichners aber gehört den Luftgebilden, nach denen er sein Blatt benannt hat. Fast scheint es, als habe er eine Mustersammlung von Wolken geben wollen: leichte und schwere, lockere und geballte, lyrische und dramatische, die sich begegnen und sich durchkreuzen. Ein reiches außerordentlich bewegtes Leben ist in diesem Vorfrühlingsbilde, bei all seinem Ernst, seiner auf den ersten Blick fast nüchtern anmutenden Strenge.

Wie lacht und schmettert dagegen die Farbenfreude aus Fritz Bederts Markt in Würzburg! Der eigentliche Reiz dieser fröhlichen Farben liegt freilich erst in ihrem Gegensatz zu den gedämpften Tönen der Kirchenmauer und dem Gelb der Barockhäuser im Hintergrund. Bedert, heute ein Vierzigjähriger (geb. 8. April 1877 in Leipzig), ist ein Schüler Gottthards Ruehls, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er von diesem Meister seine Vorliebe für solche delikaten Farbenreize hat. Den eigentlichen Boden seiner Kunst hat Bedert in der malerischen, durch viele liebliche altertümliche Städtchen verschönten Landschaft von Franken gefunden, wo er seit sechs Jahren regelmäßig seinen Sommer mit Studien zubringt. Das eigentümlich Deutsche dieser Gegend war es, was zu ihm sprach; ihm ist er denn auch mit seinem Verständnis und wachsendem Können nachgegangen, und nur wenige haben so gut wie er die melancholisch-süße Stimmung dieser poetischen Kleinstädte zu treffen gewußt. In dem Würzburger Marktbilde hat ihn einmal der Farbenrausch gepackt, doch auch da spürt man noch, wie sich, aus der altertümlichen Grundstimmung der Stadt gleichsam, eine sänsstigende Hand auf die verwirrende Buntheit des Marktgetriebes legt.

Otto Thiele, der Berliner, scheint weniger gut daran zu sein, wenn er sich an die ungleich fargeren, noch dazu in eine moderne Markthalle gedrängten Blumenmärkte der norddeutschen Millionenstadt hält. Gewiß, es gibt prachtvollere, leuchtendere Blumenmärkte auf der Welt als diese Berliner. Aber das Malerische steckt überall, es will nur gefunden und gefaßt sein. Welche überraschende Reize hat Thiele gerade aus diesem Halbdunkel mit dem vielfach gebrochenen Licht herauszuholen verstanden! Wie farbig zittert das spiegelnde Glas dieser hohen Wände! Wie helfen selbst die dünnen Eisenpfiler mit, den Raum zu teilen und zu beleben! Man hat den »Impressionismus« in Thieles Berliner Blumenmarkthallen gepriesen; nun gut, man mag es so nennen, wenn man eine einheitliche, starke und frühe malerische Grund-

stimmung darunter versteht. Denn das ist das Entscheidende an Thieles Bildern dieser Art -- er hat auch Landschaften gemalt, neuerdings einen schönen Morgen im Riesengebirge --: die farbigen Flecke der Blumen sind nicht wirkungslüster in den Raum gesetzt, nein, sie gehen darin auf und durchleuchten ihn doch auch. Ich habe gerade dieses Bild auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung wohl zehnmal bei der verschiedensten Beleuchtung gesehen, immer wieder hat es mir Neues und Fesselndes zu sagen gehabt.

Von Ernst Oppler bringen wir aus der letzten Münchner Sezession ein Damenbildnis, von dessen malerischer Schönheit unser Vierfarbendruck freilich nur eine bescheidene Vorstellung zu geben vermag. Namentlich das Silbergrau des Kleides und das vom tiefblauen Hintergrund der Tapete sich abhebende buntgestickte Sofa haben auf dem Wege vom Original zu dieser Nachbildung viel von ihren Reizen verloren. Eine ganze Weile glaubten wir, Oppler sei den feinen Interieurbildnissen, für die er sich die Anregung aus den guten alten Holländern geholt hat, zugunsten seiner Strandbilder untreu geworden; jetzt sehen wir ihn mit gereifter Kunst und erhöhtem Können zu der alten Liebe zurückkehren.

Die Plastik dieses Heftes, ein Bildnistopf Karl Hauptmanns, macht uns mit einem noch jungen Dresdner Bildhauer bekannt, der in allem, was er schafft, nach großen Formen strebt. Ein Thüringer von Geburt (geb. 8. August 1885 zu Neustadt in Koburg-Gotha), mußte Edmund Möller erst die Industrie- und Gewerbeschule seiner Vaterstadt durchmachen, bevor er in Düsseldorf eine Bildhauerverkstatt besuchen durfte. Aber schon nach einem Jahre konnte er die Akademie in Dresden beziehen. Bei Meister Diez errang er sich den Rompreis. Eine Orientreise führte ihn durch Sizilien, Nordafrika, Griechenland und die Türkei. Vorher schon hatte er eine lebensgroße Bronzestatue »Eilen« in die Heimat senden können, wo sie alsbald vom Staate für die Dresdner Skulpturensammlung angekauft wurde. Ein Jahr darauf ging er aus einem Wettbewerb um eine monumentale Brunnenanlage als Sieger hervor; im Staatsauftrag wurde ihm der Wettin-Brunnen für Krimmitschau übertragen, und im Frühjahr 1914, kurz vor Kriegeausbruch, fand sein Rugspieler als Brunnenschmuck für Dresden Verwendung. Neben diesen unmittelbar aus dem Block gehauenen Werken, zu denen sich noch eine Marmorgruppe »Wiedersehen« gesellt, sind eine ganze Reihe von Bildnisbüsten entstanden, die alle etwas Großzügiges haben. Gegenwärtig arbeitet Möller an mehreren überlebensgroßen Figuren, die Symbole des Krieges verkörpern sollen.

J. D.



## Literarische Rundschau

### Dietrich Schäfers Bismarck



n Bismarckbiographien hat es uns auch schon vor dem Kriege nicht gefehlt; wir hatten Hans Blums Buch, hatten die gedrängte Geschichte Bismarcks von Venz, das gewichtige, aus allen erreichbaren Quellen mit historischer Gründlichkeit schöpfende Werk von Erich Mards und seit kurzem auch die — warmherzige volkstümliche Darstellung von

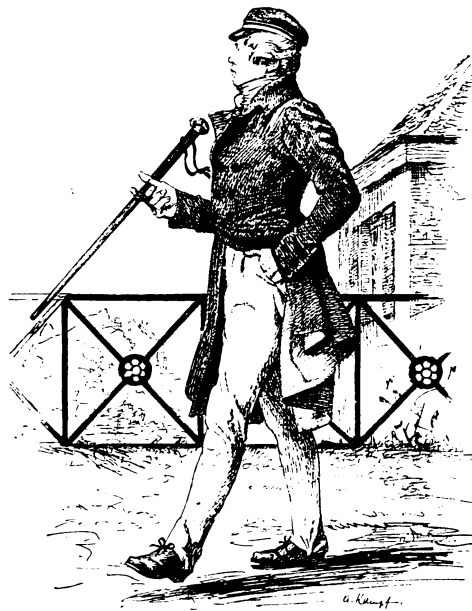
Abolf Matthias. Nicht ganz leicht, neben oder zwischen diesen Werken, von denen keins ganz auf gelehrte Ansprüche, keins ganz auf volkstümliche Wirkung verzichten mochte, noch eine Stelle zu finden, auf der sich das Standbild des Reichsgründers ebenso würdig wie eindringlich, ebenso geschichtlich getreu wie gegenwartslebendig errichten ließe. Dietrich Schäfer, der Berliner Historiker, der uns wertvolle Werke zur deutschen See- und Kolonialgeschichte, aber auch schon eine umfassende deutsche Geschichte besichert, hat sie gefunden. Gewiß liegen die Vorarbeiten und Anfänge dieses soeben bei Reimar Hobbing in Berlin erschienenen zweibändigen Werkes (geb. 25 M) weit vor der Schwelle des Weltkrieges, aber entfaltet hat es sich doch erst

unter seinem Atem, von ihm erst die entscheidende Einstellung und die volle Lebenskraft empfangen.

»Bismarck. Ein Bild seines Lebens und Wirkens« nennt sich das Werk, und damit ist angedeutet, daß der Verfasser mit gleichgeordnetem Eifer nach beiden Zielen strebt: nach einer persönlichen Biographie des Einzelmenschen und einer Würdigung der historischen, von Zeit und Umständen abhängigen, aber sich auch ihrer Mittel und Wege bedienenden Geisteskraft. Beidem wird Schäfer in einer Weise gerecht, die sich ihren Stil und ihren Baustoff aus den natürlichen Grundbedingungen ihres Gegenstandes holt. Bismarck war ein durchaus auf das Gegenständliche gerichteter, allem Abgezogenen, bloß Gedachten durchaus abholder Geist. So verliert sich auch Schäfers Werk nirgend ins Allgemeine, rein Gedankliche oder Subjektive, sondern bewegt sich überall auf dem festen Boden der überlieferten Tatsachen, hält sich mit klammernden Organen an die in Briefen, Gesprächen, Erinnerungen und andern persönlichen Bekenntnissen Bismarcks zutage tretenden Lebenszüge. Schäfer treibt keine Verschwendung mit diesen Mitteln direkter Charakteristik — was ja auch nur verwirren könnte —, er wählt mit Bedacht und sicherstem Takt immer nur die bezeichnendste Stelle, den bereichsten Zug aus. Aber sie alle, von denen doch kaum



ein Beleg der Anekdoten Zugeständnisse macht, haben das frische Rot des Lebens auf den Wangen, und die bildhafte Anschauung steigert sich nicht selten so, daß der Leser die persönliche, ja die körperhafte Nähe des Helden zu spüren meint. Daß ein Gelehrter wie Schäfer alle uns für die Geschichte Bismarcks zu Gebote stehenden Quellen beherrscht, ist selbstverständlich, nicht so selbstverständlich und deshalb des besonderen Lobes wert ist die Freiheit, mit der er sich ihrer stets gegenwärtigen Fülle bedient, ist der seelenkundige, manchmal dichterisch erleuchtete Tiefblick, mit dem er auf ihren Grund dringt, ohne je dem Schematismus zu verfallen. Die hervorstechenden Merkmale seiner Darstellung sind geläuterte Sachlichkeit und gedrungene, bis ins letzte Wort mit Inhalt gesättigte Ausdruckskraft. In einem Satz wie diesem: »Bis-



gegenstand wert ist, der allein er sich völlig erschließt. Im allgemeinen versagt sich das Werk alle billigen, so naheliegenden unmittelbaren Beziehungen zur Gegenwart, aber doch fühlen wir uns an diesem inneren Bande stetig gehalten und gelenkt. Das Beherrschende ist überall die Auffassung Bismarcks als des großen die höchsten Aufgaben seiner Zeit erfüllenden Staatsmannes. Dieser Staatsmann aber ruht auf seiner Persönlichkeit und seiner ganzen Lebensführung, die unserm Volke dauernde Werte geschaffen haben. Von prachtvollem Freimuth und überlegener Vorurteilslosigkeit zeugt das Kapitel über die Konflikte, die Bismarck zwischen den beiden großen Kriegen mit dem

mards bilderreiche Sprache hatte aus keiner Quelle so reichlich und glücklich geschöpft wie aus dem Landleben, vom Pferdehandel und dem Reifen der Früchte über der Lampe bis zur Ente, die vor Vergnügen mit dem Steiß wackelt, fängt Schäfer wie mit dem Brennglas ein ganzes Strahlenbündel der Bismarckschen Persönlichkeit auf.

Diese erfüllte und doch stets klare und durchsichtige Verlebendigung bleibt dem Verfasser auch treu, wo es sich um die Schilderung verwickelter politischer Zustände und Ereignisse handelt. Manchmal mag man sich eine breitere und bequemere Ausdeutung wünschen, nicht immer räumt uns die Energie dieses straffen Denkens und Darstellens alle Steine aus dem Wege. Aber schließlich ist man doch auch wieder dankbar für die hohen Ansprüche, die so an unsere geistige Mitarbeit gestellt werden: nur so bringt man die dauernde Hingebung auf, deren der



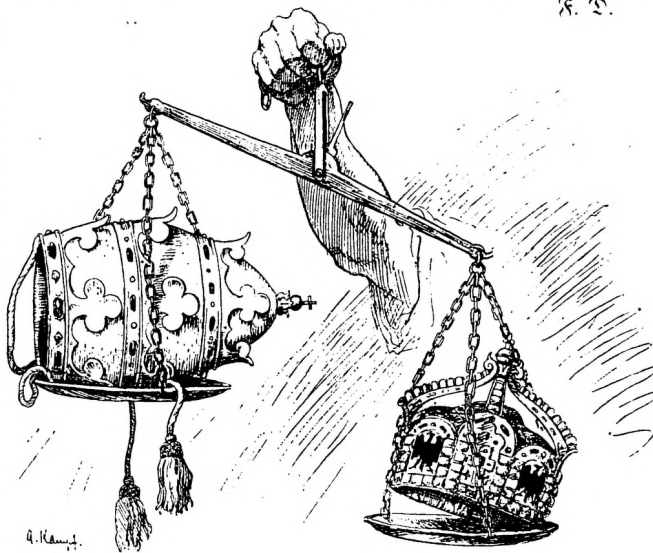


Schmutz künstlerischer Illustration greifen: das Wort gerät hier niemals in Gefahr, vor dem Stift des Zeichners zu erblaffen. Arthur Kampf ist es, der zu den in edlem Lichtdruck wiedergegebenen Bildnissen die Textbilder gesellt hat, von denen wir hier einige kleinerer Maße als Proben zeigen. Er, der sich so oft in historischen Aufgaben aus dem Werden unsers politischen und geistigen Vaterlandes bewährt hat, war der rechte Mann dafür. Wenn einer heute an Menzels Illustrationskunst wieder anknüpfen darf, so Kampf. Das Vorbild dessen, der die Werke Friedrichs des Großen und Ruglers Geschichte des Königs illustriert hat, ist denn auch unverkennbar. Wie Menzel in jenen Bildern ganze Lebens- und Zeitabschnitte in einer Darstellung verdichtet, wie er andererseits aber auch aus einem flüchtig hingeworfenen Wort mit eigenschöpferischer Phantasie eine selbständige, darüber hinausführende Randglosse gemacht hat, so weiß auch Kampf in seinen Kapitelbildern ganze Seiten und Wendungen der Bismarckischen Persönlichkeit oder ihrer Betätigungen in eine einzige Darstellung zusammenzuballen und dann wieder mit reizvollem Spieltrieb um einen einzigen Einfall, ein einziges Wort sein Rankenwerk zu weben. Namentlich unter den lebensgeschichtlichen Darstellungen sind wahre Kabinettstücke der Illustrationskunst, zumal wenn sie sich an ländliche Motive anlehnen. Kampfs Bilder werden den Schäferschen Bismarck vollends zu dem deutschen Nationalwerk machen, das zu besitzen eine Ehrenpflicht für das deutsche Haus werden muß.

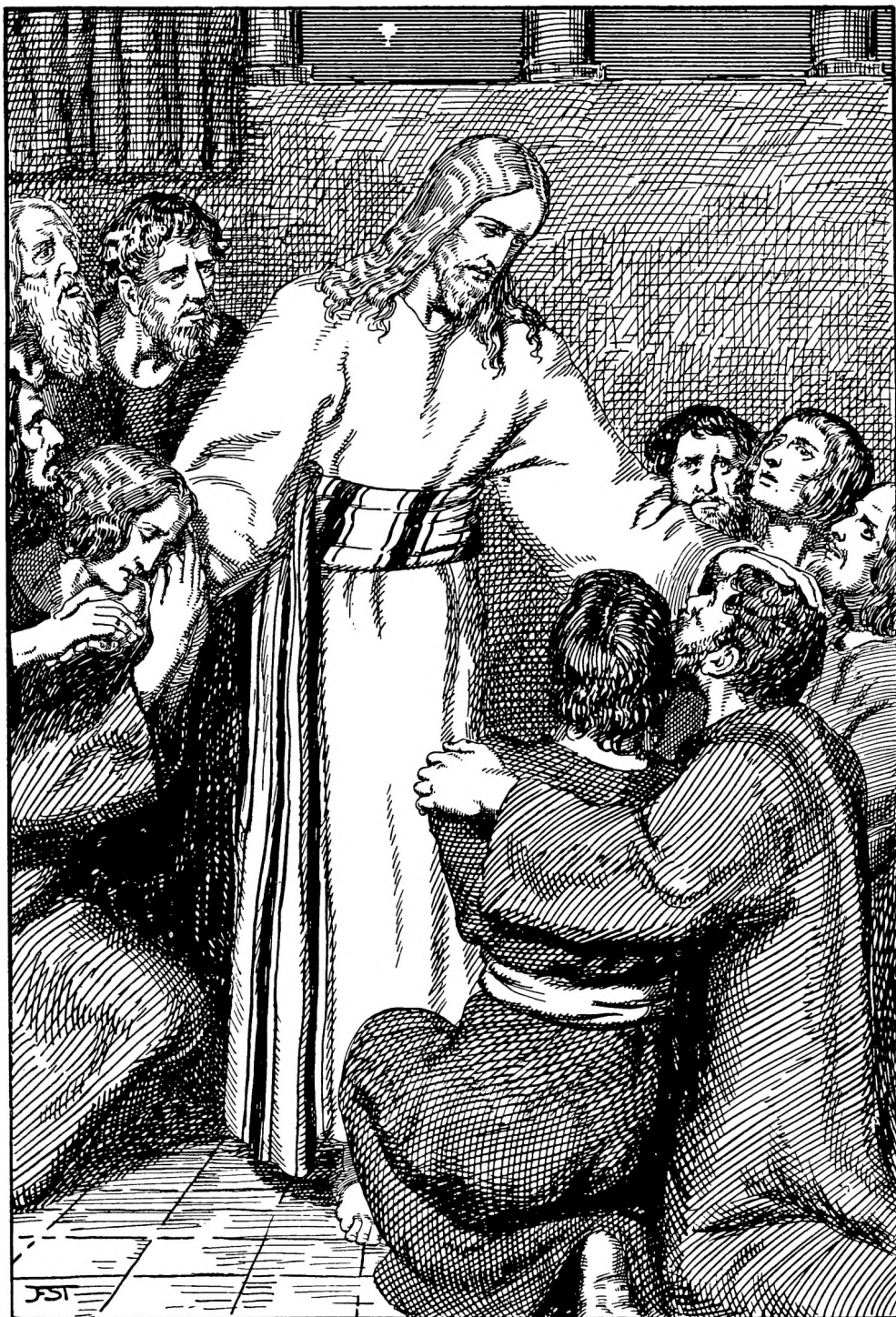
F. D.

König hatte; von unerforschrodenem politischem Mute sind die Auseinandersetzungen über Bismarcks »Schuld« oder »Verdienst« am Ausbruch des Französischen Krieges erfüllt: »Einigkeit Deutschlands und Friede mit Frankreich waren zwei völlig unerreichbare Dinge ... Da war es Pflicht beider Teile, sich den für jeden günstigen Zeitpunkt zu sichern. Wenn Bismarck das angestrebt und erreicht hat, so ist das sein Verdienst, nicht seine Schuld. Frankreich erstrebte mit seinen Bündnissen das gleiche, hatte nur keinen Erfolg. Seine Pläne wurden von Bismarck durchkreuzt. Unser Volk ist ihm dafür zu Dank, zu größtem Dank verpflichtet. Der Deutsche, der die fremden Anschuldigungen gedankenlos oder auf Grund krankhaften Unparteilichkeitsstrebens nachbetet, versündigt sich an seinem Vaterlande.«

Schäfers Bismarckbuch, ein Werk des Inhalts, nicht der Form, ein Werk lebendigster Anschauung und unmittelbarster Gestaltung, darf ungestraft zu dem



A. Kampf.



Franz Stassen:

Den Frieden lasse ich euch



## Aus der schönen Literatur

Auf dem guten Neuen soll man das gute Alte nicht vergessen. Zumal dann nicht, wenn es uns in so edler Schale kredenzt wird, wie es mit Theodor Storms Meisternovellen in der Quartausgabe geschieht, die der Westermannsche Verlag dem Andenken des Dichters zur Feier seines 100. Geburtstages darbringt (Preis 25 M.). Ein Band von fast 400 Seiten, ohne die eitle Papierverschwendung gedruckt, die eine Weile zur »Buchkunst« zu gehören schien, und doch gerade nur das Beste, das Wahrhafte, Lebendige und Bezeichnende enthaltend, was sich für uns mit dem Namen Storm verbindet: die süße, noch ein wenig lyrisch-sentimentale Jugendgeschichte »Immensee«; die aus tiefem Weh zu lindrer Versöhnung geläuterte Haus- und Chenovelle »Viola tricolor«; die glückverklärte Erinnerungsnovelle »Im Schloß«, von der Storm selbst gesagt hat, diese Arbeit sei »er selbst« mehr als irgend etwas, was er sonst in Prosa schon geschrieben hätte; die großartig strenge Chroniknovelle »Aquis submersus«; die herbe Schicksalsnovelle »Carsten Curator« und endlich Storms letzte und gewaltigste dichterische Schöpfung, die Krone seines Lebenswerkes, »Der Schimmelreiter«. Dazwischen, von kundiger Hand ausgewählt und eingestreut, ein halbes Duzend der schönsten Gedichte. Ihre festliche Weihe empfängt diese Auswahl, ein wahrer »Hauschatz« in der Tat, durch die 18 ganzseitig wiedergegebenen Federzeichnungen Otto Soltaus. Das sind keine »Illustrationen« im landläufigen Sinne, Bilder, die sich neben dem Texte breitmachen und das geschwäßig verdeutlichend noch einmal sagen, was der Dichter in der Kunst des Wortes schon selbst gestaltet hat. Nein, dieser Storm stammverwandte junge Künstler, den der Krieg ins Dunkel hinwegriß, bevor diese Ausgabe noch ans Licht treten konnte, fühlt sich in stolzer Bescheidenheit als widerhallendes Instrument der Stormschen Stimmungskunst, und so tönt durch seinen Strich, im Innersten getreu und doch mit den eigentümlichen Mitteln seiner Kunst leise verwandelt, das von neuem hervor, was der Dichter ahnend empfunden hat, was ihm im feinen Nebelschleier der Phantasie gleich zauberhaften Traumgebilden vorschwebte. Alle wilden, selbstgefälligen Schöpfunglinge des »Buchschmucks« sind hier zugunsten einer sachlich-ruhigen Gediegenheit getilgt, um dem dichterischen Wert und dem künstlerischen Bilde zu einer organischen Einheit zu verhelfen, an der Auge und Gemüt ihre ungetrübte Freude haben können.

Der Verlag von Hesse & Beder in Leipzig erscheint nach Erlöschen der Urheberrechte als erster mit einer billigen Schefel-Ausgabe

Westermanns Monatshefte, Band 122, I; Heft 728

auf dem Plan. Sie ist reichhaltiger und gewissenhafter als alle, die wir bisher hatten. In drei mittelfarken Bänden (von je etwa 400 Seiten) bekommen wir hier nicht bloß eine vollständige Sammlung der eigentlichen Dichtungen mit den Episteln und Reisebildern (darunter auch die zuerst in Westermanns Monatsheften erschienenen Schilderungen »Ein Gang zur großen Kartause«, »Avignon« und »Ein Tag am Quell von Bauclose«) und manchem bisher unbekannten oder doch der Öffentlichkeit vorenthaltenen Gedicht, sondern auch eine Sammlung ausgewählter Aufsätze lebens-, orts- und tagesgeschichtlich-politischen Inhalts. Bei der Nachprüfung des Textes ist mancher Druckfehler beseitigt, manche eingewurzelte falsche Lesart berichtigt worden. Ein knapp, aber keineswegs unritisch gehaltenes Lebensbild Scheffels vom Herausgeber Joh. Franke geht dem ersten Bande voraus; Literaturnachweise und Erläuterungen sind, wenn auch sparsam, beigelegt. — Mit der Ausstattung wird sich nicht jeder gleich befreunden können. Die Bildnisse des Dichters, bekannte und unbekannte, sind gewiß willkommen; ob aber mit den zumal dem »Eckehard« beigegebenen Bildern von Liezen-Mayer, Grünner u. a. dem künstlerischen Eindruck des Lesers so vorgegriffen werden durfte, wie es mit diesen stark theatralisch gehaltenen Denkmälern einer überwundenen Münchner Geschmackszeit geschieht, ist eine Frage, die sich nicht so leicht mit ja beantworten läßt. Eine Dichtung wie der »Eckehard« braucht solche morschen Krücken nicht: sie steht und geht auf eignen Beinen, und wenn sie Bilder haben soll, darf sie sie aus einer mit unserm heutigen Geschmack verträglicheren Zeit beanspruchen. Doch am Ende läßt sich darüber wegsehen. Zu bezahlen braucht man diese Bilder kaum; was geboten wird, ist auch ohne den Bildschmuck die acht Mark wert.

Wie vorausszusehen war, hat sich die deutsche Verlegerwelt mit besonderem Feuer auf ein Werk Scheffels, seinen »Eckehard«, gestürzt. Das ist wohl begreiflich, denn der historische Geist der Zeit, der sich von der deutschen Vorzeit kaum weniger stark angezogen fühlt als in den Jahren, da der Roman zuerst hervortrat, kommt der Dichtung den halben Weg entgegen; die andre Hälfte geht unsre Freude am Abenteuerlichen und Romanischen. So wird seine Wirkung noch einmal eine volle Blüte erleben, und man braucht dem Übereifer der Verleger nicht gram zu sein. Gewarnt werden aber muß vor den sorglosen und unwürdigen Ausgaben, die gewisse Kaufhäuser auf den Markt werfen. Es gibt Dichtungen, die aus sich heraus ein statliches Gewand fordern, und dazu gehört der »Eckehard« in erster Reihe. Er braucht und



verdient ein gutes Papier, eine kräftige charaktervolle Schrift und, wenn er nun schon illustriert sein soll, künstlerische Bilder. Der Verlag von Wilhelm Borngräber in Berlin hat uns solche würdige Ausgabe zu bescheidenem Preise (geb. 3 M.) geliefert. Da haben wir das feste, griffige Papier, die bei diesem Werk so anheimelnde kräftige und saftige Traktur und 16 Bilder von eigener künstlerischer Auffassung. Sie sind von Arthur Grunenberg, welchen wohl manchmal von unsern geläufigen Ekkehard-, Hadwig- und Pragedis-Vorstellungen ab, haben aber dafür desto mehr Anregungskraft für die Phantasie, und das scheint uns bei solchem Buchschmud die Hauptsache.

\*  
»Was ist deutsch?« ... Wir dürfen nicht leugnen, daß wir uns dieser Frage gegenüber vor dem Kriege oft nicht anders verhalten haben, als Pontius Pilatus vor der Frage nach der Wahrheit. Zumal in der Kunst wollten wir sie nicht gelten lassen. Da sei jede Nationalisierung vom Übel, meinten wir, und dem Begriff »deutsch« wußten wir keine höhere und ehrenvollere Auslegung zu geben als die Erklärung, darin gerade bestehe das echt Deutsche, daß es für alle fremden Künste gleiches Verständnis, gleiche Liebe und sogar gleiche Nachahmung gehabt habe. Der Krieg hat uns auch darin zur Selbstbesinnung gebracht. Wir gehen der Frage nicht mehr aus dem Wege, aber wir wissen auch, daß wir sie zu einer Klärung nur bringen können, wenn wir an den Quellen unsrer heimischen Kunst Einfuhr halten, wenn wir unsre Kunst dort aussuchen, wo sie zuerst zum Bewußtsein ihrer selbst und zu einer Vollendung ihrer Art gekommen ist. Eine solche Epoche ist die Zeit von der Entstehung des Tafelbildes im ausgehenden 14. Jahrhundert bis zur Höhe seiner Entwicklung in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Gewiß gab es deutsche Malerei vor dieser Zeit und in den Jahrhunderten, die ihr folgten. Aber keine andre Epoche kann sich an Reichtum und Fülle künstlerischer Gestaltung mit dieser messen, und auch innerlich erscheint der Ausschnitt aus der Gesamtentwicklung deutscher Kunst als eine einheitliche und in sich geschlossene Stilphase, da in ihm eine neue Bildform entsteht und aus tastenden Anfängen zur Höhe einer ersten Vollendung geführt wurde, über die hinaus auf deutschem Boden und in unmittelbar anschließender Entwicklung neue Wege so bald nicht gefunden wurden. Eine dankbare Aufgabe also, zumal jetzt, diese zwei Jahrhunderte deutscher Malerei einmal zusammenhängend zu schildern. Der junge Berliner Kunstgelehrte Dr. Kurt Glasier hat sie ergriffen (320 Seiten mit 250 Abbildungen; München, Bruckmann; geb. 11 ½ M.). Sie war lochend

schon deshalb, weil während der letzten drei Jahrzehnte, seit Danischke's Behandlung, mancherlei neues Licht in sie getragen worden ist. Meister sind wieder entdeckt worden, die der Geschichte verlorengegangen, Werke wurden aus dem Dunkel hervorgeholt, die jahrhundertlang vergessen waren. Glasier nun spinnt als erster den Faden einer stilgeschichtlichen Entwicklung, an dem sich Meister und Werke in klarer Folge und Notwendigkeit aufreihen lassen. Sein Buch verfällt nirgend in den Fehler, durch Häufung von Einzelheiten zu verwirren. Es wertet vielmehr jede Erscheinung unter dem Gesichtspunkte der Gesamtentwicklung, hält aber doch die kennzeichnenden Züge der zahlreichen eigentümlichen unterschiedenen Persönlichkeiten einer schöpferisch reichen Zeit möglichst fest. So ist ein anregendes und lesbares Buch entstanden, ein Buch, dem man sich willig auch zum längeren Lesen anvertraut. Reicher Bilderschmud begleitet den Text. Ja, jedes Bild, das in der Betrachtung vorkommt, wird dem Leser vorgeführt, und die Anordnung ist so geschickt, daß Text und Bild und Leser einander immer ins Auge blicken.

\*  
Charlotte Lady Blennerhasset, geb. Gräfin von Leyden, hat, noch ehe sie von ihrem arbeitsreichen Leben Abschied nahm, einen Band ihrer literarhistorischen Aufsätze zusammengestellt (München, R. Oldenbourg; geb. 7 M.). Von keiner andern würde man sich just diesen Auswahlband zu just dieser Zeit gern gefallen lassen. Denn es sind fremdländische Persönlichkeiten, die ihn beherrschen, und unter ihnen ist einer, der italienische Evangelist der »Schönheit um der Schönheit willen«, dessen Name uns heute nur schwer über die Lippen will. Ja, dieses Buch hat den Mut, sich der Zeitstimmung, zuweilen auch der Zeitströmung, entgegenzuwerfen. Aber dieser Mut steht ihm an. Denn hinter den hier geschilderten Persönlichkeiten erhebt sich eine Persönlichkeit, die es sich als Lebensaufgabe erkoren hat, die Brücke des Verständnisses zu schlagen zwischen den Kulturnationen des 19. Jahrhunderts, und die auf diesem Gebiete so vornehme und stolze Leistungen zu verzeichnen hat, daß man jetzt, wo diese Brücke durch Kriegsgewalt für eine Weile gesprengt ist, nicht die Untreue einer andern Weltanschauung und Betätigung von ihr verlangen darf. So braucht diese Auswahl nicht einmal die Entschuldigung, daß die vereinigten Aufsätze sämtlich aus Tagen stammen, denen der Gedanke noch fern lag, es könne jemals eine Zeit drohen, wo Deutschland aufhören werde, das geistige Bindeglied zwischen den führenden Völkern der Erde zu sein. Äußere Lebensschicksale, die von persönlicher Neigung bestärkt wurden, ließen die deutsche Gräfin

schon in jungen Jahren in der Fremde heimisch werden. Ihre Heirat mit Sir Roland Blennerhasset führte sie in jene englische Gesellschaft, deren »politische Denkreise auf sie anregend überging«. Zwei ihrer frühesten und bedeutendsten Bücher galten der Frau von Staël und Talleyrand. Das England des viktorianischen Zeitalters, die großen historischen Stunden Frankreichs wurden ihre Heimat, und sie fühlte bald den Beruf in sich, diese ihre Vertrautheit, gleichsam als geistige Gesandtin der beiden Länder, für ihr Mutterland nutzbar zu machen, dem doch ihr Herz und ihre Gesinnung treu blieben. Sie hat ihm bis zuletzt viel zu geben gehabt. Die Aufsätze über George Eliot, Friedrich Max Müller, Lord Tennyson, über die Ethik des modernen Romans und über moderne spanische Romandichter gehören zu jenen großzügigen und großgeistigen Arbeiten, denen Geschmaç, Gelehrsamkeit, Weltkenntnis und Lebensreise im Gehalt wie in der Form zur Klassizität verhilft. Auch die Kühle, die »Entfernung der Vertraulichkeit«, die damit verbunden zu sein pflegt, geht dem Buche nicht ab. Lady Blennerhasset schreibt über die Ethik des modernen Romans, ohne daß, außer in der Einleitung, die eigentliche Abhandlung einen einzigen deutschen Namen enthält; sie würdigt, wenn auch streng, auf einem halben Hundert Seiten den Redner von Quarto und findet kein Wort über die Schmähungen, mit denen er sich mehr als uns besudelt hat; sie verfolgt die großen Gedankenströmungen der drei letzten Jahrhunderte und kommt mit Ausnahme von Schopenhauer- und Wagner wiederum fast ohne deutschen Namen aus. Es fragt sich, ob das für eine deutsche Vermittlerin geistiger europäischer Werte nicht etwas zu viel Internationalität und Entfagungskraft bedeutet.

Unsere alten Nationaltrübe, die besten Übersetzer der Weltliteratur zu sein, soll uns auch dieser Krieg mit seinem Völkerverhaß nicht rauben. Von bedeutenden Werken fremdländischer Dichtung haben wir drei, vier, fünf verschiedene Übertragungen, und oft wetten sie miteinander in Genauigkeit, Sinnerschöpfung und Formschönheit. Besonders haben uns Dichtungen gereizt, in denen sich Tiefe der Gedanken mit Meisterschaft des poetischen Ausdrucks verbindet: Ibsens »Peer Gynt« ist bisher nicht weniger als sechsmal ins Deutsche übertragen worden. Zuletzt wetten Christian Morgenstern und Dietrich Eckart miteinander, aber die Eckarts Bearbeitung benutzende Aufführung des Kgl. Schauspielhauses in Berlin konnte uns keinen Augenblick im Zweifel darüber lassen, daß die ältere Nachdichtung von Morgenstern ihr noch immer vorzuziehen sei. Sieh neben ihr

zu behaupten, hat Ludwig Fulda das neue bei Cotta erschienene Übertragung keinen leichten Stand. Manches, zumal die lyrischen Teile, waren schwer zu übertreffen. Aber Fulda, als fluger und geschickter Übersetzer schon vielfach bewährt, hat gerade dort mit seiner ganzen Fertigkeit eingesetzt, wo Morgensterns Schwächen lagen: im Dialogischen. Sein Hauptvorteil ist eine schöne, weiche Flüssigkeit, und die kommt vornehmlich dem Dialogischen, der dramatischen Sprechbarkeit der Verse zugute. Dabei ist das Nordische in Sinn und Klang vorsichtig bewahrt und damit auch der Duft des Originals erhalten geblieben. Nur von dem Herbmännlichen und dem eigenwillig Bohrenden des Ibsenschen Dialoges mag man hier und da etwas vermissen. Die Fuldaische Eindeutschung — so darf man die Übertragung nennen — wird zuerst am Wiener Burgtheater hervortreten, von hier aber sicher ihren Weg auch auf andere deutsche Bühnen finden.

\*

Seit Jahr und Tag wetten die beiden Verlags-handlungen S. Fischer in Berlin und der Inselverlag in Leipzig mit ihren Almanachen. Die geschäftliche Werbeabsicht für die Veröffentlichungen beider Häuser verbirgt sich keinen Augenblick, aber sie tritt in einer Form auf, die ebenso anständig wie geschickt und förderlich ist. Es werden Stücke und Proben aus neuen oder im Laufe des vergangenen Jahres erschienenen Verlagswerken gegeben und Bilder hinzugefügt: Bildnisse, die uns — so besonders bei Fischer — mit den »Hausdichtern« und ihrer bürgerlichen Erscheinung bekannt machen sollen, oder künstlerische Abbildungen — so besonders beim Inselverlage —, die uns zeigen, wie hier lebende und bildende Künste freundschaftlich miteinander arbeiten, um eine Geist und Auge erfreuende Bucherschei-nung zustande zu bringen. So ein Almanach bleibt mit seinen Kostproben natürlich immer eine Art Naschwerk, von dessen Brosamen man nicht satt wird; aber das ist ja auch nicht der Zweck der Übung. Vielmehr sollen solche Büchlein, die den mannigfachen Stunden und Stimmungen etwas bieten, als Vorspeisen wirken — hors d'œuvre sagt der Franzose mit einem höchst bezeichnenden Ausdruck —, die eben nur den Gaumen reizen und Appetit auf das machen, was die Tafel sonst noch bringt. Fischers »Dreißigstes Jahr« (320 Seiten mit 54 Beiträgen und 60 Abbild.) kostet 1 M., der Inselalmanach für 1917 (200 Seiten mit 15 Kunstblättern) gar nur ½ M. Bei Fischer findet man viel Grundlegendes und Einzelnes vom Kriege, Politischen und Wirtschaftlichen, im Inselverlage viel Glänzendes, aber kaum etwas aus der blutigen Gegenwart.

## Verschiedenes

Das Buch der tausend Wunder. Von Arth. Fürst und Alex. Moszkowski (München, Alb. Langen; geb. 6 M.).

Der Weise, sagt Fritz Mauthner, staunt über jede Müde. Aus der Beherzigung dieses Wortes ist das vorliegende Buch geboren worden. Man glaubt gar nicht, wie viele »Wunder« sich aus Tier- und Menschenwelt, aus Himmel und Erde, Physik, Chemie, Arithmetik, Sprache und Kunst herauslesen lassen, wenn man — Kuriositäten und Sensationen mit Wunder überseht. Mit Fleiß und Geschick haben die Verfasser ihren Ameisenberg zusammengetragen. Höchst anregende mathematische Probleme und entzückende Spielereien zugleich enthält namentlich die Abteilung Zahlenwunder; das der Mystik gewidmete Kapitel schildert geheimnisvolle, oft seltsam erschütternde Erlebnisse solcher Menschen, die sich von Geistern umgeben glaubten. In engster Nachbarschaft mit ernster Wissenschaft aber wandeln wir, wenn wir von den Wundern der Erde und des Himmels lesen; überraschende Seltsamkeiten bringen die Wunder der Sprache. — Unsere Vorfahren saßen, wenn sie sich im Familientreife anmutig belehren und staunend unterhalten wollten, vor dem Orbis pictus. Das war ein recht unbequemes und umständliches Buch. Wieviel leichter haben wir's! Ob wir aber auch den Wunderglauben unsrer Vorfahren noch haben?

Je stärker die Wirkung unsers U-Boot-Krieges wurde, desto wilder tobte der Chor feindlicher und neutraler Ankläger. Unser Volk hat sich durch diesen Lärm in seinem Vertrauen zu unsern Seeleuten nicht beirren lassen. Trotzdem ist gerade jetzt von Bedeutung, daß ein hoher Seeoffizier, Kontreadmiral Carl Pollweg, vor aller Welt den Nachweis liefert, daß wir bei unserm U-Boot-Krieg alles Recht auf unsrer Seite haben. Seine Schrift »Unser Recht auf den U-Boot-Krieg« (Berlin, Allstein & Co.; 1 M.), die mit dem Verstande, aber auch, wie der Verfasser sagt, mit einem übertollen Herzen geschrieben ist, wendet sich ebenso sehr an das Gefühl wie an das sachliche Urteil des Lesers.

Als sorgfältig gearbeitetes Nachschlagewerk verdient das ablich geordnete Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten empfohlen zu werden, das Dr. Ernst Seeger für die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart unter dem Titel »Die Kampfplätze in West, Ost und Süd« nach amtlichem Material bearbeitet hat. Es liegen bisher zwei Bände vor (geb. je 4 M.), die bis in den August 1916 reichen.

Bei der Fülle der Ereignisse und der steten Wiederholung mancher Namen wird ein solches schnell unterrichtendes Hilfsmittel für jeden Zeitungsleser von Tag zu Tag nützlicher.

Eine Sammlung deutscher Schatten- und Scherenbilder, wie sie in einem von Martin Knapp im Gelben Verlage (München-Dachau) herausgegebenen Heft vorliegt, haben wir uns längst gewünscht. Der Begriff, die Entwicklung und damit auch die Schätzung der Silhouette war in den letzten Jahren einigermaßen in Verwirrung geraten. Von gar zu vielen Seiten und mit gar zu verschiedenen Absichten hatte man sich um ihre Wiederbelebung bemüht, da konnte es nicht ausbleiben, daß Spielereien und Entartungen die gute Überlieferung fast erstickten. Nichts ist besser geeignet, diesem der gebiegenen Kunstübung gefährlichen Wirrwarr ein Ende zu machen als eine nach Jahrhunderten gesonderte Auswahl aus den kennzeichnenden Schatten- und Scherenbildern von der — soweit wir bisher sehen — ältesten deutschen Silhouette, dem Tübinger Albumblatt von 1631 (abgeb. in unsern Monatsheften, Januar 1909) über R. W. Sus, Runge, Luise Duttchenhofer, Eckert, Fröhlich, Konowka, bis auf Dieffenbach, Heinrich Wolff, Wiedemann, Repsold, Preeforius, Lotte Ricklaß u. a. Aber auch der naive Genießernde, der nach Herkunft, Entwicklung und Ausgang nicht viel fragt, kommt in diesem mit 300 meist noch unbekannten Bildern ausgestatteten Quartheft (Preis 1,90 M.) auf seine Kosten: wieviel Erfindungskraft, wieviel Anmut, Geist, Witz, Schelmerei und auch andächtiger Ernst steckt doch in den bescheidenen Gebilden dieser nur in Deutschland so lange und liebevoll gepflegten Volkskunst!

Zu dem Aufsatz über Rudolf Sieders noch folgende Hinweise für den, der eine Mappe mit Zeichnungen dieses Künstlers in seiner Hausbücherei haben möchte: die Mappe »Braunschweig« bringt 10 Zeichnungen (St. Andreas; Hinter der Kirche; Klosterkapelle; Hintern Brüdern; Schloß Richmond; Ottilienteil; St. Megyden; Ridelnkult; Kannengießerstraße; Alter Hof im Winter); die »Schwarz-Spiele« enthalten 12 Blätter, darunter auch die von uns stark verkleinert wiedergegebene »Bergstadt«; »Frankreich 1915«, dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg gewidmet, vereinigt in besonders schönen Gummidrucken 12 Zeichnungen aus dem Felde, von denen einige über die Skizze hinaus zur geschlossenen Bildform kommen. Jede dieser bei Zwiffler in Wolfenbüttel erschienenen Mappen kostet 2 M.



Franz Stäffen:

Der Gang nach Emmaus





# Der deutsche Weltkrieg



Hans Peters:

Kartoffelschäler

## Vergebliches Hoffen

Es ist ein irres Hoffen:  
Bin ich zur Nacht allein,  
Die Türe lass' ich offen  
Und flüstre: „Komm herein!

Dein Lager ist bereitet,  
Dein Kelchglas füllt der Wein,  
Kamines Flamme breitet  
Durchs Zimmer Purpurschein.

Ein Buch liegt aufgeschlagen,  
Dein Lieblingsdichtersang.  
Nicht spähn will ich und fragen:  
Wo bleibst du nur so lang?

Du hast so krank gelegen  
Da drauß im kalten Feld,  
Will Herzen dich und hegen  
Und tun, was dir gefällt.

Wirst froher und gesunder  
Nun wieder bei mir ruhn.  
Tut Gott nicht große Wunder?  
Er kann auch dieses tun.“ —

Ich steh' im irren Lauschen  
Und trau' auf Gottes Macht,  
Die wilden Winde rauschen  
Und rufen durch die Nacht.

Sie tragen meine Worte,  
Mein Klagen weit hinaus. —  
Was willst du, offne Pforte?  
Er kommt nie mehr nach Haus.

Fritz Fuldner

# Die Bedeutung des U-Boot-Krieges

Von Konteradmiral a. D. Joff

**D**reieinhalbes Jahr wüthet der Weltkrieg, und sein Ende ist noch nicht abzusehen. Gegen eine ungeheure Übermacht von weißen und farbigen Kriegern halten unsre Feldgrauen auf allen Fronten stand. Wie die Wellen des Ozeans an felsiger Küste, so brechen die Anstürme unsrer Feinde in Blut und Elend zusammen. Sobald ein heutigetiger neuer Gegner auf die Seite der »Kämpfer für Menschlichkeit und Kultur« tritt, ist es dem Genius unsers Hindenburg noch immer möglich gewesen, genügende Kräfte frei zu machen, um jene ihr Eingreifen bereuen zu lassen. Bisher hat es allerdings nicht ausgereicht, um eine Entscheidung herbeizuführen, eins der vier großen Reiche kampfunfähig zu machen, die die Zerschmetterung der Mittelmächte als Ziel ihres Kampfes bekannt haben. Nur festgehalten konnte werden, was erobert worden war. Aber noch waren uns zur Verfügung stehende Mittel nicht zur Anwendung gelangt, deren Wirkung sehr groß sein muß; denn es ist von ihnen bereits Erstaunliches unter erschwerten Umständen geleistet worden. Um das zu verstehen, ist es nötig, sich die allgemeine Lage zu vergegenwärtigen.

Der Weltkrieg ist die Krönung des Lebenswerkes König Eduards VII. Seinem staatsmännischen Geschick ist es gelungen, einen Staatenbund zusammenzubringen, dessen Waffmacht die Niederwerfung des Deutschen Reiches in sichere Aussicht zu stellen schien. Der deutsche Wettbewerb auf dem Weltmarkte sollte für immer beseitigt werden. Gleichzeitig mit den vorbereitenden Schritten des Königs wurde die achte Großmacht, die internationale Presse, gegen Deutschland mobilisiert.

Lord Northcliffe, der vertraute Freund des Königs, war als Stabschef nach dieser Richtung hin erfolgreich tätig, um Stimmung für eine Zerschmetterung Deutschlands zu machen. Überall auf dem Erdenrund predigten die Zeitungen in seinem Sinne. Man vergegenwärtigte sich, wie es wirken muß, wenn zum Beispiel in Deutschland jahrelang das »Berliner Tageblatt«, die »Kreuz-Zeitung«, der »Vorwärts«, die »Tägliche Rundschau«, die »Kölnische Volkszeitung«, die »Germania« und viele, viele andre Tageszeitungen irgendwelche Fragen immer wieder im gleichen Sinne besprechen würden. Die Zahl derer dürfte alsdann nicht groß sein, denen das Gelesene nicht zur festgemauerten eignen Überzeugung geworden wäre. Es ist müßig, zu fragen, ob diese Sturmzeichen in Deutschland Beachtung gefunden haben oder nicht. — Alle Kriege, die England in Europa ausgefochten hat, sind im Interesse seines Handels geführt worden, so auch der gegenwärtige; die andern bezweckten den Erwerb von Kolonien. Stets hat

es in kriegerischen Zeitläuften in rücksichtslosester Weise seine Seemachtstellung dazu ausgenutzt, um den schwachen Neutralen seinen Willen in ähnlicher Art aufzudrängen, wie das zurzeit gegen Griechenland geschieht. Dänemark und Holland wissen ein Liedchen davon zu singen. Meist gingen die mit ihm Verbündeten bei der Teilung der Beute nicht nur leer aus, sondern verloren an Macht. So ist Holland erst aus der Reihe der Großmächte geschieden, als es mehrere Kriege Seite an Seite mit Großbritannien geschlagen hatte. Dessen Machtstellung wurde durch die geographische Lage der britischen Inseln noch erhöht. Abgesehen von der Sicherheit gegen feindliche Einfälle führten die Wege der deutschen, holländischen, russischen und skandinavischen Schifffahrt unmittelbar an den britischen Küsten zum Weltmeer. Der an seiner engsten Stelle nur 32 Kilometer breite Kanal ist un schwer zu sperren, die Strecke von Schottland bis Norwegen knapp 200 Seemeilen weit. Diese Landgruppierung würde auch einer Flotte zweiten Ranges gestatten, Nord- und Ostsee zu versiegeln, die genannten Länder vom Weltmeere abzusperren.

England ist in erster Linie Handels- und Schifffahrtsland, seine Industrie kommt erst in zweiter Reihe. Seine Kauffahrtei bildet die vornehmlichste Quelle seiner Einnahmen, sie zu erhalten muß daher seine erste Sorge sein. Es liefert der Welthandelsflotte neun Zehntel der nötigen Kohlen und versieht auch einen großen Teil der übrigen Welt mit den schwarzen Diamanten. Seine Landwirtschaft wurde völlig vernachlässigt; der Boden war den reichen Herren lediglich das Gelände für ihre Jagdreiterei. Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebens- und Genußmitteln, die der Industrie mit Rohstoffen aller Art erfolgt durch Zufuhr von Übersee. Die Unterbindung seiner Schifffahrt muß deshalb unabweisbar, je nach den vorhandenen Vorräten, in längerer oder kürzerer Zeit zu einer Katastrophe führen. Eine Flotte, die stark genug war, es mit denen mehrerer andrer Großmächte aufzunehmen, sicherte die Verbindung mit der übrigen Welt. Sie mußte aber versagen, seit die unterseeische Schifffahrt zu ihrer jetzigen vervollkommenung entwickelt worden war.

Wir wissen herzlich wenig über das deutsche Tauchboot unsrer Tage, nur so viel ist aus Zeitungsartikeln bekannt geworden, daß es verschiedene Arten gibt. Die eine, das eigentliche Kampfsboot, führt als Waffe Torpedo und Geschütz. Ein Vertreter dieser Klasse ist 55 Tage in See gewesen, ohne einen Hafen anzulaufen, muß also als sehr leistungsfähig für den Kreuzerkrieg angesehen werden. Eine andre kann Minen legen, eine dritte ist ein reines Frachtschiff ohne

jede Waffe und könnte deshalb in ähnlicher Weise wie die Troßschiffe der Hochseeflotten zur Versorgung von kreuzenden Booten mit Vorräten aller Art ausgenutzt werden. In dem Hinundherfluten des Seeverkehrs um die englischen Küsten finden die U-Boote ein reiches Tätigkeitsfeld und bedrohen die Verbindungen der Inseln nach allen Richtungen. Ein wirklich wirksames Mittel zu ihrer Bekämpfung gibt es bis jetzt noch nicht. Die England damit drohende Gefahr ist bereits lange vor dem Kriege erkannt worden. Der bekannte Novellist Conan Doyle hat auf sie hingewiesen, und noch kurz vor dem Kriege hat der britische Admiral Sir Percy Scott darüber in der »Times« eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht. Am 5. Juni 1914 erschien der erste, in dem der Admiral ausführte, England müsse damit rechnen, daß ein Gegner die Gewässer um England als Kriegsgebiet und für die gesamte Schifffahrt gesperrt erklären werde, er könne dann durch Tauchboote jedes in ihm erscheinende Schiff versenken. Wörtlich heißt es weiter: »Finden die U-Boote Handelsdampfer, so sind diese verurteilt, und es gibt keinen Pardon. Sie können nicht an Bord der Schiffe gehen und sie wie in alten Zeiten als gute Prisen fortführen. Sie warten nur, bis sie gesunken sind und kehren heim, ohne zu wissen, wieviel menschliche Wesen sie auf den Meeresgrund geschickt haben.« Diesen Ausführungen trat ein britischer Seeoffizier mit der Begründung entgegen, ein so barbarischer Krieg sei in unsrer Zeit undenkbar. Darauf erwiderte Sir Percy am 10. Juni, barbarisch sei schließlich jeder Krieg, sein Zweck sei aber, den Gegner zu vernichten; deshalb müsse man ihn an der Stelle angreifen, an der er am verwundbarsten sei — bei England sei das seine Versorgung mit Lebensmitteln auf dem Wasserwege —; greife der Feind also auf die von ihm — Scott — gemutmaßte Weise an, so sei das ein gegebenes und durchaus einwandfreies Mittel. Als Lord Sydenham das bestritt, antwortete Sir Percy am 15. Juni: »Nach meiner Meinung dürfte eine solche Sperre durchaus in der Ordnung sein. Ist sie einmal erklärt, so werden englische oder neutrale Handelschiffe, die sie mißachten und zu brechen suchen, guttun, sich nicht auf die menschenfreundlichen Versicherungen des Lord Sadenham zu verlassen; und wenn sie bei dem Versuche versenkt werden, so könnte man das nicht als einen Mißfall in Wildheit und Piraterie in ihren schwärzesten Farben bezeichnen.« Wenn sich auch daran eine weitere theoretische Erörterung dieser interessanten Frage schloß, so muß man sich doch darüber klar sein, daß in der Praxis immer die Radikalen siegen. Kein England hat dagegen Einspruch erhoben, als die britische Regierung über ein Volk von 110 Millionen den Aushungerungskrieg verhängte. Noch

heute geschieht alles, was in Englands Macht liegt, um diese Idee zu verwirklichen, und kein Brite hat sich den Kopf darüber zerbrochen, ob das ethisch schön oder verdammenstwert sei. Der bekannte britische Admiral Fisher hat einmal gesagt: »Das Wesen des Krieges ist Gewalt, Mäßigung im Kriege ist Dummheit; Schlag als erster zu, wenn du kannst; triff hart und triff, wo du kannst.« Bei Beginn des Seekrieges gegen die Französische Revolution erhielten die Admirale der britischen Flotten den lafonischen Befehl: »Sink, burn and destroy!« (Versenke, verbrenne, vernichte!).

Die deutschen Tauchboote haben bei Beginn des Krieges die feindlichen Kauffahrer nicht so behandelt, wie Sir Percy es sich gedacht hatte. Es wurde den Besatzungen stets Zeit gegeben, sich in den Schiffsbooten zu bergen, ehe die Schiffe selbst zu den Fischen geschickt wurden. Willensstark, tatkräftig und skrupellos war die britische Regierung bemüht, Gegenmaßnahmen zu treffen, um der durch die deutschen U-Boote drohenden Gefahr zu begegnen. Man veranlaßte die Kauffahrer, sich neutraler Flaggen und Abzeichen zu bedienen, durch die sich die Schiffe am Kriege unbeteiligter Länder als solche zu kennzeichnen suchten. Die Kapitäne wurden angewiesen, gesichtete Boote niederzurennen. Man versuchte sogar, »echte« Neutrale zu entern, sie zu zwingen, Mannschaften und Geschütze an Bord zu nehmen, um etwa angetroffene U-Boote hinterrücks zu vernichten, wenn sie in die gestellte Falle gehen sollten. Hand in Hand damit ging die maskierte Aufstellung von Geschützen und die Schaffung eines Korps für die Vernichtung der U-Boote. Nach einem Bericht der »Times« im Frühling 1916 wurden Tausende von Fischdampfern und sehr schnelle, von den Amerikanern gelieferte Motorboote dazu ausgerüstet. Für die Besatzung stand in den wetterharten und entschlossenen englischen Hochseefischern ein treffliches Menschenmaterial zur Verfügung. Die phantasievollsten Angaben wurden zur Beruhigung und Befriedigung des englischen Volkes in den Tageszeitungen veröffentlicht. Die in Flottillen gegliederten Dampfer und Motorboote sollten Stahlneze von ungeheurer Länge (bis zu zweihundert Seemeilen) schleppen. Die Flottillen wurden derart verteilt, daß, wo auch immer ihr Wirken nötig erschien, sie in kürzester Zeit zur Stelle sein konnten. Die Tätigkeit der Tauchboote brachte es mit sich, daß ihre Anwesenheit sofort bemerkt werden mußte. Wurde eins von ihnen irgendwo gesichtet, so wurde das durch Funkpruch nach einer Landzentrale gemeldet, die alsdann derjenigen Flottille, die unter den jeweiligen Verhältnissen dafür am besten geeignet erschien, entsprechenden Drahtbefehl erteilte. Ihre Aufgabe war, das gemeldete U-Boot mit dem Schlepp-

netz einzufressen. Versuchte das Boot das Netz zu durchbrechen, so meldete eine eigenartige selbsttätige Einrichtung am Netz den Ort, an dem sich das U-Boot befand. Eins der zwischen den Netzdampfern stationierten Motorboote preschte alsdann dorthin und ließ mit Zeitzündern versehene Wasserbomben fallen, deren Entzündung das Tauchboot erschlug und so vernichtete. Der Berichtersteller teilte mit, daß die streng geheimegehaltene Aufstellung dieses Korps natürlich geraume Zeit erfordert habe. Als das fünfzigste Boot vernichtet worden war, wurde das mit einer kleinen Festlichkeit gefeiert und gleichzeitig beschlossen, den Schleier nunmehr ein wenig zu lüften, der bis dahin über der Organisation geruht hatte. So sei es auch ihm ermöglicht worden, die Einrichtung kennenzulernen, in Tätigkeit befindliche Flottillen bei der Arbeit zu studieren und den Zeitungen darüber zu berichten. Es folgen dann seine Erlebnisse auf einem der Netzdampfer, dessen Führer ihm schmunzelnd erzählt, daß er an diesem Tage sein viertes Boot vernichtet habe, aber befürchte, damit nicht einen Rekord erreichen zu können. Ein weiterer Artikel bringt eine Blumenlese von Bestialitäten deutscher U-Boot-Kommandanten und stellt schließlich fest, daß die durch die deutschen U-Boote herausbeschworene Gefahr nunmehr als ein für allemal erledigt betrachtet werden könne. Überall, wo sie sich sehen ließen — namentlich auch im Mittelmeer —, sei ihnen das Handwerk gelegt, und es sei nunmehr erreicht, daß, sobald ein U-Boot einen Fischdampfer sichtete, es schleunigst das Hasenpanier ergreife.

Der Zweck dieser erfundenen Berichte war durchsichtig genug: das durch den U-Krieg erregte englische Volk sollte beruhigt werden. Daß eine derartige Organisation besteht, mag auf Wahrheit beruhen, ob sie erfolgreich gewesen ist, darüber belehrt ein Blick in irgendeine Zeitung irgendeines beliebigen Landes. Aber die übrigen Maßnahmen, die Bewaffnung der Rauffahrer, die Anweisung, jedes sich zeigende Boot sofort anzugreifen, der Mißbrauch neutraler Flaggen und Abzeichen waren tatsächlich erfolgreich, und mehrere unserer U-Boote sind dem zum Opfer gefallen. Es wäre nicht einmal dagegen etwas zu sagen, wenn die Briten bereit gewesen wären, die Folgen ihres Vorgehens in den Kauf zu nehmen. Es ist ein früher nie bestrittener Grundsatz gewesen, daß jeder Krieg durch die bewaffnete Macht zu Lande und zu Wasser ausgetragen wird. Beteiligt sich am Kampfe die Zivilbevölkerung, so verwirrt sie ihr Leben. Jeder Widerstand mit der Waffe ihrerseits — und zur Zivilbevölkerung gehören auch die Besatzungen von Rauffahrern — wird nicht allein gebrochen, sondern mit dem Tode bestraft. Als sich die Fälle von Angriffen auf U-Boote mehr-

ten, ist es in Einzelfällen vorgekommen, daß feindliche Schiffe ohne vorherige Warnung abgeschossen worden sind (»Lusitania«). Die britischen und die russischen U-Boote in der Ostsee haben das als Regel getan, obgleich ihnen nie Widerstand entgegengetreten ist. Die Kapitäne bewaffneter Schiffe, deren man habhaft werden konnte, sind gefangenengenommen worden, der Kapitän Fryatt wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, weil er versucht hatte, ein U-Boot, das sein Schiff anhielt, durch Rammen zu versenken. Die Erschießung des einzelnen Mannes löste aber einen Schrei der Empörung in England aus, trotzdem die Lage doch für jeden sachlich Denkenden klar war. Die Briten beriefen sich auf ein von ihnen ad hoc erfundenes »Recht der Verteidigung« ihrer Rauffahrer. Sie beanspruchten, daß es einwandfrei sei, wenn sie ihre Schiffe »zur Verteidigung« bewaffneten und von den an Bord befindlichen Geschützen natürlich auch entsprechenden Gebrauch machten.

Trotz alledem nahm der U-Krieg seinen Fortgang, die Verluste der Rauffahrt wuchsen. Da mußte der gute Freund jenseit des großen Teiches einspringen. Ebenso willig, wie er den Alliierten die Fortführung des Krieges bisher durch Lieferung von Material, Geld und Menschen ermöglicht hatte — während Bedenken über seine Neutralitätspflichten ihn hinderten, kondensierte Milch für deutsche Säuglinge freizugeben —, sprang er ein und bogte die deutsche Regierung mit Drohnoten nieder, in denen die Worte »Menschlichkeit und Kultur« einen breiten Raum einnahmen. Das hat dahin geführt, daß Deutschland die U-Kriegsführung abänderte. Die Boote hatten nämlich die Verpflichtung, jedes angehaltene Schiff zu untersuchen, und sollen nur berechtigt sein, es zu versenken, wenn es Widerstand leistet oder zu fliehen sucht und das Leben der an Bord Befindlichen nicht gefährdet wird. Da jede leichte Verletzung der Außenhaut eines Tauchbootes durch ein Geschöß ihm dadurch verhängnisvoll werden muß, daß es durch sie am Tauchen verhindert wird und es damit eine leichte Beute der sehr viel schneller auf dem Wasser fahrenden andern Kriegsschiffe werden muß, so erscheint es geradezu als ein Wunder, daß unter diesen erschwerten Umständen unsere U-Boote überhaupt Beute machen konnten. Das hat man drüben auch wohl für ausgeschlossen gehalten. Der erst kürzlich wieder vorgekommene Fall des Dampfers »Kai« läßt erkennen, wie groß die Gefahr für unsere Boote tatsächlich ist.

Man hat die Wahl, ob ein bewaffnetes Schiff als Kriegsschiff oder als Freischütz des Meeres angesehen werden soll. Ein Drittes gibt es nicht. Wenn aber nunmehr die Bewaffnung aller Handelsdampfer Englands und Frankreichs

grundsätzlich durchgeführt ist oder wird, so erscheint damit deren Versenkung ohne Warnung als in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Es gehörte die ganze Langmut des Deutschen dazu, wenn alle bisherigen Geschehnisse und auch schließlich Herausforderungen als etwas Unabänderliches hingenommen worden sind.

Trotz den beschränkten Anweisungen, die den U-Boot-Kommandanten gegeben werden mußten, und die verursachten, daß nur ein sehr kleiner Teil der in ihren Bereich kommenden Schiffe angehalten werden konnte,\* sind im November 1916 nach ausländischen Mitteilungen 122 feindliche (darunter 81 englische, 2 französische, 13 italienische, 9 russische) Dampfer, 27 Segler (2 englische, 17 französische, 7 italienische, 1 russischer) verlorengegangen. An neutralen sanken oder wurden aufgebracht 64 Dampfer (darunter 29 norwegische, 10 griechische, 9 schwedische), 10 Segler, zusammen also 186 Dampfer, 37 Segler. Der deutsche Admiralstab gibt für den gleichen Zeitraum 138 feindliche und 53 neutrale Rauffahrer von 314 500 Tonnen (davon englisch 244 800 Tonnen, neutral 94 000), zusammen 408 500 Tonnen als versenkt an. Die Verschiedenheit erklärt sich damit, daß außerdem eine Anzahl von Schiffen aufgebracht oder durch Ereignisse, die in keiner Beziehung zum Krieg stehen, verlorengegangen ist. Im Dezember sollen die Ergebnisse noch bessere gewesen sein. Darauf bereitete eine Pariser Zeitung bereits vor, die meldete, daß vom 1. bis 10. Dezember — also im ersten Drittel des Monats — 79 Schiffe von 114 852 Bruttoregistertonnen versenkt seien, was einem Tagesergebnis von acht Schiffen mit 11 500 Tonnen entsprechen würde. Das sind gewaltige Zahlen, und es darf ohne Schönfärberei angenommen werden, daß eine volle Ausnutzung der U-Boote wesentlich bedeutendere Erfolge nach sich ziehen mußte. England hat für seine Handelszwecke jetzt noch etwa sieben Millionen Tonnen zur freien Verfügung. Es wird natürlich nie dazu kommen können, daß die vernichtet werden; denn tatsächlich müssen sich die Verhältnisse so gestalten, daß bei der nun veränderten Art der Kriegführung nicht mehr wie bisher die weitaus überwiegende Zahl der Seeleute auf diesen Schiffen am Leben bleiben würde. Man könnte alsdann jede Wette

darauf eingehen, daß sich bald keine Seeleute mehr finden werden, die bereit wären, auf Schiffen anzumustern, die im Bereich unserer U-Boote fahren sollen. Damit würde der Seeverkehr unterbunden werden, und die U-Boote dürften dann nur noch geringe Beute machen, weil nur noch wenige Schiffe wagen würden oder in der Lage wären, auszulaufen.

Aber nicht auf Beute kommt es an, sondern auf die Unterbindung des Seeverkehrs. Mit dieser hörte die Versorgung Englands mit Lebensmitteln und amerikanischem Kriegsbedarf, die der auf dem Festlande kämpfenden Heere mit Nachschub und Hilfsmitteln auf. Die Überführung von Truppen durchs Mittelmeer und über den Kanal, die von Schieß- und sonstigem Kriegsbedarf wäre lahmgelegt, die Versorgung Frankreichs und Italiens mit den ihnen unentbehrlichen schwarzen Diamanten würde unmöglich, und die Neutralen würden es sich dreimal überlegen, ob es noch gewinnbringend für sie wäre, ihre Schiffe ferner im Dienste Englands aufs Spiel zu setzen, wenn eine derartige Wendung eintritt. Die Folgen kann sich jeder an den fünf Fingern abzählen. Diesenigen Deutschen, deren Gewissen sich durch das Vorgehen unserer U-Boote beschwert fühlt, sollten sich gegenwärtig halten, daß durch den Tod jedes englischen Seemanns, der in dieser Zeit bei den Versenkungen ertrinkt, das Leben und die Gesundheit von Hunderten, vielleicht von Tausenden, deutscher Feldgrauer gerettet wird. Wenn auch das noch nicht genügt, dem ist nicht zu helfen.

Inzwischen ist der Geduldsfaden gerissen, ein Sperrgebiet um die feindlichen Küsten veröffentlicht und mitgeteilt worden, daß vom 1. Februar ab der ungehemmte Unterseehandelskrieg einsetze. Die Folgen sind nicht die gewesen, auf die man deutscherseits gefaßt war, und mit denen gerechnet wurde. Die skandinavischen Regierungen haben abgelehnt, dem Beispiel Wilsons folgend, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abzubreaken; von seiten Schwedens geschah es sogar in einer Note, die nichts an Deutlichkeit zu wünschen ließ. Die meisten neutralen Schiffe haben ihre Fahrten ins Sperrgebiet eingestellt. Damit ist die Bahn frei, und wir dürfen erwarten, daß dieser neue Kriegsabschnitt in hoffentlich nicht allzu langer Zeit zu dem führen wird, was wir von ihm erhoffen: zu einem deutschen Frieden!

\* Ein U-Boot-Kommandant z. B. hat von 48 nur 2 Schiffe anhalten dürfen.





# Der britische Machtwille

Von Prof. Dr. Heinrich Middendorff (Berlin)

Der englische Imperialismus, d. h. der Drang, außerhalb der britischen Inseln Eroberungen zu machen, bestimmt die Politik des Insellandes seit dem elften Jahrhundert. Der mittelalterliche Imperialismus war auf die Eroberung Frankreichs gerichtet. Den Namen eines der stolzeſten Siege über Frankreich, Crecy oder Cressy, trug einer der Panzerkreuzer, die Otto Weddigen in den Grund bohrte — eine eigentümliche Ironie der Weltgeschichte. Die Entdeckung Amerikas wandte das Gesicht Englands dem Weltmeere zu; der Ausdehnungsdrang richtete sich daher vom sechzehnten Jahrhundert an auf überseeische Länder. Der Sieg über die spanische Armada weitete den Blick der Engländer ganz außerordentlich; um die Mitte des folgenden Jahrhunderts kam bei ihnen schon der Glaube auf, daß sie zur Weltherrschaft berufen seien.

Weltherrschaft! Etwas Gewaltiges, ungeheuer Großes, das unmöglich im siebzehnten Jahrhundert in Menschenköpfen hätte geplant werden können, wenn es nicht einem großen weltbewegenden Gedanken entsprungen wäre und nicht seine hinreißende Kraft geschöpft hätte aus einer religiösen Anschauung, deren Nährboden in geschichtlichen Ereignissen zu suchen ist.

In den ersten beiden Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts vollzog sich der Übergang des lustigen Altenglands der heiteren Kunst in das kunstfeindliche, bitterernste England des Puritanismus, der englischen Abart des französischen Calvinismus. Die strengprotestantische Bewegung ergriff die breite Masse des Volkes, während Hof, Adel und Oberschicht bei der bischöflichen Kirche verharrten, die den Übergang vom Katholizismus zum Protestantismus nur halb vollzogen hat. Die religiöse Bewegung des Puritanismus war aber zugleich eine politische und richtete sich als solche gegen jede Art von Willkür in staatlichen Dingen. Der Führer der Puritaner war einer der außerordentlichsten Männer, die England hervorgebracht hat, Oliver Cromwell. Es zeugt für die Echtheit der puritanischen Frömmigkeit, daß der große Milton, der Dichter des »Verlorenen Paradieses«, ein Mann von fledenloser Reinheit des Charakters, der Geheimschreiber Cromwells war. Der große Dichter ist dem großen Krieger- und Staatsmann durch alle Fährnisse des Bürgerkrieges und der Herrscherjahre bedingungslos treu geblieben. Wenn der Dichter im »Verlorenen Paradies« den von Erzengeln geführten Sturm der himmlischen Heerscharen gegen die Horden Satans schildert, so schweben ihm Cromwells »Eisenseiten« vor, wie sie das Heer der Königl. zu Paaren treiben; denn der Kampf der Puritaner gegen König Karl I.

ist für Milton und seine Glaubensgenossen der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, des Himmels gegen die Hölle. Er verteidigt Cromwell, der den besiegten König 1649 enthaupten ließ. Die Engländer nennen diesen Sturz des Königtums und die Aufrichtung des Cromwellschen Freistaates die »glorreiche Rebellion«. Man muß sich diese Tatsachen vor Augen halten, wenn man begreifen will, wie die Engländer dazu kommen, uns jetzt Hunnen und Barbaren zu nennen, Kaiser Wilhelm mit der Anklage auf Mord zu bedrohen, und warum von englischen Kanzeln allsonntäglich Pech und Schwefel auf Deutschland herabgeleht wird.

Der fromme Glaube, die tiefinnerliche Religiosität der Puritaner, dieser Heiligen des Alten Testaments, die Bibelsprüche als Vornamen trugen, war ein starrer, selbstgerechter Calvinismus. Sie waren innig überzeugt, daß der Niedrigste von ihnen in den Augen des Allmächtigen unendlich viel wertvoller sei als jeder Andersgläubige. Der Puritaner lebte des Glaubens, daß er, ehe denn Sonne und Mond geschaffen waren, von der Vorsehung ausgewählt wurde zu unaussprechlicher Glückseligkeit, die Himmel und Erde überdauern werde. Darum dünkten sie alle irdischen Freuden und Herrlichkeiten gering. Aus demselben Grunde lehnte Cromwell die Königskrone ab, denn er wollte demütig sein vor Gott. Er warf sich in den Staub vor seinem Schöpfer, aber er kannte keine Menschenfurcht und setzte den Fuß auf den Nacken seines Königs.

Cromwell ist nach einem Worte des englischen Geschichtschreibers Macaulay »der größte Herrscher, der je England regiert hat«. Er ist der erste und erfolgreichste britische Imperialist. Niemand vor ihm hat den imperialistischen Gedanken so klar erfaßt und so kraftvoll in die Tat umgesetzt wie er. Die Größe der imperialistischen Könige des Mittelalters, Eduards III. oder Heinrichs V., deren Blick doch nicht weiter reichte als über das benachbarte Frankreich hin, verblaßt vor der Riesengestalt des Lord-Protectors und seinen weltumfassenden Zielen. Imperialistische Gedanken waren allerdings schon in einer von Londoner Kaufleuten im Jahre 1600 an die Königin Elisabeth gerichteten Eingabe zum Ausdruck gekommen, in der es hieß, die Vorsehung habe noch Landgebiete aufgehoben, damit sie von Engländern in Besitz genommen werden könnten. Aber Cromwell hat praktische Weltpolitik gemacht. Er wollte England zum größten Stapelplatz und Warenhaufe der Welt machen. Er erließ die Schifffahrts-Akte und lähmte damit den Handelswettbewerb der Festlandsmächte, besonders Hollands; er dachte daran, Gibraltar zu besetzen und die

Einfahrt durch den Sund in die Ostsee zu sichern. In der Kolonialpolitik zeichnete er die Wege vor, die der neueste großbritannische Imperialismus beschritten hat: »Zusammenschluß« hieß hier seine Lösung. Schon bestand eine große englische Ländermasse in der Neuen Welt; Cromwell suchte sie mit dem Mutterlande zu einem großen Reiche zu verbinden. Während des Bürgerkrieges drohte das Kolonialreich auseinanderzureißen, da sich die Parteibildung des Mutterlandes auf die Kolonien übertrug: Virginien ergriff die Partei des Königs, die Neuenlandstaaten gingen mit dem Parlament. Cromwell wahrte die Reichseinheit in den Kolonien durch zweckdienliche Verordnungen von Reichs wegen und ließ so zum ersten Male in der Geschichte den Bestand eines von London aus regierten britischen Imperialismus in die Erscheinung treten. Auf Festigung des Zusammenhalts war auch seine schottische und irische Politik gerichtet, wobei es Irland gegenüber nicht ohne grausame Härte abging, ganz wie in unsern Tagen. Hier und in allem, was Cromwell von Staats wegen getan hat, erkennt man die Bahnen, die der britische Imperialismus nach ihm gegangen ist.

Die Erfolge des puritanischen Englands unter Cromwells Führung sind von achtungsgebietender Größe; sie waren in der inneren Politik nicht weniger bedeutungsvoll als in der äußeren. Die Befenner des unbeugsamen, starren Puritanismus wurden der Willkürherrschaft des unbeschränkten Königtums im eignen Lande ebenso furchtbar wie ihren Wettbewerbern auf den Gebieten von Handel und Schifffahrt in der Alten wie in der Neuen Welt. Die Seeräuber des Mittelmeeres zitterten vor dem Namen des gewaltigen Cromwell. Es ist durchaus kein Wunder, daß in diesem bibelfesten puritanischen England der Glaube aufkam, die Engländer seien das auserwählte Volk. Aus den Weisagungen des Alten Testaments bewiesen die Theologen Cromwells die Identität der Engländer und der verlorenen und wiedergefundenen Kinder Israel. In solcher auf Bibel und Glaubensbekenntnis beruhenden Weltanschauung wurzelt der Imperialismus Cromwells, der den Willen Gottes zu vollstrecken meint, wenn er den Völkern dieser Welt dieselben Segnungen bringt, durch die England die Tyrannei überwand und zur Freiheit schritt. Ohne Zweifel ist dieser Gedanke auch bei dem heutigen Handelskriege Englands gegen Deutschland wirksam: es ist oft von drüben betont worden, daß sie uns »befreien« wollen von der Zwingherrschaft des Militarismus und des preußischen »Junkerthums«. Der britische Imperialismus ist grundverschieden von dem aller andern Großmächte.

Er zieht einen Teil seiner hinreißenden Werbekraft aus seiner innigen Verbindung mit dem religiösen Gedanken, das Reich Gottes auf Erden zu errichten unter englischer Flagge, die Menschheit glücklich zu machen, indem er sie englisch macht. Eine kluge Staatskunst unterstützt ihn: das bewährte Verfahren, Unterworfenen europäischer Herkunft Selbstregierung zu bewilligen. Darum kämpfen heute die Buren für England, von dem sie vor einem guten Duzend von Jahren in einem bitteren Kriege zu Boden geworfen wurden. Daraus erklärt sich die Opferfreudigkeit der britischen Kolonien, die blinde Parteinahme eines großen Teils des englischsprechenden amerikanischen Volkes für England, die mehr oder weniger englandfreundliche Haltung der meisten Neutralen. Darum war ein nicht geringer Teil des deutschen Volkes vor dem Kriege auf dem besten Wege, freiwillig zu verengländern.

Die englische Weltanschauung und die englische Art, Krieg zu führen, Neutrale und Feinde zu behandeln in Worten und Werken, lassen sich nur verstehen, wenn man sie unter dem Gesichtswinkel des auserwählten Volkes betrachtet, andernfalls müßte die maßlose, aber sich wie ein Naturrecht gebende britische Annahme hirnverbrannt erscheinen. Die übrigen Völker haben die Verpflüchtung, dem von Gott auserwählten englischen Volke zu dienen. Wer sich weigert, ist ein Verräter; König Konstantin ist in den englischen Zeitungen wiederholt in dieser Weise beschimpft worden. Dagegen haben Staatsmänner und Presse in England die eibbrüchigen Könige von Italien und Rumänien als Hüter des Rechts und staatsmännischer Weisheit gefeiert. Als sich im Spätherbst 1914 zeigte, daß Deutschland nicht so rasch, wie die englischen Machthaber gerechnet hatten, bezwungen werden konnte, drängte England die Japaner, ein mächtiges Heer auf den französischen Kriegsschauplatz zu werfen. Das Novemberheft der Fortnightly Review schrieb damals: »Sicherlich ist es eine ernste Sache, den fernem Osten gegen den europäischen Feind anzurufen, aber kein Schamgefühl darf die Engländer hindern, das zu tun, was die Vorsicht gebietet.« England war damals noch nicht gesonnen, die Wehrpflicht einzuführen und mit einem Millionenheere auf dem Festlande zu erscheinen; seine Machthaber wollten den Zufälligkeiten des Krieges nicht mehr britische Edelmenschen aussetzen, als die klugen Vorfahren vor zwei Jahrhunderten im Spanischen Erbfolgekriege und vor hundert Jahren in den Kriegen mit Napoleon auf die europäischen Schlachtfelder geschickt hatten. Wie damals sollten auch in diesem Kriege die festländischen Bundesgenossen bluten; wie damals wollte England auch jetzt am Ende des Krieges unver-

sehr t dasstehen, aber den Frieden bitteren nach den Gesichtspunkten seines Nutzens und Vorteils. So war es doch gewesen beim Frieden von Utrecht 1713 und auf dem Wiener Kongreß 1815! Hiernach wird verständlich, was Grey meinte, als er bei Kriegsausbruch erklärte, England werde durch Beteiligung am Kriege nicht mehr verlieren als durch Verbleiben in der Neutralität. In dem durch den Utrechter Frieden beendeten Spanischen Erbfolgekriege erwarb neben Prinz Eugen der englische Feldherr Marlborough hohen Ruhm als ausgezeichneter und vollstümlicher Heerführer; Geschichtsschreibung und Dichtung haben ihn über Cäsar und Alexander erhoben. Die Siege bei Höchstädt, Ramillies und Malplaquet brachten dem englischen Heere den Ruf der Unüberwindlichkeit, wurden aber gewonnen von Armeen, deren weitaus größter Teil aus Nichtengländern bestand. So zählte das bei Höchstädt (Blenheim) sagen die Engländer) siegende Heer 52 000 Mann; davon waren 8000 Engländer. Bei Ramillies werden fast gar keine englischen Verluste gemeldet! Von den 18 553 Mann, die die Verbündeten bei Malplaquet verloren, waren 1866 Engländer, dagegen 8463 Holländer! In ähnlicher Weise sich zu beteiligen gedachte England, als es am 4. August 1914 Deutschland den Krieg erklärte. Zum ersten Male in der Geschichte ist es aber an den Verfehrten gekommen; es hat seine ganze Volkskraft in dem festländischen Kriege einsetzen müssen, und das bedeutet einen vollständigen Bruch mit seiner nationalen Überlieferung. England ist nunmehr in die gefährliche Lage gezwungen worden, die einer seiner lautesten Großsprecher von heute, Lloyd George, vor anderthalb Jahren als unhaltbar bezeichnet hat: »England kann nicht gleichzeitig die See beherrschen, die Bedürfnisse der Verbündeten finanzieren und gleich den Festlandsmächten die ganze Bevölkerung in das Heer einstellen.« Aber es ist jetzt viel mehr gefährdet als die nationale Wirtschaft des Inselstaates: sein Ansehen mit all den unwägbarsten Kräften, auf denen seine Herrschaft im mittleren Orient beruht, steht auf dem Spiele; die Aufrechterhaltung des schönen Scheins und Anspruchs, der gottgewollte Hüter des Rechts auf dieser Erde, der Beschützer der kleinen Nationen zu sein, ist schwer bedroht. Die angelsächsische Zäbigkeit — das germanische Erbteil dieser feldischen Briten — wird alles daransetzen, um die verzweifelte Lage doch noch zu retten; wir werden daher noch mit schweren englischen Stürmen zu rechnen haben. —

In den Akten des Utrechter Friedens findet sich zum ersten Male das Schlagwort vom europäischen Gleichgewicht, eine englische Erfindung. Die Engländer verstehen unter

seiner Aufrechterhaltung die Regelung der festländischen Machtverhältnisse nach englischen Interessen. In den zweihundert Jahren seit dem Friedensschluß von Utrecht sind auf dem Festlande zwei überragend große Männer aufgetreten, die dieses Gleichgewicht in schwerer Weise gestört haben: Napoleon und Bismarck. Die durch Napoleon hervorgerufenen stürmischen Schwankungen wurden 1815 unter englischer Leitung diplomatisch ausgeglichen; es lag damals im englischen Interesse, daß Elsaß-Lothringen bei Frankreich verblieb und daß Deutschland, das jahrelang die Fremdherrschaft getragen und unsägliche Opfer an Gut und Blut gebracht hatte, leer ausging.

Folgenschwere für das die Bevormundung Europas beanspruchende England war das Auftreten und die Lebensarbeit Bismarcks. Schon das bloße Dasein eines starken Reiches in Europas Mitte schaltete die überlieferte Führerschaft Englands auf dem Festland aus, und je mehr das neue Reich erstarkte, desto unruhiger wurde der britische Imperialismus; er raffte immer weitere Kolonialgebiete zusammen und suchte die im Laufe von Jahrhunderten erworbenen Ländermassen zu einem wirklichen Reiche zusammenzuschweißen. Als dann der Störer der von England festgelegten Gleichgewichtsverhältnisse auch noch seegewaltig wurde, auf den industriellen Gebieten der Chemie, Physik und angewandten Mathematik seine Überlegenheit bewies, und seine Erzeugnisse auf vielen Märkten lieber gekauft wurden als englische, sah der britische Imperialismus den ganzen Bau wanken, zu dem er in Jahrhunderten planmäßig Stein auf Stein gefügt hatte. Von den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts an war dem die Weltlage geschichtlich Betrachtenden klar geworden, daß die zunehmende Industrialisierung nicht friedefördernd, sondern geeignet war, einen jener Handelskriege hervorzurufen, die das bezeichnende Gepräge der englischen Geschichte bilden. Seit Urzeiten gehört eben das Handels- und Industrie-monopol zu den Naturrechten des auserwählten Volkes.

Unter den Machtmitteln des britischen Imperialismus handhabt er das der Lüge, Schmähung und Nachrichtenfälschung seit langer Zeit mit einer Planmäßigkeit, die ihm auf diesem Gebiete die Weltmeisterschaft sichert. Die Staatskunst Cromwells und Miltons ist frei davon, aber die Zeit des unsinnig eilen und bestechlichen Marlborough bediente sich schon dieses Werkzeugs politischer Bosheit, denn sein Zeitgenosse, der berühmte Verfasser von »Gullivers Reisen«, Jonathan Swift, der gleich Bernard Shaw ein Ire war und wie dieser bittere Wahrheiten aussprach, geißelt schon das englische Staatslügen-system. Was der

einzelne ehrenhafte Engländer weit von sich weisen würde, tut er unbedenklich im Dienste seines Landes. In unsern Tagen hat der Hearst'sche Internationale Nachrichtendienst als Antwort auf das Vorgehen der britischen Zensurbehörde erklärt: »Die britische Zensur war von Beginn des Krieges an eine Behörde zur Unterdrückung und Fälschung von Nachrichten.« Deutschland hat sich gegen diesen wichtigen Teil der englischen Kriegführung nicht glücklich verteidigt. Vor allen Dingen ist Entrüstung über dies in England alteingebürgerte Verfahren ebenso überflüssig wie die buchmäßige Widerlegung feindlicher Lügen.

Am 24. Mai v. J. beging die imperialistische britische Welt den Reichsfeiertag (Empire Day). Das ist, wie Lord Crewe im Oberhause sagte, »der Geburtstag der großen Königin, während deren Regierung der Reichsgebirge, wie wir ihn verstehen, in der ganzen Welt zur Anerkennung gelangte.« Der vor einigen Jahren verstorbene Charles Dilke, von dem das Wort stammt: »Die Welt wird reißend schnell englisch!«, schrieb in seinem nach einer Weltreise verfaßten Buche »Greater Britain«: »Ich folgte dem Genius Englands rings um die Welt: überall besand ich mich unter englisch redenden Menschen oder in englisch regierten Ländern ... Der Gedanke, der sich mir bei all meinen weiten Reisen aufdrängte, war der überwältigende Eindruck von der Größe unsers Stammes, der schon jetzt den Erdball umspannt und wohl bestimmt ist, ihn einst ganz zu erfüllen.« Die »Times« erklärte am 24. Mai 1916: »Die besondere Sendung und das Ideal des Britischen Reiches ist die Aufgabe, das

menschliche Leben besser zu machen.« Also britische Weltherrschaft zur Beglückung der ganzen Menschheit! Der ungeheure Anspruch ist seit mehr als zwei Jahrhunderten erhoben und mit einem Auftrage der göttlichen Vorsehung begründet worden. Im Lauf der langen Zeit hat sich die Welt, geblendet durch den großartigen Aufstieg des Britischen Reiches, die Anmaßung gefallen lassen und sich so sehr an sie gewöhnt, daß England mit anderm Maßstabe gemessen wird als andre Länder, daß britische Gewalttaten und Rechtsverletzungen kaum als solche beurteilt, zum mindesten hingenommen werden wie die Fügungen des Schicksals. Und dabei hat das politische England, im Bewußtsein der Unangreifbarkeit der Insel und der Sicherheit vor Rechenschaft und Verantwortung, das Unrecht zum Grundsatz erheben dürfen. Das Erstaunliche ist, daß man dieses furchtbare England schon lange als eine Weltgefahr erkannt hat, ohne daß die bedrohte Welt sich gegen den Feind aller zusammengeschlossen hätte. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts veröffentlichte der Franzose Barère seine Schrift »La liberté des mers ou le gouvernement anglais dévoilé«. Da heißt es: »Britische furchtbare Regierung, begründet auf den Gebeinen von tausend deinem Ehrgeiz geopfertem Völkern! Du, die du mit tödlichem Mißbrauch des Namens des Großmoguls die Fürsten Indiens entthront, ermordet, zu Sklaven gemacht hast! Du, blutgieriger Tyrann des unglücklichen Irlands! Du, gewohnt in Friedenszeiten die Gewässer der andern Mächte zu rauben, in Toulon wie in Cadix, am Kap der Guten Hoffnung wie in Kopenhagen! Du —«

## Der Adler

Einem Adler sah ich aufwärtschweben:  
Reihe du die Flügel meinem Leben!

Meine Jugend nahm er auf die Schwingen:  
Laß uns schöpferkühn zur Sonne dringen!

Gib dem Schönheitstrunknen Blick zu schauen  
Sternenlicht auf ewig blauen Auen!

Höher schwang er sich. Mein Adler, weiter!  
Führt auch steil zum Ziel die letzte Leiter.

Seliges Gefühl! — Doch bei dem vollen  
Glas wach des Schicksals scheeles Grollen.

Holt der Adler aus zum höchsten Gange,  
Kraucht die Büchse an des Jägers Wange.

Jüngre steigen hoch; wir sind gefahren —  
Von den Locken bis zu grauen Haaren.

Mar Bitttrich

## Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Nun hat sich also doch ein Mutiger gefunden, der uns noch vor Beendigung des großen Kampfes eine wirkliche Geschichte des Krieges geben will. Es ist Hermann Stegemann, in allen kriegsführenden Ländern bekannt durch seine Berichte und Betrachtungen im »Berner Bund«. Man hört ihn oft einen Schweizer nennen. Das ist aber falsch. Stegemann ist 1870 in Koblenz geboren, also ein Preuße. Freilich kam er schon als Kind mit seinen ins Elsaß verfehten Eltern nach Colmar und hat dort bis zum 18. Jahre gelebt, so daß er das Elsaß als seine eigentliche Heimat betrachten darf. Das drückt sich auch in seinen Romanen (»Daniel Bunt« und »Die als Opfer fallen«) aus. Von 1891 bis 1905 war er dann mit einer nur einjährigen Unterbrechung in Zürich und Basel. Das Jahr 1903 sah ihn in Berlin als Leiter der »Gartenlaube«; in den Jahren 1905 bis 1908 war er als Kurkommissär in Badenweiler (Schwarzwald) tätig, seit 1908 wirkte er in Konstanz als Journalist, später in Bern, bis er — während des Krieges — auch diese Stellung aufgab, um sich ganz den schon lange mit Vorliebe und wachsendem Eifer betriebenen kriegswissenschaftlichen Studien zu widmen.

Man muß das wissen, um die höchst eigentümliche Mischung seiner Kriegsgeschichte aus historischer, politischer und strategischer Gelehrsamkeit und journalistischem Blut zu verstehen. Die Bindung für beides kommt ihm auch diesmal aus dem »eminent künstlerischen Antrieb«, den er bei all seinen schriftstellerischen Arbeiten gespürt hat. Nicht darin sah er von vornherein seine Aufgabe, lediglich eine chronistische Zusammenstellung der Kampfhandlungen und ihrer Ergebnisse anzufertigen, sondern er fühlte sich gedrängt, die Geschehnisse mit der Wangenröte des Lebens zu malen, die Kämpfe möglichst in Zusammenhang zu bringen und die strategischen Beziehungen herzustellen. Synthese und Analyse verknüpfen sich bei ihm ständig, wie er denn auch zu denen gehört, die es mit dem Wort des Historikers Ludwig Häusser halten: »Der Leser ist berechtigt, von dem Geschichtsschreiber Ergebnisse eigener Anschauung zu fordern, da ohne Subjektivität die Geschichte eine Chronik bleibt.«

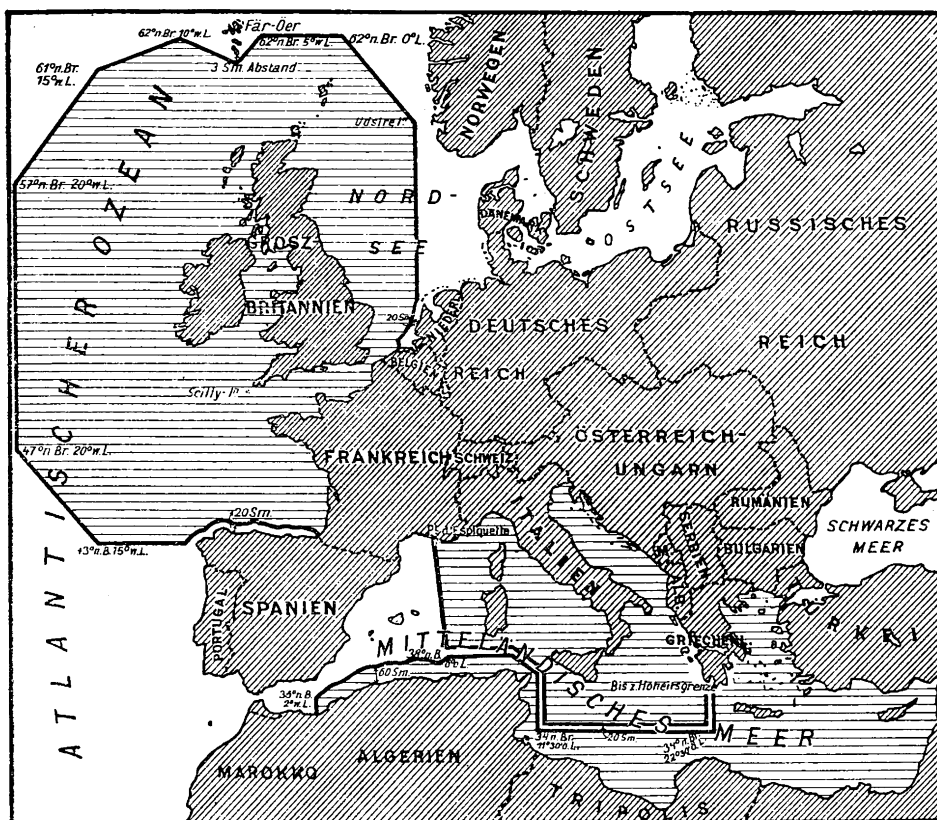
So bekommen wir in seiner »Geschichte des Krieges«, deren erster Band (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; mit 5 farbigen Kriegskarten, geb. 14 M.) bis in die Mitte September 1914 reicht, wohl eine persönliche, von allen fremden Einflüssen unabhängige, aber zugleich auch eine auf dem breitesten, ausgiebigsten Material fußende Arbeit, die Arbeit eines Schriftstellers, der als Bürger eines neutralen Landes in der

Lage war, alle erreichbaren Quellen gleichmäßig zu benutzen. Die Behauptung, daß er sich vornehmlich auf Mitteilungen des deutschen Generalstabs stütze, weist Stegemann ausdrücklich und ehrenwörtlich zurück. Ihn verbinden mit dem deutschen Generalstab keine andern Beziehungen als das eingehende Studium der von jenem herausgegebenen kriegswissenschaftlichen Literatur, und wenn es ihm im Laufe des Krieges gegeben war, im Rahmen der Zurückhaltung, die sich ein neutraler Beobachter auferlegen muß, zuweilen strategische Absichten und die Entwicklung der Operationen zu deuten, so, meint er, sei das wohl mit auf diese Belesenheit zurückzuführen.

Seinen Beruf für einen von hoher Warte ausschauenden, abwägenden und urteilenden Historiker beweist Stegemann für alle die, denen diese Eigenschaft nach seinen Berichten »Zur Kriegslage« noch zweifelhaft sein mochte, durch die zusammenfassende Darstellung der politischen Vorgeschichte des Weltkrieges, die er voranschickt. Zu dieser reifen Erkenntnis, dieser Ziel-sicherheit, Klarheit und Kraft des Denkens muß auch der Widerstrebendste Vertrauen fassen. Eine solche Gestaltung des scheinbar noch völlig Chaotischen konnte nur aus Künstlerhand kommen, die, mit Schöpferkraft begabt, Licht und Finsternis zu scheiden weiß. Und er hat die bezwingende Dichtergabe, auch den Leser mit auf seine hohe, den Wirrwarr der Dinge überragende Warte zu reißten.

Diese Gestaltungskunst übt Stegemann auch in der eigentlichen Kriegsdarstellung. Wo wir bisher immer nur einzelne Operationen gesehen haben — wie der Soldat, selbst der Offizier, der an einer bestimmten Stelle kämpft, und dessen Blick von dem Nächsten gefesselt bleibt —, da ballen sich nun die Kampfergebnisse zu zielstrebigen Gebilden, wie die Steine in den einzelnen Gliedern der Bauwerke, ohne daß doch der Reiz einzelner Episoden verloren ginge. Das gerade ist der kennzeichnende Vorzug dieses Werkes, in dem kaum ein noch so viel gründlicher ver-fahrendes strategisches es einholen wird: es behandelt alles, Personen, Kampfhandlungen, Schlachten- und Feldzugsentwicklungen, als lebendige Organismen, und seine Anschauungs-kraft und Darstellungskunst ist so stark, daß wir ihm mit immer gleicher Aufmerksamkeit und Spannung folgen. Zum ersten Male blicken wir hier der unbestechlichen Geschichte ins Auge; keine höhere Genugtuung kann es für uns geben als die, daß wir wohl manchmal unsre Selbstbewunderung, niemals aber unsre Selbst-achtung und unsern Stolz wanken zu sehen brauchen. F. D.





Karte des Sperrgebiets im U-Boot-Krieg

## Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XXXI

Der U-Boot-Krieg — Ursachen und Wirkungen — Beziehungen zu Amerika und den andern Neutralen — Allgemeine Lage.

Die gewaltige Spannung, die seit einigen Monaten, am stärksten aber seit der Jahreswende, alle Gemüter in Erwartung der kommenden Entscheidung in Atem hält, hat sich noch nicht gelöst. Viele Anzeichen, wie die gewaltige Munitionserzeugung und die fieberhafte Ausbildung neuer Mannschaften in allen Ländern, mächtige Eisenbahnbauten hinter der Front u. dgl. deuten darauf hin, daß beide Seiten den Schlag aufs stärkste vorbereiten wollen, um ihn vernichtend werden zu lassen. In den Ländern des Vierbundes sieht man der Entscheidung mit Zuversicht entgegen; immer mehr ringt sich die Hoffnung durch, daß ein großer Erfolg, sei es auch nur die völlige Abweisung eines neuen großen englisch-französischen Angriffs, den Frieden bringen müsse, denn schwerlich werden die Feinde nach einer solchen Enttäuschung noch in der Lage sein, den Krieg fortzusetzen.

In Frankreich namentlich ist durch die großen Aberlässe in der Champagne, bei Verdun und an der Somme der Kraftverbrauch viel zu stark gewesen, um eine lange Weiterführung des erfolglosen Krieges zu gestatten.

Dieser Überzeugung hat der unbeschränkte Unterseebootkrieg seit dem 1. Februar eine neue Stütze gegeben. Es ist eine gewaltige Waffe, zu der Deutschland gegriffen hat, und wir brauchen uns vor dem Bekenntnis nicht zu scheuen, daß die warnungslose Versenkung aller Handelsschiffe in den befahrensten Teilen des Atlantischen Ozeans, der Nordsee und des Mittelmeeres einen furchtbaren Entschluß bedeutet, der manches am Kriege nichtbeteiligte Menschenleben zugrunde richten wird, aber wir dürfen ebenso laut bekennen, daß wir auch hier wie bei allen kriegerischen Maßregeln ein gutes Gewissen haben. Nicht leichtfertig haben die verant-

wortlichen Leiter unsrer Geschide den Befehl zur Vernichtung des feindlichen und des neutralen Handels gegeben, sondern nach ernstesten Erwägungen, in denen gewiß ebenso die moralisch-rechtliche wie die militärisch-politische Seite Berücksichtigung gefunden hat. Den Rechtsgrund zum denkbar schärfsten Vorgehen gegen den Handel mit den feindlichen Staaten hat uns England längst geliefert. Im Widerspruch mit den klaren und von englischen Regierungen gelegentlich selbst (z. B. im Russisch-Japanischen Kriege) angerufenen Bestimmungen des Völkerrechts hat der britische Seetyrann die Zufuhr von Lebensmitteln nach Deutschland auf neutralen Schiffen verhindert und jeden Verkehr mit Deutschland überhaupt verboten, obgleich er die Vorbedingung dazu, die »effektive« Blockade der deutschen Häfen, nicht erfüllen konnte, ja, er hat den neutralen Staaten selbst nur eine beschränkte Einfuhr in ihre eignen Häfen gestattet, damit sie Deutschland nichts abzugeben vermöchten. Deutschland vergilt somit nur Gleiches mit Gleichem, wenn es jetzt den Handel mit England unterbindet; da England durch seine rechtswidrige Absperrung die deutsche Gesamtbevölkerung dem Mangel, ja dem Hungertode aussetzt, darf Deutschland das Infelreich mit demselben Schicksal bedrohen. Den Neutralen gegenüber verfährt es weit weniger gewaltsam als England, denn sobald sie die Gefahrenzone meiden, sind sie in ihrem sonstigen Verkehr unbeschränkt.

Welche politischen und militärischen Gründe für die Verschärfung gerade in diesem Augenblick ausschlaggebend gewesen sind, können wir nur aus den Andeutungen des Reichslanzlers erschließen: das Bewußtsein, jetzt eine genügende Zahl von Unterseebooten zu besitzen, um eine wirksame Überwachung des weiten Gebietes versuchen zu können; die Überzeugung, jedem neuen Gegner, den etwa noch der Handelskrieg in die Arme der Entente treiben könnte, gewachsen zu sein, und endlich die feste Zuversicht, binnen wenigen Monaten mit dem neuen Kriegsmittel den Verbandsmächten solchen Schaden zuzufügen, daß sie sich zum Einlenken gezwungen sehen. Schon oft ist ja darauf hingewiesen worden, daß mit den Frühjahrsmonaten eine kritische Zeit für England beginnt. Die Lebens- und Futtermittel, so viele im eignen Lande gewonnen oder in Nordamerika bei der dortigen schlechten Ernte gekauft werden konnten, werden

zum größten Teile verbraucht sein, es müssen also jetzt Lieferungen aus Südamerika, Indien und Australien bezogen werden, deren Heranschaffung bei den weiten Entfernungen einen viel größeren Frachtraum als der Bezug aus Kanada und der Union erfordert: Hunderte von großen Dampfern müssen beständig unterwegs sein, um diese Aufgabe zu lösen. Eine beträchtliche Verringerung der Transportschiffe durch Versenkung oder Verschleichung wird die Versorgungsmöglichkeit also in Frage stellen und binnen kurzem empfindliche Lücken in die wirtschaftliche Rüstung Englands schlagen können. Daher wird der U-Boot-Krieg gewiß auch die Landentscheidung mächtig beeinflussen: je wirkfamer er ist, desto mehr wird er einerseits die Feinde zum Angriff treiben, um zu versuchen, durch einen großen Sieg die Entscheidung und damit auch das Ende der Seeplage zu erzielen, anderseits wird er den Angriff erschweren, falls es, wie zu erwarten, gelingt, die Truppen- und Munitionstransporte ernsthaft zu gefährden und namentlich die Zufuhr aus Amerika zu vermindern.

Welchen militärischen Erfolg unsre oberste Leitung von der neuen Maßregel erwartet, können wir natürlich nicht sagen. Aber da man einen solchen Schritt, der die Beziehungen zu allen Neutralen gefährden kann, nicht ohne einen entsprechenden Gewinn tun wird, so darf man auf eine erhebliche Vermehrung der Versenkungen — in den letzten Monaten betrugen sie schon über 400 000 Tonnen — mit Bestimmtheit rechnen. Ebensovienig wissen wir genaueres über die bisherigen tatsächlichen Wirkungen; nur lassen die bekanntgewordenen Teilzahlen, unter denen die Tagesbeute eines einzigen Unterseeboots mit 51 800 Tonnen besonders hervorrage, sowie die Äußerungen des Staatssekretärs der Marine, daß die Erwartungen übertroffen seien, günstige Schlüsse zu. Da der englische Zuwachs an Frachtraum durch Neubauten im Höchstfalle jährlich 600 000 Tonnen beträgt, so brauchen die Unterseeboote ihre bisherigen Erfolge nur um die Hälfte zu steigern, um den Jahreszuwachs in einem Monat zu zerstören. Es ist leicht zu ermessen, wie eine längere Dauer des Krieges den englischen Schiffsbesitz verwüsten müßte. Aber es handelt sich nicht allein um Versenkung, sondern auch um Abschreckung der Handelschiffe, und in dieser Hinsicht liegen ebenfalls die besten

Anzeichen vor: viele neutrale Schiffe, vor allem holländische und skandinavische, haben die Fahrten nach England aufgegeben; schnell wird sich daher Mangel an Butter, Käse, Eiern, Grubenholz, Erzen u. dgl. bemerkbar machen, und im überseeischen Verkehr wird das Ausbleiben der Neutralen die Lebensmittelfuhr vollends empfindlich beeinträchtigen. Zwar behaupten die englischen Minister, daß die Zahl der in den britischen Häfen verkehrenden Schiffe sich nicht verringert habe, aber solche Beschwichtigungsversuche arbeiten mit trügerischen Mitteln: die englische Regierung zählt bei solchen Berechnungen nicht nur die die Küstenschiffahrt verrichtenden, sondern auch die im militärischen Dienste stehenden Fahrzeuge mit, also tausende, die zur Vermehrung englischer Vorräte nichts beitragen.

Allerlei Gegenmaßregeln, wie der Bau zahlreicher kleiner Schnelldampfer und Motoren, die besonders von Amerika geliefert werden sollten, sind zwar von den feindlichen Regierungen angekündigt worden, indessen ist näheres darüber nicht bekannt geworden. Man darf wohl einigen Zweifel in die Wirksamkeit solcher Mittel setzen, denn bisher haben sie noch nichts geleistet, obgleich längst Anlaß vorhanden war, die deutschen U-Boote mit aller Kraft zu bekämpfen. Aberdies wird vermutlich die Verwendbarkeit solcher kleinen Schiffe immer geringer werden, je mehr die Größe der deutschen Boote und die Stärke ihrer Armierung wächst. Ein andres Mittel Englands liegt in dem verstärkten Zwang auf die Neutralen. Sie sollen sich verpflichten, gegen Lieferung englischer Kohle ihre Ladungen durchsuchen zu lassen und bestimmte Fahrten im englischen Dienste, zum Beispiel im Verkehr mit Frankreich, zu unternehmen, also ihre Haut für England zu Markte zu tragen. Wie weit sich die Neutralen diesen und andern Wünschen, z. B. der Absicht Englands, die norwegische Tonnage zum größten Teil anzukaufen und den Bezug amerikanischer Kohle zu verbieten, fügen werden, steht noch dahin. Deutschland ist auch auf diesem Gebiete nicht wehrlos; es kann ebenfalls den Neutralen je nach ihrem Wohlverhalten Kohlen gewähren oder versagen, und es ist in der Lage, seine Versprechungen zu halten, während in England die Förderung und vollends der Transport höchst unsicher sind.

Mit diesem beiderseitigen Druck auf die Neutralen haben wir bereits die politische

Seite der Frage berührt. Wir können auf diese mit derselben Befriedigung wie auf die militärische blicken. Allerdings hat das deutsche Vorgehen die Vereinigten Staaten zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen bewogen, und eine Kriegserklärung ist noch keineswegs ausgeschlossen, aber beide Ereignisse, deren Wahrscheinlichkeit von unserer Regierung selbstverständlich in Rechnung gezogen war, haben heute nicht mehr die Bedeutung wie etwa vor einem Jahre, als die deutsche öffentliche Meinung sich so lebhaft mit der Verschärfung des Unterseebootkrieges beschäftigte. Denn da wir jetzt auf eine baldige Entscheidung rechnen dürfen, Amerika aber frühestens nach mehreren Monaten kriegsbereit ist, so würde sein Eingreifen zu spät kommen: vor Jahresfrist war bei der geringeren Zahl von Tauchbooten und der ganzen militärischen Lage zu Lande nicht auf das baldige Kriegsende zu hoffen, Amerika behielt also Zeit, sich zu rüsten. Und vor allem: Amerika hätte unsre Feinde durch billige Anleihen und gesteigerte Munitionsfabrikation noch mehr unterstützen können, als es ohnehin getan hat; heute macht eine gesteigerte amerikanische Anstrengung bei der voraussichtlich kurzen Kriegsdauer wenig aus. Auf unmittelbare militärische Hilfe zu Lande und zu Wasser rechnen überdies heute die Engländer, wie die »Morning Post« offen ausspricht, selbst nicht, da die Flotte gegen die U-Boote machtlos ist und Truppentransporte durch die zahlreichen deutschen Boote aufs höchste gefährdet sein würden. Die japanische Gefahr, die die Amerikaner vielleicht bedroht und Entsendung von Streitkräften nach Europa verbietet, ist dabei noch gar nicht berücksichtigt. Endlich war im vorigen Jahre, vor der Eroberung Rumäniens und angesichts der großen russischen Offensive, unsre wirtschaftliche und militärische Lage weit weniger günstig als heute; eine Kriegserklärung der Vereinigten Staaten hätte also wohl auch bei europäischen Neutralen die Lust zum Mitgehen entstehen lassen können. Heute dagegen ist einerseits die Überzeugung von der Unüberwindlichkeit des Vierbundes und die Abneigung gegen England anderseits so gestiegen, daß Amerikas Beispiel keine Nachahmung gefunden hat, obgleich Präsident Wilson es als fast selbstverständlich hinstellte, daß die Europäer den ihnen von Amerika im Namen der Humanität gewiesenen Weg betreten würden. Nur formale Proteste haben die andern Neu-

tralen wider die deutsche Kriegserklärung gegen den Handel eingelegt, aber keine für Deutschland schädliche praktische Folgerung daraus gezogen; ja, in der neutralen Presse — auch in der dänischen und norwegischen — trat vielfach starke Sympathie mit Deutschland und Abneigung gegen England als den eigentlichen Urheber aller Schwierigkeiten zur See zutage. Manches scharfe Wort mußte selbstverständlich der europafremde Präsident hinnehmen. Die schwedische Regierung wies deutlich auf die mit wahrer Neutralität unverträgliche parteiische Haltung Amerikas zugunsten der Entente hin, und die Presse aller Länder war natürlich noch weit deutlicher in ihrer Kritik der widerspruchsvollen amerikanischen Politik, die auf der einen Seite für den Frieden zu wirken behauptete, auf der andern im Gegensatz zu eignen früheren Erklärungen und Handlungen (z. B. in der mexikanischen Frage 1913) eine Gruppe der Kämpfer mit allen kriegerischen Hilfsmitteln versorgte.

Schwerer noch als die diplomatische Niederlage in Europa wog für das Ansehen der Vereinigten Staaten, daß auch die südamerikanischen Mächte dem Präsidenten die Gefolgschaft verweigerten. Noch können wir nicht übersehen, was am meisten zu diesem Entschluß beigetragen hat; ob Abneigung gegen jede auswärtige Verwicklung überhaupt, ob Gleichgültigkeit gegen die europäischen Dinge oder endlich der Widerwille gegen die nordamerikanische Vormundschaft; aber deutlich ist, daß Wilson seine Macht über die andern amerikanischen Staaten gewaltig überschätzt hat. Wenn auch der Versuch Deutschlands, mit Mexiko im Falle des amerikanischen Krieges ein Bündnis abzuschließen, anscheinend infolge des vorzeitigen Bekanntwerdens gescheitert ist, so ist doch zu hoffen, daß der Sieg des Vierbundes den Respekt vor der Macht Deutschlands und seiner Verbündeten bei den Mittel- und Südamerikanern heben und ihnen später Mut machen wird, sich unter Anlehnung an Deutschland von dem Druck des Nordens zu befreien. Erst dann würde sich ihre politische und wirtschaftliche Kraft in ihrer Eigenart ungehemmt entfalten können: wohin man sieht, überall hängt die Freiheit der Völker an dem Siege des Vierbundes.

Auf welchem Schlachtfelde die Entscheidung fallen soll, ist noch ebenso ungewiß wie im vorigen Monat, da sich die militärischen

Verhältnisse seitdem im großen nicht geändert haben. Immer wieder gehen Nachrichten von mächtigen Verstärkungen der Franzosen in Ostfrankreich, die auf eine Offensive von Belfort und Nancy aus schließen ließen, durch die neutrale Presse; auch ein gleichzeitiger großer englischer Angriff oder gar eine allgemeine Offensive vom Meere bis zum Rhein wird angekündigt. Einstweilen sind starke Artilleriekämpfe, lebhafteste Fliegertätigkeit, zahlreiche größere oder geringere Vorstöße zu Erkundungen oder zur Verbesserung der Stellungen kennzeichnend für die Lage. Wie weit die Bitterung, die außergewöhnliche Kälte und der häufige Nebel den Stillstand der Operationen mit veranlaßt haben, können wir nicht entscheiden.

Von unsern westlichen Feinden waren am rührigsten die Engländer. Sie haben am größten Teil ihrer Front, von Ypern bis zur Somme, zahlreiche Angriffe unternommen, am stärksten und häufigsten im Ancregebiet. Fast täglich haben sie südlich und westlich von Bapaume, bald bei Serre, bald zwischen Grandcourt und Beaulencourt vorzubringen versucht; aber so heftig und blutig die Kämpfe zum Teil waren, so waren sie doch nicht auf den Durchbruch, sondern nur auf Einzelerfolge angelegt. Die deutsche Verteidigung gab nördlich der Ancre zwar etwas vorgelände auf — einen etwa 1 bis 5 Kilometer breiten Streifen von Gommécourt bis südlich Bapaume —, hielt aber die Hauptstellungen und machte selbst erfolgreiche Vorstöße (so bei Transloy am 19. Februar). Wenn hier die Engländer unter schweren Opfern nur geringen Gewinn ernteten, so blieben ihre andern Angriffe, westlich und südlich von Ypern, zwischen Armentières und Lille, am Kanal von La Bassée und bei Arras, ganz erfolglos. Schon aus der zuverlässlichen Sprache der Tagesberichte konnte man, was jetzt amtlich bestätigt ist, schließen, daß jener Rückzug planmäßig zur Verkürzung der Front erfolgt sei; ja, er stellte sich als deutscher Erfolg dar, da die Engländer infolge ihrer hohen Gefechtsverluste ihn nicht sogleich bemerkten und sich nur zögernd in dem frei gewordenen Gebiete einzurichten wagten. Vielleicht ist es nicht ausgeschlossen, daß noch andre Strecken in derselben Weise geräumt werden. Den Feinden würde der Angriff über ein solches gestörtes und den Deutschen genau bekanntes Gelände außerordentlich erschwert sein; vermutlich würden

sie zu zeit- und kraftraubenden Umgruppierungen gezwungen sein; die deutsche Heeresleitung würde also trotz ihrer taktischen Defensivde die strategische Initiative an sich gerissen haben.

An der französischen Front hatten die Deutschen anscheinend weit mehr die Initiative. Kleine Unternehmungen fanden vornehmlich zwischen Maas und Mosel sowie in den Vogesen statt; größere Schläge gelangten unsern Truppen in der Champagne und nordöstlich von Verdun. Durch einen raschen von Artillerie gut vorbereiteten Angriff wurden südlich von Ripont (eine Meile östlich von Tahure) mehrere Stellungen erobert, die in der großen Champagneschlacht verloren worden waren. Fast 1000 Gefangene und 30 Maschinengewehre wurden dabei eingebracht (14. Februar), während südwestlich Ornes an 600 Franzosen gefangen wurden (4. März). Dazu kamen noch beträchtliche Verluste, die der Feind bei seinen vergeblichen Wiedereroberungsversuchen hier und vor der Höhe 304 am »Toten Mann« erlitt.

Wenn schon die beständige Gefechtsbereitschaft unter dem unaufhörlichen Artillerie- und Minenfeuer wie immer starke Anforderungen an die Mannschaften stellte, so haben in den Februarwochen noch bittere Kälte, Schneetreiben und Regen die Strapazen wesentlich erhöht. Die Beweglichkeit der Truppen litt darunter, und namentlich im feuchten Ypern- und Somme-Gebiet wird hierdurch noch wochenlang eine große Offensive erschwert sein.

Dieselben Hindernisse, nur noch durch höhere Kälte gesteigert, hatten die Truppen an der Ostfront zu bewältigen; wird doch berichtet, daß die Posten bei mehr als 30° (Celsius) Frost stets in Bewegung sein mußten, um nicht anzufrieren. So große Gefechte wie die Schlacht bei Mitau im Januar hat es daher nicht mehr gegeben, nur zahlreiche kleinere Vorstöße von beiden Seiten; so in der Front des Prinzen Leopold an der Berezina, im Raume von Luck, östlich von Błocow (südlich von Brody), wobei mehrmals einige hundert Gefangene in deutsche Hände fielen. Größere Bedeutung hatte die Erstürmung mehrerer russischer Befestigungen in der südwestlichen Bukowina, vorwärts Dorna Watra, wodurch die österreichisch-ungarische Stellung im Gebiet der Goldenen Bistritza und an der Valeputnastraße erheblich verbessert wurde (12., 13. und 27. Februar). Fast 3000 Ge-

fangene kosteten den Russen diese Niederlagen. Wenn die russische Passivität an dieser Stelle abermals sehr von den Stürmen der früheren Monate abstach, so hatte die Front Madensens noch weniger bewegte Tage, da sie unter Abweisung einiger leichter russischer Vorstöße nur Vorfeldscharmügel führte und im übrigen Galatz durch schwere Geschütze und Flieger unter Feuer nahm. Ähnlich stand es in Mazedonien, wo die Angriffe der Franzosen und Engländer wohl häufiger, aber nicht erfolgreicher waren. Den italienischen Hilstruppen brachte ein deutscher Vorstoß eine kräftige Schlappe bei (12. Februar).

Über eine noch beträchtlichere Niederlage erlitten die Italiener an ihrer Alpenfront. Dicht bei Görz entriß ihnen die Österreicher in glücklichem Überfall mehrere Gräben, die in der letzten italienischen Offensive verloren worden waren, und nahmen ihnen in blutigen Artillerie- und Infanteriegefechten über tausend Gefangene ab (9. bis 13. Februar). Ähnliche Unternehmungen in kleinerem Maßstabe fanden auch an andern Stellen statt, und zwar hatten fast überall die Österreicher die Initiative; die Italiener haben zeitweilig ihr Geschützfeuer gesteigert, aber größere Angriffe nicht gewagt. Ob jetzt gar eine große österreichisch-ungarische Offensive unter Höhenborn, dem Spezialisten des Alpenkrieges, stattfinden wird, vermögen wir nicht zu sagen.

Wichtige Entscheidungen sind auch auf den außereuropäischen Kriegsschauplätzen nicht gefallen. In Armenien stehen sich Russen und Türken ungefähr auf demselben Fled unter anhaltenden Scharmügeln gegenüber, am Suezkanal ist nichts Erhebliches geschehen, und in Mesopotamien ist heftig gekämpft worden, ohne daß eine Partei einen beträchtlichen Vorteil davongetragen hat. Die Engländer haben zwar mit Hilfe großer Verstärkungen, die sie aus Indien, besonders an berittener Infanterie, herangezogen haben, einiges Gelände, sogar das im vorigen Jahre so viel umkämpfte Kut-el-Amara, gewonnen (Ende Februar), aber die Türken haben in Ordnung zurückgehen und neue Stellungen beziehen können. Es ist fraglich, ob die Engländer, die anscheinend starke Verluste erlitten haben, imstande sein werden, die Angriffe mit der bisherigen Energie weiterzuführen. Da sie von Bagdad noch 200 Kilometer entfernt sind, bedeutet ein kleiner Landgewinn nicht viel, und ein gemeinsamer Angriff von Ägypten,



Mesopotamien und Armenien auf Kleinasien steht noch in weitem Felde. Aber wie schon das letztemal erwähnt, ist es wahrscheinlich, daß die englische Regierung hier große Anstrengungen machen wird, um, falls baldige Friedensverhandlungen nötig sind, sich Ausgleiche, vielleicht auch dauernden Besitz, zu sichern. Ist dies doch ein alter Plan Lord Curzons und seiner Freunde, durch Beherrschung Südpersiens, Mesopotamiens und Arabiens eine Verbindung zwischen Indien und Ägypten herzustellen.

Wie schon angedeutet, dürfen wir hoffen, daß der verschärfte Tauchbootkrieg nicht ohne günstigen Einfluß auf den Landkrieg bleiben wird, und vermutlich wird die Entente auf den meisten andern Kriegsschauplätzen unter der stöckenden Zufuhr an Munition und Rohle noch mehr leiden als auf dem französischen. Nach neutralen Nachrichten hat der gesamte Verkehr zwischen Rußland und Westeuropa aufgehört, so daß sich die geringe Unternehmungslust der Russen, die im vorigen Winter zwei große Offensiven versuchten, vielleicht auch durch Munitionsmangel mit erklärt. Da ohnehin große Explosionen an der Murmanküste den Vorrat verringert haben, muß sich das Ausbleiben der englischen Schiffe um so mehr bemerkbar machen. Vor allem aber sieht sich Sarraïl infolge der vermehrten Versenkungen im Mittelmeer — z. B. ist ein großer italienischer Truppentransport vernichtet worden — in übler Lage, und selbst in Frankreich bringt immer mehr das Bewußtsein durch, daß seine bunte Armee auf einem verlorenen Posten steht und zu großzügiger Offensive nicht mehr fähig ist. Ein Rückzug wird aber angesichts des stoßbereiten Gegners schwerlich ausführbar sein. Natürlich wird auch die ägyptische Armee der Engländer durch die Gefährdung ihrer Verbindung mit Europa beeinflusst, die »Kompensationsstrategie« der Engländer also an einem empfindlichen Punkte gehemmt. Vielleicht ge-

stattet gar die Fesselung der Sarraïlschen Armee, neue türkische Truppen nach dem Tigris zu schicken, so daß hier alle englischen Vorteile wieder wettgemacht werden könnten.

Wie günstig es um den Vierbund steht, spiegelt sich deutlich in der letzten Rede des Reichskanzlers (27. Februar) wider. Sie ist das natürliche Gegenstück zur Begründung des Friedensangebots, eine Bestätigung der schon durch den Kaiser verkündeten Entschlossenheit der Regierung, den Kampf bis zum äußersten fortzusetzen und der allgemeinen Hoffnung, mit Hilfe des Handelskrieges zu einem siegreichen Frieden zu gelangen. Daß Bethmann Hollweg über die Friedensbedingungen nichts Bindendes sagte, entspricht der Lage und der bisherigen Praxis. Seine jetzige Formel: Entschädigung für die erlittene Unbill und Sicherung eines starken Deutschlands in Gegenwart und Zukunft setzt aber einen großen Sieg voraus und steht in Übereinstimmung mit seinen früheren Äußerungen sowie der Anschauung, daß mit steigenden Erfolgen auch die Bedingungen steigen; denn je höher die Opfer, desto größer die Entschädigung. Ebenso steht damit in Einklang das den Flämen gegebene Versprechen, im Frieden für die Sicherheit ihres Sprachgebietes sorgen zu wollen, denn ohne Befiegung der Entente ist eine solche Verfügung über Belgien nicht möglich. Der zuversichtlichen Kampfesstimmung des Reichskanzlers entsprechen die Äußerungen auf der Gegenseite. Lloyd George selbst hat die Lage für höchst ernst erklärt und mit der Rationierung der Lebensmittel eine Maßregel vorgeschlagen, in Frankreich findet die optimistische Sprache Briands, die sich stets in den hergebrachten Wendungen bewegt, infolge des schweren Kohlen- und Schiffsmangels immer weniger Glauben, und in Italien ist über dieselben Übel in der Kammer heftige Beschwerden geführt worden. Rußland endlich macht offenbar eine schwere innere Krise durch.

Abgeschlossen am 6. März 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkerstraße 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Tischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lühnowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

bei den Griechen und Römern geherrscht hatte. Ingerlilb focht ihr Haar in einen Venusknoten und wandelte in einem Kleide nach hellenischem Muster umher. Allerdings fehlte es in Gündstibargen für eine Aspasia, die jetzt Ingerlilbs Ideal war, an den nöthigen hochgebildeten Männern. Nur einer war da, der vielleicht die Rolle des Perikles übernehmen konnte, und das war ihr Schwager.

Trat Ingerlilb bei sich daheim dem Stadtbaumeister im weißen Gewande als Griechin entgegen, die Arme bis zu den Schultern entblößt und Sandalen an den Füßen, die durch den Hauch des Strumpfes hindurchschimmerten, so fühlte er sich dem Mädchen doch sehr weSENSverwandt.

Groa, der Ingerlilb zufällig einmal in solcher Tracht vor die Augen gekommen war, hatte freilich kurz gesagt: »Ich weiß nicht, was die Maskerade für Zweck haben soll.«

Zweck! Ja, das war es. Groa war ein reiner Tatsachenmensch, alles, was sie schätzen und achten sollte, mußte einen bestimmten Sinn haben. Die bloße, von jeder Nützlichkeit losgelöste Schönheit galt ihr nichts. Jürgen aber liebte das, was seine Frau Maskerade nannte, und wäre Groa dankbar gewesen, wenn sie sich ihm auch dann und wann so gezeigt hätte. Sie tat es nicht, das wußte er, und er drängte sie auch nicht dazu, aber ihm mangelte etwas bei ihr, und er war froh, daß Ingerlilb es ihm gab.

Enger und enger schloß sich der eine Zeitlang gelockerte Jugendbund wieder um Ingerlilb und Jürgen, und dieser hatte, wenn er bei seinem Schwiegervater war, gar nicht das Empfinden, daß Groa zur Dessenschen Familie gehörte. Es wurde ihm lieb, sich seiner einstigen Equa gefällig zu erweisen, wie und wo er nur konnte.

Ili schwärmte eine Weile für das Zurückdämmen der Phantasie zugunsten der Verstandeschärfung und warf sich auf das Schachspielen. Jürgen war ihr Gegner. Das wurde zwischen den beiden ein merkwürdiger Zweikampf! Zunächst mochte Ingerlilb die schwarzen Figuren nicht anfassen und bekam daher stets die weißen. Dann verloren sie beide alle Augenblicke ihre Königin, schenkten sie einander aber großmütig wieder, weil der andre Teil sonst zu schnell unterlegen wäre. Des öfteren war Jürgen so höflich, seine Schwägerin mit Absicht gewinnen zu lassen, vornehmlich, wenn er gespürt hatte, daß ein

Schatten über ihrer Seele lag. Verlor sie in solcher Stimmung, so haßte sie auf einmal das Spiel. Doch bekam Jürgen nach einem derartigen Anfall schon am zweiten Tage wieder das reisebadustende Einladungskärtchen: Du bist mir Revanche schuldig! Ich erwarte dich auf dem Felde der Ehre.

Nachdem Ili eine Sammlung von Schachfiguren, alte und neue aus Holz, Elfenbein, Zinn und Silber, zusammengekauft hatte, ermüdete diese Übung des Verstandes ihr blondes Haupt, und auf irgendeinem Schrank verstaubte das Schlachtgefilde; die biden Türme eines besonders kostbaren Spiels aber benutzte sie zum Garnaufwickeln. Damit war auch dieser Abschnitt ihres reichen Lebens beschloffen, und sie ging unbefangen zu Neuem über. Kein Wunder, daß sie nach dem Auszug ins steinige Land der Vernunft wieder in den Bereich der Phantasie flüchtete, und zwar wurde diesmal die Dichtkunst mit ihrer Schuld begnadet: Sapphos Geist erwachte in Aspasia und sprach in freien, schwungvollen Rhythmen das Weh aus, das sie beim Anblick der Sterne, der tosenden See oder der vereisten Bergesgipfel empfunden hatte.

Mit verschämten Wangen ließ sie Jürgen das Gedicht lesen. Der war höflich genug, ihr Worte der Anerkennung zu sagen, und das genügte, um Ingerlilb davon zu überzeugen, daß sie jetzt wirklich ihren Beruf gefunden habe: eine deutsche Dichterin zu werden. Dazu brauchte man keinen Lehrer und kein langweiliges Studium; die Gedichte strömten aus der ursprünglichen Schaffenskraft heraus — es war herrlich!

Und Ili verfaßte eine Fülle von Liedern im Volkston, Balladen, Romanzen und vor allem KlageTöne einer gewaltigen Liebe zu einem hohen Unbekannten. Die Gündstibargener Zeitungen kamen nicht darum herum, die Verse der Stadtratstochter abzu drucken. Die Schriftleiter seufzten, die Setzer seufzten, die Leser seufzten, die Verfasserin aber zweifelte nicht daran, daß sie sich die Herzen des deutschen Volkes im Fluge durch ihre Kunst erobern werde. Schnell war indessen die Lyrik ein überwundener Standpunkt für sie, und sie schwang sich in das Allerheiligste der Poesie hinein, indem sie ein Trauerspiel mit dem Titel »Semiramis die Große« hinwarf.

Die Heldin dieses Stückes watete nicht nur bis zu den schlanken Knöcheln, sondern sogar bis zu den weißen Knien in Blut, so daß Jürgen

gen die Dichterin staunend fragte, woher sie von all solch graufigen Dingen Bescheid wisse.

»Ach, das steckt so in einem,« entgegnete Ingerlild achselzuckend.

Der Gündstbargener Theaterdirektor bewachte, daß seine Bühne viel zu klein sei, um dies alle orientalischen Gluten aushauchende Seelengemälde aufführen zu können, und so begann das Drama die Rundreise an den andern Theatern, und die hat es ja wohl heutigstags noch nicht beendet, wenigstens hat noch keine Schauspielerin als Ingerlilds Semiramis die Große die schlanken Knöchel und die weißen Knie im Blute unbottmähiger Vasallen, ausgekosteter Günstlinge und erbarmungslos hingemordeter Völkerscharen gebadet.

Einmal erlebte Ingerlild es doch, daß ein Werk von ihr aufgeführt wurde: an dem Tage, wo ihr Vater sein fünfundzwanzigjähriges Stadtratsjubiläum feierte.

Es war ein Fest für ganz Gündstbargen. Der Markt und sogar das Rathaus prangten im Schmuck, die Bürgermusik brachte dem verdienten Manne ihr bestes Ständchen dar, würdevoll kamen die Glückwunsch-Abordnungen der »Harmonie« und der vielen andern Vereine, denen Tessen angehörte, und einige von ihnen trugen eine Kapfel, worin die mit schnörkeligen Buchstaben auf eine Pergamentrolle gezeichnete Ernennung des Stadtrats zum Ehrenmitgliede ihrer Körperschaft enthalten war. Der Wein floß, Blumen über Blumen wurden dem Gefeierten gespendet, und seine zahlreichen Verehrerinnen hatten es sich nicht nehmen lassen, ihn mit sinnigen, selbstgefertigten Gaben zu beschenken. Zufriedenen Lächelns strich er, der ja immer noch der schöne Mann war, über die weichen, hübsch bestickten Sofaissen hin, die ihm von Damenhänden gewidmet worden waren. Der Bürgermeister aber, der die besondere Schwäche seines Kollegen kannte, hatte dafür gesorgt, daß er dem Jubilar einen neuen Orden überreichen konnte. Da war für Tessen das Glück voll.

Unten im Laden aber veranstalteten die Gehilfen und Lehrlinge, die zuviel getrunken hatten, zur Feier des Tages auf eigne Hand einen Ausverkauf zu halben Preisen.

Am Abend war im Saal große Gesellschaft. Es wurde geschmaust, geredet, gesungen und getanzt, und dann ertönte das

Klingelzeichen. Alles blickte erwartungsvoll auf den Vorhang hin, der an einer Schmalseite des Raumes eine Bühne abschloß. Die Gardine glitt auseinander, und die Eingeladenen sahen in eine hell erleuchtete Landschaft hinein, die sie wohl kannten, denn der Maler hatte die walddig bergige Gegend im Nordosten der Stadt dargestellt.

Hier erschienen nun die Göttin Gündstbargia mit der Mauerkrone und die Nixe der Stuwaa im Schilfgewand und der Ritter Frank von Raßburg in schimmernder Rüstung, und alle drei gaben in wohlklingenden Versen die Ansicht kund, daß es nirgend auf der Welt schöner sein und besser hergehen könne als in dieser Stadt, daß es aber lange nicht so gut aussehen würde, wenn nicht ein Mann wie der Jubilar dem Gemeinwesen seine Kräfte weihete. Die Dichtung endete mit einem Guß von Huldigungen für den Stadtrat, und der allgemeine Beifall der Gesellschaft zeugte dafür, daß Rittersmann, Nixe und Göttin in ihrem Lobe das Richtige getroffen hatten.

Es blieb kein Geheimnis, von wem das Festspiel herrührte; Ingerlild war die Verfasserin, und Jürgen Olbekopp hatte die Bühne eingerichtet. Für beide sorgte man nicht mit Ruhm, und der Stadtrat drückte sie beide an die Brust.

Groa brach zur frühen Stunde auf, ihr Mann geleitete sie unmutig. Sie fühlte das und meinte: »Du kannst ja wieder zurückgehen, Jürgen.«

»Nein,« entgegnete er, »wenn man einmal gestört worden ist, kommt man nicht mehr in die Stimmung hinein.«

»Es ist ja auch genug,« versetzte Groa. »Seit heute früh bist du dort gewesen.«

»Ja,« sagte er gereizt, »genug! Das ist dein Lieblingswort. Aber ich möchte mich auch einmal ungemessen freuen. Ich kenne das; du verdirbst mir in dieser Beziehung manches.«

»Das tut mir leid; Rosemarie braucht mich, und ich dachte, du seiest ebenso satt von dem Lärm wie ich. Warum bist du nicht geblieben? Mach' dich unabhängiger von mir, Jürgen. Ich wäre damit sehr einverstanden.«

»Glaub' das nicht, Groa; du selbst handelst nach deinem Gutdünken, aber mit der Freiheit, die du den andern Menschen und besonders mir gönnst, sieht es fraglich aus. Du verstehst nicht, daß uns etwas gefallen kann, was dir mißfällt.«

»Ich kann nicht aus mir heraus, aber ich versichere dir, daß ich dir nicht im geringsten deine Freiheit beschneiden will.«

»Durch dein Wesen tuft du es,« sagte er hartnäckig.

Groa schwieg. Sie wußte, Jürgen verließ das Fest nicht so unwillig, wie er sich anstellte. Auch er war des Trubels überdrüssig und dankte es ihr sogar im Herzen, weil sie so vernünftig war, mit zu allererst von der Lustbarkeit zu scheiden, aber er meinte törichterweise, sich etwas zu vergeben, wenn er das eingestand.

So blieb er wieder einmal draußen vor dem Tore, anstatt fröhlich zu Groa hineinzuschreiten, und auch in anderer Weise wurde das Jubiläum für Jürgen eine Quelle des Argers. Denn Groa sagte gar nichts über Ingerlilds Festspiel, bis der Stadtbaumeister die Frage nicht mehr zurückhalten konnte: »Hat dir Ingerlilds Stück denn gefallen?«

Sie zuckte die Achseln: »Ob es geschmackvoll ist, daß die eigne Tochter den Vater besingt, möchte ich bezweifeln. Ob die Verse etwas getaugt haben oder nicht, das mußt du besser wissen als ich. Mich berührt diese Art von Poesie nicht.«

»Man muß bei solchen Gelegenheiten nicht jedes Wort auf die Wagschale legen,« meinte er, »Grobheiten kann man einem Manne an seinem Ehrentage doch nicht gut sagen.«

»Nein, das nicht,« antwortete sie, »aber etwas weniger Verhimmelung wäre für alle Teile anständiger gewesen.«

»Wenn du nur nicht immer alles abzirfeln wolltest. Aber ich habe mir von vornherein gedacht, daß du nicht zufrieden sein würdest.«

»Guter Jürgen, dann frage mich doch nicht erst. Ich beklage mich ja über nichts.«

Dabei blieb es. Jürgen heimste nur noch eine farge Anerkennung für sein Bühnenbild ein. O diese Sparsamkeit! Sie rührte von Groas aufrichtiger Gesinnung her, man konnte sich fest an das halten, was diese Frau sagte; aber Jürgen, so sehr er Groas Wahrheitsliebe achtete, verlangte doch, daß sie auch einmal aus Liebenswürdigkeit minder streng urteilte. Sie tat es nicht, und das legte er ihr als Überhebung aus. Sein Empfinden war also falsch, und dennoch hatte er von sich aus recht, denn für eine Seele wie die Jürgen Oldeskopps reicht es nicht aus, daß man ihr in aller Stetigkeit gegenüberbleibt, sie will sich anschliefen und kann das nur, wenn es auch

den andern Teil treibt, sich anzulehnen. Gemessenes, selbst freundliches Verharren gilt der Jürgenseele schon als ein schroffes Zurückstoßen.

Dann irrt sie traurig umher und findet — ja, was fand Jürgen Oldesopp nun draußen vor dem Tore?

Groa war mit Rosemarie an die See gereist. Jürgen wurde durch sein Amt noch in Gundsithbargen zurückgehalten; erst in zwei Wochen konnte er ihr folgen. Zum erstenmal war er in seiner Ehe allein. Ein merkwürdiges Gefühl. Ein Aufatmen. — Wirklich?

Ja. Er konnte es nicht leugnen, obgleich er sich schämte; als wenn er die Befreiung von einem Druck erlebte, so und nicht anders war ihm zumute.

Seine Stuben kamen ihm viel weiter und höher vor; er durchschritt sie, als wollte und könnte er fliegen.

Fast gleichzeitig jedoch mit dieser Lust, frei und ungebunden zu sein, wachte auch schon ein Schmerz in ihm auf. Die Zimmer waren groß, ja, aber alles, was er und Groa sorglich darin zusammengetragen hatten und was er sonst so liebte, das erschien ihm nun kalt und tot.

Gehörten ihm diese Sachen?

Ihn dünkte, er wandle in einer fremden Umgebung, in anderer Leute Eigentum umher. Freilich: fremd war wohl kaum der richtige Ausdruck; vielmehr hatte er das Empfinden, daß nur Groa ein Recht an diesen Dingen besaß, und Groa hatte sie bei ihrem Weggehen unter einen unsichtbaren Verschluss gelegt, so daß er nicht heranzukommen vermochte.

Sein Besitz war es jedenfalls nicht, worin er sich bewegte.

Das ganze Haus sprach nur von Groa, und nachdem er sich anfangs von ihrer kräftigen Persönlichkeit entlastet geglaubt hatte, war sie binnen kurzem mächtiger denn je über ihn. Sie war fort und doch nicht fort, ihr Wesen hatte sich gleichsam in der Luft hier aufgelöst und durchdrang nun jeden Gegenstand, saß an jedem Tisch, stand in jeder Tür.

Er ging um ihren Lieblingsplatz auf der Veranda herum: es wäre ihm nicht möglich gewesen, sich in den Korbsessel niederzulassen, wo sie gern des Nachmittags und des Abends eine Weile mit Lesen verbrachte. Unwillkürlich rückte er den Schemel, der sich verschoben

hatte, an den Sessel hin, wie er es oft tat, um ihren Füßen die Stütze zu verschaffen.

Er sah, wenn ihm sein Mahl aufgetragen wurde, auf ihren Platz ihm gegenüber, und es kam vor, daß er einen Teller dorthinsetzte, denn die öde Fläche des Tischtuches schmerzte seine Augen.

Groas und Rosemaries gemeinsames Schlafzimmer öffnete er überhaupt nicht. Er kam nicht von der Vorstellung los, daß er die beiden da im Schlummer stören würde.

Nein, eine Wonne gewährte ihm seine Freiheit nicht; trotzdem meinte er die Pflicht zu haben, dieser Zeit die äußersten Wohlgefühle abzurufen. Nach eigenem Gutdünken zu handeln — war das nicht längst seine Sehnsucht gewesen?

Gewiß, wenn er nur Groa hätte schildern können, wie herrlich es war, von niemand abhängig zu sein.

Er versuchte im Garten zu arbeiten, wollte Pflanzen umsetzen, ein Gebüsch lichten, aber Spaten und Schere wagten sich in seiner Hand nicht vorwärts, denn er grübelte darüber nach, ob er es auch Groa mit diesen Änderungen recht machte, und dabei wußte er doch, wie gleichgültig seiner Frau solche Kleinigkeiten waren.

Jetzt erst trat es ihm ins Bewußtsein, welche Sicherheit Groa seinem Leben gab, und wie notwendig sie für ihn war. Ließ sie ihn aus ihrem Banne, dann tastete er ungewiß herum, und seine Gedanken schufen sich eine Fronherrin, die ihn tatsächlich auch im Geringssten und Unwesentlichsten leitete, während die wirkliche Groa — das erkannte er jetzt deutlich — ihm doch weiten Spielraum ließ. Er war mit der abwesenden Groa viel enger verbunden, oder besser gesagt, er war viel fester an sie gekettet als an die Groa, die sich seiner sonst mütterlich annahm. Zwingend war diese Gewalt, die Groa gerade nun ausübte, wo sie seinen Neigungen und Wünschen doch gar kein Hindernis in den Weg legen konnte. Nie hatte er sich so peinlich nach ihr gerichtet wie jetzt.

Nirgend Ruhe, immer Kämpfe, niemals Ungetrübtheit, immer Leid!

Er mußte die unsichtbare Groa, die wie eine Riesin hinter ihm stand und ihm ihre Hände lastend auf seine Schulter legte, endlich abschütteln.

Im Hause selbst vermochte er das nicht, und also durchstreifte er die Umgegend, aber

bei allem Schönen, was er sah, dachte er nur: Hier muß ich so bald als möglich mit Groa hin. Er zechte im Ratskeller mit seinem trinkfreudigen Schwiegervater und dessen ausdauernden Genossen, er ließ die trostlosen Wige über die Strohwitwer auf sich niedertropfen, er stürzte den Wein hinunter, um von Besinnung zu kommen, und öffnete schließlich spät in der Nacht beschämt und zaghaft seine Tür. An diesem Abend war er Groas unwürdig gewesen und hatte daher auch etwas seiner selbst Unwürdiges begangen.

Immer und überall Groa ... Groa, die nicht da war und ihn doch einhüllte und als sein Gewissen in ihm lebendig war, wenn er einmal trotzig einen Fuß anderswohin setzte, als ihr recht und also überhaupt recht war.

Welch eine Macht bedeutete die Frau in seinem Dasein! Und war er nicht glücklich, ihr zu gehorchen, gehorchen zu müssen?

War er glücklich?

Er fand keine Antwort auf die Frage und mußte auflachen, vielleicht hätte er die Frage erst Groa unterbreiten müssen, um zur Klarheit darüber zu kommen. So hing er von ihr ab.

Das Kind war viel weniger wichtig für ihn.

Er sah Rosemarie am Strande spielen; wie würde sie sich da prächtig erholen! Diese Hoffnung genügte ihm, um seine Sehnsucht nach dem kleinen Geschöpf zu lindern. Alle seine Gedanken gehörten der Frau, von der es ihn, wenn sie bei ihm war, trennte, daß er nicht den Mut besaß, sich durch nichts von ihr trennen zu lassen. —

Groa hatte sich kaum in dem Gasthause an der See ein wenig eingerichtet und war kaum froh geworden, daß sie für ein paar Tage den winkligen Gedankenzügen ihres Mannes nicht nachzusinnen brauchte, da bekam sie auch schon mit jeder Post die leidenschaftlichsten Briefe von Türgen. Er wühlte sich in seine Liebe zu Groa hinein und fand einen überreichen Schwall schwelgerischer Worte für sein Verlangen nach ihr; kein Vergleich war ihm zu erhaben, daß er ihn nicht auf Groa anwandte; kein Etern saß ihm zu hoch, den er ihr nicht zu Füßen legte.

Mit Selbstzerfaserung schilderte er ihr, was er jede Stunde angefangen hatte; er beschrieb ihr das Haus, die Stuben, den Garten, als sei sie nie darin gewesen und sollte durch seine Briefe über alles unterrichtet werden; er stellte ihr sein Ungenügen in der Gesellschaft fremder

Menschen dar. Er erinnerte an all die Schönheit, die sie im Leben schon miteinander genossen hatten, und er malte ihr glühend die Freuden ihres Wiedersehens aus. Unererschöpflich war er in den Ausdrücken für sein umherkreisendes Fühlen, als dessen ewige Mittelsonne er Groa pries.

Indem er sich so gleichsam vor Groa auf die Knie warf, wo sie auch ging und stand, gestattete er ihr keinen Augenblick, daß sie an etwas andres dachte als an ihn.

Sie glaubte seinen Beteuerungen, denn sie wußte, wie unveränderlich notwendig sie ihm war, obgleich sie ihn als den beweglichsten Stimmungsmenschen kannte; sie entzog sich ihm auch nicht; sein Schwung trug sie empor, und sie ließ sich von seiner Liebe durchrieseln, aber ein wenig müde machte er sie doch. Sie wäre ganz gern eine Weile für sich allein gewesen.

Ihre Briefe waren im Vergleich zu den feinen kühl und karg. Sie bedurfte für ihre Gefühle nicht so ausführlicher Äußerungen. Was in ihr für Jürgen lebte, das war sehr einfach. Ihre Stärke war schweigsam.

Sein Haus wurde ihm gleichgültig; er entdeckte, daß er es früher wohl nur liebte, weil er es nach Groas Geschmack ausgestattet hatte. Was er um sich herum nicht durch Groas Augen sehen konnte, das reizte ihn nicht.

Er floh seine eignen Räume, wußte nicht, wo er seine innere Unrast stillen mochte, und fand endlich eine Zuflucht in seiner alten Schülerstube.

Ja, hier durfte er ruhen. Das alles hier war von Groa unberührt, denn sie hatte kaum je einen Blick in das kleine Zimmer hineingeworfen und hatte sehr zu seinem Leidwesen den Sachen, die von ihm aus seiner Jugend herübergerettet und in Fächern und auf Riegel aufgespeichert worden waren, keine Beachtung geschenkt. Dies hier gehörte ihm allein!

Es war wundervoll, die alte Steinsammlung, das Briefmarkenalbum und die Menge Siegel, die er sich einst von allerhand Schreiben gelöst und in ein Heft zusammengeklebt hatte, dann das Puppentheater, den Laubsägekasten und die Bilderbücher wieder zu betrachten, die einst seine Welt waren.

Mit hinüber in sein Heim hatte er diese Sachen nicht genommen, nicht nehmen können. Als er um Groa warb, da galten sie ihm nichts, und Groa selbst hätte nichts mit ihnen

anzufangen gewußt. So etwas Kleines war nicht ihr Stil. Wie verschrumpft war all der liebe Kram für Jürgen gewesen, jetzt schüttete er das Wasser seiner liebenden Erinnerung darüber, und siehe da: sie quollen zu frischem Leben auf.

Von diesem Genuß, sich wieder als Junge zu empfinden, schrieb er seiner Frau nichts. Sie hätte ihn doch nicht verstanden. Überhaupt wollte ihm hier kein rechter Brief an Groa gelingen. Die Jahre, die er unter diesem Giebel verbracht hatte, lagen vor seiner Zeit mit Groa; die Erinnerung daran war das einzige, was er besaß, ohne es mit ihr teilen zu müssen.

Jürgens seelische Regungen ruhten tief im Körperlichen verankert: eigentlich wollte seine linke Hand alles schaffen, aber das Leben hatte ihn dazu gezwungen, auch die rechte anzuspannen. Sicherlich hatte diese Notwendigkeit manche Gabe in ihm geweckt, die bei andern zeitlebens schlummert, eine Pein blieb indessen der Zwang doch.

Hier auf seiner Schülerstube durfte er sozusagen rückhaltlos links sein und brauchte darum nicht zu leiden!

Niemand störte ihn in seiner Stimmung. Mama Hannchen war vergnügt, wenn sie dann und wann bei ihm sitzen und ihrer Zigarettenliebe frönen durfte, und außer ihr erschien nur noch Ingerlild Jessen in diesen vier Wänden, die ihr sehr vertraut waren, denn sie war als Kind fast jeden Tag hier gewesen. Die lange Zwischenzeit war plötzlich wie ausgelöscht, wenn Jürgen und Ingerlild ihre gemeinsamen Erinnerungen hervorlockern ließen. Ali begriff, warum Jürgen die Sachen so lieb und wert waren, sie hatte sie ja einst selbst in der Hand gehabt, sie war ja seine Vorhangaufzieherin, Lampenanzünderin und Zuschauerin gewesen, wenn er in seinem Puppentheater »Emilia Galotti« oder Körners »Nachtwächter« gab. Sie hatte ihm beim Einkleben der Briefmarken geholfen und sich manche Küße gefallen lassen müssen, weil sie die Blättchen nach der Schönheit und nicht nach ihrer Seltenheit beurteilte; sie war es, die er damals auf der Innenseite eines Buchdeckels abzeichnete, für sie hatte er auf der kleinen Druckerei Besuchskarten hergestellt; jedes Indianergeschichtenheft, das jetzt noch auf den Borden stand, hatte sie mit ihm durchgelesen, und wenn er auf der Glasharmonika spielte, hatte sie gefühlvoll dazu gesungen.



Kein Ding war in der Stube, das nicht auch für Ingerlild lebte und dadurch jetzt für Jürgen doppeltes Leben gewann.

»Wie du das alles behalten hast!« sagte er dankbar.

»Ist ja doch auch einmal meine Welt gewesen, Jürgen. Furchtbar alt kommt man sich vor, wenn man zurückdenkt, wieviel Jahre das schon her ist, daß wir hier miteinander saßen.«

»Jung, Ili! Wir sitzen ja noch immer hier beisammen.«

»Das ist nur Einbildung, Jörn. In Wahrheit liegt unendlich viel zwischen jetzt und damals.«

»Laß versinken, Ili! Ich will nur fühlen, was ich damals fühlte. Das hab' ich so lange nicht können, beinah möchte ich sagen, nicht dürfen.«

Ilis Augen bligten zu ihm auf. Es war jener Blick, der fragt und zugleich schon das weiß, wonach er forscht.

Ein kurzes Stoden im Gespräch, dann erzählte sie irgend etwas Gleichgültiges. Schön-Ingerlild fuhr ganz gern einmal in die Nähe gefährlicher Klippen, aber zur rechten Zeit stemmte sie ihr Schiff geschickt von der Brandung weg. Er jedoch geriet in den Zustand, wo es den Menschen treibt, recht viel von sich zu reden; und da es unmöglich ist, daß man immer nur sich selbst betrachtet und schilbert, wird es notwendig, auch von denen zu sprechen, die einem im Leben wichtig sind.

Während Groa vollkommen wahr gemeinte Briefe, überfließend von Liebesbeteuerungen, erhielt, hörte Ingerlild unter seinen Worten den Ton einer sich beengt fühlenden Seele heraus.

Jürgen klagte nicht im geringsten über Groa, o nein, er rühmte sie sogar, aber in seinen Worten lag etwas wie ein Lob auf das Schicksal, das einem gnädig ist. Man ist wohl glücklich darin, wird aber nie das Empfinden los, von der Hand des Unabwendbaren abhängig zu sein, und dies Bewußtsein dämpft die Freude an der noch so großen Gunst des Geschicks. Man verdankt sich das Glück nicht recht selbst, man ist nicht recht frei dabei; alles, was einem zufällt, kommt eben vom unentrinnbaren Lose. —

Es war am Tage, bevor Jürgen Olofopp seiner Frau nachreisen sollte. Er hätte die Zeit der Trennung nicht verlängern mögen, gleichwohl war ihm leise weh zumute, weil er

von diesen Stunden der Erinnerungen Abschied nehmen mußte.

Es war nun wieder vorbei mit dem Sichgehenlassen, Groa verlangte, und mit vollem Rechte, daß er sich straffte.

Heute noch!

Er hatte einen Gedanken: auf seiner Schülerstube sollte ein kleines Fest gefeiert werden. Mama Hannchen und Ingerlild wurden dazu geladen. Die sagten freudig zu.

Jürgen bereitete alles sorgsam vor. Er sperrte den Tag aus, indem er die Fenstervorhänge zuzog, er entzündete die trauliche Hängelampe, bei deren Schein er so manches Exzerptium geschrieben, sich über so manchen Gesichtszahlen gequält, aber auch manches seine Phantasie anreizende Buch gelesen hatte.

An Wein, Likör — Mama Hannchen liebte dies feimige Getränk sehr —, Süßigkeiten und Rauchzeug war kein Mangel. Das Puppentheater zeigte den Festsaal in der Wartburg, und die ganze Rampe war mit brennenden Lichtern besetzt, die ihren Schimmer auf die Versammlung edler Ritter und Damen warfen.

Aus dem Schrank ward das Spielzeug hervorgeholt und ringsherum aufgestellt.

So war alles hergerichtet. Jürgen, der noch allein war, stand und sah sich um, und ihm war wehmütig zu Sinne. Wie grausam war das Leben, daß es den Menschen aus solchem Paradies vertrieb!

Draußen rasche Tritte die Treppe herauf, Lachen von Frauenstimmen. Jürgen öffnete die Tür. Mama Hannchen und Ili machten erst noch auf der Schwelle halt, wunderten sich über die künstliche Beleuchtung, traten zaghaft näher, wie man in einen feierlichen Raum hineingeht, bestaunten redselig alles, was Jürgen aufgebaut hatte, und überreichten ihm dann Rosensträuße.

Sie lächelten einander an, denn sie kannten wohl die Bedeutung dieses Abschiedsfestes.

Ingerlild legte Hut und Handschuhe ab und ließ sich im Schaukelstuhl nieder, Mama Hannchen nahm ihren Lieblingsplatz auf der Liege ein. Jürgen füllte die Gläser, der Duft des Weins und des Likörs verbreitete sich im Zimmer, und unter Scherz und Geplauder dreier sich einiger Menschen verfloß schnell eine Stunde.

Da klopfte es an die Tür. Mama Hannchen fuhr jählings auf und hielt die Zigarette erschrocken unter den Tisch.

Das Dienstmädchen trat nach Jürgens ärgerlichem Hereinruf ein und meldete: »Ob Frau Oldefopp vielleicht herunterkommen wollte. Herr und Frau Direktor Grönings sind da.«

Mama Hannchen brach fast in Tränen aus: »Die langweiligen Menschen!« Sie stampfte mit dem Fuße auf den Boden: »Hat mein Mann denn keine Zeit?«

»Nein, der Herr läßt sagen, er müsse zur Versammlung. Frau Oldefopp möchte so gut sein und die Herrschaften empfangen. Um sieben wäre der Herr wieder hier!«

»Hast du Grönings gesagt, daß ich zu Hause bin?«

»Ja.«

»So dumm!« Mama Hannchen nahm das Mundtuch und schleuberte es auf den Teppich. »Immer sagst du das Verkehrte! — Ach, was hilft es!« wandte sie sich seufzend zu Jürgen und Ingerlilb. »Mein Mann wird böse, wenn ich die langweilige Gesellschaft so wieder wegschicke, und das sind Leute, die um fünf kommen und bis elf bleiben. Zum Verzweifeln!« Sie erhob sich. »Und es war so gemüthlich hier. — Was steht du denn noch da?« fuhr sie das Mädchen an. »Du siehst ja, ich komme schon.«

Das Mädchen verschwand.

»Ja, Kinder, denn also« — Mama Hannchen leerte ihr Glas und tat noch einen rechten Zug aus der Zigarette — »amüsiert euch gut.«

Sie warf einen leidvollen Blick auf den Tisch, ordnete ihr Haar und verließ traurig die Stube. —

Das Leichte, Glirrende, das über der vorigen Stunde geschwebt hatte, verschwand mit ihr. Jürgen und Ingerlilb wurden ernst und sprachen eine Weile gar nichts. Ingerlilb hatte ein Knie über das andre geschlagen und wiegte sich leise im Stuhl.

Er schaute in sein Glas; die Rampenlichter drangen tiefrot gefärbt und sachte flackernd durch den Wein hindurch.

»Morgen mittag fährst du?« fragte Ingerlilb schließlich.

»Ja.«

»Ich glaube, es wird Zeit für dich. Du hältst das Alleinsein, ich meine das Gefrenntsein von Groa nicht länger aus.«

»Denkst du?«

»Ja. Ich kann mir nicht helfen; all das, was du hier anstellst, dies Hervorholen der

alten Sachen, dies Versinken in die Vergangenheit — ist das ganz echt bei dir? Oder soll es dir nur dazu dienen, deine Sehnsucht zu betäuben?«

»Vielleicht beides, Ingerlilb. An der Echtheit zu zweifeln, hast du keinen Grund. Ich liebe dies alles. Geht es dir denn anders?«

»Mir? Auf mich kommt es gar nicht an, guter Jürgen. Ich bin dir ja bloß wieder mal gefällig gewesen, indem ich an deiner Erinnerungsliebhaberei teilnahm. Es scheint, daß ich nicht davon freikommen soll, immer das zu tun, was dir gerade paßt.«

»Ich verlange nichts von dir.«

»Das behaupte nicht. Du bist es gewohnt, von mir zu verlangen, daß ich mich nach dir richte, wenn du es auch nicht ausdrücklich sagst. Und ich tue es auch gern. Freilich habe ich das Gefühl, daß ich darin zu weit gehe. Denke an unsre Kindheit, als ich mich von dir an den Baum binden ließ.«

»Ich habe darüber nachgedacht, Ingerlilb. Warum tat ich das eigentlich? Begreifst du, daß es aus dem Wunsche geschehen sein kann, so etwas von dir zu erfahren? Aber du erfülltest mir diesen heimlichen Wunsch nicht.«

Ingerlilb schüttelte den Kopf. »Hab' ich nicht im entferntesten dran gedacht.«

»Einerlei. Laß uns nicht mehr von den alten Zeiten reden. Es war in diesen Wochen wunderschön für mich, daß du auf alles eingingst. Das vergess' ich dir nicht, Ili. Ich brauchte das. Man hat in seiner Seele doch ein volles Saitenspiel; schade, wenn einige Saiten nie benutzt werden! Das macht sie dumpf, oder auch: sie reißen!«

»Bei dir ist noch nichts zersprungen, Jürgen.«

»Nein, aber vielleicht einiges erschlaft.«

Er hob die Hände, als wolle er sich von vornherein dagegen verwahren, irgendeinen Vorwurf gegen irgendeinen Menschen ausgesprochen zu haben. »Es muß ja sein, nicht wahr?« sagte er. »Es geht ja nicht anders. Man kann nicht auf allen Saiten spielen — nicht wahr, Ingerlilb?«

»Wen fragst du das? Die paar Töne, die ich noch habe ...«

»Doch nicht, Ingerlilb.«

»O doch, Jürgen. Du weißt das recht gut.«

Er schwieg bekümmert; sie hatte ihn bedeutsam angesehen, da war ihm die Erinnerung an seine Schuld aufgewacht: hatte er sie nicht verlassen?

Ingerlild regte sich im Stuhl, wie man es tut, wenn man von etwas Neuem anfangen will. Sie klopfte mit den Fingerspitzen auf die Lehne und hob das Kleid, das sich am Knöchel zurückgezogen hatte, wieder hinunter. »Eage mal, Jürgen, aber aufrichtig: wie spricht Groa von mir?«

»Oh, gut. Wie denn sonst?« erwiderte er. Aber seine Antwort hatte zu gebehnt geflungen, als daß Ingerlild nicht ihren eigentlichen Sinn heraushörte. »Ja, wir sind eben gar keine Schwestern,« warf sie hin. »Es ist selbstverständlich, daß Groa nicht viel von mir hält, sie hat sich nie damit abgegeben, mir nachzuspüren, sie kennt mich gar nicht. Sie strengt sich ja überhaupt nicht an, einen Menschen zu ergründen. Wer nicht gleich so ist, wie sie ihn haben will, den verachtet sie.«

»Nein, da tust du ihr unrecht. Sie geht den Menschen sehr weit nach. Ich weiß das von mir selbst. Es scheint nur so, als sei sie gleichgültig und lasse alles an sich herankommen. In Wahrheit hat sie einen so scharfen Blick, daß sie jeden, der vor ihr steht, sofort durchschaut, dann allerdings ist ihr Urteil auch gleich fertig; aber ich habe noch nicht gefunden, daß sie sich irrt.«

»So? Also hat sie auch in ihrer Meinung über mich recht?«

»Du brauchst nicht übertrieben mißtrauisch zu sein. Sie äußert sich wirklich nicht böse über dich. Das ist nicht ihre Art.«

»Nein. Sie tut einen einfach ab.«

»Sie hätte dir gewünscht, daß du bei der Musik bliebst. Als du zum Malen übergingst und damit auch bald fertig warst, ja, da hat sie es bedauert, weil du nirgend Befriedigung findest, und die andern Male, wenn sich Schön-Ingerlild für etwas begeisterte und dann so rasch wieder dabei Langeweile kriegte — mußte ihr das nicht leid tun? Mir ist es, offen gestanden, ebenso gegangen.«

»Ja, aber es ist doch ein Unterschied zwischen euch beiden. Groa tadelt es von einem erhabenen Richterstuhl herab, wenn ich mir Abwechslung verschaffe; du dagegen, Jürgen ...«

»Gewiß, ich bin überzeugt, daß es so zu dir gehört. Und das kann kein Mensch ändern.«

»Siehst du? Und weil du auch nicht von mir verlangst, daß ich mich ändere, darum stehst du mir viel näher als meine eigne Schwester.«

»Ja, Ili, ich will dich so, wie du bist!«

Seine Stimme war herzlich. Die Augen des Mädchens verdunkelten sich dadurch, daß ein ganz kleines Tränchen auf das untere Lid heraustrat. Sie ließ die Knie nebeneinander sinken, lehnte sich weit in den Stuhl zurück und schaute trostlos zur Decke empor.

»Bildet euch nur nicht ein, daß ich nicht an meiner Unvollkommenheit leide, Jürgen. Ich weiß alles, was ich falsch gemacht habe; ich weiß, daß ich einem traurigen, furchtbar einsamen Alter entgegengehe. Ich bin ja jetzt schon alt. Aber wenn man wenigstens eine Menschenseele besitzt, die einen nimmt, wie man ist, und einem nicht immer mit Worten oder auch auf stumme Weise vorhält, wie man sein sollte, dann trägt sich ja die Einsamkeit schon leichter.«

Jürgen war aufgestanden und ging zu ihrem Stuhl. »Die Seele hast du, Ili.«

Sie gab ihm die Hand: »Dank dir, Jürgen!«

Er streichelte ihr die Hand und führte sie dann an seine Lippen. Es dauerte etwas zu lange, bis er sie wieder vom Munde ließ; Ingerlild entzog sie ihm zuletzt.

Schwer atmend stützte er sich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, an den Schrank.

Ingerlild sah, wie seine Brust arbeitete, also war Gefahr vorhanden. Rasch ausweichen. Sie sprang auf. Sie war lustig. »Ach, was soll die ganze Denkelei, das ganze Gefühlspalten!« Sie schwang das Glas. »Komm, Jürgen! Auf das Leben!«

Er stieß mit ihr an, aber sein Antlitz war nicht heiter dabei. Er setzte das hastig ausgetrunkene Glas hin und nahm wieder seine Stellung am Schranke ein.

Ili flatterte in der Stube herum, betastete dies, legte jenes zurecht. Sein Blick folgte ihrer geschmeidigen, anmutigen Gestalt unablässig.

Dann langte sie nach ihrem Hut. »Ich muß gehen.«

»Bleib doch noch,« bat er. »Wer kann ahnen, wann wir wieder einmal so auf meiner Stube zusammen sind!«

Sie ließ den Arm, den sie schon nach dem Hut ausgestreckt hatte, ein wenig sinken. »Wirfst du Groa erzählen, daß ich heute nachmittag so bei dir war?« fragte sie.

»Warum nicht?«

»Ja, man erzählt wohl, aber man erzählt damit doch nicht alles — nicht wahr?«

»Das kann man gar nicht. Das Feinste läßt sich nicht in Worte kleiden, und zwänge

man's, so würde es so plump und ungeschickt klingen, daß der, dem man es sagte, doch keinen Begriff davon bekäme, was man eigentlich erlebt hat.«

»Unsre innerlichsten Erlebnisse dringen ja überhaupt nicht bis zu Worten durch. Was wir miteinander sprechen, dient nur dazu, das wirklich Erlebte zu verhüllen.«

»Hast du das oft erfahren?«

»Nein. Nur ein paarmal.«

»Wann zuletzt?«

»Muß ich dir das sagen?«

»Bitte!«

»Und wenn ich es dir nicht sage, weißt du dann, wann es gewesen ist?«

»Ja, Ingerlilb. In diesen Tagen. Hier bei mir.«

»Ich habe nichts gesagt.«

Nur ein wenig, so daß er die Ellbogen noch am Körper behielt, breitete er die Arme voneinander und fuhr leise fort: »Ili, sei gut zu mir.«

»Was willst du denn, Jürgen? Sei doch nicht töricht. Zerreiße dich nicht. Wir gehören nun einmal nicht zusammen.«

»Doch. Hast du das nicht gefühlt, gerade in diesen Tagen, in dieser Stunde?«

»Gehören und gehören ist zweierlei. Du gehörst Groa.«

Sein Haupt senkte sich: »Ja.«

»Also gibt es zwischen uns beiden nichts.«

»Kannst du das aussprechen, ohne dir selbst etwas vorzulügen? Ist das nicht auch nur ein leeres Wort zum Verhüllen?«

»Immer wieder bitte ich dich, Jürgen, zerreiße dich nicht. Ich kenne dich. Das regt sich in dir immer nach dem Menschen hin, der dir am nächsten ist. Sowie Groa erscheint, hat sie die unbeschränkte Macht über dich. In den letzten zwei Wochen, wo du sie nicht hattest, fühltest du mich wieder dicht bei dir. Da tauchte unsre frühere Zeit auf; es war ja auch schön, wir haben sie noch einmal durchgekostet. Nun lösche die Lichter an deinem Theater. Das Stück ist aus. Glaub' es mir, Jürgen, das ist ganz und gar nichts Seltenes, daß ein Mann zwei Frauen liebhat oder sogar liebt. Ich bezweifle, daß es überhaupt einen Mann geben kann, der alles, was er an Liebe in sich hat, nur auf eine Frau richtet. Ich lasse es mir auch ruhig gefallen, Jürgen, wenn du mir einen Teil von deinem Herzen schenkst. Ich nehm' ihn an. Das ist so eine kleine, allerdings nutzlose Rache für

mich. Aber ich rate dir als deine Freundin: komm hier nicht mehr oft her und schau' diese alten Dinge, die ich in der Hand gehabt habe, lieber gar nicht mehr an. Groa ist sehr klug, und sie ist gewiß auch ziemlich duldsam, aber die Grenze, wo bei uns Frauen die kluge Duldsamkeit aufhört, ist immer recht eng gezogen, und du bist nicht der Mann danach, um mit deiner Frau in Unfrieden zu leben. Wenn du jetzt hier fortgehst, dann zieh den Schlüssel ab und gib ihn jemand, damit er ihn verbirgt, wo du ihn nicht wiederfinden kannst.«

»Immer sprichst du von mir! Ja, ja, ich bin dir dankbar! Du willst mir Gutes tun, du willst mich schonen. Aber wenn ich dir nun sage, ich habe ja gar keine glühendere Sehnsucht in mir, als mich zu zerreißen, wie du es nennst!«

»Dann erwidre ich dir, daß ich genau so meinen Stolz habe wie Groa. Man gehört einander, oder man gehört einander nicht. Ein Zwischending gibt es nicht.«

»Du erklärst doch eben selbst, daß es keine Seltenheit ist, wenn ein Mann zwei Frauen liebt.«

»Er mag sie lieben. Die eine, die seine Frau ist, weiß meistens von dem Zwiespalt nichts, die andre, nach der er sich nur sehnt, ist ganz bedeutend mehr eingeweiht. Sie kennt die Wirrnisse in seinem Herzen und ist daher auch schon vertrauter mit dem Manne als die eigne Frau, vor der er immer Geheimnisse hat, haben muß, um der lieben Hauseintracht willen. Und darum hat das ahnungslose Eheweib auch ein viel leichteres Leben als die andre, die immer kämpfen muß gegen den Mann und — gegen sich selbst.«

»Das gestehst du mir ein, Ingerlilb? Du hast in dir zu kämpfen?«

»Nun soll ich wohl wieder an den Baum gebunden und mit Tomahawks und andern lieblichen Instrumenten behandelt werden — nicht wahr? Das gelingt dir nicht mehr, Jürgen.« Sie trat mit aller Entschiedenheit auf das Puppentheater zu und blies die Lichter aus. »Wenn du es nicht selber tust, siehst du?« Und sie ließ den Vorhang herunterfallen. »Die Kindervorstellung ist zu Ende, und die Leute gehen nach Hause. So!«

Sie setzte ihren Hut auf, nahm ihre Handschuhe und wollte sie anziehen; er aber hielt ihre Hände fest: »Geh noch nicht, Ili! Ich muß noch über so vieles mit dir reden!«

»Ach, Jürgen, das Viele wäre doch immer

nur das Eine. Wir haben einander ja alles gesagt. Laß mich los, wirklich! Alles gesagt, schon durch das — bitte, laß mich los! —, durch das, was wir voreinander verschwiegen haben.»

Sie rang mit ihm, er umklammerte sie noch, ihre Wangen wurden heiß.

Jürgens Blick hatte etwas Wildes.

Da ihr Widerstand nichts fruchtete, überließ sie ihm endlich ihre Hände: »Also, mach' was du willst. Holtre mich. Ich bin dir ja nie zu etwas Besserem gut genug gewesen.«

Diese ihre Ergebung war stärker, als ihr heftigstes Sträuben gewesen wäre.

Gleich hatte sie die Hände frei und trat ihm nahe, indem sie langsam die Handschuhe überstreifte. »Denke nicht mehr an mich, Jürgen, nicht so, wie du es in diesen Tagen getan hast, beinetwegen. Ja, zu allererst für dich, aber dann auch meinetwegen. Ich brauche, gerade weil ich so wankelmütig erscheine, meine Selbstachtung. Die hab' ich auch für gewöhnlich. Ich nehme mir einfach das Recht, mir mein Dasein so einzurichten, wie das den ganz ordentlichen Gemütern nicht passend scheint. Aber das Gefühl, daß du mich nicht höher stellst, als ihr Männer für gewöhnlich eure Nebenliebe zu stellen pflegt ...«

»Hi!« rief er empört.

»So?« fragte das Mädchen zaudernd, »ist es mehr in dir, Jürgen?«

Er stürzte vor ihr auf die Knie und beugte das Haupt tief hinunter. Die ganze, zusammengekrampfte Gestalt war ein einziges Flehen: Setz' mir den Fuß auf den Nacken, gönne mir ein einziges Mal das schrankenlose Glück, eine Gebieterin nicht immer nur um mich und über mir zu haben, sondern sie auch zu fühlen, hart, unerbittlich — bis zur Erde beuge mir den Nacken hinab, und ich will dir den Fuß küssen in Demut und Dankbarkeit.

So lag er.

Nur einige abgerissene Worte stammelte er, und Ingerlild, in allen Liebesjahren von der Natur unterrichtet, begriff dies sein Flehen wohl.

Eine Gier flammte in ihren Blicken auf.

Ihr Fuß zuckte.

Jürgen mußte das bemerkt haben, denn es lief ein Schauer durch seinen Körper, und er kauerte sich noch kleiner zusammen. Aber dann wick das Mädchen wie vor einem Schlund zurück, beugte den Kopf hintenüber, schloß die Augen, wie jemand, der Grausiges

gesehen hat, und rang die Hände, wie man es in der Erinnerung an eine große Gefahr tut.

Schon war sie einen Schritt von ihm weggetreten.

Er stöhnte in seiner Enttäuschung.

Ingerlild fand ihre Fassung wieder: »Komm du auch zu dir, Jürgen. Schnell. Ich mag dich nicht so sehen.«

Sie kehrte sich unwillig von ihm fort und ging auf die Tür zu.

Die Kälte in ihrem Ton ernüchterte ihn. Er sprang auf: »Du bist mir böse? Hab' ich dich verloren?«

»Nein, es schmerzt mich nur, daß du leidest. Und niemand kann dir helfen.«

»Du hast wohl recht: niemand!« Dann bäumte es sich vor Zorn in ihm auf: »Weil du nicht willst, weil all das Gerede von Verständnis und Begreifen lächerlich ist! Weil du nicht die Kraft hast, einmal ...«

»Kraft?« unterbrach ihn Ingerlild. »Willst du von Kraft sprechen, Jürgen Oldesopp? Bildest du dir ein, es gehört mehr Kraft dazu, sich vor jemand hinzuworfen, als ihn so liegenzulassen?«

»Also deine Wünsche ganz, ganz im geheimen —«

»Jürgen, die gehen dich nichts an.«

»Doch! Ich entwinde sie dir! Ein einziges Mal. Ich sauge sie aus dir heraus!«

Er sprang auf sie zu, riß sie an sich, sein Mund suchte den ihren.

Sie keuchte mit Aufbietung all ihrer Besinnung und all ihrer Macht, bis sie ihn fortgestoßen hatte. Dann richtete sie sich hoch auf und sagte drohend: »Nicht! Du! Schäme dich!«

Er fiel schlaff in einen Stuhl und brütete vor sich hin.

Hi wußte, jetzt war die Gefahr vorüber. Sie hatte — eigentlich gegen ihren Willen — gesiegt. Die Kälte zwischen ihren Brauen plättete sich. Ihre Züge gewannen etwas Wildes. Noch war ihr Zeigefinger emporgestreckt wie vor einem unartigen Kinde: »Verbotene Früchte, Jürgen? Hüte dich! Der Saft berauscht böse. Nicht anrühren, Jürgen!« Ein Lächeln huschte um ihre Lippen; ganz echt schelmisch aber klang es nicht, als sie fortfuhr: »So ein Verführer ist mein Herr Schwaer? Man soll sich wohl wahren, einer Künstlerseele zu trauen. Die schmeißt weiß umher und denkt, sie ist in allen Welten heimisch.« Gleich wandelte sich ihr Ausdruck





Nein, nein! Nicht lügen! Es blieb alles, wie es bestimmt war. Aber allein vermochte er in dieser Dunkelheit nicht zu sein.

Er raste wieder aus dem Hause der inneren Stadt zu, fand lustige Gesellschaft, war der Ausgelassensten einer, und man spaßte darüber, wie gründlich er den letzten Abend seines Strohwitwertums noch ausnutzen wollte.

Er schwang das Glas. »Jawohl! Freiheit, die ich meine!«

Er stürzte den Wein hinunter, aber anstatt daß er davon belebt wurde, senkte es sich dumpf über ihn; er brach gleichsam in sich zusammen, und alle seine gemachte Heiterkeit war schnell dahin. Er saß stier und stumm, die Hände in die Taschen vergraben, in der Runde, horchte gar nicht mehr auf die Witze, trank nur mit Gewalt in sich hinein, machte bissige Bemerkungen über alles mögliche, verschonte selbst seinen Schwiegervater nicht, suchte geradezu Streit, wurde von den andern, die nicht in ihrer Munterkeit gestört sein wollten, links liegengelassen und sprang dann plötzlich auf.

Man gab sich keine Mühe, ihn zurückzuhalten.

All dies war nur die Schwüle, das Wollenansammeln, das Windstoden vor dem Gewitter. Als Jürgen sich heimschleppte, tobte es in ihm los; er lernte es kennen, was ein grollendes Gewissen heißt.

Selbstverachtung, Scham vor Ingerlild und Scheu, Groa vor die Augen zu treten — das waren die Gefühle, die ihn hin und her zerrten.

Aber all seine Reue half ihm nichts: unabwendbar kam die Stunde, wo er genötigt war, seiner Frau die Hand zu reichen, sie zu küssen.

Also galt es, seine Kräfte zusammenzuraffen, damit Groa von dem Geschehenen keine Ahnung bekam.

Ihm schien, er habe auf Erden sonst nichts mehr zu tun, als nur die Rolle eines unbefangenen Mannes zu spielen. Es bedurfte seines ganzen Scharfsinns, es bedurfte der schlauesten Berechnung, damit er den Bruch, den er in der Seele erlitten hatte, heimlich hielt.

In seiner Verzweiflung mußte er auslachen. War er nicht wie ein kleiner Junge, dem eine Rippfacke entzweigefallen ist und der die Stücke aufeinandersetzt und das Ganze wieder da hinstellt, wo er es weggenommen hat? Die

Mutter geht vorüber und denkt, die Baise sei heil wie immer; sie sieht den Riß nicht. Aber jedesmal, wenn sie in die Nähe kommt, glaubt das Kind vor Furcht der Entdeckung zu ersticken; und eines Tags, ja, als der Staub vom Schrank gewischt werden soll, da fällt der Mutter der abgebrochene Teil entgegen.

Was tut nun der kleine Junge? Leugnet er, von etwas zu wissen? Oder weint er sich nicht lieber an der Mutterbrust aus und erleichtert sich das Gemüt durch ein Geständnis auf die Gefahr hin, bestraft zu werden? Ja, was tut er? Wer konnte das wissen? Und stimmte der Vergleich überhaupt? War Jürgen Oldeskopp auch so ein Knabe? War es unvermeidlich, daß das, was er verbergen wollte, einmal ans Licht kam?

Er grübelte über diese Fragen nach. Ja, in mancher Hinsicht glich er solchem Kinde. Aber er hatte keine gleichgültige Rippfacke zerbrochen, sondern der Riß, woran er schuldig war, ging durch sein eignes gesamtes Leben.

Nicht still hinstellen konnte er den verdorbenen Gegenstand; er trug das Zerstörte immer mit sich herum, er war es selbst in ganzer, eigner Person.

Wenn er nun jenen besseren Vorsatz des Knaben sofort ausführte und sich vor Groa entlastete, und wenn dann auch etwas von der Mißachtung, die er gegen sich selber hegte, in ihr aufleben würde: entwertet war und blieb er ja dann freilich mit dem Schaden für sie, aber lieben konnte sie ihn trotzdem noch, und er hatte die innerste Überzeugung, sie verzieh ihm mütterlich, wenn sie ihn auch nicht begriff.

Dann war er der Gewissensqualen ledig und fand bei Groa sogar noch Schutz vor neuen Anfechtungen. Dann war er ihr näher als je zuvor.

Er weidete sich an dem Glück, so ins Sichere zu gelangen. Er freute sich darauf, zu Groa zu eilen und ihr alles zu sagen. Er konnte das, wie ihm deuchte, sehr leicht, denn etwas Tatsächliches, etwas Schlimmes hatte sich ja zwischen ihm und Ingerlild keineswegs ereignet.

Daß er viel von Ingerlild hielt, wußte Groa. Daß Ingerlild ihm auch gut war, war ihr ebenso bekannt. Nun also, wenn er im Gedanken des einstigen häufigen und engen Zusammenseins mit dem Mädchen einmal zu warm für Ali gefühlt hatte, war das so arg?

Gewiß nicht. Und besonders, da sie die Selbstbeherrschung befehlen hatte, zur rechten Zeit die Stätte mit den verführerischen Erinnerungen zu verlassen, was war denn im ganzen zu bereuen da?

Fast scherzend konnte er es Groa erzählen, wie ihn die alte Jugendliebe übermannte, wie sie dann aber beide ... und hier kam schon die gefährliche kleine Umdrehung zu seinen Gunsten ... beide verständlich genug gewesen waren, daß sie auch nicht im geringsten vom rechten Wege abglitten.

So wollte er es machen, um vor seiner Frau die Last von sich zu werfen, dann durften er und Groa und Ingerlilb zufrieden sein. Er, weil er ehrlich gegen sein Weib blieb; Groa, weil sie sah, daß jene Jugendschwärmerei wohl einmal wieder in ihm aufgeblüht war, aber kein Unheil angestiftet hatte und fortan sicherlich erst recht nicht mehr verhängnisvoll wurde; und Ingerlilb, weil Türgen sie in die helle Sonne der großen Tugendhaftigkeit hineinstellte.

Wahrhaftig, das ging!

Wäre es nur schon so weit, daß er mit Groa am Estrande ging und ihr diese kleine Episode — mehr so vom rein psychologischen Standpunkt aus, wie bedeutend doch im allgemeinen der Einfluß der Erinnerung auf den Menschen sei, als von der persönlichen, ihn besonders angehenden Seite schilderte! Ja, er sehnte sich jetzt, als er draußen vor der Stadt durch die Nacht hinirrte, nach seiner Beichte. Er war ein gutes, restlos jedes Versehen eingestehendes Kind!

Aber sein Gewissen meinte das nicht so ganz.

Die kleine Umdrehung, daß sie beide, er und Ingerlilb, natürlich sofort vernünftig gewesen wären, wurde von dieser unangenehmen, den geringsten Lügenversuch sofort rächenden Kraft nicht zugelassen.

Wie eine schwere Faust griff das Gewissen mitten in Türgens Gedanken hinein und zerquetschte ihm all seine Schlaueit.

Er war gezwungen, einzuräumen, daß er es Ingerlilb allein zu verdanken hatte, wenn er jetzt nicht zugleich mit der Erinnerung an eine ihm nie wieder die Sinne loslassende Stunde der Lust noch eine viel brennendere Reuebürde auf dem Nacken schleppte.

Das Gewissen erpartete ihm nichts. Ein rückhaltloses Bekenntnis vor Groa abzulegen, war Türgen erlaubt, sich selbst aber irgendwie zu entschuldigen, wurde ihm verwehrt.

Um also seines Daseins wieder froh zu werden, mußte er zuerst Groas Verzeihung erlangen, indem er ihr nichts verschwieg. Hatte er, nach dem Fuße der Gebieterin lechzend, vor Ingerlilb gekniet, so mußte er sich jetzt vor Groa beugen, nicht in der Hoffnung auf ein süßes Spiel, sondern in der Erwartung, daß sich ihre Hand auf seine Schulter legte und daß sie ihn in großem Ernste fragte: Warum das? Bin ich dir nicht genug?

Und er mußte jede, aber auch jede ihrer Fragen offen beantworten und durfte nicht den kleinsten Teil seines Ichs unter einem beschönigenden Tüchlein verdeckt halten. Er mußte zugestehen, daß sie ihm wirklich nicht genug war, daß er sich noch nach etwas anderm sehnte, als sie ihm bot, ihm bieten konnte, und daß er dies andre in Ingerlilb gewittert und bei Ingerlilb gesucht hatte.

Wenn sie dann weiterforschte, ob er es fortan entbehren und sich nicht mehr danach sehnen wolle, durfte er auch nach allerpeinlichster Prüfung seines Herzens nicht einfach erwidern, daß es nun für immer mit seinen Wünschen vorbei sei, sondern er konnte Groa nur bitten, sie möge ihm helfen, er wolle redlich das seine tun, um stark zu bleiben und das in sich zu zertreten, was sie nun einmal nicht in ihm liebte.

Mehr durfte er nicht versprechen, wofür er ein unbedingt gehorsamer Knecht seines Gewissens und also doch der freieste Mensch von der Welt werden wollte.

Das war der Weg nach rechts, schmal, steinig und von Dornen eingesäumt. Er leitete zur Höhe.

Türgen Oldefopp jedoch war ja einer von denen, die nach links blicken, wenn sie rechts meinen, und er bog denn auch an diesem Kreuzwege zuletzt verkehrt ab und kam auf einen Pfad, der allerdings auch nicht anmutig genannt zu werden verdiente — o nein, er war sogar sehr sandig und von tiefen Löchern ausgehöhlt. Aber er erschien Groas Mann immer noch besser als der andre, allzuviel Mut, Selbstentäußerung und Demut von ihm fordernde Weg.

Daß Ingerlilb ihn nicht verriet, dessen war er gewiß, wie der Mensch ja immer darauf baut, daß derjenige, der es ihm abgeschlagen hat, bei etwas Bösem sein Mitschuldiger zu werden, auch anständig genug ist, den Mund über die ganze Geschichte zu halten.

Also entschloß sich Türgen Oldefopp, ein

rechter Mann zu sein und Groa nicht in die Regungen hineinschauen zu lassen, die während der letzten Zeit so heftig in ihm waren wie nie zuvor, und er kam sich sehr heldenhaft vor, als er bis zu dieser vermeintlichen Überwindung seines Gewissens gelangte.

Nach einem Schlaf, der mehr ein Bewußtlossein denn ein Schlummer zu heißen war, traf er fast willenlos seine letzten Vorbereitungen zur Reise.

Er fuhr ab, freute sich auf Rosemarie und war im Gedanken an Groa ruhig.

Sie sah den Riß sicherlich nicht, sollte ihn niemals sehen. Was er ihr freiwillig an Untertänigkeit darbringen wollte, das bezog sich doch schließlich nur auf jene Dinge der Leidenschaft, die ihr nichts galten. Als Mann mußte er alles tun, um neben ihr zu bleiben und sich nicht unterjochen zu lassen.

Er war in der Notwehr. Darum: Männerlist gegen Frauenklugheit.

Jürgen Oldekopp, der Tor, sagte sich wieder einmal nicht das Herz, in das Tor der Erlösung einzugehen.

Es schien ihm noch leichter, eine Maske zu tragen, als sein Gesicht zu zeigen, wie es war. Er bildete sich ein, er müsse als Mann ganz in Groas Wesen verschwinden, wenn er ihr alle seine Gedanken beichtete, und könne sich sein eignes Ich nur dann bewahren, wenn er die Kraft besaß, der Mahnung seines Gewissens zu widerstehen und sich seiner Frau nicht zur Fällung eines Richterspruches auszuliefern. Menschenrecht über Gattenpflicht!

Oldekopps verlebten im Seebade eine ungetrübte Zeit.

Jürgen war aufgeräumt und beweglich. Die Maske saß ihm so trefflich, daß Groa, die überhaupt nicht zum Argwohn neigte, sie in der Tat gar nicht bemerkte.

Jürgen machte sich beliebt. Er wußte mancherlei anzugeben, wodurch er die Gäste untereinander verband. Er veranstaltete kleine Feste, Beleuchtungen des Strandweges, Kinderspiele; und alles, was er in die Hand nahm, gelang.

Wenn er einen Luftballon steigen ließ, ging das papierne Ding mit dem Spiritusflämmchen unten am Drahtkreuz hoch übers Meer empor; war es, der eine Verlosung einrichtete, gab es Gewinne, worüber Mann, Weib und Kind sich wirklich freuten. Seine Ansprache an das alte Ehepaar, das in die-

jem Sommer zum fünfundvierzigsten Male die Kräfte an der schön und gesund gelegenen Stätte auffrischte und zu dessen Ehren daher eine Feier abgehalten wurde, war gemütvoll und humoristisch zugleich. Der Badekapellmeister fragte bei ihm an, was er am liebsten spielen lassen sollte, und Oldekopps Sandburg war ihrer Größe und ihrer kunstvollen Anlage wegen am Strande berühmt.

Ja, es ging: Herr Stadtbaumeister hier, Herr Stadtbaumeister da aus dem Munde von jung und alt; Groa wunderte sich über die Geselligkeit ihres sonst nicht zum regen Verkehr mit Menschen geneigten Mannes, aber sie sah darin ein Zeichen von körperlicher Frische, und ein Lächeln überflog stets ihr Gesicht, wenn sie beobachtete, wie er Rosemarie herzte und unablässig bestrebt war, der Kleinen alles so zu bereiten, daß diese Wochen zu einer schönen Erinnerung für ihr ganzes Leben werden mußten.

Die Liebe, die er für das Kind verströmte, war Jürgens aufrichtigstes Gefühl; ob er nicht aber vielleicht auch etwas von dem, was er gekostet hatte, durch seine Zärtlichkeit gegen Rosemarie bei Groa wieder gutmachen wollte? Er war sich dessen nicht bewußt, denn er vernachlässigte seine Frau durchaus nicht, und die ziemlich laute Art, in die er sich hineinlebte, bewirkte, daß ihm das letzte Geschehnis auf seiner Schülerstube mehr und mehr zum Traume wurde. Er fand, er habe sich nachher unnütz gepeinigt. Es war doch nun einmal nichts vorgefallen. Er mußte es nur selbst nicht so ernst auffassen, daß ihm das Überschaumen seiner Neigung zu Ingerlild — die Neigung wollte er gar nicht leugnen und brauchte es auch nicht zu tun! — einen kleinen Streich gespielt hatte.

Seine Künstlerseele war daran schuld, wenn er sich nicht immer nach den Gesetzen der Philister richten konnte. Unter die Füße treten! Nichts mehr von Reue und Gewissensbissen!

Ingerlild war die Verkörperung dessen, was Groas einfache Erscheinung nicht in sich barg; er hatte die Arme danach ausgestreckt, es war ihm glücklicherweise versagt worden, und nun sollte es mit dieser seiner Sehnsucht vorbei sein! Er wollte die große Selbsterlösung vollziehen. Es ging ja so mit den Flammen: bevor sie verlöschten, zuckten sie noch einmal mächtig empor. Ganz gewiß: das Aufbrausen jener in ihm stekenden Lei-

denkschaftlichkeit, von der Groa nichts wissen wollte, war gerade ein Zeichen ihres Todeskampfes! Seine Selbstbefreiung aus mancherlei Dumpsfem hatte eben mit jener Stunde ihren Anfang genommen, und er besaß nun Kraft genug, sie rasch zu vollenden. Es wäre unmöglich gewesen, Groa einen rechten Begriff von seinem Leiden und Ringen zu geben. Sie würde nur beunruhigt worden sein und konnte ihm gar nicht helfen.

Die Maske, die sich Jürgen Olbekopp vorgebunden hatte, wurde ihm so selbstverständlich und verwuchs so mit ihm, daß er sie fast nicht mehr spürte. Nur in der Stunde fiel es ihm nicht leicht, die glatte Miene zu bewahren, als Groa äußerte: »Meine Schwester schreibt mir, sie möchte auch ganz gern einmal aus Gündsitbargen heraus. Es wäre doch sehr nett, wenn sie zu uns käme. Nicht wahr?«

Widersprechen konnte Jürgen nicht, denn damit hätte er vielleicht einen Verdacht in Groa erweckt. Warum sollte er Ingerlild nicht den Aufenthalt in diesem Seebade gönnen? Und wenn Groa so gegen ihre Schwester gesonnen war, daß sie sie nachkommen ließ, hatte Jürgen erst recht keine Ursache, den Besuch seiner Schwägerin abzulehnen. Also erklärte er sich sofort damit einverstanden, Ingerlild sollte eingeladen werden, ja, in der übermäßigen Geselligkeit, die der Schulbige braucht, um jede Spur seines Vergehens zu verwischen, war er selbst bereit, an Ingerlild zu schreiben. Das fand Groa nicht nötig.

»Ich habe ihr doch sonst noch einiges mitzuteilen,« sagte sie.

Jürgen blieb im unklaren darüber, ob Ingerlild mit ihrer Bemerkung eine Einladung habe erreichen wollen, oder ob es sich nur um einen kleinen Schreckschuß gegen ihn handelte.

Es vergingen einige für ihn erwartungsvolle Tage, da kam die Antwort von Ingerlild. Sie teilte ihrer Schwester in ihrer unregelmäßigen, hafenvollen Schrift, die zu ihrem schönen Aussehen in einem scheinbaren Gegensatz stand, kurzerhand mit, sie wolle lieber mit ihrem Vater in den Thüringer Wald fahren. Auch müsse sie nach Berlin, denn wegen der Herausgabe ihrer Gedichte habe sie noch mit ihrem Verleger zu beraten.

Es war so. Ingerlild Jessen hatte einen selbstlosen Mann gefunden, der ihre Verse an die Öffentlichkeit bringen wollte, und nach der Natur der dichtenden Damen lebte sie des

Glaubens, der Verleger tue nichts anderes, als daß er darüber nachsann, wie er diese Gedichtsammlung ihrem Werte gemäß drucke und verbreite.

Ja, da war es freilich notwendig, daß sie hinreiste, um mit dem Verleger zu »konferieren«, wie sie es hochwichtig nannte. Und nachher müsse sie in Gündsitbargen sein, denn da käme die Korrektur.

Groa, die immer Nüchtere, hatte nicht völlig das Verständnis für die Bedeutung dieser Angelegenheit und meinte, die Verhandlungen ließen sich auch schriftlich führen, aber Jürgen, der Erleichterte, fand die Reise seiner Schwägerin nach Berlin verständig und brannte an dem Abend, wo Ingerlilds Absage eingetroffen war, ein Feuerwerk von einem Glanze ab, daß das gesamte Seebad staunte.

Jürgens Urlaub lief ab, und Olbekopps kehrten nach Gündsitbargen zurück. Als sich der Stadtbaumeister am nächsten Nachmittag aufs Amt begab, traf er seine Schwägerin. Er grüßte etwas befangen, aber sie war strahlend harmlos: »Geht es dir gut, Jürgen? Oh, du siehst viel besser aus. Deine Nerven hatten eine Ausspannung nötig, das hab' ich wohl bemerkt.«

Sieh da! Das war ja eine feine Lösung! All das Wunderliche, was er vor den Ferien zuletzt begangen hatte, kam von den überanstrengten Nerven her. Er gab Ingerlild eifrig recht: »Ja, man weiß schließlich nicht mehr, wo einem der Kopf steht.«

»Ich fühle das an mir selber,« versetzte Li, »was ich mit meinem Buch zu tun habe, glaubst du gar nicht!«

Nun war sie bei ihrem Lieblingsgespräch, und Jürgen erfuhr genau, wie sich die Unterredung mit dem Verleger abgespielt hatte. Endlich rief ihn die Pflicht. »Ja, verzeih, daß ich dich aufhielt,« bat Ingerlild, »ich wollte gerade Groa guten Tag sagen.«

Jürgen wurde bei dieser Nachricht nicht ganz wohl zumute. Ob Ingerlild nicht doch, um die von ihr so wenig geliebte Schwester zu ärgern, eine Andeutung von jener eigenartig verlaufenen Gesellschaft auf seiner Stube fallen ließ?

Als ihm aber Groa am Abend ohne die geringste Änderung in ihrem Wesen entgegentrat, wurde er ruhig. Ingerlild war doch eine vornehme Persönlichkeit. Er war ihr dankbar für ihr Schweigen und versuchte, sein

Gewissen dadurch einzuschläfern, daß er ihm vorhielt, seine Schuld, wenn er denn eine auf sich geladen habe, sei nun unentdeckbar. Und das Unentdeckbare war ja gar nicht mehr als das nicht Vorhandene.

Sehnsüchtige Gedanken richtete er in dieser Zeit nicht auf Ingerlild; er hielt sie aber für einen wertvolleren Menschen, als er früher getan hatte. Sie wurde ihm zu einer Gestalt, die sich immerhin mit Groa messen konnte. Sowie er jedoch erst einmal begonnen hatte, die beiden miteinander zu vergleichen, war er auch schon ungerecht. Unwillkürlich sah er Groa kleiner und Ingerlild größer, als beide waren.

Das freundliche Verhalten seiner Schwägerin gegen ihn bewies ja dem Stadtbaumeister, daß sie ihm wegen seines leidenschaftlichen Ausbruches nicht zürnte. Warum sie ihn damals eigentlich zurückwies, obgleich sie ihn so verstand und ihn auch liebhatte?

Nun, sie war eben ein durchaus reines und edles Mädchen.

Jürgen freute sich, diese Antwort gefunden zu haben. Wenn Ingerlild so hoch stand, konnte er sich's ja unbedenklich gönnen, oft mit ihr zusammen zu sein.

So gewann Ingerlild Jessen nun erst recht Bedeutung für Jürgen. Sie fühlte das. Die beiden wechselten kein vertrauliches Wort miteinander, aber ihre aus den gleichen Instinkten herausgeborene Vertraulichkeit war doch da; sie war sogar größer als die zwischen Jürgen und seiner Frau. Ili hielt das Geheimnis von ihres Schwagers innerstem Wesen in der Hand, war zu gutmütig, um durch Verrat an Groa Unheil über ihn heraufzubeschwören, wiegte sich aber in einem Siegesempfinden Groa gegenüber. Gerade der Umstand, daß sie ihren Triumph nicht ausgekostet hatte, als Jürgen bittend vor ihr lag, verlieh ihr Macht.

Jürgen war Groas Mann und — Eigentum von Ingerlilds Gnaden.

Jürgen und Ingerlild waren in dieser Zeit ein Herz und eine Seele. Sie hatten viele gemeinsame Freuden, lauter Spielerisches. Ein Unkrautpflänzlein, das am Seitenrande des Gartens wuchs und fest unter dem Haselbusch hervorlugte, galt ihnen mehr als die ganze Gartenpracht ringsherum. Sie beobachteten gespannt den Lauf der Regentropfen am Fensterglase hinunter, sie konnten lange

miteinander über die Mineraliensammlung des Stadtbaumeisters sitzen und sich an Form und Farben der Kristalle entzücken. Ja, die Jugendfreundin war auch jetzt noch Jürgens bequeme Spielgefährtin. Seine künstlerische Phantasie zeigte ihm wohl das Große, und er rang danach, solche Bilder in die Tat umzusetzen, seine eigentliche Liebe indessen gehörte dem Kleinen, und Ingerlild war es, die diese Neigung mit ihm teilte, während Groas immer von einer Feierlichkeit umhülltes Wesen nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben nur das Besondere wahrnahm. Jürgens Verkehr mit Ingerlild erregte durchaus nicht ihren Unwillen. Wenn er bei ihrer Schwester etwas fand, was sie ihm selber nicht geben konnte — warum sollte sie es ihm nicht gönnen? Groa war ihrem Manne sogar dankbar, daß er sie mit seinen kleinen Liebhabereien unbehelligt ließ. Sie achtete zwar die beiden weichen Seelen nicht vollkommen, aber sie erlaubte ihnen ihr Vergnügen. Mochte Ingerlilds Bild ruhig neben dem Groas auf dem Schreibtische des Stadtbaumeisters stehen, eine Gefähr für ihr eignes Leben an Jürgens Seite spürte Groa nicht.

Und doch war es nicht anders möglich, als daß sich nach und nach zwischen zwei Charakteren wie Jürgen und Ingerlild aus dem Spiel ein Ernst entwickelte.

Jürgens durch die erfahrene Zurückweisung auf eine Weile gedämpfte Sehnsucht nach Ili wachte von neuem auf, und da ihm Ingerlild damals in Wirklichkeit weniger aus Tugend widerstanden hatte als aus dem Wissen heraus, daß keine Kette fester bindet denn eine versagte Gunst, so war für sie das Ereignis auf Jürgens Schülerstube nicht etwa ein Ende, sondern im Gegenteil ein Anfang.

Wohl verloren sie sich nicht; zur Erfüllung dessen, was beide wünschten, kam es nicht, aber sie tasteten doch bisweilen über die Schranke des Erlaubten hinüber, Ingerlild immer mit ihrer heiteren Miene, Jürgen mit zerrissener Seele.

Ja, in dem Stadtbaumeister von Gündsibargen, den man in seinem Beruf als den gewissenhaftesten Beamten kannte und der so peinlich auf äußere Ordnung hielt, war viel Unordnung des Gemüts. Er, der allen offen entgegenkam, hatte mit großen Heimlichkeiten in sich zu kämpfen und haßte das Leben oft, weil es ihm lauter Zwang auferlegte. Dabei

hätte er sich dem Zwange nicht entziehen mögen, denn es war ja der Bann, den Groa auf ihn ausübte, und er, er liebte ja doch seine Frau!

Es war ein wirres Hin und Her. Einmal lag er, ohne daß Groa ihm etwas angemerkt hätte, ganz in Ingerlilbs Banden, dann wieder bäumte er sich gegen seine Leidenschaft auf und suchte sich der schönen Schwägerin zu entziehen.

Aber er hütete sich doch davor, völlig mit ihr zu brechen: sie hatte ja Gewalt über ihn, wer konnte wissen, was sie tat, wie sie sich rächte, wenn er sie beleidigte! Hi blieb immer von gleicher Unbefangenheit, sie ließ das Fischlein jappeln.

Zulezt ertrug Jürgen Obekopp diese Kämpfe nicht mehr. In Gedanken an Groas Festigkeit, die sich so wundervoll mit großer Milde paarte, schämte er sich seiner seelischen Abirrungen, durch die die Liebe zu seiner Frau beeinträchtigt werden mußte, wenn er ihnen nicht zur rechten Zeit Halt gebot.

Er hatte die Pflicht, um seine zwiespältige Seele so starke Reifen herumzulegen, daß von irgend etwas Klaffendem in ihr nicht mehr die Rede sein konnte. Zwang er beide Teile durch seinen Willen zueinander, dann heilten sie wohl endlich ganz zusammen. Dieser Wille zu Groa hin sollte das einzige sein, was ihn fortan noch beherrschte.

Wenn er sich innerlich besiegte, gab er seiner Frau für das, was sie glücklicherweise ohne ihr Wissen durch ihn gelitten hatte, die beste Genugtuung. Er rang mit sich, viel weniger in Schmerzen als in freudiger Hoffnung, und als er eines Tags aufrichtigst so weit zu sein glaubte, daß ihn weder Ingerlilb noch sonst eine Macht auf Erden je wieder in seiner ganz und gar einheitlichen Liebe zu Groa zu stören imstande sei, da nahm er entschlossen das Bild seiner Schwägerin vom Schreibtisch und tat es irgendwo hin ins Verborgene.

Auf die Art meinte er nach seiner Pflicht

(Schluß folgt.)

den großen Schritt zur Selbstreinigung hinter sich zu haben, und war sehr zufrieden.

Da aber Groa den leeren Platz auf seinem Tisch gewahrte, stutzte sie.

Das Bild ihrer Schwester war ihr dort nie im Wege gewesen.

Nun fehlte es und war auch nirgend zu entdecken.

Weshalb?

Es bereitete dieser Frau, die jedes Mißtrauen als eine ihrer unwürdigen Regung betrachtete, ein körperliches Weh, weil sie zu denken genötigt war: die kleine Handbewegung, womit Jürgen das Bild weggenommen hatte, mußte etwas zu besagen haben.

Was denn aber?

Ein Geständnis? Und was war es, was sich Jürgen eingestanden hatte, indem er sich dabei nicht überlegte, daß er durch die Entfernung jenes Bildes seine Frau in eine Qual versetzte?

Auf nichts läßt sich die klare Seele unwilliger ein, als darüber nachzugrübeln, wie und wodurch eine andre, bis dahin scheinbar allen Vertrauens und aller Liebe werthe Seele eine Trübung erlitten hat.

Groa kam es vor, als läge dort auf dem Fleck, den sonst das Bild beanspruchte, ein schwarzer schwerer Stein.

Wenn sie den aufhob: fand sie dann vielleicht ein Blatt, worauf Jürgen sein Geständnis niedergeschrieben hatte?

Sie beschloß, nicht nachzusehen, sondern den Stein unberührt liegenzulassen und überhaupt nicht daran zu glauben, daß sie etwas unter ihm finden könne; aber das war so furchtbar: gegen ihren Voratz arbeitete ihr Gehirn daran, zu ergründen, ob es sich hier wirklich um ein stummes Bekenntnis ihres Mannes handelte, und was er zu bekennen haben konnte.

Jürgen hatte gewöhnt, seine Last ins Bodenlose zu schleudern, in Wahrheit aber war sie auf Groas Herz gefallen.

## Glück

Blaue Veilchen, lila Flieder,  
Rosa Mandelbluth,  
Finkenschlag und Amsellieder  
Aus der frohesten Brust —

Mir am Herzen frühlingsfroh  
Mein beglücktes Kind,  
Und ich frage nicht mehr, wo  
Gottes Himmel find.

Otto Oertel



# Königde

Von Erich Wentzher

Voll Birkenknistern war der Lenz  
Und Stendal weit von der Residenz. —  
Kommt wieder ein Rat mit Schreiberei:  
In der Altmark der Lehnsitz Königde frei!  
Der Kurfürst blies lachend den Staub vom Tisch  
Und macht' einen Ritt aus dem gelben Wisch.

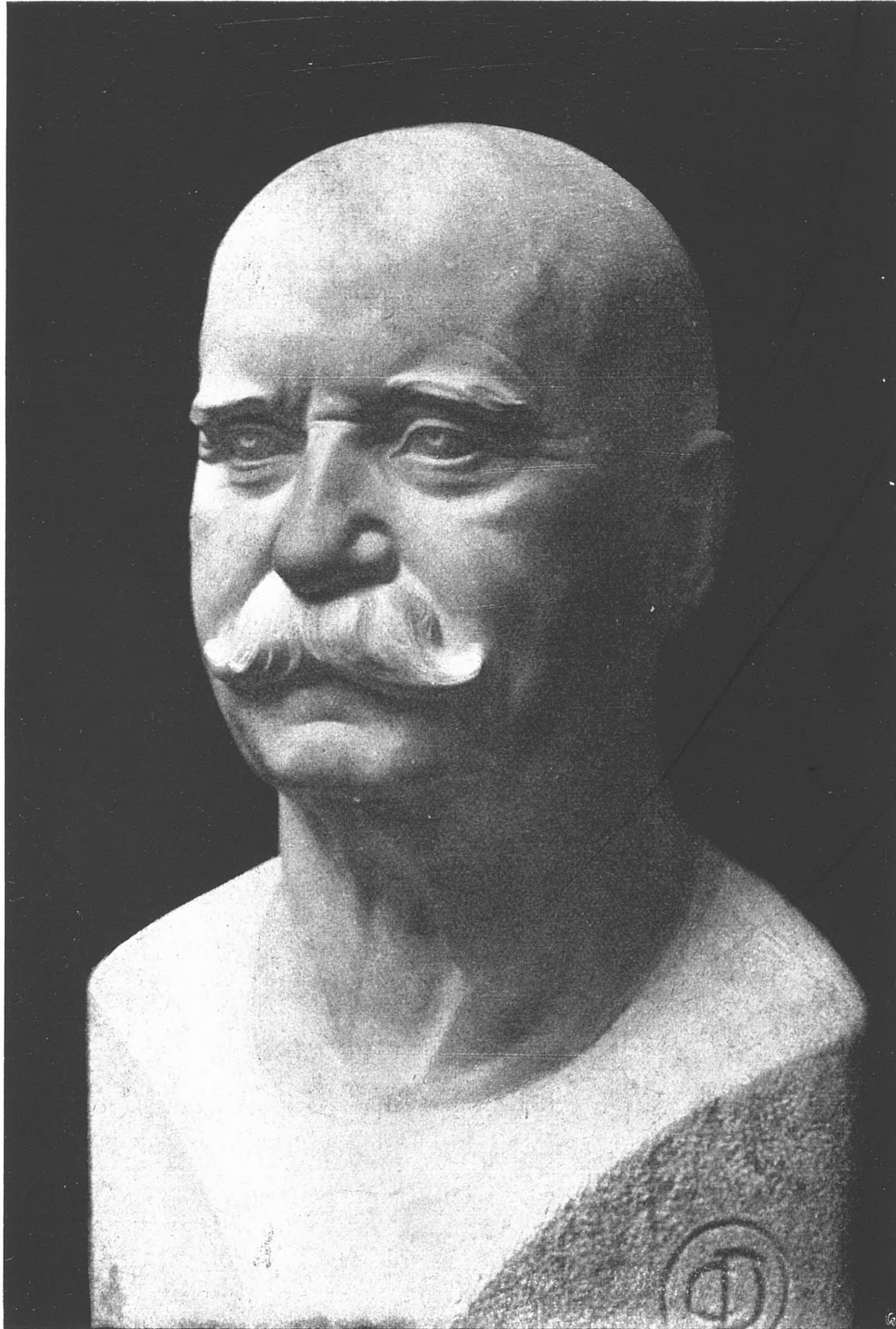
Hat alle seine Off'ziers bestellt:  
„Königde is was in der Welt!  
Jagd, Fischerei und Obergericht,  
Patronat und Zehnten und Vorspannpflicht!  
Wer ist am schnellsten dort zu Roß?  
Luftig, ihr Herren! Ich schenk' ihm das Schloß!“

Sie stieben davon mit versenkten Sporen,  
Die Nasen zwischen den Pferdeohren,  
Sie fegten die Straßen entlang wie der Blitz,  
All die Gröben, Grumbkow und Grävenitz,  
Sanz hinten gemächlich der Sieger von Splitter,  
Treffenfeld, wie ein Erntegewitter.

Ihn stach zwar das Podagra beim Sprunge,  
Aber er war doch ein märkischer Junge,  
Sein Bauernblut witterte Furten im Luch,  
Fand heimliche Brücken durch Erlen und Bruch,  
Er kürzte und schlich um die Ecken herum,  
Langsam erinnernd, erkennend und stumm.

Wie einst in Klinkke — als Bub und im Bügel —  
Dorn wehte ein lichter Haferhügel,  
Klapperte eine Mühle davor,  
Eine Feldsteinkirche, verjüngter Chor,  
Summend und duftend Wiesen und Feld:  
Königde is was in der Welt!

Die Junker galoppierten herein,  
Kleist, Klitzing, Kittlitz und Köhlerwein.  
Treffenfeld saß hinterm Salzmedler Bier,  
Die Augen voll Heimat. „Ich bün all hier!“  
Und streckte todmüde die Beine aus.  
„Mas Wunder, ihr Herren? — Ich bin zu Haus!“



Graf Ferdinand von Zeppelin †

Büste in Stein von Professor Karl Donndorf in Stuttgart





Ansbacher Truppen des achtzehnten Jahrhunderts  
Mit Genehmigung von Giesecke & Deorient in Leipzig aus dem Hohenjollerjahrbuch 1910

## Das Schlößchen und das Kapellchen zu Unserer Lieben Frau

Von Fritz Michaelis



in zopfiges Schlößchen und ein gotisches Kapellchen — das sind die beiden Sehenswürdigkeiten, um derentwillen der Kulturpilger in Ansbach haltmacht. Das Schlößchen ist weiträumig, licht und heiter, nach zweihundert Jahren noch herrlich wie am ersten Tag; das Kapellchen winklig, eng und düster, von den Jahrhunderten arg mitgenommen; aber bei allem Gegensätzlichen sind beide Stätten doch blutsverwandt wie unähnliche Geschwister. Es sind zwei Altäre, die der Mann für den Kult des Weibes errichtete. Die Antike und die Zeit ihrer Wiedergeburt waren männliche Zeiten, und die Stimme des Weibes schrie in ihr, einerlei ob die Gemeinschaft sich christlich oder heidnisch gebärdete. Aber die Männer des Epizbens und die Männer des Zopfes erkannten die Kulturkraft des Weibes und bauten zu Unserer Lieben Frauen Ehre. Die Gotik baute Altäre, das Rokoko baute Alfoven; die Gotik betete, das Rokoko schmachtete; aber ihr Gebet galt dem gleichen Weibe

wie ihre Seufzer, und beide umgaben ihr Idol mit dem Heiligenchein bereitwilliger Verehrung.

Für Altar und Alfoven birgt Ansbach ein Musterbeispiel, und darum suchten es Amaranth und Phyllis auf. Ihr kennt sie schon von Baireuth her, wo sie im vorigen Sommer waren, und wer sie noch nicht kennt, dem seien sie hiermit vorgestellt: Amaranth ist nichts, und Phyllis hilft ihm dabei. Sie sind verliebt in das gepuderte Jahrhundert und durchforschen das deutsche Vaterland nach Stätten, an denen die Zeit ihrer Liebe Spuren hinterlassen hat. Sie freuen sich über schnörkliche Gärten und feierliche Salons, und das zierliche Schlößchen irgendeines Fürstenliebchens ist ihnen lieber als das stattlichste Museum voll der schönsten Mumien. Sie sind imstande, leichten Herzens an einer Stadt vorbeizufahren, obwohl Bäderer dem Reisenden ein halbes Duzend Kirchen und Sammlungen zur schweißtreibenden Pflicht macht, denn sie haben gar nicht den Ehrgeiz, alles sehen zu

wollen, was an ihrem Wege liegt. Aber mit den Dingen nur, sie haschen nach einem  
 wo sich eine Röstlichkeit aus dem Jahrhundert Tupsen Farbe, um ihn aus bunten Ferien-  
 ihrer Wahl verbirgt, da kann sie kein sandiger wochen in graue Arbeitsmonate hinüber-



Doppelbildnis des Markgrafenpaares Karl Wilhelm Friedrich und Friederike Luise  
 (von Antoine Pesne)

Mit Genehmigung von Giesecke & Deorient in Leipzig aus dem Hohenzollernjahrbuch 1911

Geldweg, keine männermordende Kleinbahn zurecten. So ist Amarant; und so ist  
 abhalten. Doch sie studieren nicht, sie wollen Phyllis. —  
 nichts lernen, nicht sich bilden und hinterher Am Bahnhof hatten ihnen sympathische  
 ein grundgelehrtes Buch schreiben, sie tändeln Biedermeierhäuschen die Honneurs gemacht,



Schaumünze auf die Geburt des frühverstorbenen Sohnes des Markgrafenpaares  
Mit Genehmigung von Giesecke & Devrient in Leipzig  
aus dem Hohenjollerjhrbuch 1911



Schaumünze auf die Geburt des frühverstorbenen Sohnes des Markgrafenpaares  
Mit Genehmigung von Giesecke & Devrient in Leipzig  
aus dem Hohenjollerjhrbuch 1911

ein rechtwinkliger Saalähnlicher Platz empfing sie mit schläfrigen Fassaden, und schmale Vorgärten bewillkommten sie mit duftenden Rosen. Alles war Auftakt, war Verheißung. Wenn man hier um eine Ecke bog, so mußte das Wunder da stehen. Noch gab es nichts zu sehen, aber jeden Augenblick konnte es kommen. Phyllis war neugierig wie ein Kind im Theater. Warum trat aus diesem Haustor nicht ein würdevolles spanisches Rohr, begleitet von einer feierlichen Perücke? Und an dieser Gittertür mußte eigentlich eine

Sänfte warten und zwei Lämmel von Lafaien, die die Schönheit in die Oper tragen wollen; ein Windbeutel von Schreiber, hin-

term Ohr den Schwanenkiel, dürfte der Demoiselle Kammerjungfer, die drüben den Fenster Spiegel putzte, ein devotes Kompliment machen und dabei ein feddes Scherzwort wagen, und um jene Ecke könnte jetzt der Jagd- zug sprengen, leichtfertiges Jägervolk voran in knappen grünen Wäm- fern, dann Serenissimus selbst, den Gal- fen auf der männlichen Faust, und neben ihm auf dem Apfel- schimmel die



Aufn. Alice Wapdorff, Berlin W  
Bildnis des Markgrafen Alexander  
Aus der Vipperheidischen Sammlung des Kunstgewerbemuseums in Berlin





Aufn. Eugen Verberich, Ansbach  
Sedenkstein für Raspar Hauser

schöne Frau mit fedem Federwimpel am Barett. Warum kam dies alles nicht? Die Häuser warteten rechts und links mit gewichtigen Mansardenhauben, die beschnittenen Bäume standen leicht und fein im Sonnenlicht, alle Kulissen waren gestellt für eine Kokoskomödie — wo blieben die Akteure?

Es war einmal. Die Komödie ist längst aus, die Akteure haben schon abgeschminkt. Zuschauer und Mitspieler haben sich in gewichtigen Zinnsärgen zum letzten Schlaf gebettet, und wer starke Nerven hat, kann sie sich für ein mäßiges Trinkgeld in der Johannis- oder Gumbrechtskirche zeigen lassen. Ansbach ist stumm. Drei Fische schwimmen quer über sein Wappen, und Fische sind keine geschwätzigen Tiere. Nur Sonntagskinder verstehen ihre Sprache. Und Amaranth und Phyllis waren Sonntagskinder.

Schwüle Sonnenglut lag über den schattenlosen Straßen, und Phyllis blühte mit den Rosen um die Wette. Einladend stand das Gitterpförtchen des Hofgartens offen, und in stillschweigender Übereinkunft steuerten sie der nächsten Schattenbank zu.

Da waren sie ungewollt ins zopfige Ansbach gelangt, denn diesen Hofgarten hatte man im achtzehnten Jahrhundert angelegt und eine Orangerie hineingebaut. Hier waren schon öfters Berliner Besucher gelustwandelt, und schon Friedrich Nicolai, Phyllis' aufgeklärter Landsmann, ließ sich auf seiner großen Fahrt nach Wien, über die er vierzehn dicke Bände schrieb, hier spazierenfahren und fand ihn, mit den Einschränkungen, die ein Berliner eben immer machen muß, »groß und angenehm«. Seine Nüchternheit waren eigens über Ansbach gereift, um Herrn Johann Peter Uz in Freundschaft die Rechte brücken zu können. Herr Uz ist die literarische Berühmtheit Ansbachs aus dem aristokratischen Jahrhundert, und jetzt hat er sein Denkmal im Hofgarten, und jedes Kind kennt ihn. Jedes Kind kennt auch Platen, die Berühmtheit des nächsten Jahrhunderts, und ihm setzte man den Denkstein angesichts des Schlosses, und der König von Bayern schenkte das Erz dazu.

Aber niemand weiß etwas Sicheres von Kaspar Hauser, dem rätselhaften Findling, der eines schönen Biedermeiertags in Ansbach auftauchte und an einem kalten Wintermorgen im Hofgarten schwerverwundet aufgefunden wurde. Für einen heimlichen Prinzensohn erklärten ihn manche, andre für einen abgefeimten Betrüger. Nur das eine steht fest, was sein Denkmal auf lateinisch der Nachwelt verkündet: Hier ward der Unbekannte von Unbekannten umgebracht.

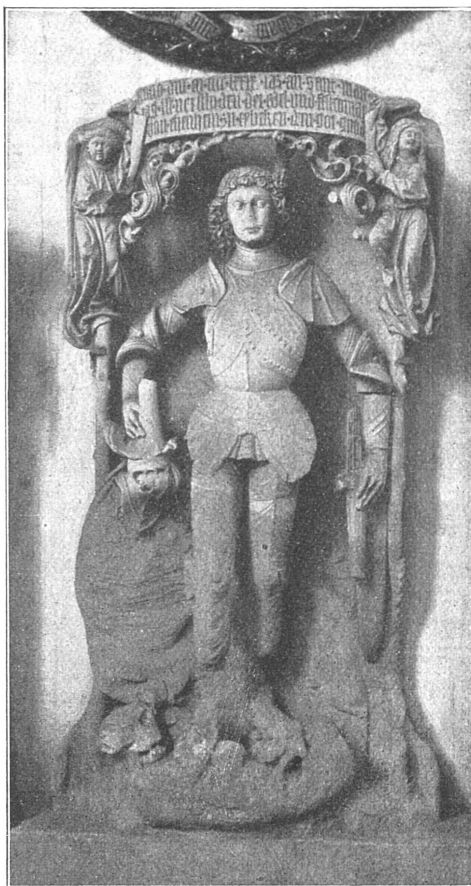
»Eigentlich müßte ich dir jetzt eine Gesichtsstunde halten, hier unter den Linden,« meinte Amaranth.

»Unter den Linden,« wiederholte Phyllis, »wie preußisch das klingt!«

»Es wird gleich noch preußischer klingen,« nickte Amaranth, »ja, es fehlt nicht viel, und wir saßen hier in Preußen. Der alte Wilhelm hätte Anno 66 am liebsten Ansbach und Baireuth zu Preußen geschlagen, und Bismarck hatte seine liebe Not, es ihm auszureden. Du kannst es in den »Gedanken und Erinnerungen« nachlesen.«

»Ist das die angedrohte Geschichtslektion?«

erkundigte sich Phyllis. »Damit hätte ich eigentlich aufhören sollen,« war seine Entgegnung. »Anfangen müßte ich mit Albrecht Achilles, den du zwar als Kurfürsten von Brandenburg in der Schule gehabt hast, der aber hier in Ansbach gelebt hat und gestorben ist. Dieser Fürst schuf für den dreiteiligen Hausbesitz das Hohenzollernsche Hausgesetz von 1473, die Dispositio Achillea, nach der die Mark Brandenburg immer ungeteilt dem ältesten Sohne zufallen sollte, während die jüngeren die Thronchen von Ansbach und Baireuth zieren sollten. Daher trennte sich nach seinem Tode die Geschichte der fränkischen Lande von jener Brandenburgs, aber es spannen sich doch Fäden herüber und hinüber. So wurden die brandenburgischen Hohenzollern dank der süddeutschen Verwandtschaft Herren von Ostpreußen und Herren am Rhein, und als Friedrich der Große Schlesien zu erwerben auszog, leitete er sein Recht dazu aus den Ansprüchen der Ansbacher Markgrafen her. Das ist alles sehr



Kupf. Eugen Verberich, Ansbach

Denkmal in der Ritterkapelle des Schwanenordens

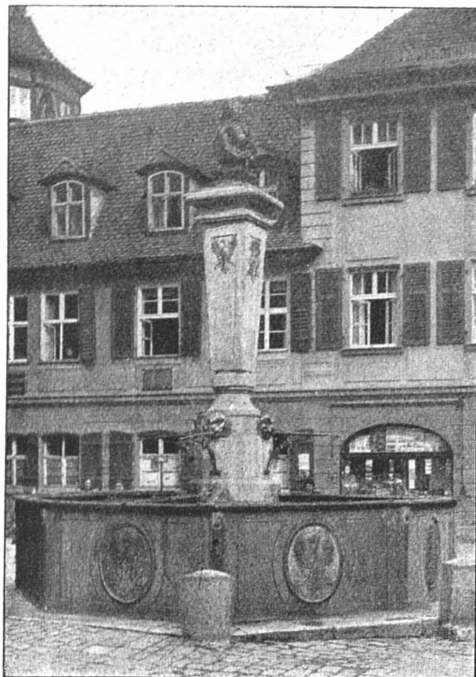


Kupf. Eugen Verberich, Ansbach

Altar in der Ritterkapelle des Schwanenordens

verwickelt, und man müßte dicke Folianten wälzen und in staubigen Archiven framen — denn daß ich das alles bequem in Philipp Zorns Festrede nachgelesen habe, verrate ich nicht —, wenn man es ganz klar haben wollte. Sicher ist, daß der alte Fritz zwischen zwei schlesischen Kriegen selbst hierherkam und neben viertägigen glänzenden Festen noch die Zeit fand, sich jene Ansprüche ausbrüchlich abtreten zu lassen. Der alte Fritz hat auch sonst wohl hier öfters unter den Linden gegessen, denn wie in Baireuth hatte er auch hier eine Schwester zu wohnen, in Baireuth seinen Liebling Wilhelmine, hier die ihm an Jahren nächste, Friederike Luise.

Diese Ehe verdient es wohl, daß ich dir ein Wort darüber sage. Den Kuppelpelz hat sich Sedendorf verdient, der dem König Friedrich Wilhelm I. eine Heirat seiner zweiten Tochter mit dem zukünftigen Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach vor-



Aufn. Eugen Verberich, Ansbach  
Markgraf-Karl-Brunnen

schlug. Der König bekannte sich nicht zu dem Grundsatz Labans, daß man die jüngere Tochter nicht vor der älteren weggeben dürfe — Wilhelmine hatte ihren Baireuther noch nicht, sondern hoffte noch sehr auf den Prinzen von Wales —, er war durchaus bereit, seinen Segen zu geben, und nur wegen der Jugend des Paares schob er seine Einwilligung auf. Es eilte auch durchaus nicht, denn der Prinz war sechzehn und seine Tochter dreizehn. Weihnachten 1728 war der Prinz des Hagestolzentums satt, und am dritten Feiertage schrieb er einen säuberlichen Brief an des Königs von Preußen Majestät und bat ihn um Friederikens Hand. An den damaligen Postverbindungen gemessen, war es sehr pünktlich, daß schon am 11. Januar 1729 die zusagende Antwort an ihn abging. Wilhelmine, die Memoirenschreiberin, sagt über die Braut« — Amaranth zog den Band aus der Tasche, um vorzulesen —: »Meine Schwester ist sehr schön, aber ihr Geist ist nicht sehr ausgezeichnet, und meine Mutter liebte sie von allen ihren Kindern am wenigsten. Sie war ungeheuer launisch und heftig. Der viele Kummer, der sie seitdem drückte, hat sie von ihren Fehlern geheilt, sie ist jetzt so sanft und gefällig, daß man sie

nicht mehr für das, was sie war, erkennt. — Nun, vielleicht ist das wahr, aber mit dem Launischen und Heftigen scheint Wilhelmine auch nicht ganz unrecht gehabt zu haben.« fügte Amaranth ein und blätterte eine andre angestrichene Stelle auf: »Als der König bei Tisch die angehende Markgräfin fragte, wie sie ihr Haus einzurichten gedente, gab sie die kindliche Antwort: Wenn ich meinen Haushalt einrichte, so halte ich mir einen guten, wohlbesetzten Tisch, der sicher besser sein soll als der Ihrige, und habe ich Kinder, so quäle ich sie nicht wie Sie die Ihrigen, indem ich sie zwingen, Dinge zu essen, die ihnen widerstehen. — Was fehlt meinem Tisch? fragte der König, dem das Blut ins Gesicht trat. — Nicht genug zu essen ist drauf, und was da ist, sind Kohl und Rüben, die wir nicht ausstehen können. — Begreiflicherweise wurde der König wütend, und in seiner Wut warf er mit Tellern — nicht nach dem fünfzehnjährigen Naseweis, sondern nach dem Kronprinzen und nach der Dulderin Wilhelmine — falls das nicht alles übertrieben ist.

Von der Hochzeit weiß Wilhelmine nichts zu schreiben. Sie feierte nicht mit, denn sie litt gerade an den Blattern und bekam Stu-



Aufn. Eugen Verberich, Ansbach  
Herriedertorturm

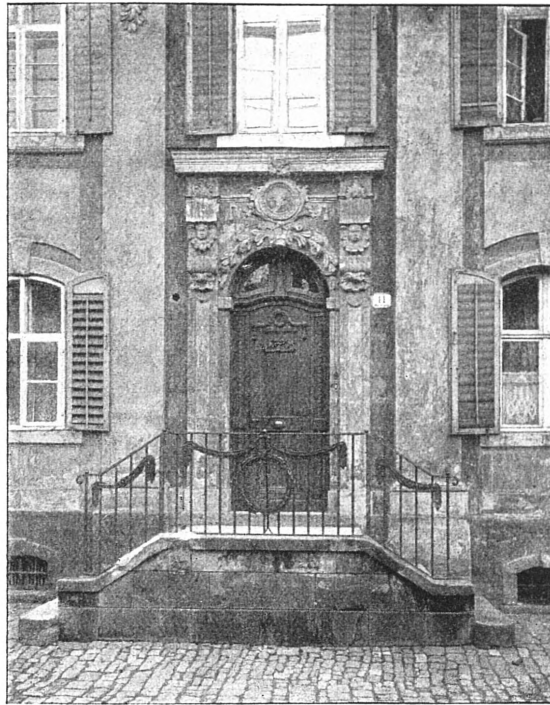
benarrest, um den Schwager nicht anzusteden. Am 30. Mai war die Hochzeit im Berliner Schlosse, und vom 13. bis 20. Juni machte das Paar seine Hochzeitsreise von Berlin nach Ansbach.

Seit 1727 führte die Markgräfin Christiane Charlotte die Regentschaft für den minderjährigen Landesherrn. Nachdem er nunmehr achtzehn, mündig und beweibt war, zog sie sich zurück, und am 29. Juli 1729 nahm er die Huldigung sämtlicher Ansbacher Perücken gnädig entgegen.

Die spätere Ehe Wilhelminens war nicht glücklich, aber die Baireutherin und ihr Friedrich lebten wie Philemon und Baucis gegen das Ansbacher Paar. Als die ältere Schwester nach einigen Jahren von Baireuth aus einmal nach dem Rechten zu sehen kommt, notiert sie sich entrüstet: Meine Schwester war zur Freude des ganzen Landes schwanger, aber ihr Ehezwist dauert fort. Jetzt eben ist der Markgraf in ein Scheuermensch aus dem Schloß sterblich verliebt, er ist ganz närrisch darüber. Meiner Schwester ist es bekannt geworden, und sie hat Lärm geschlagen. Ich tat mein möglichstes, um sie zu versöhnen; und wenn es mir auch nicht völlig gelang, so glückte es mir doch, dem Verhältnis wieder die alte Schicklichkeit zu geben. — Immerhin, als das erwartete Kind starb, sprach man ernstlich von Scheidung, und neben der großen Schwester mußte der Schwiegervater und später der Schwager von Berlin aus sehr deutlich werden, damit die äußere Schicklichkeit nicht des öfteren in die Brüche ging.

An wem die Schuld lag? Die Familie meinte, bei beiden. Er war rauh, selbst roh, interessierte sich nur für die Jagd und traf sich mit ihr nur in gemeinsamer Prunk- und Prachtliebe, der wir das Schloß verdanken, und sie war eine Norddeutsche, der die Fähigkeit, wohl auch der gute Wille fehlte, im derberen Süden festen Fuß zu fassen.

Noch ein Wort von Friederikens Sohn. Alexander — 1757 bis 1791 lernen die Kinder hier in der Schule — war ein merkwürdiger, uns Heutigen nicht unsympathischer Mensch, in dem sich gewisse vorrevolutionäre Stimmungen seltsam mischten. Menschen-



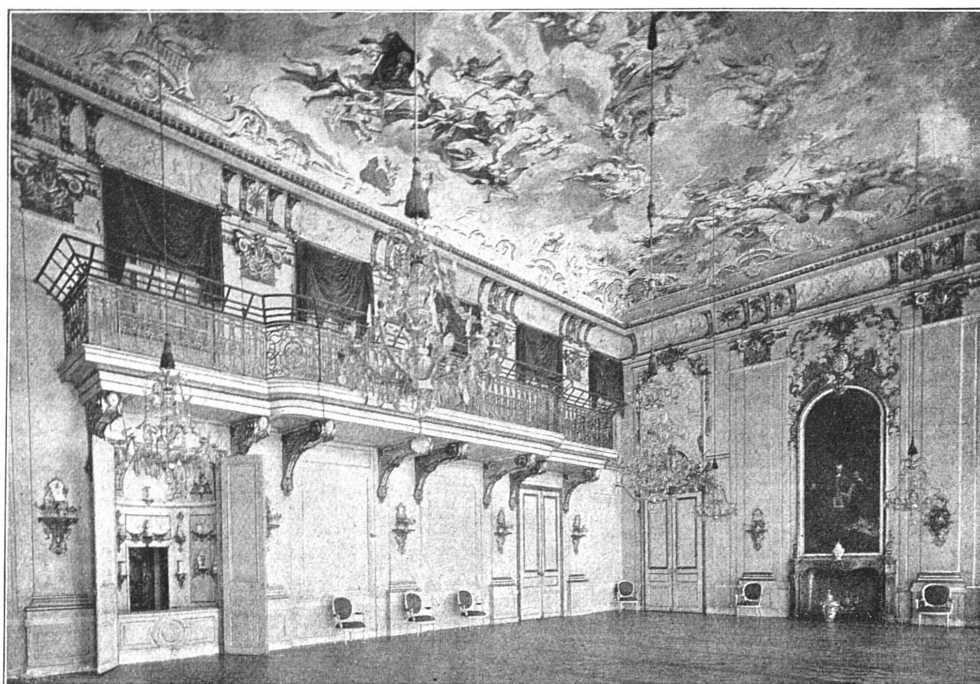
Aufn. Eugen Berberich, Ansbach

Hauseingang in der Maximilianstraße

feindschaft, Kosmopolitismus, Rousseausche Naturgefühle, Sammlerehrgeiz, vielleicht auch ein Gefühl für das Lächerliche seines Kleinstaatentums — von alledem scheint einiges in ihm lebendig gewesen zu sein. Er war viel auf Reisen und lebte, wenn er daheim war, meist auf dem Lande, umgeben von seinen Kunstschätzen, und ließ sich von seinen Geliebten pflegen: von der Französin Hippolyte Clairon, die eine Schauspielerin war, und von der Engländerin Lady Craven, die eine Schriftstellerin wurde. Abgesehen — honny soit qui mal y pense — die Clairon war bereits fünfzig, als sie kam, und die Craven Dreißigerin, Mutter von sieben Kindern. Sein Vater, der wilde Markgraf, hatte ihm eine Schuldenlast von sechs Millionen Gulden hinterlassen, und als Baireuth ihm zufließ, weil Wilhelmine keinen Sohn geboren hatte, erbte er auch dessen Verpflichtungen. Er mußte sparen und Einnahmen schaffen, an die bisher niemand im Ländchen gedacht hatte.

Man hatte immer eine Handvoll Soldaten gehalten, und nun fand sich Gelegenheit, diese Kriegsmacht, wenn auch nicht zur Ehre des Landes, so doch zum Vorteil der hochfürstlichen Kabinettskasse zu verwerten. Dem Bei-





Konzertsaal im Ansbacher Schloß

Aufn. Gebr. Mey, Tübingen

spiel andrer Potentaten folgend, entschloß er sich, der Krone Englands ein Korps für den Krieg in Nordamerika zu überlassen. Friedrich II., der große Onkel, gab zwar auf seine Bitte, ihm den Durchmarsch durch die preussischen Staaten zu gestatten, eine Antwort, die er sich schwerlich hinter seine schönen Spiegel gesteckt hat und die in ihrem Französisch sehr deutsch war. In Ochsenfurt kam es zu einer Meuterei, bei der das vorging, was bei Schiller der Kammerdiener der Lady Milford erzählt. Vielleicht auch — und das fällt mir soeben ein — ist Lady Milford, die freie Britin, die dichterische Umbildung der Lady Craven. Mit den nachgesandten Rekruten zogen mehr denn zweitausend Mann in englischem Solde nach Amerika. Nicht wenige fielen in Gefangenschaft, und das waren die Glücklicheren, denn sie sahen die Heimat wieder. Mehr als tausend aber bluteten in Amerika für Englands Herrschaft und Ansbachs Geldbeutel. Später vermietete man Truppen an die Generalstaaten der Niederlande. Aber der Markgraf mit seiner italienischen Liebe zur Kunst, seiner französischen Erziehung und seinem englischen Herzen fühlte sich in Deutschland nicht mehr wohl. Er liquidirte den bankrott gewordenen Gedanken, trat seine

Länder an Preußen ab und zog nach England. Dort starb er als Privatmann 1806, im selben Jahre, in dem Preußen zusammenbrach. Doch — unterbrach sich hier Amaranth — »ich bin des trocknen Tons nun satt, muß wieder recht den Schwärmer spielen. Komm, das Schloß wartet auf uns.«

Eine Kage huschte eilfertig und vorsichtig die Promenade entlang, und die Rosen in den Vorgärten machten sich lang an den Stielen, um zu sehen, was des Rechnungsrats Wiege um die Mittagsstunde auf der Promenade zu suchen hätte. Sonst stand außer Amaranth und Phyllis niemand vor der langen Fensterreihe des Schlosses. Das Haus sah auch nicht aus, als ob es Besuch erwartete.

Sie drangen zur Kühle des Schloßhofes vor, ehe sie den Kastellan von seinem Mittagsschlaf weckten. Er — der Schulhof natürlich, nicht der Kastellan — lag reinlich und still, mit scharfen Schatten im Mittagslicht. »Über diesen Hof sind sich die Kunstgelehrten nicht einig,« ließ sich Amaranth vernehmen. »Gurlitt behauptet, er sei dem Berliner Schloß ähnlich, Lessing fällt es auch auf, aber Hofmann meint, es sei nicht wahr. Wer hat nun recht?« Aber Phyllis sah hilflos drein. »Mein Gott,« seufzte sie,

»ich bin doch noch nie im Berliner Schloß gewesen.« —

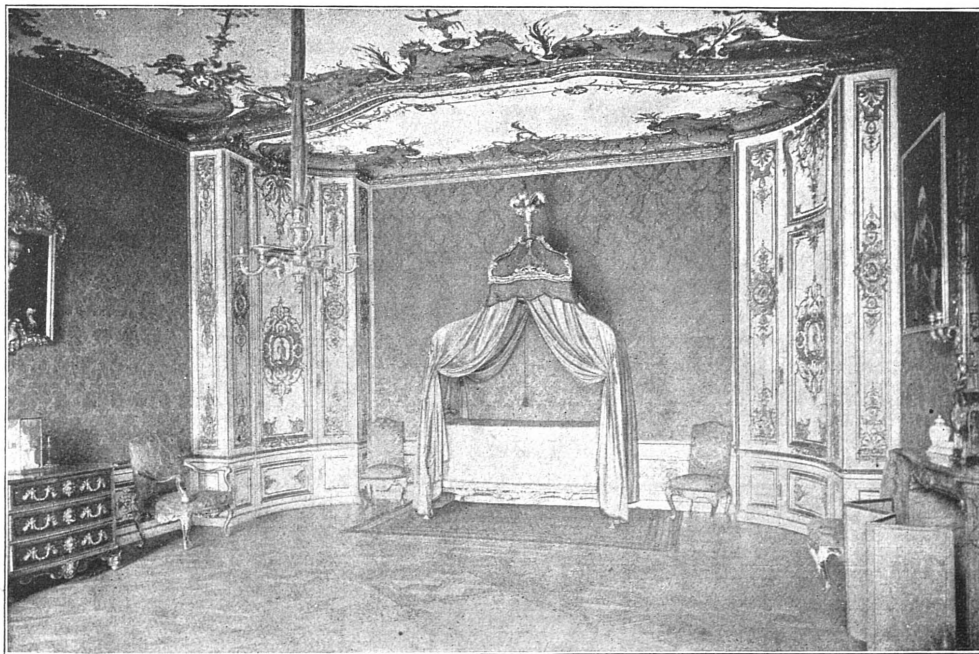
Nun stiegen sie hinter dem Kastellan die Treppen hinauf, und dann sagten sie geraume Zeit weder Dummes noch Geistes. Ihre Wünsche erlebten eine wunderbare Erfüllung. Dieses von außen so nüchterne Haus barg eine Reihe der kostbarsten Gemächer. Sie fanden keine verblüffende Pracht, hier herrschte die zierlichste Leichtigkeit. Sie durchschritten ein Duzend Räume, keine bedenhohen Säle, eher gemütliche Zimmer, die beinahe Stübchen waren, überrant von blühender Stukkatur, und wo eine Tür war, da stockten sie erwartungsvoll, als könnte jeden Augenblick die Dame hereinkommen, der diese Wohnung gehörte und die vielleicht auf ein Halbstündchen im Garten mit den Kavalieren den Ball schlug. Und unversehens gewann diese Wohnung Leben.

Namentlich Amaranth mit seiner tänzerischen Einbildungskraft schwebte zwischen Traum und Wirklichkeit. Seine Vermutung, daß Lady Craven das Urbild von Schillers Lady Milford war, entzündete in dem angeregten Hirn neue, ungeahnte Ideenverbindungen, und er hätte viel darum gegeben, klar zu sehen, ob sich hier vor seinen nachgeborenen Augen Schillers bürgerliches

Trauerspiel in geschichtlichem Rahmen abspielte, ob er als Spielleiter einer noch einzustudierenden Liebhabervorstellung hier die Schauplätze auswählen sollte — oder wurde gar die Geschichte Leben, und die Menschen der Kabale — weniger die der Liebe — gingen leibhaftig und körperlich hier um, kokettierten, intrigierten, konspirierten in der schweren Sprache des jungen Schiller, und er, von einer Tarnkappe verdeckt, sah und hörte ihrem Treiben zu?

Da waren sie eben mit großem Gefolge die Treppe heraufgerauscht; denn sie kamen von der Jagd, der deutsche Fürst und die englische »Favoritin«, und im Zwölfsmonatszimmer harrten ihrer die diensthabenden Kavaliers. Hier waren keine Tapeten an die Wände geheftet; man hatte zwölf große Leinwände gespannt, und die drei Brüder Kleeemann hatten den Kreislauf der Monate darauf abgemalt. In drolliger Arbeitsteilung hat der erste die Landschaften gezeichnet, der zweite die Bäume hineingepinselt, und wo der ihm noch Platz gelassen, hat der dritte die Gegenden mit Figuren bevölkert.

Die Tür zum Nebenraum, dem Porzellanzimmer, stand halb angelehnt, und verheißungsvolles Geklapper von Porzellan und Silber bereitete allerlei Genüsse vor. Hier



Aufn. Gebr. Mey. Tübingen

Schlafzimmer des Markgrafen im Ansbacher Schloß



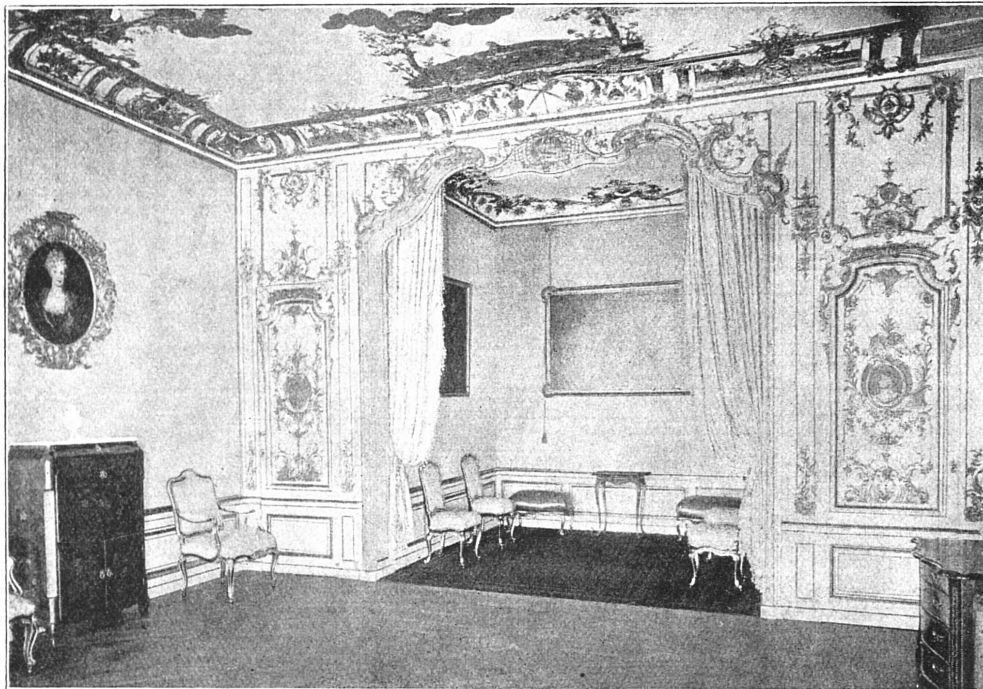
sollten nachher die Kavaliers tafeln. Vorerst brannten nur wenige Kerzen am mächtigen Lüster, und die Glämmchen blinkten fröhlich in der Rachelbekleidung der Wände.

Mit tiefer Verbeugung trennte sich der deutsche Fürst von seiner Begleiterin, und Lady Milford entschwebte in ihre Gemächer. Vor Serenissimus aber sprangen die Türen zur Rechten auf, und er trat in die rote Bildergalerie. Hier warteten in wisperndem Disput der Präsident von Walter, Ferdinands Vater, ein Ordenskreuz um den Hals, einen Stern an der Seite, und der Hofmarschall von Kalb in reichem, geschmacklosem Hofkleid. Richtig trug der Alte wieder zwei Uhren und war à la Herisson frisiert. Seinen Bisamgeruch, mit dem er die ganze Galerie füllte, konnte man ihm nicht abgewöhnen. Serenissimus rümpfte gnädig die Nase im Vorüberschreiten, und so lange er in Hörweite war, taten die beiden Schranzen, als betrachteten sie das wunderschöne Stuckwerk der Deckengemälde.

Aber nebenan, ins braungetäfelte Porträtzimmer, ist mit allen Zeichen der Erregung der Herr Sekretarius Wurm eingetreten. Hut und Stod hat er noch bei sich, spornstreichs ist er von Musikus Miller hierhergelaufen,

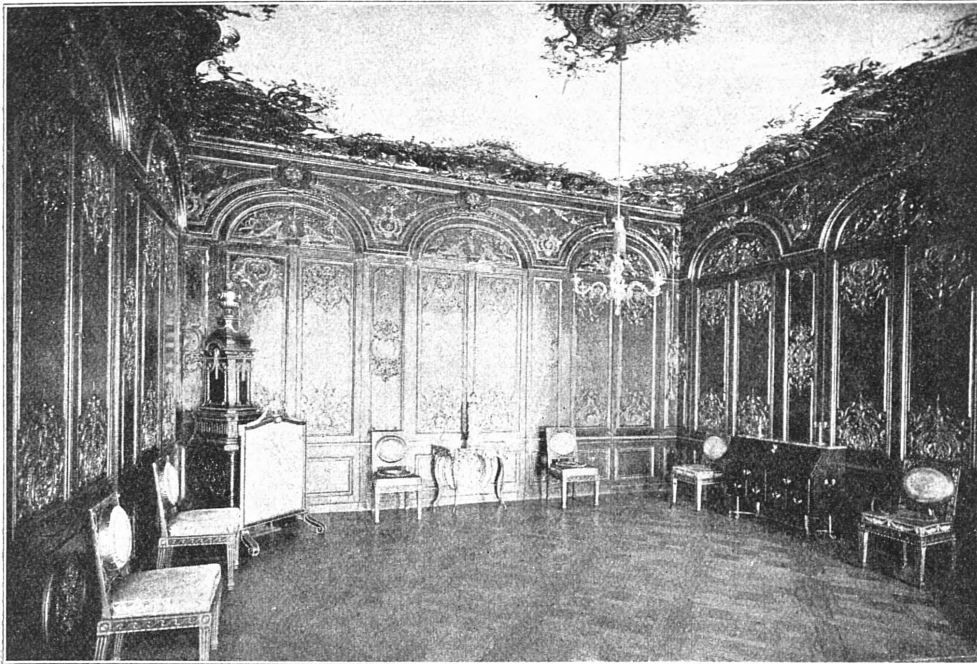
um seinem Herrn die große Neuigkeit zu überbringen. Nach zwei Worten weiß der genug und faucht los: »Ein ernsthaftes Attachement! Mein Sohn?« Alle Ahnenbilder in den Goldrahmen spitzen die Ohren, und wäre es ihnen möglich, sie würden beifällig nicken. »Daß er der Bürgerkanaille den Hof macht, Flatterien sagt, das sind lauter Sachen, die ich möglich finde, verzeihlich finde.« — Sie finden's auch, und der wilde Markgraf, der gar zweimal hier hängt, nickt in beiden Exemplaren energisch mit dem Kopfe. Aber die Kabale rollt weiter.

Im weißen Saal sitzt der Fürst bei der Tafel, und Lady Milford mit ihm. Noch ist es nicht so weit, aber in wenigen Tagen wird er hier ihren Abschiedsbrief finden, in eine Wilbbretpastete gebaden, und nach Kalbs prophetischem Wort jußt dem Überbringer der Hals noch mehr als der Schreiberin. Heute ist noch nichts davon zu spüren, Serenissimus tafelt mit dem Appetit eines Mannes, der sich sein Mittagessen verdient hat. Lichter, Lichter allenthalben! Mit Kerzen besteckt sind die kristallinen Lüster, im Kerzenlicht blinken die Wandarme, ein eifriger Küchenjunge schnippt die langen Dochte der Armleuchter am marmornen Büfett, und hinter dem ver-



Aufn. Gebr. Mey, Tübingen

Schlafzimmer der Markgräfin im Ansbacher Schloß



Ruhezimmer der Markgräfin im Ansbacher Schloß

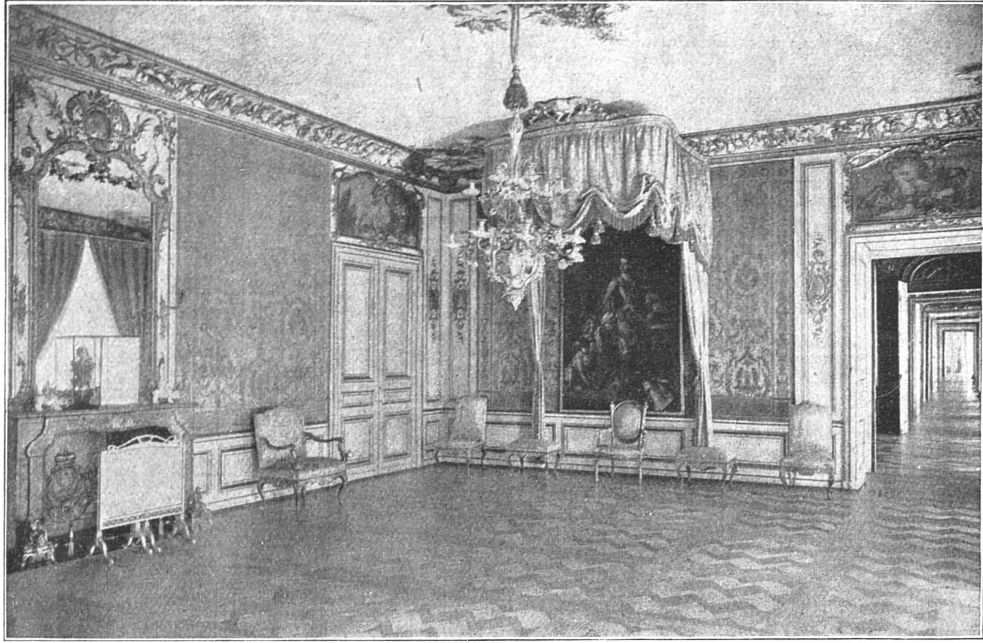
goldeten Gitter der Estrade müht sich Kammermusikus Miller auf seinem Violoncell beim Schein eines Talglichts. Der Qualm des verbrannten Waxes steigt durch den zwei Stock hohen Saal, belästigt das deckenhohe Markgrafenbild über dem Kamin und den Bacchantenzug, der sich am bunten Deckenspiegel lümmelt, und selbst die Venus am Plafond, die des Markgrafen Porträt im Echoß hält, muß etikettewidrig husten.

Und weiter geht es, in einen Saal, nicht kleiner als der vorige. Weiß ist hier alles. Weiß sind die Wände, weiß die Marmortische an den Pfeilern, weiß die Elfenbeinschnitzereien darauf, weiß Voltaires Büste auf dem Kamin. Hier war es — es geht jetzt in das einundzwanzigste Jahr —, wo man den ersten Engländer tanzte und dem Grafen von Meerchaum das heiße Wachs vom Kronleuchter auf den Domino träufelte. Hier war es, wo die Prinzessin Amalie in der Hitze des Tanzes das Strumpfband verlor; von Bock und von Kalb, beide noch Kammerjunker, kriechen durch den ganzen Saal, um es zu suchen, und der unglaubliche von Bock wischt dem Rivalen auf der rechten Frisur allen Puder weg. Hier war es, im weißen Saale.

Das Audienzimmer des Markgrafen ist

der nächste Raum. Hier glänzt das Gold, hier glüht die Farbe. Rot und weiß geblümte Seide überkleidet Wände und Sessel und bauscht sich in Falten beiderseits des Thrones. An dessen Rückseite hing früher ein Bildnis Friedrichs des Großen, eins der wenigen, zu denen der alte Fritz Modell gegessen haben soll. Lady Craven nahm es mit nach England. Der Fürst saß auf diesem Louis-seize-Sessel — alle andern im Zimmer sind jubelndes Louis-quinze —, als er mit dem Hofmarschall sprach, zwanzig Minuten und eine halbe, von Staats- und gelehrten Sachen, dem Küchenzettel, Visitenbillets, dem Arrangement der Partien auf der heutigen Schlittensfahrt; hier war das Lever, bei dem man Seiner Durchlaucht das Wetter verkündigte, und zu alledem hatten Serenissimus einen Merde-b'Ope-Wiber an.

Oder vielleicht war das Lever auch nebenan. Serenissimus lagen noch im Alkovenbett und vernahmen hinter geblühten Vorhängen, daß es draußen taut und die Schlittensfahrt fraglich geworden sei. Er war noch nicht so raffiniert wie sein württembergischer Nachbar, der sich eine Bahn aus Salztafeln von der Solitude nach Ludwigsburg pflastern ließ und im Juli darauf im Schlitten kutschierte. Gähmend musterte der Schlastrun-



Aufn. Gebr. Mey, Zübingen

## Empfangszimmer der Markgräfin im Ansbacher Schloß

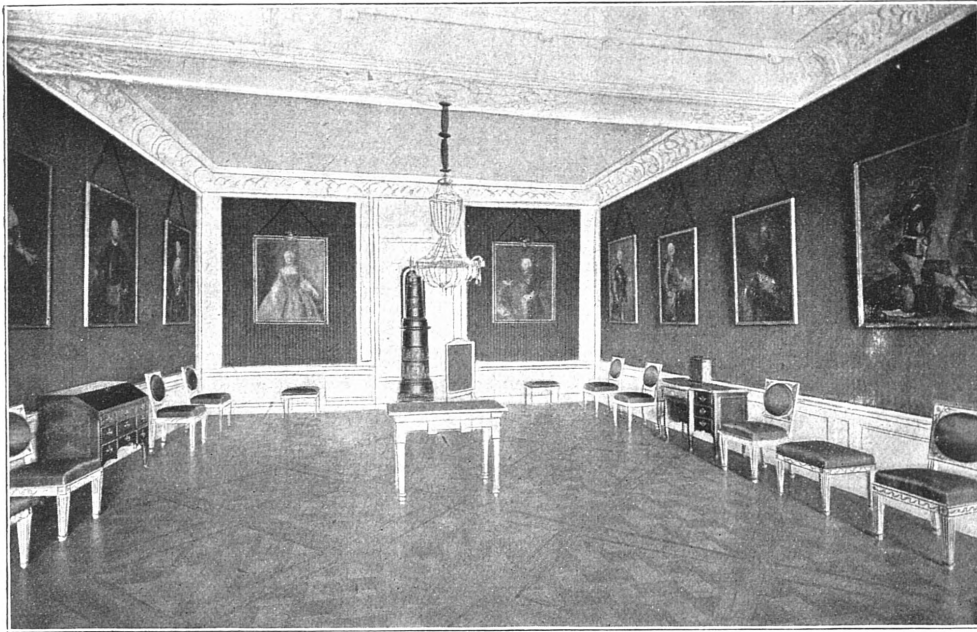
fene die schöne Deckenmalerei, gähmend fiel sein Auge auf das Bild der angetrauten Landesmutter an der Seitenwand, und mit kräftigem Ruck drehte sich der Landesvater auf die andre Seite.

In das Nebenzimmer ging er nicht oft, nicht weil es die Bibliothek war — er blätterte gelegentlich ganz gern im Voltaire, dessen Oeuvres complètes hier in geräumigen Wandschränken standen, und auf den rotseidenen Sesseln saß es sich recht bequem —, aber der in den Rosensesseln der Britin Schmachtende sah das Bild der Französin nicht gern, das er in einer verliebten Minute hier aufgestellt hatte. Lieber betrachtete er noch die zierlichen Porzellane, kuriose Kerzenhalter aus der Meißner Manufaktur, auf denen spannenlange Schäfer an zollgroßen Liebesbriefen frickelten. Ein Marmorkabinett, geschmackvoll wie alles, bildet den Abschluß, dann beginnt Lady Milfords Reich, und die Tür öffnet den Weg zum Kern ihrer Herrschaft, zum Schlafzimmer. Blaßblauer Moiré verhüllt die tiefe Alkovenische, und linkerhand steht auch der Schreibtisch, ein Meisterwerk aus Rosen- und Zedernholz, an dem sie im vierten Akt den Scheidebrief schreibt.

Der zweite Aufzug aber spielt im Ruhezimmer zwischen rotbraunen Täfelungen mit reichem Goldschmuck. In Wandschränken

steht die Bücherei, aber Mylady in freiem und reizendem Negligé sitzt am Flügel und phantasiert. Sophie, die Kammerjungfer, steht am Fenster und meldet: »Die Offiziers gehen auseinander. Die Wachtparade ist aus, aber ich sehe noch keinen Walter.« Vorerst kommt der Kammerdiener mit den Brillanten und erzählt die Geschichte von den verkauften Soldaten und von der Meuterei zu Ochsenfurt — die Meduse der Revolution erhebt für eine Sekunde ihr Antlitz, und das Rosoko versteinert —, aber schließlich erscheint der Major von Walter, und Johanna Norfolk stammelt: »Darf ich Ihnen dieses Sofa anbieten?« Es ist eigentlich eine Causeuse und für die zärtliche Szene, die die Favoritin erwartet, wie geschaffen. Aber der Untertan schlägt den Sitz aus, schlägt ihre Hand aus, und sie »läßt alle Minen springen«.

Nebenan, ja das ist der »sehr prächtige Saal bei der Lady«. Hier empfängt sie Luise. Sie hat nicht genügend Gleichgewicht, um unter dem Thronhimmel Platz zu nehmen — wie schillert der Damast blau und weiß und rot! —, sie wirft sich in das Sofa und betrachtet die Nebenbuhlerin im Spiegel. Der mit Kerzen besteckte Kronleuchter wirft alles Licht auf die Sechzehnjährige — derselbe Lüster, den der große Oheim aus Berlin hierhergeschenkt und den



Ahnenzimmer im Ansbacher Schloß

Kupf. Gebr. Meh, Tübingen

der galante Herr Neveu hier aufgehängt hat. Zwanzig Jahre später steht Marschall Bernadotte hier im Saal — verschwunden ist Johanna Norfolk, zerstoßen die Kalbs und Wurms und Walters, ein neuer König ist aufgefunden, der heißt Napoleon —, und dieser Lüster, ein Gedicht aus Porzellan, wird von seinem Faden gerissen und soll mit nach Paris. Aber seine Kokonatur rettet ihn. Er ist zu zierlich für die täppischen Hände, zu spröde für die holprigen Wege, die Napoleons Legionen zerstampft haben, darum läßt man ihn doch hier. Was wäre auch dem Empire in die Hände gefallen? Die Echerben des Kokos. —

Von diesen Geschichten sprach Amaranth zu Phyllis in der kleinen Kaffeeschenke, in der sie von dem Genuß dieser Herrlichkeiten ausruhten. Phyllis hatte sich sehr viele Ansichten von den Zimmern gekauft, und nun spielten sie mit den Bildern ein heiteres Kartenspiel. Er spielte das Spiegelzimmer aus, und sie trumpfte ihm mit dem weißen Saal, die Bildergalerie stach er ihr mit dem Gobelin-saal, aber als sie die Thronsäle auspielten, wurde die Partie remis, denn sie konnten sich nicht einigen, welcher von beiden mehr Augen haben sollte.

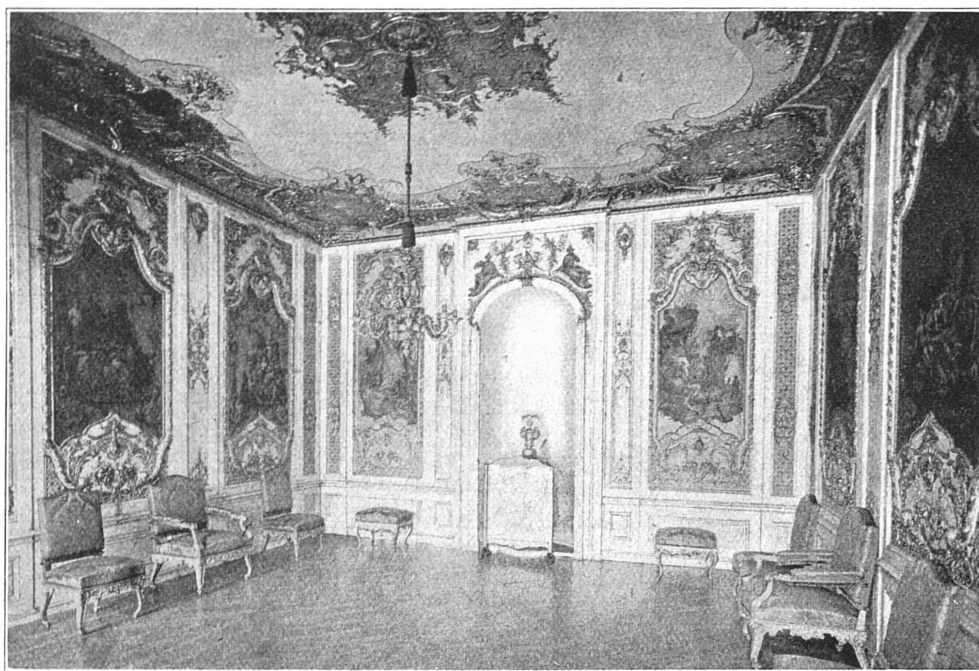
Das Ansbacher Schloß steht an einer Stelle, da Deutschland Frankreich ist. Aber

auch das Bürgerstädtchen ist französisch angehaucht. Amaranth wies Phyllis manch kräftiges Walmdach, und sie stöberte da und dort ein zierliches Portal auf, hinter dem wohl ein Georges Dandin, aber kein Müller oder Meyer wohnen konnte. An diesem Hause war es der Fenstersturz, an jenem die Pforte. Ein festes Stadttor stand da mit knorrigem Turm wie eine riesige Pfefferbüchse, und die Torflügel schnitten eine kurvige Redute aus einer engen Straße; eine breite Promenade war aufgeschüttet, wo Anno Tobak der Stadtgraben floß; altfränkische Gärten wölbten sich die Böschung hinunter und wieder empor, und ein neugieriges Gartenhäuschen setzte sein Fundament auf die frühere Stadtmauer.

Sie durchschritten die Platenstraße und spähten nach der Gedenktafel. »Dort muß es sein,« prophezeite Phyllis und wies auf einen breitstirnigen Bau hin, zwar sehr schlicht, aber ungemein aristokratisch, und eine arme Grafenfamilie hätte ihn zur Not ihr Palais titulieren können. Aber das adlige Häuschen war ausgerechnet das Heim der Krankenkasse, und an einem recht bürgerlichen Biedermeierhäuschen kündete die Tafel, hier sei der Graf geboren.

Aber auch die blaue Blume blüht noch in Ansbach, die richtige blaue Blume der Romantik. Sie waren in die Gumbrechtskirche eingedrungen, und des Kirchners Töchterlein





Marmorfaal im Ansbacher Schloß

Aufn. Gebr. Weg, Tübingen

mit dem gewichtigen Schlüsselbunde machte den Führer. Sie könne noch nicht alles erklären, wandte sie sich entschuldigend an Amaranth, denn der alte Kirchner sei erst kürzlich pensioniert worden, und sie seien noch nicht lange hier. Aber ihr Fehler war in seinen Augen ein Vorzug. Er hatte sich schon zu oft über die naseweisen Klugschwäger geärgert, die ihre Litanei herunterbeten müssen, wenn man sich noch so viel Mühe gibt, sie aus dem Konzept zu bringen, und die mit ihrem Geplapper rettungslos das bißchen Stimmung zerfasern, das der heutige Reisende sich mühsam rettet. Es ist eben ein sehr bitteres Kapitel, unser Geführtwerden in Kirchen und Schlössern, und unsre kümmerliche Reiselust kann hier wenig Lorbeeren verteilen. So wie er es hier fand, und etwa wie in Creglingen beim Muttergottesaltar oder in der Solitüde, war es Amaranth am liebsten, die Führerin schloß auf, setzte sich auf die Kirchenbank im Dunkel, bis der Reisende sich satt gesehen hatte.

Am Schiff dieser Kirche sieht man sich schnell satt. Ein laibler Saal im nüchternsten Weiß, sehr rechtwinkliges Gestühl, eine mächtige Empore mit dem markgräflichen Kirchenstuhl — das ist alles. Man könnte hier wohl ein orthodoxes Kampflied, aber nie und nim-

mer einen pietistischen Choral singen. An den Betchemeln prangen allenthalben die Namen der Andächtigen, damit sich der liebe Herrgott in der Gemeinde seiner Schäflein auskennt, oder daß wenigstens sich nicht ein Schuster mit seiner Andacht verirrt, wohin ein Schneider gehört. Ordnung muß sein, auch unter den Rechtgläubigen.

Die Markgrafen, die früher im mollig geheizten Kirchenstuhl zur Erbauung der Gemeinde geschlummert haben, schlafen jetzt weit weniger bequem draußen in der Sakristei. Aber die mächtigen Särge sind leer, und die Gebeine sind pietätlos in eine Reihe von Kisten eingepfercht. Phyllis war entsetzt. »Ich lasse mich verbrennen,« erklärte sie, »dann kann mir so etwas nicht passieren.« Aber das hier wäre nur eine Probe, meinte die Führerin. Wenn sie nach mehr Markgrafen geküstete, müßten sie auch die Nachbarkirche besuchen, dort sollten auch Sarkophage stehen; aber Amaranth und Phyllis dankten dennoch, sie suchten den Geist der Markgrafen und nicht ihre Gebeine.

Dem Geist der ältesten Markgrafen waren sie näher, als sie glaubten. Eine Seitenpforte öffnete sich vor ihnen in der Kirchenmauer, und sie traten in den gotischen Chor der alten Kirche, den man nicht rechtgläubig um-

gebaut hatte. Die frostige Helligkeit wandelte sich in mystisches Dämmerlicht: sie standen in der Kapelle des Schwanenordens.

Der fromme Kurfürst Friedrich Eisenzahn hat den Schwanenorden gegründet und ihm in der Brandenburger Marienkirche sein Kapitel eingerichtet. Albrecht Achilles, der ritterliche Bruder, schuf im Süden eine Zweigstiftung und beheimatete sie in dieser Kapelle. Wer in diese Bruderschaft aufgenommen war, mußte »geloben und halten, alle Tage zur Ehre und zum Lobe Unserer Lieben Frau mit Innigkeit und Andacht sieben Paternoster und sieben Ave-Maria zu beten oder statt dessen den Armen sieben Pfennige zu geben, ferner alle Abende vor den jährlichen Marienfesten zu fasten, die Feste selbst aber mit großer Würdigkeit zu begehen«. Kein Trunkenbold, kein Wollüstling, weder Räuber noch Verräter durfte dieses Ordens Kette tragen. Die süße Frömmigkeit des späten Mittelalters machte einen rührenden Versuch, die rauhen Sitten der Zeit zu mildern. Sie appelliert an die Ritterlichkeit des geharnischten Mannes, denn nicht mit der Forderung eines unpersonlichen Sittenbogens drangsaliert sie den rüden Kämpfen, sie beschneidet ihm die ungeflachten Fänge »zu Unserer Lieben Frauen Ehre«. Das Ewigweibliche wollte durch das Medium der Frömmigkeit über Herz und Gemüt des Ritters herrschen, wie es — und das ist die Brücke zu dem andern Ansbach — drei Jahrhunderte später mit dem Zepher der Galanterie über Geist und Gehaben der Kavaliere geboten hat.

Täglich mußte der Schwanenritter beten, und wie wohlklingend klingt das Deutsch des fünfzehnten Jahrhunderts:

An der lesten stunde myn,  
Wan ik lide smert vnde pyn  
Vnd wan hier vorscheide,  
Do my denne Maria Trost,  
Dat ik selich ganz verlost  
Vare hen in dyn geleide.  
Amen.

Und war er gestorben, so hängte der Dechant des Ordens sein Wappenschild hier auf und versammelte dann die Ordensbrüder zu einer Gedächtnismesse.



Die Schwanenordenskette

Einigen besonders Bevorzugten errichtete man auch den Grabstein in dieser Kapelle, und wie die Paladine um das Heiligtum scharen sich zwölf Sandsteinmale um den Altar der Lieben Frau. Ein ungelinker Meißel hat die Figuren aus dem Stein herausgestemmt, und die Zeit hat ihnen übel mitgespielt. Dem nahm sie den Arm, jenem ein Bein, mancher hängt nur noch an der Stelle stärkster Körperlichkeit mit dieser Erde zusammen, und doch strömt ein eignes Fluidum von diesen steinernen Rittern aus. Sie sind untereinander verschieden wie eine Mustersammlung der vier Temperamente: das ist der Sanguiniker links mit der sorgfältigen Tracht und dem geglätteten Haar, der lockige Jüngling neben ihm ist ein Choleriker reinsten Prägung, phlegmatisch betet dieser Alte die faustgroßen Kugeln seines Rosenkranzes ab, und verschleierte Melancholie spricht aus der Haltung des Jünglings, dessen Leib fast zerstört ist, zu dessen Haupt sich aber Engel niederbeugen. Telramund schläft hier friedlich neben Lohengrin, das Band des Schwanenordens eint sie alle.

Buntes Nachmittagslicht bricht durch gemalte Scheiben, und ein morsches Banner bewegt sich im schärferen Luftzuge der Gegenwart. Die Männer auf den Grabsteinen sind tot, und ihr Leib ist vermodert, vom Altar herab lächelt die Jungfrau heute wie einst. Sie ist lebendig geblieben, ist jung geblieben, ist Weib geblieben.

»Es ist damals wie heute,« sagte Amaranth leise wie ein Schlußwort. »In vielen Verkleidungen bleibt es immer die Frau. Den gotischen Männern nahte sich die Gottesmutter, und sie küßten anbetend den Saum des Sternenmantels; die Königin neigt sich dem seidenen Kavalier, und er wagt den Fuß auf die Hand.«

»Und was sind wir heute?« fragte Phyllis dagegen. »Was bin ich dir?«

Amaranth schwieg und führte sie leise hinaus. Aber draußen unterm Torbogen im strömenden Tageslicht drückte er ihr die Hand und sagte mit einem festen Kuß auf ihren Mund: »Du bist mein guter Kamerad.«





Die kleine Novelle des Grafen Gobineau, die hier der deutschen Leserschaft zum erstenmal dargeboten wird, war bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch unbekannt. Erst André von Hevesy hat sie aus dem Nachlaß des Verfassers ans Licht gezogen und Ende 1913 in der »Nouvelle Revue française« Anfang 1914 in einem Einzeldruck von nur 350 Exemplaren veröffentlicht. In seinen Einleitungsworten weiß der Herausgeber hübsch davon zu berichten, wie der gereifte Gobineau, in seinem Vortrage unterstützt durch den Eindruck seiner edlen und feingegliederten Züge und die Bewegungen seiner schöngegliederten Hand, gern in abendlicher Stunde am Kamin Freunden und Gönnerinnen erzählt und bei einer solchen Gelegenheit eines Tags auch aus dem Schatz seiner Erinnerungen an seine Diplomantentätigkeit in Deutschland die Geschichte von Adelaïde und ihrer Mutter hervorgeholt habe. Seine Zuhörerinnen hätten ihn daraufhin gebeten, den fesselnden Bericht niederzuschreiben und sich alsbald auch tatsächlich im Besitz der Handschrift unserer Novelle befunden. Inwieweit diese, ersichtlich auf mündliche Überlieferungen Dritter beruhende Darstellung in ihren Einzelheiten zutrifft, mag dahingestellt bleiben. Soviel wissen wir aber jedenfalls durch Gobineaus eignes zuverlässiges Zeugnis, daß der Erzählung insofern eine Sonderstellung in seinem Schaffen gebührt, als sie im Verlauf eines einzigen Tages zu Papier gebracht worden ist.

Dementsprechend haben wir es bei der »Adelaïde« nicht so sehr mit einer liebevoll durchgearbeiteten Leistung, als mit einer Improvisation, einer knappen, aber mit fester und sicherer Hand umrissenen Skizze zu tun. Und wenn man wohl von Gobineaus Novellistik, soweit sie überhaupt bei ihrer bestimmten Eigenart eine Einreihung verträgt, gemeint hat, daß sie am ersten noch der Kunst Mérimées und Stendhals benachbart sei, so neigt sich die Wage im vor-

liegenden Fall jedenfalls mehr nach Stendhals Seite; namentlich die schroffe Gemütslosigkeit, deren Gobineau sich vollkommen bewußt war und die von seiner sonstigen Art so auffällig absticht, könnte Erinnerungen etwa an Stendhals »Rot und Schwarz« wachrufen, die sonnige Ironie, mit welcher der Verfasser sonst das Herbeste wie das Lächerlichste zu vergolden weiß, wagt sich diesmal nur mit vereinzelt Strahlen hervor. Aber nicht nur darin besteht der Unterschied zwischen der »Adelaïde« und ihren Geschwistern. Während uns die »Reiseerinnerungen« von 1872 in die Inselwelt der griechischen Meere und an die entlegenen Küsten Neufundlands, die »Asiatischen Novellen« von 1876 ins tiefste Persien sowie nach Afghanistan und in den Kaukasus führen, begnügt sich der Verfasser unserer Novelle mit einem Ausflug auf das deutsche Nachbargebiet; und wenn die sämtlichen übrigen Novellen sich mit vollster Absicht ihres Schöpfers vor einem breitenfalten und farbenreichen Kulturhintergrunde abspielen und die Gestalten mit dieser ihrer Umwelt in der innigsten Beziehung stehen, so mangelt der »Adelaïde« die Perspektive so stark, daß der deutsche Schauplatz fast gleichgültig ist und die Erzählung für die Frage nach Gobineaus Beurteilung deutscher Verhältnisse so gut wie gar nicht in Betracht kommt; jedenfalls wird derjenige, der dieser Frage in Gobineaus Dichtung nachgehen möchte, in den einschlägigen Teilen des Romans »Die Plejaden« von 1874 eine ungleich reichhaltigere, gründlichere und erfreulichere Antwort erhalten. Womit übrigens die Möglichkeit, daß es sich bei der »Adelaïde«, wie die Überlieferung wissen will, um einen aus dem Leben gegriffenen Stoff handle und daß eben die Rücksicht auf noch Lebende ihre Veröffentlichung zu Gobineaus Zeit verhindert habe, nicht bestritten werden soll.

Weist uns somit der Gegenstand der Novelle in die erste Hälfte der fünfziger Jahre

des vergangenen Jahrhunderts zurück, wo Gobineau als Gesandtschaftssekretär in Hannover und am Frankfurter Bundestag tätig war, so wird doch, auch ohne Rücksicht darauf, daß Heveszys Angaben über die Entstehung nicht wohl dorthin passen wollen, ein näherer Kenner Gobineaus sich nicht leicht entschließen, die Arbeit selbst so frühen Tagen zuzuweisen. Man möchte sie lieber für eine Frucht bitterer Stunden halten, wie sie namentlich dem Gobineau der Spätzeit nicht erspart blieben. Aber auch das trifft nicht zu: als Tag der Entstehung ist uns für die »Abeläide« zuverlässig der 15. Dezember 1869 überliefert. Damit fällt die Arbeit mitten in die der Gesundheit des Dichters sicherlich abträgliche und in vieler Hinsicht auch anregungsarme, anderseits aber durch ein aufrichtiges und herzliches Freundschaftsverhältnis mit dem Kaiser Dom Pedro II. verklärte Zeit seiner Tätigkeit als Gesandter in Rio de Janeiro in den letzten Jahren vor 1870; sie rückt damit aber vor allem in die allernächste Nachbarschaft von Gobineaus herzenswärmster, farbenreichster und durchgearbeitetster Novelle, der »Afrivia Phrangopoulo« aus den »Reiseerinnerungen«, die im November desselben Jahres 1869 abgeschlossen wurde. Aber diese Tatsache gibt weniger ein Rätsel auf, als daß sie vielmehr eins löst: gerade nachdem Gobineau in der »Afrivia« sein Inneres voll ausgeströmt, nachdem er den Reichtum seiner Palette an sie verschwendet hatte, reizte es ihn offenbar nach dem Gesetz des Gegensatzes, die Sache einmal vollkommen

von der andern Seite in Angriff zu nehmen und — sei es nun wirklich auf äußeren Anlaß hin oder sonstwie — zu versuchen, wie weit sich mit Knappheit und Schärfe, mit bloßer kräftiger Zeichnung, mit der unbarmherzigen Parteilosigkeit des bloßen Beschauers kommen lasse. Und wenn auch auf diesem Wege kein Werk zustande gekommen ist noch hat zustande kommen können, das den übrigen Novellen Gobineaus ebenbürtig wäre, so begreift man doch, daß der Dichter unmittelbar nach vollendeter Arbeit auf seine so rasch und sicher gestaltete Schöpfung mit einem leisen Stolz blickte. An psychologischer Eindringlichkeit und Schärfe, an wirksamer Spannung und überraschenden Wendungen ist sie jedenfalls nicht arm und der Vorwurf der Alltäglichkeit wohl der letzte, der sie treffen könnte. Alles in allem fügt sie jedenfalls dem Bilbe des Novellisten Gobineau einen neuen und nicht unwesentlichen Zug hinzu.

Der Leser sei noch darauf hingewiesen, daß sowohl die »Asiatischen Novellen« (zu denen auch die auf deutsch einzeln gedruckte »Tänzerin von Schemacha« gehört) wie die »Reiseerinnerungen« (unter dem Titel »Reise Früchte«) und die »Plejaden« (unter dem Titel »Das Siebengestirn«) in Reclams Bibliothek leicht zugänglich sind.

Zum Schluß spreche ich meinem Freunde und Gönner Professor Ludwig Schemann in Freiburg i. Br., dem das Verfügungsrecht über Gobineaus Nachlaß zusteht, für die mir gütigst erteilte Erlaubnis zur Verdeutschung der »Abeläide« meinen herzlichsten Dank aus.

## Adelheid

**F**rau von Hautcastel lehnte ihr hübsches Köpfchen bequem an die Rücklehne ihres Sessels; alles schwieg, und der Baron begann folgendermaßen:

Noch in demselben Jahre, in dem Friedrich Rothbanner die Militärakademie verließ, um bei den Chevaulegers einzutreten, zog ihn Elisabeth Hermansburg an sich.

Es war das eine Art Theaterstreich. Nichts hatte die Gesellschaft auf ein so seltsames Ereignis vorbereitet, und im ersten Augenblick schien es, als wolle das empörte Gerede darüber kein Ende nehmen. Der dicke Malstrom, der seit Jahren für den erklärten

Anbeter der Gräfin galt, und besonders Bernstein, der, wie wohlbekannt, gründlich in sie vernarrt war und den sie unstreitig in seiner Narrheit noch bestärkt hatte, spien Feuer und Flamme, und es fehlte ihnen dabei nicht an Parteigängern. Selbst der Großherzog ließ sich von der allgemeinen Entrüstung anstecken und richtete an die Schuldigen ein so spitzes Wort, daß sie sich von Rechts wegen ganz durchbohrt hätten fühlen müssen; indessen gab sie Seiner Hoheit eine so kräftige und dabei in den Mantel des gebührenden Respekts so geschickt eingehüllte Antwort, daß sie die Lacher auf ihrer Seite hatte. Kurz, was geschehen war,

war und blieb geschehen und ließ sich nun einmal nicht ändern. Nach Verlauf von sechs Monaten hatte sich außer den beiden Übergangenen und Abgesetzten alle Welt daran gewöhnt, und man sprach nicht mehr davon.

Und doch konnte es, wenigstens dem äußeren Anschein nach, kaum etwas Abgeschmackteres geben. Elisabeth zählte fünfunddreißig Jahre und stand in der Vollreife ihrer Schönheit; der Ruf, den sie wegen ihres Geistes genoß, wuchs von Tag zu Tag und war nicht mehr zu überbieten. Dagegen konnte Rothbanner zur Rechtfertigung seiner Glücksansprüche nichts ins Feld führen als seine zweiundzwanzig Jahre und eine hübsche Erscheinung; von dem inneren Wert, den man ihm später zuerkannte, war noch nicht viel zu bemerken; dies Kleinod schlummerte damals noch in seiner Muschel. Um das zu erzielen, was geschehen war, hatte es der ganzen grundgescheiten Überlegung und des egoistischen Scharffsinns bedurft, welche der Gräfin als unschätzbare Gaben zugefallen waren — wie sie denn überhaupt in jeder Hinsicht für ein ganz in sich vollendetes Geschöpf gelten durfte — und vor allem jener Klugheit der Weltfinder, welche denjenigen, die sich ihrer rühmen können, zu einem redlichen Anspruch auf die ewige Verdammnis verhilft. Elisabeth Hermansburg hatte sich überlegt, daß sie, auf dem Gipfel ihres Ruhms angelangt, in bedenkliche Nähe des drohenden Abstiegs geraten sei; ihre Rosen waren zur Vollblüte gelangt, und nun hatte sie sich bald mit den Dornen abzufinden. Um in Erfahrung zu bringen, was im Lauf der Welt aus einer umschwärmten Frau wird, brauchte sie nur die Augen aufzutun: in den Gärten der Armida, in denen sie als Königin thronte, war der grüne Rasen nur zu reichlich mit runzligen Zikaden bevölkert, deren mahnende Stimmen niemand so gut verstand wie sie. Sie nahm die Schicksale dieser traurig Verwandelten eins nach dem andern in Gedanken durch und glaubte schließlich den Grund ihres Unglücks in der Sorglosigkeit erkennen zu dürfen, mit der eine jede von ihnen ihr Geschick an einen Mann geknüpft hatte, der sie beherrschte und sich folglich jeden Augenblick von ihr abwenden konnte, wenn sein Herz ihm eine solche Fahrensflucht gebot.

Sie sagte sich: Ich wünsche jemand zu

beglücken. Ich will einen Sklaven haben, der mir alles verdankt: seinen ersten Erfolg, sein erstes Glück, seinen ersten Ruhm, seine ersten Erfahrungen. Er soll mich anbeten, und wenn ich ihn meinerseits anbete, soll er von meiner Empfindung nichts erfahren, und so werde ich ihn beherrschen. Ich werde ihn führen, wohin es mir beliebt, und ihn von Grund aus kennen: seinen Kopf und sein Herz, seine guten und schlimmen Seiten, seine Fehler und Vorzüge; jenen will ich schmeicheln, soweit sie mir dienlich sind, diese unterdrücken, insofern sie sich gegen mich wenden könnten. Ich will ihn ganz für mich haben; einmal, weil er ganz jung sein und sich ohne Rückhalt hingeben muß, und dann werde ich diesen Umstand dazu benutzen, ihn nach meinem Wunsch zu bilden und zu kneten, daß, wenn er jemals daran denkt, wider den Stachel zu lecken, er weder Nerven noch Muskeln für seinen Zweck bereithalten soll. Auf diese Weise hoffe ich eine der schönsten Romanvorstellungen zu verwirklichen: ich gedenke eine Herzensneigung von jener erträumten Art ins Leben zu rufen, die ins Angemessene dauert, und so werde ich, wenn es mir gefällt, bis zu meinem letzten Hauche Sulbungen empfangen und Liebe genießen; zum wenigsten wird — und das ist das Wesentlichste — die Welt glauben, daß dem so sei. Und schließlich, wenn auch eine derartige Kette vielleicht schwer werden kann — ob sie zerbrochen werden soll, steht bei mir, und nicht bei ihm, liegt in meinem, nicht in seinem Willen.

Als sie Rothbanner zum erstenmal erblickt, hatte ihr Wohlgefallen sogleich dazu ausgereicht, ihn in Gedanken alsbald mit ihrem Besitzstempel zu versehen. Sie nahm sich gerade noch Zeit, sich von dem Vorhandensein von Gemüt bei ihm zu überzeugen, und dann geschah alles, wie sie gewollt. Es versteht sich, daß Rothbanner sich um so glücklicher fühlte, als er sie schon verlorengelassen hatte.

So gingen die Dinge fünf Jahre lang prächtig ihren Weg, und jeder Eingeweihte kann gleich mir bezeugen, daß der Liebhaber sich auf keiner Ablenkung in irgendwelcher Richtung, auf keiner Spur von Ernüchterung ertappen ließ. Frau von Hermansburg war inzwischen volle vierzig geworden, und alles ging ausgezeichnet, bis sich eines

Tags ihr Gatte, ganz so töricht und unpassend, wie das von jeher in seiner Art lag, sterben legte. Damit war das Zeichen zur Katastrophe gegeben, denn nunmehr traten Geheimnisse ans Licht, von denen bis zur Stunde niemand etwas geahnt hatte.

Nach Verlauf ihres Trauerjahres drang die Gräfin, die schon seit etwa achtzehn Monaten häufig zerstreut und von etwas weitgehender Seiterkeit schien, in Rothbanner, ihre Verdienste um ihn anzuerkennen und ihrem offenkundig etwas unklaren Verhältnis durch eine Heirat ein Ziel zu setzen. Rothbanner war davon überrascht und ließ das — was sicherlich nicht sonderlich geschickt war — auch merken, indem er mehr guten Willen bekundete als Liebe verriet. Und schließlich hatte er auch Ursache, erstaunt zu sein: die Gräfin, starkgeistig wie sie war, hatte sich gegenüber Dingen, die unter ihr standen, niemals vorurteilsvoll gezeigt. Die Stellung, die sie in der Welt einnahm, ihre Kaltblütigkeit, kurz gesagt, ihre Redheit hatten immer die Richtung zu bestimmen und sich Respekt zu erzwingen gewußt, und es herrschte keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß man ihr manches durchgehen lassen könne und müsse. Rothbanner wandte gegen die Laune seiner Dame ein, daß sein Zartgefühl sich der Erfüllung ihres ausgesprochenen Wunsches durchaus widersetze; er sei arm, und ein solcher Schritt würde den Anschein erwecken, als habe er seine Stellung zu ihr aus wenig ehrenhaften Beweggründen mißbraucht, was man um so eher glauben würde, als schließlich zwischen ihm und der Gräfin doch ein recht beträchtlicher Altersunterschied bestehe, und Ehen, die trotz einem solchen Hindernis geschlossen würden, immer zu reden gäben. Ferner sei er katholisch, die Gräfin protestantisch, und seine Familie, die zu dem, was innerhalb von vier Wänden vor sich gehe, gern ein Auge zudrücke, würde sicher Einspruch zu erheben finden, und zwar sehr nachdrücklichen, wenn es sich um eine Art von öffentlichem Verzicht auf altererbte Überlieferungen handle. Kurz — und das war sein letzter Grund, den er bis zum Überdruß wiederholte —, er sehe nicht ein, weshalb ein so dauerhaftes, so sicheres und so ungetrübtes Glück durch den Wahn, das Gute durch ein Besseres zu ersetzen, gestört, handgreiflich gestört werden solle.

Alles das hatte Hand und Fuß; indessen blieb die Gräfin fest bei ihrem Voratz; nur einen einzigen von den Einwänden hielt sie für ernstlich beachtenswert, und so begab sie sich denn eines Tags ohne Friedrichs Vorwissen zum Erzbischof von B. und teilte dem Kirchenfürsten ihren Wunsch mit, zutreten. Dieser, der gar kein Arg dabei hatte, war begreiflicherweise von ihrem Voratz gerührt und entzückt. Die Neubefehrte zeigte ganz die geistige Verfassung, die ihm erwünscht war. Sie war allemal schon vor der Unterweisung am Ziel, verblüffte die Kapläne, die man ihr zu Lehrern gab, durch die Vielseitigkeit und Rechtgläubigkeit ihres theologischen Wissens, und wahrhaftig, eines Sonntags — es war der dritte nach Ostern, wenn ich nicht irre — schwur sie im Dom zu B. seelenruhig ihren alten Glauben ab, zur lebhaften Befriedigung der versammelten Menge. Tags darauf kam sie bei Rothbanner auf ihre Angelegenheit zurück und forderte ihn auf, sie zu heiraten.

Die Unterhaltung zwischen den beiden Streitenden war anfänglich liebevoll und äußerst sanft; dann ward sie etwas trocken, und als die Gräfin sich deutlich überführt hatte, daß der Sieg nicht von selbst kommen werde, faßte sie sich kurz und setzte ihrem Gegner das Messer an die Kehle.

»Also, ganz bestimmt,« sagte sie ihm mit einem Blick, dessen herber und entschlossener Ausdruck ihm noch neu war, »Sie wollen also nicht?«

»Ich will nicht.«

»Sie können nicht?«

»Ich habe mich schon hinreichend erklärt.«

»Gut. Sagen Sie mir all Ihre Gründe noch einmal.«

Von neuem zählte er, diesmal nicht ohne einen Anflug von Unwillen, alles auf, was er ihr schon zwanzigmal wiederholt hatte.

»Das also sind Ihre Gründe?«

»Wie Ihnen bekannt ist.«

»Warum sagen Sie mir eigentlich nicht den einzigen wahren?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich frage Sie, warum Sie mir nicht frei heraus den ernsthaften Grund verraten, der Sie hindert, mir nachzugeben?«

»Ich verstehe nicht, was das heißen soll.«

»Ich meine Ihr Verhältnis zu meiner Tochter.«

»Gnädige Frau!«

„Zu meiner Tochter, sage ich; damit wäre die Sache rund und nett beim Namen genannt, und auf dieser Grundlage wollen wir uns weiter erklären.“

Man kann sich die Erscheinung der beiden Kämpfer leicht vorstellen — denn von Liebenden war in diesem Augenblick nicht mehr die Rede. Elisabeth zeigte jene Blässe des Helden, die keine andre Ursache hat als das Angestüm des Siegesverlangens, Friedrich die ratlose Beweglichkeit des Tieres, das sich in der Schlinge gefangen sieht und wenig Aussicht hat, sich herauszuziehen.

»Verehrter Herr,« sagte die Gräfin, »ich gedenke Ihnen keine Vorwürfe zu machen; beruhigen Sie sich, fassen Sie sich. Nicht ich kann Ihr Richter sein, das Recht dazu habe ich mit dem Augenblick verloren, wo ich all meine Würden niedergelegt habe. Ich bin es gewesen, die Sie in dies Haus eingeführt, Sie zum Herrn darin gemacht, Ihnen jede Gewalt verliehen, jede Freiheit verstattet hat. Freilich, Sie haben Ihre Rechte bis zum Frevel mißbraucht. Nein, erheben Sie keinen Einspruch! Auf dem Punkt, auf dem wir stehen, kann ich Ihnen zwar Vorwürfe ersparen, aber es ist nicht mehr als berechtigt, wenn ich fordere, daß Sie der Wahrheit ins Gesicht sehen sollen. Ist sie nicht sonderlich schön — nun, so werden Sie zugeben müssen, daß dafür nicht ich verantwortlich bin. Sie haben ein ganz junges Mädchen gefunden, noch ganz ohne Verständnis, ohne Wissen, ohne Voraussicht. Aber wir wollen das Vergangene auf sich beruhen lassen und an die Zukunft denken. Wir beide haben der Welt so viel Argernis gegeben, daß ich mich für unfähig erklären muß, dem noch etwas Neues hinzuzufügen. Vielleicht würden Sie die Gewogenheit haben, Fräulein von Hermansburg zu heiraten, wenn ich darauf bringe; aber unser Verhältnis ist so offenkundig gewesen, daß mir schon der bloße Gedanke an eine solche Angeheuerlichkeit Grauen einflößt. Man könnte ja sagen, Maßnahmen dieser Art seien ganz alltäglich, und ich weiß das ganz wohl. Aber mir liegen sie nun einmal nicht, und ich sehe nur einen Ausweg, nämlich zunächst unsre Beziehungen zu regeln und weiter Fräulein von Hermansburg für einige Zeit zu entfernen und sie zu verheiraten. Auf diese Weise kann alles wieder ins reine kommen, und ich kann mir nicht denken, daß

Sie den einzigen Weg sollten verschmähen wollen, der uns eben ins reine führt.«

In Elisabeths Worten, die äußerlich ganz wohl zusammenstimmten, lagen tatsächlich Wahres, Zweifelhaftes und Falsches nahe genug beieinander; das trat mit einem Schlage ins hellste Licht, als plötzlich Adelheid von Hermansburg den Empfangsraum ihrer Mutter betrat. Adelheid hatte vor kurzem ihr achtzehntes Jahr vollendet. Ihr Haar zeigte das hellste Blond, ihre Hautfarbe war blendend weiß, ihre Erscheinung königlich, ihre Arme von wundervoller Form; nichts erinnerte an ein jugendliches Mädchen, vieles an eine Kaiserin in großem Stil, und wenn ihr der Geist ihrer Mutter abging, ihre Kühnheit und ihr unversöhnlicher Stolz mangelten der Tochter keineswegs, und dazu verfügte sie — was wahrlich nicht wenig besagen wollte — über das vollkommen bestimmte Gefühl, daß sie als geliebte Frau mit derjenigen, die es nicht mehr war, daß sie als eben erblühte Schönheit mit der schon halb entblätterten Rose ruhig in die Schranken treten könne. Nach irgendeinem Merkmal, das auch nur entfernt an das Verhältnis der Tochter zur Mutter erinnert hätte, würde man vergeblich gesucht haben.

Es wäre müßig, bestreiten zu wollen, daß der arme Friedrich Rothbanner, der immer so sanft, so entgegenkommend, so lebenswürdig und, wenn ihn nichts bedrückte, auch geistreich war, zwischen den beiden Olympierinnen nicht eben die sonderlichste Figur machte; ich kann mir ausgezeichnet vorstellen, wie er, in seiner stets gewählten und tadellosen Haltung, auf den Marmor des Kamins gestützt, trotz seiner Gewandtheit selbst um das bescheidenste Wort verlegen war.

Elisabeth von Hermansburg war über die Erscheinung ihrer Tochter einigermaßen überrascht, und da sie insofgedessen zögerte, ließ sie sich den Vorteil des ersten Angriffs entgehen. Zudem wußte sie nicht, was das junge Mädchen beabsichtige.

»Gnädigste Mama,« sagte Fräulein von Hermansburg leichtthin und in kühlem Ton, »verzeihen Sie bitte, wenn ich so bei Ihnen eintrete; aber da ich annehme, daß der verehrte Herr schon mit Ihnen gesprochen hat, werden Sie es begreiflich finden, daß die Angelegenheit mir von Wichtigkeit ist und

ich in meiner eignen Sache auch mitreden möchte. Schon seit vierzehn Tagen spricht mir Herr von Rothbanner von seiner Absicht, bei Ihnen um mich anzuhalten; ich habe darin eingewilligt, aber Morgen für Morgen und Abend für Abend weiß er irgendeinen Grund, weshalb er noch nicht gesprochen hat. Ich wünsche, daß das ein Ende nimmt, und bringe darauf, zu wissen, ob Herr von Rothbanner Sie in unsre Absichten eingeweiht hat. Wenn nicht, so mag er sich endlich erklären.»

»Meine Tochter,« erwiderte die Gräfin, »Sie werden Herrn von Rothbanner nicht heiraten.«

»Warum nicht, gnädige Mama?«

»Weil Herr von Rothbanner mir gehört und mich heiratet.«

»Jeht sprechen Sie, Friedrich!« sagte Abelheid und wandte sich mit stolzer Miene dem jungen Offizier zu, der sich, mitten in dem Glanzfeuer zweier Augenpaare, wahrlich nicht allzu behaglich fühlte. Er bemühte sich vergeblich, irgendeine Redensart zu finden, die versöhnlich genug gewesen wäre, um nicht geradezu eine gewaltsame Entladung heraufzubeschwören, als die Gräfin das Wort ergriff.

»Ich muß schon sagen, Ihre Reden kommen mir recht unverständlich vor, liebe Tochter, und wenn ich nicht mit Ihrer Unerschahrenheit rechnen dürfte, könnte man sie sogar lächerlich nennen. Ziehen Sie sich bitte wieder zurück und denken Sie an etwas andres.«

»Gnädige Mama,« entgegnete Abelheid heftig, indem sie die Arme über der Brust kreuzte und bald ihre Mutter, bald Friedrich mit Blicken maß, aus denen der aufziehende Sturm leuchtete. »da ich zu keinerlei Schonung verpflichtet bin, beanspruche ich, was mir gehört; und nun reden Sie!« fuhr sie fort, indem sie mit dem Fuße aufstampfte; »Sie wissen, daß es jezt an Ihnen ist, sich zu erklären.«

»Und an mir erst recht!« rief Elisabeth. »Es ist jezt genug, und — bitte keine Opernszene! Sogenannte Auftritte und fragwürdiger Ton sind mir äußerst zuwider. Beide könnt ihr sicher sein, daß ich mich weder von dem einen noch von dem andern von euch unterbekommen lasse, wohl aber euch vielleicht alle beide niederzwingen. Sie, Fräulein von Hermansburg, sind nicht groß-

jährig, und ich werde Sie in ein Kloster stecken, und das mit gutem Grund; und Sie, Herr von Rothbanner, werden es mit der öffentlichen Meinung zu tun bekommen, die recht wenig Verständnis dafür befunden dürfte, daß Sie sich in einem guten Hause, in meinem Hause, derartige Freiheiten genommen haben. Keine Stunde gebe ich Ihnen zur Entscheidung; in einer Minute will ich wissen, woran ich bin. Hier steh' ich — dort meine Drohung. Wählen Sie!«

Abelheid preßte die Zähne zusammen, jedoch ohne jede Verzerrung, und indem sie dem jungen Manne voll ins Gesicht sah, sprach sie die Worte: »Ins Kloster müssen — jeder Ehre beraubt dastehen — von Ihnen verlassen werden — gut! Nur lassen Sie ihr nicht den Sieg!«

Nach Verlauf einer Minute kehrte die Gräfin zurück. »Nun?« fragte sie leise.

Man kann nicht gerade behaupten, daß Friedrich dabei eine erhebende Rolle spielte; indessen gibt einem das Schicksal in der Komödie des Lebens überhaupt nicht immer den Part, den man wünscht. Wählen sollen! Das war in der That keine Kleinigkeit, und es stand hundert gegen eins zu wetten, daß die Sache keinesfalls günstig ausliefe: willfahrte Friedrich dem Wunsche Abelheids, so konnte er sicher sein, weder sie selbst noch irgendein Liebesglück zu erringen; widersezte er sich der Gräfin, so war er seiner Ehre für immer beraubt, für die Welt so gut wie verloren, seine Entlassung aus dem Heer und die Notwendigkeit, das Land zu räumen, waren ihm gewiß, und — was ich nicht aus den Augen zu lassen bitte — er besaß keinen Heller, wodurch seine Lage noch in bedenklichem Maße verschlimmert wurde. Überhaupt, wenn seine Kopflosigkeit auch nicht helbenhaft erscheinen konnte — begreiflich zum mindesten war sie.

In so völliger Ratlosigkeit, wie in aller Welt er sich entscheiden solle, entschied er sich schließlich ganz natürlicherweise dahin, die Fassung zu verlieren; seine Nase errötete leicht, seine Augen wurden feucht, und er zog sein Taschentuch hervor, um sich zu schneuzen. Die Wirkung dieses Vorgangs auf die beiden Frauen war von durchaus verschiedener Art: während Abelheid mit verächtlichem Lächeln das Zimmer verließ, nahm die Gräfin Friedrich gegenüber Platz und ergriff seine Hände.



»Zum Ersatz«, sprach sie, »verzeihe ich Ihnen alles; ich will alles vergessen und Ihnen nichts von der blinden Hingebung entziehen, die ich Ihnen seit so langen Jahren entgegenbringe und die Sie so wohl kennen. Ich bin weder töricht noch denke ich kleinbürgerlich. Du lieber Gott, Friedrich, ich weiß ganz gut, in meinem Alter kann man sich nur durch Güte und Nachsicht retten. Sie sind jung ... Sie haben sich ebenso sehr hinreißen lassen, wie Sie selbst hinreichend gewirkt haben ... das alles läßt sich vergessen.«

Auf diesen Ton mütterlichster Zuneigung war eine ganze halbstündige Rede gestimmt. Jede andre Art von Zärtlichkeit wäre in diesem Augenblick nicht am Platz gewesen, und das begriff sie sehr wohl, wie sie überhaupt alles begriff. Und verdient nicht auch die erlesene Kunst Bewunderung, mit der sie sich sogleich auf den Standpunkt der unbedingt sicheren Siegerin, der Herrin über die eroberte Festung zu stellen wußte? Friedrich hatte wohl die Absicht, sich dagegen zu sperren, aber über den Erwägungen, wie er seinen Widerstand am besten ins Werk setzen könnte, versäumte er die Zeit, und so sah er sich nach Verlauf einer Viertelstunde so gründlich mit Rosenketten umstrickt, eingewickelt, verschnürt und festgenagelt, daß es eine Art hatte; und ob er es auch mit Zapeln und einigen Seitensprüngen versuchte — es half nun einmal nicht. Elisabeth in ihrer Engelsgüte begriff alles, verzieh alles; sie gab sich durchaus nicht etwa als zürnende Liebhaberin, ebenso wenig als künftige Gattin, die sich in ihren Ansprüchen weise bescheidet, auch nicht als eine Ariadne, die sich durch Vermittlung des Bacchus dem Theseus wieder versöhnt — sie spielte garabazu die barmherzige Schwester. Und so konnte denn nur noch eins helfen: Fräulein von Hermansburg, die nun einmal unbestreitbar ihren Stiefvater geliebt hatte, verschwand um die Zeit der Vermählung ihrer Mutter mit Rothbanner für drei Monate zu einer Tante; da sie indessen ebenso unstreitig ihre Mutter nicht minder liebte als ihren Vater, so setzte sie noch vor Ablauf jenes Vierteljahrs Himmel und Hölle in Bewegung, um zu ihr zurückkehren zu dürfen; dabei stieß sie indessen auf Widerstand, und damit war das Signal zu einem Feldzug gegeben, der mit so überlegener strategischer

Kunst geführt wurde, daß selbst die geriebensten Heerführer alter und neuer Zeit sich davor hätten verstecken müssen.

Die Gräfin erklärte ihren sämtlichen guten Freundinnen: »Meine Tochter ist ein wahres Wunder von Hingebung und Selbstverleugnung! Daß sie an ihrem Stiefvater kein Wohlgefallen findet, kann ich kaum mißbilligen, und ich zürne ihr um so weniger darum, als sie sich in ihren Briefen über diesen Punkt durchaus mit angemessener Zurückhaltung ausspricht; aber es hält für mich nicht schwer, sie zu durchschauen, denn Adelheid ist eine zu reine Seele, um sich verstellen zu können. Wenn sie so nachdrücklich auf die Rückkehr zu mir besteht — wissen Sie, was sie sich dabei denkt? Sie glaubt, mein junger Gatte könne mich nicht glücklich machen, und sie möchte hier sein, um mir Trost und Stütze sein zu können. Diesen kleinen Roman hat sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt und will den Glauben daran vorläufig nicht fahrenlassen, in dessen, eine solche Einbildung muß sich überleben, und so bestehe ich denn darauf, daß Adelheid bis zu ihrer Verheiratung bei ihrer Tante Therese bleibt. Sie ist dort vortrefflich aufgehoben, und Sie begreifen wohl, daß mir gerade dieser leidenschaftliche Zug in ihrer Neigung zu mir ein Opfer auferlegt, sicherlich das schwerste, das ich bringen kann; nämlich mich für einige Zeit von dem Kinde zu trennen, das mir so lieb ist und das bisher noch nie von mir entfernt gelebt hat.«

Adelheid ihrerseits verkündete jedem, der es hören wollte: »Meine Mutter wird mit Herrn von Rothbanner zweifellos unglücklich werden; sie hätte nicht wiederheiraten sollen; aber da ich ihr Kind bin, steht es mir nicht an, sie zu tadeln; ich darf nur die Gefahr sehen, in der sie schwebt, und ich sehe auch nur diese. Eine bessere Mutter als meine gibt es nicht, und was sie auch aus übertriebenem Liebesgefühl getan haben mag, ich weiß doch, daß ich ihr unentbehrlich bin. Ich bin bereit, ihr meine Neigungen, mein Leben zu opfern! Ich will niemand haben, niemand lieben als sie! Ich will zu ihr zurück und werde mich niemals vermählen!«

Sie schickte sich in der Tat an, damit Ernst zu machen. Man schlug ihr, wie Sie sich vielleicht erinnern, Philipp von Ruben vor;

das bedeutete sechzigtausend Taler Rente aus Grundbesitz, einen guten Namen, einen fünfunddreißigjährigen Mann von angenehmem Äußeren — sie schlug alles aus. In der Folge meldeten sich noch zwei oder drei andre, nicht weniger annehmbare Bewerber, aber auch sie wurden abgelehnt. Nun mischte sich die Großherzogin in die Angelegenheit und berief Abelheid zu sich, um ihr den Text zu lesen. Aber die junge Komtesse vergoß mehr als reichlich Tränen, verlangte nach ihrer Mutter, wollte nichts weiter als ihre Mutter und erlitt schließlich einen so wirksamen Nervenanschlag, daß unsre durchlauchtigste Landesherrin, überzeugt, es mit echtem Feuer zu tun zu haben, vollständig in Abelheids Lager überging und zwei- oder dreimal vernehmlich erklärte, Frau von Rothbanner befinde sich nicht im Recht.

Diese begann bereits, sich einigermaßen beirrt zu fühlen; bald aber sollte sie in eine noch viel schlimmere Bestürzung verfallen. Sie hatte die an sich ganz gesunde Gewohnheit, sich gern über alles Rechenschaft zu geben. Grundsätze sind wahrlich nicht zu verachten — nur schade, daß sie bei der Gebrechlichkeit, die der Menschennatur nun einmal eigen ist, so selten zu einwandfreier Anwendung kommen. Es kam vor, daß Elisabeth während der Abwesenheit ihres Vaters dessen Wohnräumen Besuche abstattete. Dabei stieß sie eines Tags auf ein Billett von Abelheids Hand, und wenn auch der Inhalt nichts sagend oder, vielleicht richtiger, unverständlich war, so ergab sich aus dem Wortlaut doch, daß das Briefchen bereits zwei Vorläufer gehabt hatte, und es war mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß ihm eine nicht wohl abschätzbare Zahl von jüngeren Geschwistern nachfolgen werde. Diese Entdeckung hatte zur Folge, daß Frau von Rothbanner das Verhalten Friedrichs je länger, je schärfer ins Auge zu fassen begann; sie war zwar nicht gerade sicher, daß er die Stadt unter dem Vorwand dienstlicher Angelegenheiten verließ, hatte aber allen Grund zum Argwohn in dieser Richtung. Daß die Pferde ihres Vaters überanstrengt wurden, stand jedenfalls fest. So kam es, daß sie sich, von allen Seiten bedrängt, zu einem Frontwechsel entschloß, zum Teil unter Einwirkung des Tabels der Großherzogin, vor allem aber in der Absicht, ihren Ruf als musterhafte Mutter zu behaupten, der von

dem Augenblick an, wo sie sich von ihrem Gegner umgangen sah, ja, mehr noch, sogar argwöhnen mußte, daß er in ihrer eignen Festung die wirksamsten Beziehungen unterhalte, den Hauptschlüssel zu ihrer Stellung bildete. Sie schrieb an Abelheid, daß ihr Flehen sie endlich erweicht habe, holte sie selbst bei der Tante Therese ab und führte sie im Triumph heim. Freilich änderte das nichts daran, daß sie, nachdem sie das erste Spiel gewonnen, nunmehr das zweite verloren hatte, und sie war viel zu klug, um sich darüber zu täuschen. Indessen ließ sie sich weder in der Öffentlichkeit noch daheim irgendwelche Verstimmung anmerken.

Aber ich ertappe mich darauf, daß ich mich von dem Gang der Ereignisse zu rasch mitnehmen lasse und Ihnen zu lange die nötige Auskunft über Abelheids Persönlichkeit schuldig bleibe. Eine genauere Bekanntschaft mit dieser eigenartigen Gestalt ist nämlich durchaus wesentlich, sowohl zur richtigen und wünschenswerten Würdigung dessen, was ich Ihnen vorzutragen bereits die Ehre gehabt habe, wie auch für das, was noch kommen soll. Reichlich gesegnet mit Schönheit und Verstand, der sich mit Abenteuerlust ganz wohl vertrug und keinerlei Strupel kannte, von ihrem schwachköpfigen Vater, den sie gründlichst verachtet hatte, auf das unverantwortlichste verwöhnt, von ihrer Mutter, die mit allem möglichen andern beschäftigt war, vollkommen links liegengelassen, ja übersehen, hatte sie als Führerin auf dem Lebenswege niemand in aller Welt gehabt als ihre englische Erzieherin Miß Didson, eine sehr empfindsame und innig an einer nebelhaften Philosophie hängende Dame, die dem Cherry zugetan und auch dem Grog nicht gerade abgeneigt war und sich heimlich an französischen Romanen labte, die selbst einen Gendarmen hätten zum Erröten bringen können; was sie indes nicht hinderte, diese Lektüre auch ihrem Zögling liebevoll in die Hände zu spielen.

Im Alter von vierzehn Jahren wußte Abelheid schon ganz gut, was Rothbanner in ihrem Hause suchte, und da Miß Didson mit Erläuterungen zu diesem Text nicht kargte, so entwickelte sich ihr Verständnis für Dinge, die ihrer Jugend andernfalls wohl noch unklar geblieben wären, auffallend leicht und fand, dank dem überlegenen Wissen der englischen Dame, Anwen-

bung auf die allerrealste Wirklichkeit. Dürften wir für einen Augenblick annehmen, der Doktor Gall hätte das niedliche Köpfchen des Fräuleins von Hermansburg untersucht, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er auf ein ganz außerordentlich stark entwickeltes Streitsuchtorgan erkannt hätte, denn tatsächlich, die Kampflust war stärker als alle andern Neigungen Adelheids; und als diese Neigungen sich mit Gottes Hilfe zu Leidenschaften ausgewachsen hatten, überwog das ganze Leben des waderen Helkenmädchens hindurch die Liebe zum Kampf alle andern Arten von Liebe. Etwa sechzehn geworden, setzte sie sich in den Kopf, daß es nichts Schöneres auf der Welt geben könne, als die Gefühle ihrer Mutter zu durchkreuzen und das, worauf diese so großes Gewicht legte und was dementsprechend von so außerordentlichem Wert sein mußte, zum ausschließlich eignen Genuß an sich zu bringen. Abgesehen davon, was eine solche Eroberung schon an und für sich Wünschenswertes und Rühmliches an sich hatte, abgesehen davon ferner, wie unerfreulich es war, daß sich bei ihren sechzehn Jahren noch niemand um sie gekümmert hatte, abgesehen endlich auch davon, daß eines andern Gut unbedingt viel beneidenswerter ist als herrenloses, glaubte sie, da sie nun einmal nichts Stärkeres und Überraschenderes kannte als ihre Mutter, daß es auch nichts Ritterwürdiges, Tapfereres, Verwegeneres und Bewundernswerteres geben könne, als ihr die Stirn zu bieten und sie, wenn möglich, niederzuzwingen und ihres Gutes zu berauben. Ganz erfüllt von diesem stolzen Plan, verlor sie keinen Augenblick, ihn ins Werk zu setzen, und ganz plötzlich, ohne irgendwelchen Übergang, erkannte Friedrich Rothbanner sich als den Gegenstand leidenschaftlicher Aufmerksamkeit und nur zu bald auch glühender Erklärungen von seiten jenes kleinen Antiers, des anmutigsten, regsamsten, bestrickendsten Mädchens in der ganzen Residenz.

Zunächst versetzte ihn das in einen Zustand höchsten Erstaunens. Er vermochte gar nicht daran zu glauben. Er suchte der kleinen Zauberin auszuweichen, aber das erwies sich, da er sein Leben in ihrem Hause verbringen mußte, als nicht leicht. Vielleicht hätte er gut daran getan, der Gräfin einen Wink zu geben; aber er war so zart, so fein-

jüchlig, alles, was nach Gewaltthatigkeit aus- sah, lag ihm so fern, daß ihm ein solcher Schritt, vor dessen Folgen er obendrein zurückschrak, unter allen Umständen sehr schwergefallen wäre. Ja, er schrak wirklich davor zurück, und tat das noch viel mehr, als nach kurzer Frist auf die bisherigen Zärtlichkeitsbeweise und schmach tenden Blicke leidenschaftliche Auftritte und heftige Selbstmorddrohungen folgten. Eines Abends kehrte die Gräfin, die infolge der Begrüßung eines durchreisenden Prinzen sich ungewöhnlich lange bei Hofe hatte verweilen müssen, arglos heim und fand alles Unglück der Welt bereits hereingebrochen. Friedrich hatte sich unwürdig verhalten und befand sich darüber in grenzenloser Verzweiflung; er sah ganz gut, sogar nur zu gut ein, daß es keine Entschuldigung sei, wenn er alle Patriarchen des Alten Testaments, und vor allem den in seinem Falle nächstliegenden, zu Zeugen dafür aufrief, daß auch sie einem derartigen Abenteuer gegenüber nicht fest geblieben wären; Tatsache blieb, daß er sich ins Unrecht gesetzt hatte und daß daran nichts mehr zu ändern war, und statt daß der Gedanke an seinen Fehltritt und seine Gewissensbisse die Liebe in ihm erstickt hätten, verliehen sie dem Gefühl, das sonst kaum viel mehr gewesen wäre als ein Phantasienspiel, Kraft, so entschiedene Kraft, daß er sich in den Engel der Finsternis, der sein Herz in den Klauen hielt, leidenschaftlich verliebte.

Aber auch Adelheid wurde von einer wütenden Leidenschaft für ihn ergriffen. Sie können sich denken, daß ich nicht beabsichtige, den kleinen Satan vor Ihren Augen weißzuwaschen; aber man darf ihn doch auch nicht ungerecht beurteilen. Geradezu elend erzogen, von Kindesbeinen an vernachlässigt, war sie bei ihrer Mutter nie auf etwas andres als die eifrigste Gleichgültigkeit gestoßen, und da sie allmählich herausfühlte, daß sie ganz in dem Maße, wie ihre Schönheit wuchs, den mütterlichen Haß herausfordern werde, da sie ferner nun einmal, wie schon bemerkt, von Kampflust beseelt war — was an sich durchaus bewundernswert und alles andre als ein Anzeichen einer gemeinen Natur ist —, so hatte sie zwar bis dahin kaum etwas getan, was nicht entschieden strafbar, nichts aber auch, was unedlen Ursprungs gewesen wäre. Hätte man

ihr Friedrich geben können, wie sie es wünschte, sie hätte ihn gewiß vollkommen ehrlich geliebt, und es liegt gar kein Grund vor, weshalb sie ihm nicht auch eine vor-  
treffliche und würdige Ehegefährtin hätte werden sollen, so wenig sie auch aus der unerquidlichen Umgebung, in der sie bisher gelebt, herausgekommen war. Allerdings möchte ich hinzufügen, daß die besonnene Leitung einer festen und großzügigen Hand bei der Aufgabe, eine so heftige Natur zu sich selbst zu bringen, nicht gerade überflüssig gewesen wäre, und daß ich niemand weiß, dem ich zur Übernahme einer solchen Erziehung hätte raten wollen. Diese notwendige Randbemerkung könnte allerdings, wie ich selbst recht wohl fühle, meine ganze Theorie umstürzen. Rothbanner — wir kennen ihn ja — ist ganz gewiß ein tüchtiger Mann; die militärischen Sachleute weisen gern darauf hin, daß er eine wesentliche Verbesserung am Haubigen-Verschluß zur Einführung gebracht hat; mit gutem Recht gilt er auch für einen verständigen Haushalter; er ist allerwärts beliebt und befundet die angenehmsten Umgangsformen und die gleiche Liebenswürdigkeit gegen jedermann. Aber bei alledem kommt er mir genau so vor wie ein Pariser Hut: der ist auch entzückend, hübsch gefaltet, sieht entschieden nach etwas aus, kostet ein nettes Stück Geld — und wenn man auf den Grund geht, ist er keine drei Groschen wert. Leute wie Rothbanner kommen mir vor wie Fahrräder: sie können nur auf gebahnten Wegen laufen; neben dem Weg liegen sie gleich da. Ich bin mehr für Leute, die sich auf der Fahrbahn nicht am Platze fühlen, dafür aber um so sicherer ihren Weg durch den Wald zu finden wissen.

Aber wie man sich auch zu dieser meiner Abweisung stellen mag: jedenfalls war Abelheid zurückgekehrt, wohin sie wollte, und schlug mitten in Feindesland ihr Quartier auf. Elisabeth hatte nicht einmal eine Stunde Vorsprung, um ihre Barrikaden in-  
stand zu setzen. Sobald die beiden Frauen sich im Angesicht des gesamten, von Rührung bewegten Hausgesindes umarmt hatten, folgte Abelheid ihrer Mutter in deren Zimmer, verschloß die Tür hinter sich, nahm Platz und begann folgendermaßen: »Gnädige Frau, da es Ihnen gutgeschienen hat, zum Unglück meines Lebens zu werden, so

werden Sie es nicht übelnehmen, wenn ich mich Ihnen gegenüber auf den gleichen Fuß stelle. Sie werden selbst fühlen, daß die Partie dabei zwischen uns nicht gleichsteht!«

»Sie sind demnach die Stärkere?«

»Ganz gewiß, und ich denke an keinerlei Besitzabtretung.«

»Darauf war ich gefaßt, und eben deshalb gedenke ich meinerseits Ihnen alles abzutreten. Herr von Rothbanner ist hier, ich lasse ihn sogleich rufen.«

Elisabeth schob den Riegel zurück und klingelte, um ihren Gatten rufen zu lassen, der alsbald eintrat. Sie ihrerseits entfernte sich und ließ ihn mit Abelheid allein. Herr von Rothbanner setzte eine würdige und kühle Miene auf, um der jungen Komtesse die Briefe zurückzustellen, die sie während des Aufenthalts bei der Tante Theresie an ihn geschrieben hatte, und verlor sich dann in die denkbar wichtigsten und unbestreitbarsten Erwägungen über Gegenwart und Zukunft. Er bewies mit leichter Mühe, daß sein Gewissen ihm als Edelmann die Pflicht auferlege, Verhältnissen ein Ziel zu setzen, die auf keine Weise zu rechtfertigen seien; daß er sich für einen Ausbund von Niederracht ansehen müßte, wenn er schofel genug wäre, von seiner so unzweifelhaften, so natürlichen, so notwendigen Pflicht abzuweichen; lebhaft und mit Empfindung legte er dar, von welchem Dankgefühl er, der mittellose jüngere Sohn seines Hauses, durchdrungen sei, durchdrungen sein müsse gegen eine Frau, der er sein Glück verdanke. Er verdamnte sich wegen dessen, was vorgefallen war, und bat Abelheid inständig, sich zu verheiraten. Er sprach ganz vortrefflich, wirklich ganz vortrefflich! Als er zu Ende war, stand er auf, und da er sah, daß Abelheid starr vor sich hinblickte und kein Wort erwiderte, schritt er hinaus. Das dritte Spiel hatte sie wieder verloren.

Aber, auf mein Wort: noch keine acht Tage waren verstrichen, als ihr Christian Grünwald schon den Hof machte. Sie wissen doch, der kleine Christian, mein Vetter, der das hübsche Pferd aus dem Gestüt des verstorbenen Königs von Württemberg hatte. Sie erinnern sich nicht mehr an ihn? ... Nun wohl, das schadet nicht viel; sicher ist jedenfalls, wie gesagt, daß er sich anschickte, ihr den Hof zu machen, und er fand damit eine sehr gute Aufnahme. Man

begann überall davon zu reden. Bei Frau von Stein behauptete man sogar, das Brautgeschenk sei bereits in Paris bestellt. Frau von Rothbanner gab zwar auf eine zarte Anfrage keinen bestimmten Bescheid, ließ aber durchblicken, daß es sich nicht gerade um eine Unmöglichkeit handle. Was aber die Welt auf das allerunzweideutigste sah, war, daß Elisabeths seither ziemlich unsichere Gesundheit sich sichtbarlich verbesserte, und der Schimmer ungetrübten Glücks, der auf ihren Zügen ruhte, war dazu angetan, sämtlichen Frauen von einem gewissen Alter die Ehe mit Jünglingen nahezu legen. Die Sache, welche die ganze Gesellschaft interessierte, war im besten Zug, als der Kriegsminister seinen alljährlichen großen Ball gab.

Einige Gäste bemerkten schon früh, daß Rothbanner in seiner Galauniform als Adjutant, die ihm, nebenbei bemerkt, vorzüglich stand, nicht aus einer Türumrahmung wich, wo ein Vorhang ihn halb verbarg. Er war bleich wie der Tod. Gegen ein Uhr hatte Abelheid, die schön genug erschien, um einer ganzen Welt den Kopf zu verdrehen, und in blendender Heiterkeit rechts und links hundert anmutige Worte verstreute, die man weitergab, Christians Arm noch keine Minute freigelassen. Er für sein Teil war toll, trunken, er schwamm im Glück, ja, das Glück brach dem guten Jungen aus allen Poren, und selbst die Kamelie, die er im Knopfloch trug, schien es mit ihm zu atmen. Als eben ein Walzer zu Ende war, gelangte das glückliche Paar, das überall umherpazierte und überall freundliches Lächeln einerntete, auch zu der Tür, an deren Holzwerk Rothbanner lehnte. Abelheid blieb vor ihm stehen; seine Blässe ward zur Bleifarbe. Einen Augenblick sah sie ihn wortlos an, dann sagte sie ihm mit durchdringender Stimme und einem eigentümlich tiefen Blick in seine Augen: »Soll ich ihn fortjagen?«

»Ja,« erwiderte Friedrich.

Du lieber Gott — so ein Ja ist schnell gesagt, genau so schnell wie ein Nein; um so eine Silbe hervorzustoßen, braucht man eigentlich überhaupt keine Zeit. Aber wenn Sie sich gütigst die sanfte und geschmeidige Natur Friedrichs vorstellen und erwägen wollen, welche Qualen offenbar dazu gehörten, ihm einen derartig entschiedenen und

unbedingten Wunsch zu entpressen, so werden Sie vielleicht zu der Meinung kommen, daß niemals eines Menschen Wort mehr Leidenschaft in sich zusammengefaßt hat als dieses kurze Ja.

Raum war es ausgesprochen, als Gräulein von Hermansburg sich zu ihrem Partner wandte, die Hand aus seinem Arm zog und ausrief: »Mein lieber Christian, was sind Sie doch langweilig! Seit einem geschlagenen Monat, wenn mir recht ist, wiederholen Sie mir jeden Abend, den Gott werden läßt, ein und dasselbe. Wissen Sie, was dabei herauskommt? Zufällig bin ich heute abend dahintergekommen: daß man behauptet, ich wolle Sie heiraten. Also: tun Sie mir den Gefallen, mich von nun an in Ruhe zu lassen, und bis diese albernsten Gerüchte durchaus verstummt sind, verbiete ich Ihnen, mit mir zu sprechen. Herr von Rothbanner, ich bitte um Ihren Arm!«

Georg von Seefort stand dabei; er hörte die Worte genau so deutlich, wie ich sie Ihnen wiederhole. Er hatte eben noch Zeit, seine Arme auszubreiten, um den armen Christian aufzufangen, der wie vom Blitz getroffen hinfiel. Man ließ ein Glas Wasser für ihn holen und brachte ihn nach Hause; die Folge war eine Krankheit, ich weiß nicht, was für eine, aber manche behaupten sogar, er habe eine unheilbare Nervenerschütterung davongetragen. Als Frau von Rothbanner die Nachricht erfuhr, fragte sie sofort, was aus ihrer Tochter geworden sei; niemand wußte etwas von ihr, man hatte nur gesehen, wie sie Friedrichs Arm nahm. In den Ballräumen waren alle beide nicht mehr zu finden. Die Zeit, welche verstrich, bis man dessen gewiß war, bis man den Wagen gerufen und dieser durch eine endlose Reihe von Fuhrwerken seinen Weg gefunden, war nicht gering, es vergingen gut zwei Stunden, bis Elisabeth in ihrer Aufregung nach Hause kam. Sie vermochte sich ganz und gar nicht zu erklären, wo ihr Mann, wo ihre Tochter sein könnte; alle Türen außer ihrer eignen waren mit dem Schlüssel versperrt, und sie war nicht die Frau danach, ihre Dienstmoten ins Vertrauen zu ziehen. Wollen Sie sich also bitte ihre Lage in der nächtlichen Einsamkeit ihres Zimmers vorstellen. Erwägen Sie die seelische Verfassung einer Persön-

lichkeit, die so ganz auf herrschende Kraft, auf Macht und Stolz gestellt war — zu welchem Haß mußte das führen!

Der folgende Tag eröffnete den beiden Schuldigen ein wahres Paradies des Entzückens. Alle ihre Leidenschaften waren auf einmal gestillt. Sieg, Rache, Liebe, gewonnenes Spiel, alles das kam auf Abelheids Anteil; auf den Friedrichs entfielen zerstörte Eifersucht, Überwindung eines verzehrenden Leids und eine durch Widerstand auf den höchsten Grad der Tollheit getriebene Leidenschaft, der nichts mehr zu wünschen übrigblieb. Friedliche Leute wie unser- eins ahnen kaum, bis wohin sich der Über- schwang solcher Entrückten versteigen kann, wirklich versteigt und sogar notwendig ver- steigen muß. Wenn die Gesetze der Physik, wie für die übrigen Dinge dieser Welt, so auch nur im entferntesten für die Liebe gel- ten, so darf man gewiß sein, daß, wenn diese ihre Hindernisse in die Luft sprengt, eine tüchtige Expansionskraft dabei im Spiele ist, und klar ist nicht minder, daß auch die treueste Liebhaberin aus einem der harmlosen Romane August Lafontaines selbst an dem Tage, wo sie vor dem Notar dem makellosesten und angebetetsten Kanzlei- beamten angetraut wird, niemals so zu lie- ben verstehen wird wie eine Abelheid; wo- bei dahingestellt bleiben mag, ob eine Liebe in Abelheids Art nicht sogar unsereinen wie eine schlechtgebaute Dampfmaschine aus- einandertreiben würde. Vom Morgen bis zum Abend trennten Friedrich und Abelheid sich nicht; man begegnete ihnen im Walde, wie sie Arm in Arm einherwandelten. Das eigenartige Mädchen bekundete Geschmac für alles, Talent zu allem. Sie las Verse wie keine zweite, sang wie in früheren Zei- ten die Sonntag, und dabei wußte sie in die Musik eine Bedeutung zu legen, die niemand darin gesucht hätte. Mit alledem, neben vielem andern, verfehlte sie Friedrich in einen Zustand süßer Trunkenheit, und so pflückten sie miteinander Sinngrün und Ehrenpreis. Spät kehrten sie zur Mahlzeit heim, ohne sich Elisabeth gegenüber irgend- welchen Zwang anzutun, und in der Stadt erfuhr jeder für ganz gewiß, daß die brave Abelheid sich nunmehr an ihren Stiefvater gewöhnt habe und ihm gegenüber sogar recht viel Freundlichkeit bekunde. Man ver- läumte nicht, die so erfreulich überraschte

Grau von Rothbanner dazu zu beglückwün- schen, und stolz wie ein indianischer Kazi- te, den sein Feind an den Marterpfahl gebun- den, nahm sie alle solche Artigkeiten mit dem süßesten Lächeln hin.

Nach Verlauf eines Monats jedoch wech- selte das Bild; Friedrich sagte sich selbst: Ich bin nicht wert, daß ich das Leben habe!

Unter uns gesagt: ich glaube, er war so eine Dampfmaschine, die der Liebe Abel- heids nicht gewachsen war. Er begann schwermütig zu werden. Vielleicht hatte er in den Tagen seines Glücks seiner Frau Gemahlin ein paar beleidigende Worte ge- sagt; jedenfalls ward er so sanft wie ein kleines Mädchen. Er erkannte in seinem Opfer einen wahren Engel und wurde dafür mit Tränen belohnt. Abelheid erfaßte die Lage aufs gründlichste und behandelte den einen von beiden so grundschlecht wie den andern. Sie war keine Natur, die sich auf Zugeständnisse einließ. Im Hinblick darauf ließ Friedrich einige Sittensprüche von be- trächtlichem Gewicht verlauten, worüber es aber in Abelheids Zimmer zu einer heftigen Auseinandersetzung kam. Mit jedem Wort wurde man hitziger, und so frühstückte Fried- rich an jenem Morgen unter vier Augen mit Elisabeth. Nichtsdestoweniger beabsich- tigte er, im Laufe des Tages zu Gräulein von Hermansburg hinaufzusteigen, um ihr einen ganz neuen Verhaltensplan zu unter- breiten, der ihm in den Sinn gekommen war; aber er erfuhr, daß seine Stieftochter ausgegangen sei, um den Rest des Tages bei einer Freundin zu verbringen. Dies Spiel wiederholte sich vier oder fünf Tage hinter- einander. Friedrich wurde verwirrt und unruhig; Elisabeth dagegen verharrte un- entwegt bei ihrem Widerstand, bei ihrer Hoffnung oder doch zum mindesten bei ihrem Kampf, und so grausam sie sich auch von dem Schicksal mißhandelt fühlte, das sie sich selbst bereitet, fuhr sie doch unter Aufgebot aller Kräfte fort, sich auch weiter- hin in den Mantel der Sanftmut zu hüllen, den sie für ihre Zwecke als unentbehrlich ansah.

Am fünften Tage fragte die Mutter von Abelheids Freundin bei Frau von Roth- banner an, ob sie die Bewerbung des Gra- fen von Poß um die Hand ihrer lieben Tochter, die jener beabsichtige, genehmigen würde. Seit fünf Tagen sähen sich die



jungen Leute in ihrem Hause und schienen Neigung zueinander zu verspüren. Elisabeth täuschte sich über den Sinn dieses neuen Zwischenfalls keinen Augenblick und hatte bewundernswerterweise den zwiefachen Mut und die zwiefache Klugheit, erstens Zweifel an der Geneigtheit ihrer Tochter zu einer Heirat zu äußern, und zweitens ihrem Gatten kein Wort zu sagen. Auf diese Weise stellte sie sich im Voraus in den Augen der Welt als unschuldig an den Ausschreitungen hin, die Adelheid etwa im Sinn haben konnte, und ferner unterließ sie es, bei Friedrich jene Eifersucht zu wecken, die sie nun hinreichend kannte und deren Folgen sie scheute. Es ist übrigens eigentümlich, daß solche eifersüchtige Regungen sich um so kräftiger und grausamer erweisen, je schwächer derjenige ist, der sie verspürt.

Herr von Poß erlebte inzwischen das genaue Gegenstück zu dem, was Christian erfahren hatte, das heißt, Adelheid verlegte sich darauf, ihm mit den zärtlichsten Aufmerksamkeiten ganz und gar den Kopf zu verdrehen, und hatte damit den vollständigsten Erfolg. Man redete von ihrer Verbindung wie von etwas ganz Feststehendem. Rothbanner erfuhr davon und schien einige Tage lang bereit, dabei hilfreiche Hand zu leisten. Er scherzte sogar mit Adelheid selbst darüber; indessen bemerkten die beiden Frauen, die seine Herzensregungen mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgten, wie er alsbald finster, unruhig und versonnen wurde; beide, wenn auch unzweifelhaft mit sehr verschiedenen Gefühlen, sahen voraus, daß seine Krankheit auf eine Krise zusteure.

Und in der That trat er eines Morgens in Adelheids Zimmer, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. Sie ließ es geschehen und sah ihn kalt an.

»Verstehest du mich?« fragte er sanft und schmerzlich.

»Vollkommen,« erwiderte sie; »du hast weder die Kraft, mich zu begehren noch auf mich zu verzichten.«

»Darf ich dich denn begehren?«

»Ganz gewiß: nein.«

»Kann ich denn auf dich verzichten?«

»Jedenfalls kann ich auf dich verzichten, und habe das auch getan.«

»Du hast es getan?«

»Ich verheirate mich.«

»Und das wagst du mir — —«

»Zunächst ist Ihnen bekannt, daß mir das Wagen nicht sonderlich schwerfällt; Sie wissen nicht, was Wollen heißt, ich aber weiß es sehr gut. Ich verheirate mich, sage ich Ihnen, mit einem Manne, den ich achte, mit einem Manne, den ich liebe, und — hören Sie, denn wie die Dinge stehen, wußte ich nicht, weshalb ich nicht aufrichtig sein sollte — mit einem Manne, der mir teurer ist, als Sie mir jemals gewesen sind. Nun ist es heraus, und ich habe nichts zurückzunehmen.«

Bei diesen Worten sah sie Friedrich fest an, denn je genauer sie ihn kannte, um so bestimmter wußte sie, daß sie ihm einen Dolchstoß ins tiefste Herz verfehlte. Dieser Stoß brachte sein Inneres sofort in völliges Gleichgewicht. Eifersüchtig, wie er war, trieb ihn diese seine Hauptleidenschaft, einmal erregt, auf hohen Wogen in das Fahrwasser der Willenskraft, die sie, und nur sie allein, in ihm zu erregen wußte. Wütend packte er Adelheid am Arm: »Liebe ihn oder liebe ihn nicht; wenn du ihn noch einmal siehst, nur noch einmal anblickst, ohrfeige ich ihn, töte ich ihn!«

»Wenn er sich töten läßt! Jedenfalls ist er in jeder Hinsicht mehr wert als Sie. Bitte, keine Umstände, Herr von Rothbanner! Was wünschen Sie eigentlich? Soll ich mein ganzes Leben in der widerwärtigen Lage verbringen, die wir beide, Sie und ich, uns geschaffen haben? Berechtigt Sie die Liebe, die ich Ihnen bekundet habe, zu dem unerhörten Anspruch, mich zum Unglück, zu ewiger Einsamkeit zu verdammen? Und das nennen Sie Ihre Liebe?«

»Ich habe nichts zu erklären, nichts zu beschönigen. — Sieh, Adelheid, ich habe unrecht gehabt; ich liebe dich, nur dich allein, ich kann, ich will dich nicht verlieren. Stelle mir jede Bedingung, die du willst: ich verpflichte mich darauf und werde sie einhalten!«

»Du sollst dich zu nichts verpflichten, ich will dich nicht täuschen, ich habe dich belogen! Ich liebe jenen Menschen gar nicht, ich werde nie jemand anders lieben als dich! Solange ich lebe, solange ich atme, sollst nur du für mich vorhanden sein! Aber, versteh mich wohl, ich verachte dich genau so wie ich dich liebe! Du wirst mich verraten, du wirst mich verlassen, du wirst mich

verkaufen, wie du es schon einmal getan hast, und das nicht um irgendein Gut, um irgendeiner Tugend willen, denn du hast keine — nein, sondern aus schmählcher Furcht vor ein paar Phrasen, von denen du selbst kein Wort glaubst. Und doch sollst du es wissen, ich will die traurige und schmerzliche Genugthuung haben, es dir einmal in meinem Leben zu sagen: du hast mich verloren und aus mir gemacht, was ich gescheit genug bin selbst zu sehen; nicht weil du mich an dich genommen hast — denn ich bin es gewesen, die dich an sich genommen hat —, sondern weil du mich nicht zu behaupten gewußt hast. Du willst mich wieder an dich bringen und wirfst mich wieder fahrenlassen, du wirfst mich immer wieder an dich bringen und immer wieder fahrenlassen, und das alles, um in deinen Augen ein anständiger Mensch zu sein und, wenn du dazu nicht blind genug bist, um niemals zu glauben, daß du einer geworden bist!«

»Ich schwöre dir —«

»Schwöre nicht, oder schwöre alles, was du willst, du bist nun einmal ein Feigling; aber so feige du bist, liebe ich dich doch! Ich ergebe mich darein und werde mich ewig darein ergeben!«

Sie verstehen wohl, das arme Mädchen sah nur zu richtig, sprach nur zu wahr. Auf diesen Auftritt, auf diese Wiedervereinigung folgten zehn mit entgegengesetztem Ausgang, die ihrerseits zehn von wiederum entgegengesetzter Wirkung nach sich zogen. Die Außenwelt begann etwas zu ahnen, und Bürgersleuten möchte ich nicht geraten haben, ein so seltsames Spielchen zu versuchen; aber da es keinerlei recht sichtbare Ausbrüche gab, nahm die gute Gesellschaft die Thringen unter ihren Mantel, und der Großherzog, der den verstorbenen Grafen von Hermansburg sehr in sein Herz geschlossen hatte, wollte auch die kleinste Nachrede über seine Tochter niemals dulden. Frau von Rothbanner erwies sich als groß in ihrem Fach: da ihr nichts andres übrig blieb, wick sie zurück, aber ohne jemals den Mut zu verlieren. Das Ergebnis von alledem war höchst absonderlicher Art und dazu angetan, die beiden Frauen gleichmäßig zu überraschen. Dank ihrem anhaltenden Kampf gegeneinander und der beiderseitigen Erkenntnis, wie unerschöpflich an Hilfsmitteln, an Haß, an Mut der Gegner sei,

gewannen sie voreinander jene geheime Hochachtung, welche willenskräftige Naturen gegenüber fremder Willenskraft selbst bei der größten Feindseligkeit nun einmal verspüren; und mehr als das: eines Tags fanden sich beide einig bis aufs letzte in dem Gefühl kräftigster Verachtung für den armen Rothbanner. Ich habe alle drei zu einer Zeit gekannt, wo der arme Kerl nicht mehr zu Tisch zu kommen wagte, geschweige denn, daß er zu irgendeiner andern Tagesstunde vor seinen Frauen hätte erscheinen dürfen, und so fand er sich, soweit ihn sein Dienst nicht außerhalb des Hauses beschäftigte, mit seinem Schicksal derart ab, daß er den lieben langen Tag verschließ und nicht anders aufstand, als wenn die Damen auf Gesellschaft oder zu Bett gingen. Allmählich wurde er so zu einer Art Gespenst, und in so trauriger Weise verstrichen die Jugendjahre für ihn und Abelheid, die des Abgotts ihrer Jugend ganz und gar überdrüssig geworden war.

Gäbe ich Ihnen einen Roman zum besten, so würde ich an diesem Punkt in Seelenruhe die eine oder andre Person sterben lassen — an Erschöpfung, an Gefühlsverwirrung, an gebrochenem Herzen. Grund dazu wäre ja vorhanden gewesen. In Wahrheit geschah aber nichts dergleichen, denn solche wirksamen Schlüsse kommen im Leben so gut wie nicht vor. Als der verheufelte Rothbanner an die Vierzig und zu einem stattlichen Leibesumfang gekommen war, als er vor allem seinen berühmten Mörserverschuß erfunden hatte, waren seine eifersüchtigen Regungen in betreff Abelheids recht zahm geworden, und was gar die Liebe angeht, so war sie längst aus seinem Herzen sowohl wie aus dem ihren verschwunden. Kurz, Frau von Rothbanner durfte sich als Siegerin auf der ganzen Linie betrachten. Sie war unumstrittene Besitzerin eines Gatten, der im übrigen nicht mehr noch weniger wert war als ein anderer. Aus welcher Altjungfernlaune Abelheid damals darauf verfiel, heiraten zu wollen, weiß ich nicht recht zu sagen. Man gab ihr einen Kammerherrn; aber noch vor Verlauf eines Jahres ließ sie ihren Gemahl sitzen und zog wieder zu ihrer Mutter. Die beiden Frauen waren derart gewöhnt, sich zu hassen und allen Scharfsinn, den der Himmel ihnen verliehen hatte, auf die Erfindung messerscharfer

Neben füreinander zu verwenden, und endlich — zum letzten absonderlichen Zeichen der Aufmerksamkeit, die sie ihm noch immer schenkten — Rothbanner zu quälen, daß sie noch immer für vollkommen unzertrennlich galten. Und Leute, die einer solchen Macht nicht widerstehen können, behaupten dann wohl gar, sich zu lieben.

Neulich habe ich mit dem Obersten Rothbanner gespeist; den Anlaß dazu gab seine bringende Sehnsucht nach dem Kreuz Ludwigs des Frommen; ich denke auch, ich werde es ihm verschaffen können. Auf diese Weise ist mir die ganze Geschichte wieder in Erinnerung gekommen, und da ich Ihnen nichts Vernünftigeres zu bieten hatte, habe ich sie Ihnen zum besten gegeben.

Während der Erzählung des Barons hatte die entzückende Frau von Hautcastel in der Tiefe ihres Armfessels zwei- oder dreimal

eine recht mißbilligende Miene aufgesetzt; nun seufzte sie tief, und während sie den Fächer in ihrer göttlichen Hand spielen ließ, setzte sie ihr Füßchen an den Ramin und sprach kein Wort. Georg von Hamann, der auf die Zimmeruhr sah, entdeckte, daß er noch bei Prinzessin Marie Ulrike vorsprechen müsse, und ging, nach einem flüchtigen Blick auf seine Krawatte, unauffällig hinaus.

Was Herrn von Hautcastel angeht, so hatte er so ziemlich die ganze Zeit geschlafen. Jetzt erhob er sich mit merklicher Anstrengung, um mit einem Wort die moralische Schlußfolgerung aus der ganzen Geschichte zu ziehen: »Dieser Satan von einem Baron ist doch die böseste Zunge, die mir je vorgekommen ist! All seine Albernheiten ändern doch nichts daran, daß Frau von Rothbanner eine ganz entzückende Persönlichkeit ist; und Whist kann sie spielen, wie überhaupt nie eine Frau vor ihr!«

## Das rote Wirtshaus

Drüben, wo sich die schmalen, weißen  
Bänder der Straße zum Knoten verweben,  
Steht — einst „Rotes Wirtshaus“ geheißen —  
Ein Trümmerhaufen ... zerscherbtes Leben.

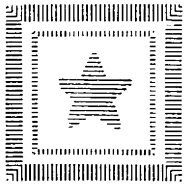
Sparren und Giebel ausgebrannt,  
Geschwärzt und zerborsten die rötlichen Mauern,  
Starrt es mit toten Augen ins Land,  
Umweht von Herbstwind und Nebelschauern.

Drinne sitzt ein hagerer Gast  
Allein und schweigsam am runden Tisch.  
Der seit Monden hier zecht, seit Monden hier praßt.  
Deutsche sein Fleisch, Franzosen sein Fisch.

Manchmal erhebt sich der einsame Zecher  
Und streckt die Knochenarme ins Licht,  
Daß ein Strahl sich in dem beinernen Becher,  
Sich im blutig funkelnden Weine bricht.

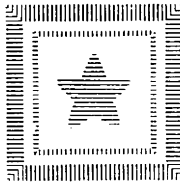
Schattet Abend die Wiesen und Bäche,  
Die Nacht schwimmt vorbei im silbernen Boot,  
Dann torkelt über die flimmernde Fläche  
Trunkener Tod.

Karl Bröger



## Polen und Frankreich

Von Wilhelm v. Massow



Dauernde Freundschaften zwischen verschiedenen Völkern sind selten, denn jedes Volk hegt eine natürliche Abneigung gegen alles Fremde. Nur scheinbar im Widerspruch mit dieser Beobachtung steht der Gang zur übertriebenen Wertschätzung und Nachahmung fremden Wesens, wie wir ihn so oft gerade unserm deutschen Volke vorwerfen mußten. Diese Verirrung verträgt sich in Wahrheit durchaus mit einer starken Abstoßung des fremden Volkstums, sobald dieses in seiner Gesamtheit mit irgendwelchen Ansprüchen unserm eignen Empfinden gegenübertritt. Doch darauf soll hier nicht näher eingegangen werden. Wir wollen nur feststellen, daß freundliche Beziehungen der Völker zueinander sich im allgemeinen nur auf Grund gleichlaufender Interessen und Bestrebungen einzustellen pflegen, während die Völker selbst sich gegenseitig nur selten gründlich kennenlernen und ihr Urteil gewöhnlich nach der Autorität weniger Kenner, Wortführer oder auch nur Interessenten bilden.

Von dieser allgemeinen Regel bildet das Verhältnis zwischen Polen und Franzosen eine bemerkenswerte Ausnahme. Die Ursache könnte man vielleicht in der eigentümlichen Stellung suchen, die der französischen Sprache und Kultur lange Zeit hindurch in der europäischen Welt eingeräumt war. Man erinnere sich, daß vom siebzehnten Jahrhundert an bis in die jüngste Vergangenheit hinein in weiten Kreisen der europäischen Gesellschaft die französische Literatur als vornehmstes Bildungsmittel galt, daß französische Umgangsformen und französische Sprache die ersten Gesellschaftskreise beherrschten, Paris vor allen andern als die Stadt der feinen Sitte und anmutiger Lebensfreude angesehen wurde und alle Gewerbe, die dem Luxus und dem verfeinerten Lebensgenuß dienten, unter französischem Einfluß und unter der Herrschaft des französischen Geschmacks standen. Ein temperamentvolles, genußfreudiges, für Eleganz besonders empfängliches Volk wie die Polen mußte sich von solcher überall anerkannten, leicht eingänglichen und verführerischen Kultur besonders angezogen fühlen, und das um so eher,

als es sehr wohl wußte, daß seine heimische Kultur ihm nicht gerade einen ersten Platz in der internationalen Rangordnung sicherte. Das alles würde jedoch noch kein richtiges Bild von dem Verhältnis zwischen Polen und Franzosen geben. In Wirklichkeit fanden die beiden Völker in ihrer Charakteranlage weit mehr Berührungspunkte, als in der allgemeinen Vorherrschaft der französischen Kultur begründet war.

Romanen und Slawen haben ja in ihrer Gegensätzlichkeit zum Germanentum manches scheinbar Gemeinsame, aber im Grunde vertreten sie doch recht verschiedene Wesensarten. Will man den Unterschied auf eine möglichst einfache Formel bringen, so kann man den jeder Empfindsamkeit fremden Romanen dem weichen, gefühlseligen Slawen gegenüberstellen. Aber man muß mit solchen allgemeinen Formeln vorsichtig sein, denn die Wirklichkeit stellt uns vor eine größere Mannigfaltigkeit der seelischen Veranlagungen. Polen und Franzosen zeigen uns zwei Spielarten des sonst so verschiedenen slawischen und romanischen Wesens, die sich in einer merkwürdigen Gleichheit des Temperaments begegnen. Natürlich sprechen wir hier von den sozialen Schichten, die dem öffentlichen Leben und den nach außen hervortretenden Eigenheiten der Volksart das Gepräge geben; denn im einzelnen zeigen sich größere Verschiedenheiten. Noch ein weiteres verdient bemerkt zu werden. So wie das gallische Blut den Franzosen eine Sonderstellung innerhalb der romanischen Völkergemeinschaft anweist, so haben auch die Polen etwas an sich, was sie aus dem allgemeinen Slawentum heraushebt, in Vorzügen und Fehlern. Und seltsamerweise ist unter diesen Charakterzügen wieder einer, der sie der französischen Art näher rückt, nämlich eine größere Schärfe des Verstandes, ein Zug nüchterner Berechnung, der bei den meisten Slawen hinter der Gefühlsweichheit zurücktritt, bei den Polen jedoch sich daneben behauptet. So mag es geschehen, daß Polen und Franzosen sich in solchen gemeinsamen Grundlagen ihrer geistigen Veranlagung besonders leicht finden und da, wo die Betätigungen ihrer Charaktere

auseinanderlaufen, die Verschiedenheit mehr als Ergänzung denn als Gegensatz empfinden.

Eigenartig ist, wie sich diese »Kongenialität« der beiden Völker auch im Charakter der Sprachen ausprägt. Es würde zu weit führen, das in allen Einzelheiten zu erläutern. Aber einige Bemerkungen darüber erregen vielleicht auch bei denen Interesse, die die polnische Sprache nicht kennen. Von dieser herrschen bei uns vielfach sehr unzutreffende Vorstellungen, die wohl darauf beruhen, daß die einen sie fast nur aus dem Munde von ungebildeten Leuten gehört haben, während die andern sie überhaupt nicht kennen, sondern nur nach Namen und andern Worten, die sie nur gedruckt gelesen oder in unrichtiger Aussprache gehört haben, urteilen. Die Meinung z. B. von den Konsonantenhäufungen der polnischen Sprache ist durchaus unrichtig und erklärt sich aus der Unkenntnis der eigentümlichen polnischen Rechtschreibung. Im Munde des Gebildeten klingt die polnische Sprache weich und melodisch, und hier wird jeder die bei so grundverschiedenen Sprachen sehr auffallende Erscheinung bestätigen können, daß der Klang des Polnischen dem Französischen sehr ähnlich ist. Das wird bewirkt durch die Nasallaute, die Aussprache der Vokale, besonders aber durch die Art der Betonung. Im Polnischen wie im Französischen faßt der Ton des Wortes die Silben nur lose zusammen. Die Tonsilbe ordnet sich die unbetonten Silben nicht unter, hilft nicht die Bedeutung oder Ableitung des Wortes erläutern, ist also nichts dem Worte Eigentümliches und Wesentliches, wie es in andern Sprachen — z. B. auch im Russischen — der Fall ist. Der Wortton gibt der Rede nur einen allgemeinen Rhythmus und ist daher bei allen Wörtern gleichmäßig, er ruht auf der vorletzten Silbe, ohne scharf hervorzutreten. Dadurch erhält die ganze Art, zu reden, jenes Fließende, Bewegliche, Spielende, was diese Sprachen besonders geeignet zur angeregten, geistreichen, blendenden, oberflächlichen Plauderei macht, dafür ihnen jedoch an Tiefe und Wucht so viel raubt, daß sie unserm Empfinden leicht hohl und rhetorisch erscheinen, wenn sie vollere Töne anschlagen. Auch die damit zusammenhängenden Regeln des Versbaues sind bezeichnend: im polnischen wie im französischen Vers werden die Silben einfach gezählt, nicht gemessen oder nach der Betonung gewertet.

Alle diese Eigenheiten, die dem Polen die französische Sprache und Literatur besonders wesensverwandt erscheinen lassen und ihm einen leichteren Zugang zur französischen Art eröffnen als manchen Angehörigen anderer Völker, haben natürlich dazu beigetragen, die Vorliebe für Frankreich unter den Polen zu nähren und zu pflegen. Wichtiger sind aber doch die geschichtlichen Beziehungen, die die beiden Völker einander genähert haben.

Daß die politischen Berührungen zwischen Polen und Frankreich erst ziemlich spät begonnen haben, hat einen sehr natürlichen Grund. Im Mittelalter gab es noch keine europäische Politik im Sinne der Neuzeit, d. h. keine Politik, in der jeder europäische Staat seinen besonderen Interessen gemäß selbständig Verbindungen knüpfte, wie sie ihm paßten, also auch mit entfernten Ländern im Rücken eines unbequemen Nachbarn. Polen und Frankreich waren im Mittelalter durch ihre geographische Lage getrennt, und das trennte sie auch politisch. Im vierzehnten Jahrhundert hat freilich auch ein Fürst aus französischem Blute auf dem polnischen Thron gesessen. Es war König Ludwig von Ungarn, der durch seine polnische Mutter, die Schwester des letzten Pfaffen, auch die polnische Krone erbte. Aber das Haus Anjou, dem Ludwig durch Abstammung angehörte, war seiner ursprünglichen Heimat bereits völlig entfremdet und war erst auf dem Umwege über Neapel nach Ungarn gekommen. Dieser Urenkel jenes Karl von Anjou, der den jungen Hohenstaufen Konradin enthaupten ließ, war bereits geborener Ungar. Ludwigs Tochter, Hedwig von Polen, brachte dann durch ihre Ehe mit dem Großfürsten Jagiello von Litauen die Vereinigung von Polen und Litauen zustande. Dadurch wurde die osteuropäische Großmachtsstellung angebahnt, die Polen unter der Herrschaft der Jagellonen erlangte, aber später gegen den Wettbewerb der moskowitischen Macht nicht behaupten konnte. In die Zeit der letzten Jagellonen fällt auch die Anbahnung der ersten Beteiligung Polens an einer europäischen Politik größeren Stils. Es war die Zeit, in der Frankreich seine politische Aufgabe darin erkannt zu haben glaubte, die Übermacht des Hauses Habsburg zu brechen. Es ist bekannt, wie Franz I. von Frankreich, um sein Land aus der Umflammerung durch die Monarchie Karls V. von Deutschland,

den Niederlanden und Spanien, ja auch von Italien her zu befreien, sogar mit der Türkei angeknüpft hatte — der »allerchristlichste« König mit dem damaligen Erbfeind der Christenheit, ein für jene Zeit unerhörtes Beginnen! Polen wurde in diese Politik noch nicht direkt hineingezogen, aber da sein Gebiet damals bis zur Ostsee reichte und es nun bestrebt war, sich bis zum Schwarzen Meer auszudehnen, so war es mit seinem Interessenkreise den streitenden Staatengruppen nahe genug gerückt, und es bedurfte nur eines Anstoßes, um Polen in der Gruppierung der östlichen Mächte seinen Platz in der Reihe der Gegner Habsburgs einnehmen zu lassen. Denn Habsburg hatte auch die Erbschaft der ungarischen Krone angetreten und dadurch eine politische Lage geschaffen, in der es nahe lag, daß Habsburg und Rußland auf die eine, Polen und die Türkei auf die andre Seite traten.

Es ist damals nicht ganz so weit gekommen, aber man wird hiernach verstehen, wie in der Leitung des französischen Staates der Gedanke auftauchen konnte, bei gegebener Gelegenheit Verbindung mit Polen zu suchen, ein Gedanke, der hundert Jahre früher als bloßes Abenteuer hätte erscheinen müssen. Die Gelegenheit fand sich, als der letzte Jagellone, König Sigismund II. August, am 7. Juli 1572 starb. Die Geschichte Frankreichs lagen in der Hand der Königinmutter, Katharina von Medici. Von ihr ging der Plan aus, ihren jüngeren Sohn, Heinrich von Anjou, als Bewerber um die polnische Königskrone auftreten zu lassen. Die Geschichte dieser merkwürdigen Thronkandidatur kann hier nicht in ihren Einzelheiten verfolgt werden. Beachtenswert ist, daß die konfessionellen Gegensätze in diese Verhältnisse hineinspielen. Luthers Lehre war in Polen stark verbreitet, König Sigismund August selbst war ihr in jüngeren Jahren geneigt, und es hing zeitweise an einem Haar, daß das Königreich sich offiziell zur evangelischen Kirche bekannte, da die Mehrzahl der Bevölkerung — man berichtet von fünf Sechsteln — der neuen Lehre anhing. Aber diese Wendung entsprach nicht den Wünschen und Bedürfnissen des polnischen Adels, der beständig darauf ausging, seine Befugnisse und Vorrechte zu erweitern. Das Aussterben der Dynastie bot ihm schon die Gelegenheit, die Erblichkeit der Krone zu beseitigen und die Königswahl, die

bis dahin rechtlich nur die feierliche Ausübung eines Bestätigungsrechts bedeutete, als erste und einzige Rechtsgrundlage für die Besetzung des Thrones einzuführen. Als Unterstützung für die aristokratische Republik mit einem Scheinkönigtum an der Spitze — das war die Staatsform, die Polen nun erhalten sollte — zog der polnische Adel jedoch die straffe Organisation der katholischen Kirche bei weitem einer Landeskirche vor, die nach den lutherischen Grundsätzen eingerichtet war. Hier griff nun der Jesuitenorden ein, der — ohnehin besorgt durch die Duldung, die zu jener Zeit Kaiser Maximilian II. zu üben geneigt war — in Gemeinschaft mit dem polnischen Adel eine kräftige Gegenreformation in Polen vorbereitete. Zu diesem Zweck war der Sohn der Katharina von Medici als König von Polen gerade recht. Es war ja störend, daß gleichzeitig mit der Bewerbung des jungen Heinrich von Anjou auch die ersten Schilderungen der Pariser Bartholomäusnacht in Polen bekannt wurden. Aber man wußte den Dingen eine andre Deutung zu geben, und so ist denn wirklich der französische Prinz der erste Wahlkönig von Polen, der erste Träger der polnischen Krone von Adels Gnaden geworden.

Von dem tragikomischen Verlauf dieses Königtums sei nur einiges erwähnt. Der junge zweiundzwanzigjährige König hatte vor seiner Wahl die Vereinbarungen beschwören müssen, die die Herstellung eines Religionsfriedens und die Sicherung der Bekenntnisfreiheit bezweckten. Der Inhalt dieser Verpflichtungen und die summarische und rücksichtslose Art, in der die polnischen Abgeordneten sie ihm auferlegt hatten, waren dem König, der die Gesandten noch in Paris empfing, höchst widerwärtig; am liebsten hätte er die ganze Sache rückgängig gemacht. Aber das Machtwort der energischen Mutter hielt den schlaffen, willensschwachen Jüngling im Bann. Als Träger einer Krone hoffte er wenigstens seinem Vergnügen zu leben, und das gab bei ihm den Ausschlag. So macht er sich im Herbst 1573 auf die Reise. Schon das Tempo seiner Fahrt bezeichnet den brennenden Eifer, seine neuen Untertanen zu sehen: ein volles Vierteljahr ist er unterwegs gewesen. Endlich angekommen, versucht er durch ein Leben in Saus und Braus sich über die Regentensorgen in dem ihm fremden und unheimlichen Lande hinwegzusetzen, das ihm



wenig von dem bot, was dem verweilichten, früh verstorbenen Prinzen in Paris zum Bedürfnis geworden war. Vier Monate hat er es mit Ceufzen in Polen ausgehalten; da erreichen ihn eines Tags Boten aus Frankreich: sein älterer Bruder, der junge König Karl IX., von dem man die Fortpflanzung der Dynastie der Valois hoffte, ist kinderlos gestorben; nun ist er selbst König von Frankreich geworden. Jetzt gibt es für ihn nur einen Gedanken: Fort von hier! Die Ausföhrung geschieht in so eigenartiger Weise, wie es die Weltgeschichte vorher und nachher nicht gesehen hat. Man erlebt, wie ein König, der gar keinen Streit mit seinem Volke gehabt hat, sich in einer fröhlichen Sommernacht aus dem Kreise der Zechgenossen schleicht, sich auf ein Pferd wirft und davonjagt! Seine polnischen Freunde bald darauf hinterher, um den königlichen Ausreißer noch vor der Grenze einzufangen. Aber sein geschwindes Roß bewahrte ihn vor dem Schicksal, die polnische Krone zwangsweise weiter zu tragen. Er erreichte schlesiſches Gebiet genau in dem Augenblick, als der ihm auf den Fersen nachsetzende Hofmarschall, um ihm noch den Weg abzuschneiden, in das Wasser eines trennenden Fließchens gesprungen war und ihm pudelnah die flägliche Frage hinüberrief, warum Seine Majestät durchgebrannt sei. Da überwältigte den König die Romik des Austritts; er antwortete nicht, sondern lachte aus vollem Halse und ritt dann davon. In einigen Gegenden unsers Vaterlandes nennt man einen solchen Abschied einen »polnischen«; in andern sagt man in solchem Falle von jemand, er habe sich »auf französisch« gedrückt. Hier scheinen beide Ausdrücke zuzutreffen.

So endete die sonderbare Gastrolle, die König Heinrich III. von Frankreich einst auf dem polnischen Thron gab. Ein abenteuerliches Possenspiel, und doch der erste, sehr ernst gemeinte Versuch Frankreichs, Einfluß auf Polen zu gewinnen. Er wurde in dieser Art nicht wiederholt. Polen ging in den nächsten hundert Jahren seine eignen Wege. Es lag im Kampf mit Schweden um Livland und, seit ein Zweig des Hauses Wasa die polnische Krone erlangt hatte, auch um den Thron. Aber dem Streit mit Schweden verpaßte es auch die Gelegenheiten im Südosten und ließ sich durch Rußland den Weg nach dem Schwarzen Meer verlegen. Dem fran-

zösischen Einfluß unterlag es in dieser Zeit nur auf dem Gebiet der Kultur, der Sprache, der Sitte, des Geschmacks und der Mode, nicht mehr und nicht weniger als alle Länder Europas. Der König, der dieser Richtung am meisten das Tor öffnete, war August der Starke, der als sächsischer Kurfürst dem Eitelkeitstraum der polnischen Krone sein kirchliches Bekenntnis und damit die politische Stellung seines Hauses in Deutschland geopfert hatte. Aber auch unter ihm waren die Beziehungen Polens zu Frankreich nicht politischer Natur. Während im Westen und Süden Europas der spanische Erbfolgekrieg Frankreichs Politik ganz in Anspruch nahm, mußte August seinen Versuch, Schweden, den alten Feind Polens, mit Hilfe Rußlands und Dänemarks zu demütigen, im Nordischen Kriege schwer büßen. Er verlor für eine Reihe von Jahren seinen Thron an Stanislaus Leszczyński.

Der Anschluß Polens an Rußland und die Niederlage gegen Schweden wurden die Grundlage für das Unglück Polens im achtzehnten Jahrhundert. Zugleich machte der Thronstreit zwischen August und Stanislaus die polnische Frage zu einer Angelegenheit von europäischem Interesse oder, wenn man so will, zu einem Angriffspunkt für die Ränke der damaligen Kabinettpolitik. Diesem Umstande verdankte es der heimatlos umherirrende Schützling Schwedens, Stanislaus Leszczyński, daß er nach seiner Vertreibung aus Saarbrücken, wo er eine Zeitlang dank der Großmut Karls XII. hatte regieren dürfen, auf französischem Boden eine Zuflucht fand. Hier erschien dem mächtigen Erzieher Ludwigs XV., dem später zum Kardinal und Premierminister ernannten Fleury, dieser König ohne Land als brauchbares Werkzeug, um ein Wort in den Angelegenheiten der östlichen Großmächte mitreden zu können. Als ein Opfer politischer Berechnungen wurde Stanislaus' Tochter, Maria Leszczyńska, dem noch nicht sechzehnjährigen König Ludwig XV. angetraut; nun hatte man den besten Vorwand, sich für den Schwiegervater des Königs von Frankreich zu bemühen, ihm entweder die polnische Krone zu verschaffen oder ein andres Land für ihn zu erwerben — beides natürlich zum Vorteil Frankreichs. Es war bereits selbstverständlich geworden, daß die europäischen Mächte sich in die polnische Königswahl einmischten. Nach dem

Tode Augusts des Starken führte das Eintreten Frankreichs für die Wiederwahl Stanislaus Leszczyński sogar zu kriegerischen Verwicklungen, dem sogenannten polnischen Erbfolgekrieg. Wie die Verhandlungen zur Beendigung dieses Krieges dazu benutzt wurden, um durch ein Tauschgeschäft das Herzogtum Lothringen an König Stanislaus und auf diesem Wege später an Frankreich zu bringen, gehört nicht hierher; es mag nur erwähnt werden, um die Rolle dieses unglücklichen polnischen Edelmannes zu beleuchten, dem die Laune des Geschicks an einem verhängnisvollen Tage die Krone seines Vaterlandes bescherte, um ihn als Spielball der französischen Politik enden zu lassen.

Für Polen nahm das nicht unverdiente Unglück seinen Lauf. Der letzte König von Polen, Stanislaus II. August Poniatowski, verdankte seine Krone der russischen Kaiserin Katharina II., die, als ihr die Herbeiführung der ersten Teilung Polens geglückt war, dafür sorgte, daß der der Auflösung verfallene Staat nicht wieder zu Kräften kam. Trotzdem sammelten sich die polnischen Patrioten und machten den letzten Versuch zur Rettung ihres Vaterlandes durch die Verfassung vom 3. Mai 1791. Ein neues Eingreifen der russischen Politik sollte die Wirkungen dieser Reform verhindern, und dazu gewann Katharina II. die Mitwirkung Preußens. Wie sich hieraus die zweite Teilung Polens, daraus die dritte und somit der Untergang des polnischen Staats entwickelte, soll hier nicht erzählt werden, aber es ist zu beachten, in welcher Zeit das polnische Volk durch den Zusammenbruch seiner Selbständigkeit zur Todfeindschaft gegen seine Nachbarn entflammt wurde, nämlich gerade in den Jahren, als Preußen und Österreich gegen das revolutionäre Frankreich Krieg führten — dasselbe Frankreich, das den Polen damals als Hort der Völkerfreiheit erscheinen mußte und ihnen das Muster zu ihrer letzten Verfassung gegeben hatte. Von nun an erwarteten die Polen ihre Befreiung nur von dem moralischen Siege der Idee von 1789 und von dem militärischen Erfolge der Waffen Frankreichs.

Aus diesem Lande ihrer Freiheitsideale sahen sie im Jahre 1806 Napoleon ihren Grenzen nahen und den preussischen Staat zu Boden werfen. Es ist selbstverständlich, daß Napoleon den politischen Nutzen erkannte,

den ihm die Beschützerrolle gegenüber diesem von Rußland, Österreich und Preußen gemeinsam unterdrückten Volkstum bringen konnte. Auch entging dem Korsen, der mit solcher Meisterschaft die Menschen zu bezähmen und für seine Zwecke zu benutzen verstand, nicht die Handhabe, die ihm die romantische Leidenschaftlichkeit des polnischen Nationalcharakters und die der französischen Art verwandten kriegerischen Eigenschaften des polnischen Volkes boten. Napoleon hat es bekanntlich wunderbar verstanden, die Polen persönlich an sich zu fesseln. Seine Genialität, sein glänzendes Auftreten befriedigte ihre Phantasie und ihre Eitelkeit, seine Siege weckten ihre Hoffnungen, seine wohlstudierte Leutseligkeit und Freigebigkeit, ja auch das Theatralische und Gewalttätige seines Wesens entzückte sie. Alles das wirkte so stark, daß sich diesem Zauber auch die Polen nicht entziehen konnten, die sehr wohl merkten, daß Napoleon sie hinterging und sie nur politisch ausnützte, ohne ihre Hoffnungen zu erfüllen. Aus den polnischen Gebietsteilen, die Napoleon im Jahre 1807 Preußen abnahm und die er durch das 1809 von Österreich abgetretene Gebiet vergrößerte, bildete er seinerzeit das Herzogtum Warschau. Aber es lag zu klar am Tage, daß dieser napoleonische Vasallenstaat, der durch Personalunion mit Sachsen verbunden wurde, weit entfernt war, ein befreites und wiederhergestelltes Polen zu bedeuten. Trotzdem blieb der Zauber bestehen, den Napoleons Persönlichkeit ausübte und den die Erinnerung noch verklärte, so daß in der späteren Zeit nichts einen so mächtigen Widerhall in den Herzen der Polen weckte und auf ihre nationale Wiedergeburt so einwirkte wie das Gedächtnis der Zeit, als die Polen unter den Abklern des französischen Kaiserreichs kämpften.

Der Verwalter und Nutznießer dieses napoleonischen Erbes in Polen ist auf dem Wiener Kongreß 1814 Talleyrand geworden. Er spielte die Polenfrage, die Regelung des Schicksals der ehemals polnischen Länder, gegen die drei östlichen Großmächte aus, und seitdem betrachteten die Polen Frankreich wie eine Art von Schutzmacht ihrer nationalen Rechte. Paris war der Hauptsitz der polnischen »Emigration«, d. h. aller der Polen, die außerhalb ihrer Heimat für die künftige Befreiung ihres Vaterlandes tätig waren. Ist es da zu verwundern, daß im Laufe des neun-

zehnten Jahrhunderts allmählich das bewußte Polentum, die Führerschaft des polnischen Volkes, einen französischen Einschlag erhielt? In neuester Zeit haben die Polen oft betont, daß sie sich — um die Worte des ehemaligen Erzbischofs Florian v. Stablewski zu gebrauchen — als »Söhne des Westens« fühlten. Aber diejenigen irren sich, die etwa glauben, daß damit ein Zusammenhang mit Deutschland gemeint sei. Davon konnte namentlich in dem unter russischer Herrschaft stehenden »Kongreßpolen« gar nicht die Rede sein. Wenn die Polen vom Westen sprachen, so dachten sie an Frankreich, und nur Frankreich vermittelte für sie die westliche Kultur, besonders seitdem der Haß und das Mißtrauen gegen Deutschland teils durch den natürlichen Gegensatz der Volkscharaktere, teils durch künstliche Sezarbeit politischer Natur mächtig gefördert worden war.

Man hat sich bei uns gewundert, in dem bisher russischen Polen so viel Russenfreundlichkeit zu begegnen, während doch Rußland zu allen Zeiten der Todfeind des polnischen Volkes gewesen ist. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt zu einem Teil auf wirtschaftlichem Gebiet — worauf hier nicht eingegangen werden kann —, zum andern Teil in einer eigentümlichen Stimmung, die auf zwei scheinbar entgegengesetzte Gründe, sowohl tiefste Entmutigung als auch Anregung ganz neuer, andersgearteter Hoffnungen, zurückgeht. Beides aber steht in einem gewissen Zusammenhang mit der neuen Lage, die das französisch-russische Bündnis geschaffen hatte. Nichts hat die grundsätzlichen, leidenschaftlichen Feinde Rußlands in Polen so entmutigt, nichts zugleich die lauen Opportunisten, die

Geschäfts- und Interessenpolitiker und die leichtfertigen Phantasten, die von dem neuen Verfassungsstaat Rußland träumten, mit solchen Hoffnungen erfüllt wie dieses Bündnis. Nichts hat aber auch in seiner verschiedenartigen Wirkung auf verschiedene Volkskreise so viel Verwirrung gestiftet. Darin zeigt sich deutlich, wie eng sich das heutige Polen dem französischen Geist verbunden gefühlt und was es von ihm erwartet hat.

Frankreich hat Polen enttäuscht. Es hat seinen Einfluß in Rußland nicht im Sinne einer freiheitlichen Entwicklung geltend gemacht, sondern es hatte sich mit dem Zarismus auf Gedeih und Verderb enger verbündet, als selbst seinen begeisterten Verehrern erträglich war. Das alles, um wenigstens den militärischen Sieg an seine Fahnen zu fesseln und dem Revanchegeanken, von dem es unterjocht war, Erfüllung zu sichern. Aber diese Hoffnung ist noch dazu trügerisch gewesen. Polen sieht das Reich seiner alten Liebe und seiner Träume zusammenbrechen. Dafür bietet ihm der verhaßte, ihm Widerwillen und Furcht einflößende Feind, zugleich der Feind seines vergötterten Frankreichs, von dem Polen im Stich gelassen worden ist, das königliche Geschenk der Freiheit. Das stürzt alles bisher Geglaubte und Gedachte um. Man braucht Zeit, sich zurechtzufinden. In wieviel Zeit und auf welchen Wegen, das vermag niemand vorherzusagen. Aber wir wollen hoffen, daß es gelingen wird, ein Verhältnis herzustellen, das einen neuen Grund legt in dem verwirrten und verstörten Gemüt des vielgeprüften Volkes, so daß sich daraus den Polen ein neues Verständnis für deutsche Art und deutsche Kultur eröffnet.

## Unter dem Monde

Fenster tat ich auf in der Nacht,  
Ruhte schweigend hinausgewandt,  
Bis hinter schwarzen Föhren lacht  
Wuchs der silberne Simmelsrand.

Bis der stille wandernde Wind  
Wolken atmete zärtlich empor,  
Und aus Wolken groß und gelind  
Schwamm der wachsende Mond hervor.

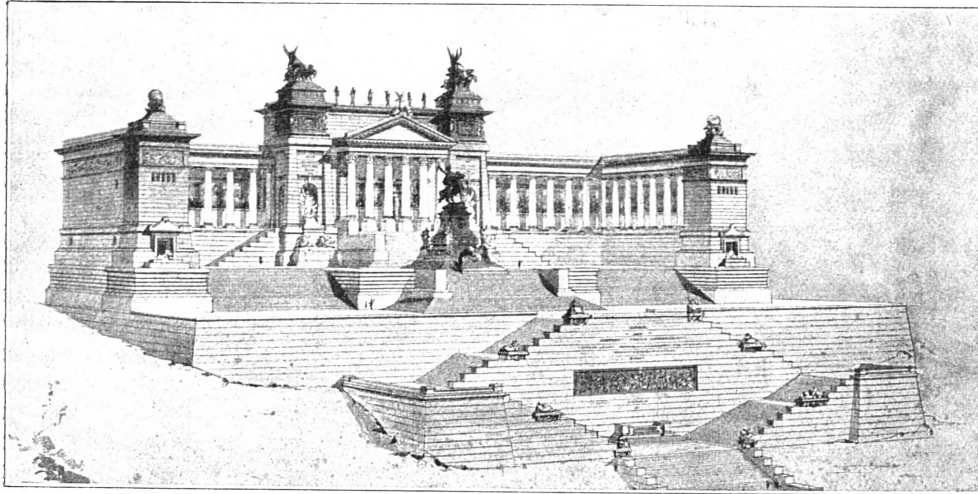
Was vom Tage giftig und schwül,  
Rauchte schimmernd auf in den Mond,  
Und mein Herz ward blühend und kühl,  
Lag verklärt unterm läuternden Mond.

Ina Seidel



Alfred Scherres: Hagelschauer  
Haus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916





Entwurf zum Viktor-Emanuel-Denkmal in Rom

## Bruno Schmitz

Von Geh. Baurat A. Knoch (Hannover-Waldhausen)

**B**runo Schmitz! Ein Name von starkem Klang. Der gebildeten Welt Deutschlands war er nicht fremd, und das Ausland nannte ihn mit hoher Achtung. Wer der Kunst nahestand, wußte, daß Bruno Schmitz ein Bildner der gewaltigsten Kaiserdenkmäler war, die Deutschland besitzt. Der großen Menge war sein Name hier und da begegnet; aber Genaueres wußten die wenigsten von seinem Träger.

Aufs neue ging vor kurzem der Name Bruno Schmitz durch die Spalten der Tageszeitungen; aber diesmal war schon der Tod sein Begleiter. Nur 57 Jahre ist der Künstler alt geworden. Ein paar kurze Begleitworte bei der Nachricht, daß er dies und das gebaut habe, das war meist alles: Tageszeitungen müssen kurz sein. Aber wenn einer, so verdient dieser Künstler es, daß eingehender über ihn berichtet wird. Sein Name schon bedeutet ein Programm, eine besondere und in sich abgeschlossene Kunst-epoche in Deutschland, wie sie seit Schinkel, der 1841 starb, nicht dagewesen ist. Die Baukunst, die

dritte der drei Schwester-, der drei bildenden Künste, hatte uns manche großen Namen nach den Zeiten Schinkels gebracht, die unsterblich geworden sind und fortleben werden, so lange es eine Kunst gibt. Aber Bruno Schmitz war in einer bestimmten Richtung dennoch vielleicht der Größte aller dieser Großen. Um einen jeden solchen, wenn er gestorben, rankt sich der Streit; so auch um ihn. Mannigfach sind die Meinungen über diesen Künstler geteilt.

Wie will man ihn beurteilen? Danach, wie seine Werke gefallen, oder danach, was er war? Beides hat Berechtigung; aber das

zweite die größere. Kleinere haben vor ihm Werke geschaffen, die sich glänzender und einschmelzender darbieten als die Schmitz'schen Bauten. Dafür leuchtet aber aus allen seinen Werken — vielleicht einige einfachere Hausfronten ausgenommen — die Hand des »Genies« hervor.

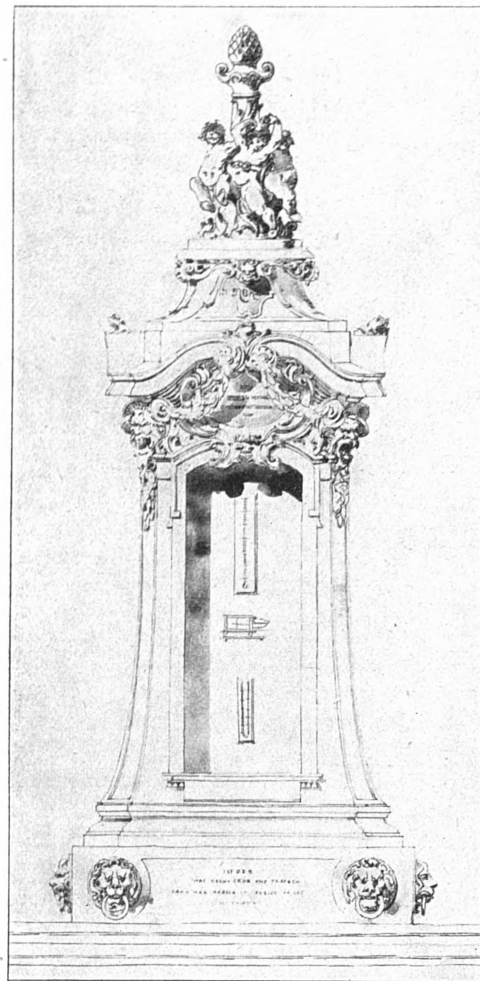
Baute sich die Entwicklung der Architektur in ihren völlig voneinander verschiedenen Abschnitten stets so auf, daß die neue langsam aus der alten hervorwuchs, so übersprang



Bruno Schmitz

Westermanns Monatshefte, Band 122, I: Heft 729





Entwurf zu der Wetterfäule auf dem Schloßplatz in Berlin

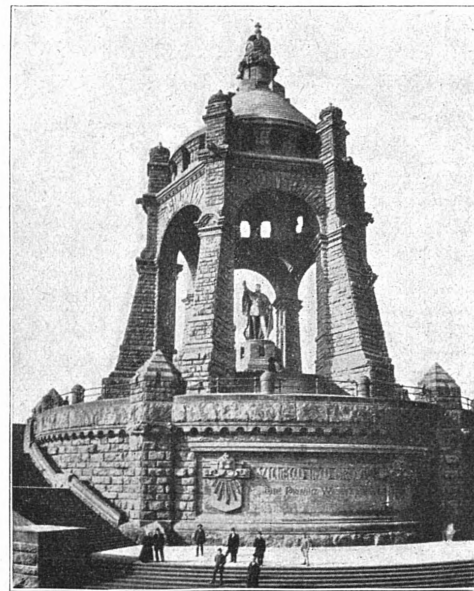
Schmiz eine Kluft zwischen Altem und Neuem, als er sein Porta-Denkmal bei Minden und die weiteren drei großen Denkmäler, in Koblenz, am Kyffhäuser und in Leipzig, schuf.

Die Griechenkunst schöpfte aus dem Ägyptischen, die Römer standen wieder auf dem Griechentum und der Bauweise der Etrusker, und die altchristliche Zeit, die byzantinische wie die romanische, baute in der Weise der Römer, unter Anlehnung an die Form der Katafomben, weiter. Aus der romanischen Bauweise entstand die Gotik, in der die Starrheit des finsternen Mittelalters zuletzt ihren höchsten Ausdruck fand. Dann kam etwas Neues, als Brunelleschi 1440 bei dem Bau der Domkuppel zu Florenz die Pforten einer neuen Welt aufstieß und der Renaissance,

der Wiedergeburt der Kunst der Griechen und Römer, den Weg in die Freiheit zeigte. Immer aber — auch bei Brunelleschi — wuchs das eine aus dem andern langsam heraus, und die Gotik wurde nicht, wie so oft fälschlich behauptet wird, »plötzlich« durch den Abt Euger in der Abtei von St. Denis bei Paris geschaffen. Nein, Robert de Couci, der Erbauer der Kathedrale von Reims, Robert de Luzarches, der Erbauer der Kathedrale von Amiens, der Vorgängerin im Grundriß des Kölner Domes, Erwin von Steinbach und Gerhard von Riele, die Erbauer des Straßburger Münsters und des Domes zu Köln, sie fußten bei ihren heute noch als Wunderwerke geltenden Bauten auf den Formen ihrer Vorgänger.

Bruno Schmiz tat dies bei seinen Hauptbauten nicht. War er zuerst, als er sich durch die Gewinnung erster Preise bei den bedeutendsten Wettbewerben einen Namen gemacht hatte, die Wege des Klassizismus gegangen, so war er nun plötzlich ein »Neuerer« geworden. Seine Kaiserdenkmäler bei Minden, auf dem Kyffhäuser, am Deutschen Eck in Koblenz und das Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig zeigten völlig neue Formen und Gedanken. Eine neue Sprache in der Kunst war von ihm gefunden, und der Name Bruno Schmiz war ein Programm geworden.

Schmiz war ein geborener Düsseldorfer.



Der Mittelbau des Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf der Porta Westfalica



Abendkleid aus Schleierstoff, weißrosa mit pastellblauen Schleifen. Eigner Druck der Kunstgewerbeschule

französische Modeerzeugnisse leitet sich nicht etwa von der Tatsache her, daß andre Länder auf diesem Gebiete nichts zu leisten vermöchten. Das Vorurteil ist eben vorhanden, und der Kaufmann findet sich damit ab, wie es für ihn am gewinnbringendsten ist. Es ist seine Aufgabe nicht, da Wandel zu schaffen. Die neuen Modeformen, die da in Paris alle halbe Jahr den tonangebenden Damen vorgeschlagen werden, sind aber nur von wenigen, für das Gebiet besonders begabten Leuten erdacht, und solche Talente gibt es überall. Bisher fanden sie aber in Deutschland keinen Nährboden. Deutschland macht im allgemeinen keine Modelle, sie werden deshalb auch in Deutschland nicht »gefragt«; es macht Massenfertigung. Es kauft Modelle in Paris und stellt danach, vielleicht mit Abänderungen, tausende von Wiederholungen her, die es nach dem Ausland, nach Frankreich, England, Amerika usw. ausführt, und hilft so die Herrschaft Frankreichs in der Weltmode zu verbreiten und

zu befestigen, denn alle diese Hunderttausende von Kleidern, die von den breiten Volksmassen aller Länder verbraucht werden, sind — letzte Pariser Neuheit.

So widelt sich seit unendlich langer Zeit im großen und ganzen der Modebetrieb ab, und verhältnismäßig selten empört sich von Zeit zu Zeit ein deutsches Gemüt gegen diese hergebrachte Ordnung der Dinge. Paris zog die phantasievollen, für die Mitarbeit an der Weltmode begabten Köpfe an und bezahlte sie gut; Paris leistete die lohnende Qualitätsarbeit. In Berlin schustete ein Heer jämmerlich bezahlter Heimarbeiterinnen für den Siegeszug der französischen Mode über die ganze Erde.

Als der Krieg ausbrach, kam eine junge deutsche Zeichnerin aus Paris nach Berlin, deren jahrelange Tätigkeit dort darin bestanden hatte, für ein großes Modellhaus die Museen und Bibliotheken nach Kostümbildern zu durchstöbern,



Mantel aus violett-schwarz kariertem Seidencheviot mit Fähebesatz

von denen sie allerhand Einzelheiten, wie Ärmel, Halsabschlüsse, Kragenformen, Rodsaumverzierungen und ähnliches abzeichnete und ihrem Hause zutrug, wo sie dann für die Modellkleider verwertet wurden. Das Fräulein konnte in Berlin keine Anstellung finden, weil Deutschland für solche Kräfte einfach keine Verwendung hatte. Jetzt, nachdem der Krieg 33 Monate gedauert hat und keine französischen Erzeugnisse mehr zu uns hereinkommen, mußte die deutsche Konfektion sich endlich entschließen, ihre Modelle selbst herzustellen, aber sie ist noch durchaus abgeneigt, sich von der Linie, die Frankreich heute der Frau vorschreibt, und von der uns die noch auf allerlei Schleichwegen zu uns hereinsickernden französischen Modebilder Kunde bringen, irgendwie zu entfernen. Die Herren von der Konfektion sind eben Geschäftsleute und wünschen nach dem Kriege die alten Handelsbeziehungen möglichst bald wiederhergestellt zu sehen. Sie fürchten, wenn sie sich von der französischen Mode losmachen, den Weltmarkt für Massenfkonfektion zu verlieren.



Straßenkleid aus weißem blaukariertem Seidencheviot mit goldbraunem Jäckchen



Gesellschaftskleid aus weißer Seide mit eingewebter türkisblau und schwarzer Kante und schwarzem Seidenstoff

Es ist aber doch sehr wahrscheinlich, daß der große Krieg alle diese Verhältnisse umstürzen wird. Wir werden in diesem furchtbaren Ringen siegen, und das besiegte, an Blut, Ansehen und Geld verarmte Frankreich wird zu einer politischen Macht zweiter Ordnung herabsinken. Es ist undenkbar, daß Deutschland dann noch der geistigen Führung dieses Volkes folgt, noch immer der alten Suggestion unterliegt, auch nicht in der Mode. Bis zum Friedensschluß müssen wir eine von der Frankreichs abweichende Mode haben, und unsre großen Konfektionshäuser und Konfektionsfabriken werden mit dieser neuen deutschen Mode die Welt überschwemmen. Dann wird Deutschland durch sein mächtig gewachsenes Ansehen leicht die Führung auch in der Weltmode an sich reißen, und wir werden eine neue, heitere Kunst bei uns erblühen sehen, die unzähligen begabten Menschenkindern Arbeitsgebiete eröffnet — eine deutsche Modekunst.

Es gibt heute noch viele Leute, die da be-



hauften, in Deutschland habe man für Mode-  
dinge keinen Sinn und kein Geschick, das sehe  
man schon daran, daß die deutschen Frauen sich  
nicht anzuziehen verstünden. In der Tat ver-  
mag die Deutsche sich meist nur spät und nicht  
immer glücklich mit einer neuen Mode ausein-  
anderzusetzen. Das ist aber wohl lediglich die  
Folge der Tatsache, daß die deutsche Frau Klei-  
der tragen soll, die für die Französin erfunden  
sind und für deutsche Art schlecht passen; es ist  
wohl anzunehmen, daß eine von Deutschen für  
Deutsche erdachte Mode uns besser kleiden  
würde. An ersfinderisch begabten Köpfen aber  
fehlt es uns doch wahrlich nicht; wie kämen  
wir sonst zu unsern jungen blühenden Kunst-  
gewerbe, das sich vor dem Kriege schon Weltruf  
erworben hatte und den Weltmarkt zu erobern  
begann. Brauchbare Begabungen, die sich auf  
dem Gebiet der Mode tummeln könnten, haben  
wir genug; sie fanden nur bisher bei uns kein



Gesellschaftskleid aus rotem Taft mit grauem  
Schleierstoff und Silberstickerei



Abendkleid aus schwarzem besticktem Taft mit  
Brüsseler Spitzen

Arbeitsfeld. Unsere jungen Künstlerinnen muß-  
ten sich darauf beschränken, Rüdentrassen, Kaffee-  
mützen und andre mehr oder weniger notwen-  
dige Gegenstände zu sticken, zu weben und zu  
batiken; oder, wenn sie sich schon der Kleider-  
kunst widmeten, so erfanden sie im stillen Käm-  
merlein seltsame Gewänder, deren Hauptzweck  
zweck der zu sein schien, eine Ausstellung von  
Handarbeiten umherzutragen; Gewänder, die  
diese oder jene Eigenbrötlerin wohl anziehen  
mag, die aber wenig Wert für die Allgemei-  
heit hatten. Und doch waren das verheißungs-  
volle Anfänge, die beweisen, daß Fähigkeiten  
und Interesse vorhanden sind.

Die Jünger und Jüngerinnen unsers Kunst-  
gewerbes sind es in erster Linie, auf deren Lei-  
stungen Deutschland rechnet, nun es sich darum



Nachmittagskleid aus rotlila Schottenseide mit hellgrauem Schultertuch

handelt, eine deutsche Modefunst entstehen zu lassen. Ein künstlerisch veranlagter und vorgebildeter Mensch erfüllt schon ohne Fachkenntnisse eine Reihe der Vorbedingungen, die auf dem Gebiete der Modefunst den Erfolg sichern. Ihm ist jener Spieltrieb eigen, aus dem alle Kunst entstanden ist; und wo wäre das geistvoll Spielerische der Kunst wohl so am Platze wie bei der Erschaffung schöner Kleider? Der Künstler hat die Flügel der Phantasie, und doch schützt ihn ein durchgebildeter Geschmack vor dem Allzuverwegenen. Er hat die gute Kenntnis des menschlichen Körpers und aller seiner Bewegungsmöglichkeiten, wird also keine Kleider ersinnen, die häßliche Zerrbilder angenehmer Dinge sind. Er hat angeborenen und entwickelten Farbensinn, der in der Kleiderkunst so unschätzbar wichtig ist, denn die Farbe wirkt am unmittelbarsten auf die Sinne; Farben wirkungsvoll zusammenzustellen, ist keine Intelligenz-

angelegenheit, die man lernen kann wie das Schneiden, sondern eine angeborene Fähigkeit. Alle natürlichen Gaben des jungen Modekünstlers oder der angehenden Modekünstlerin zu entwickeln und ihre technischen Kenntnisse zu erweitern, gibt es keine geeigneteren Stätten als unsere schönen, zweckmäßig eingerichteten Kunstgewerbeschulen, und so hat denn eine einsichtsvolle Behörde sich entschlossen, auf Anregung von Direktor Rudolf Vosselt an der Magdeburger Kunstgewerbe- und Handwerkerschule eine Fachklasse für Frauenkleidung einzurichten, die einen doppelten Daseinszweck verfolgt. Erstens den, eine künstlerische Fortbildungsschule für Schneiderinnen zu sein und Künstlerinnen, die auf diesem Gebiete arbeiten wollen, die nötigen technischen Kenntnisse zu vermitteln; zweitens den, Modellkleider zu schaffen, die als Anregung oder als Vorbilder der deutschen Konfektion nützen können.

Wenn heute Tischler, Schlosser, Dekorationsmaler, Goldarbeiter die Kunstgewerbeschule be-



Gesellschafts- oder Bühnenkleid aus altrosa schillerndem Taft mit Überkleid aus rohseidenem Flor-  
krepp, naturfarbig mit buntem Blumenmuster

suchen, so bringen sie technische Vorkenntnisse mit. Zu der während der Lehrjahre erworbenen handwerklichen Geschicklichkeit und der guten Kenntnis ihres Materials fügen sie auf der Kunstschule die Geschmacksdurchbildung, befreien sich von mancher Gebundenheit des Urteils und erwerben sich nach und nach zeichnerisches Können, das sie befähigt, ihre Arbeiten nach eignen Entwürfen auszuführen oder doch die zur Verfügung stehenden guten Vorbilder geschickt und verständnisvoll dem jeweiligen Bedürfnis anzupassen. Die künstlerisch Begabten unter ihnen kommen dahin, gute Vorbilder für die Massenerzeugung zu erfinden, und heben durch ihre Leistung das Ansehen ihres Standes. In der gleichen Weise wird durch die Einrichtung der Fachklasse für Frauenkleidung auch dem Gewerbe der Schneiderinnen eine künstlerische Fortbildungsmöglichkeit geboten.

Auch bei der in die Fachklasse für Frauenkleidung eintretenden Schülerin werden technische Kenntnisse vorausgesetzt, die etwa der Reife der Gesellenprüfung entsprechen. Viele der Schülerinnen machen vor dem Eintritt in die Kunstschule die Gesellenprüfung, denn die an der Schule zugebrachte Zeit wird von der Handwerkskammer den Jahren zugerechnet, die zwischen Gesellenprüfung und Meisterinnenprüfung liegen müssen. Auch die Gesellenprüfung ist indessen schon mit an der Schule erworbenen Erfahrungen gemacht worden, doch sind das Ausnahmen, die nur auf besonderes Gesuch hin gestattet wurden. Die Fachklasse kann keine Lehrlinge ausbilden, denn sie ist keine Nähsschule, sondern betont ihren künstlerischen Standpunkt. Sie nimmt auch solche Schülerinnen auf, die nur bescheidene Erfahrungen im Schneidern haben, wenn sie dafür den Nachweis künstlerischer Begabung für das Gebiet der Mode erbringen können. Gerade durch das Zusammenarbeiten der künstlerisch Begabten mit der technisch Vorgesessenen werden beide sehr gefördert. Die Handwerkerin lernt mit Künstleraugen sehen, befreit sich von manchem herkömmlichen Vorurteil und wird zu schöpferischem Wirken angeregt. Schon das Entstehen sehen erfindungsreicher, farbenschöner, geschmackvoller Kostüme in vollendeter Ausführung bedeutet Erziehung zum Guten. Die Phantasie der Künstlerin andererseits wird durch das Umgehen mit den verwendeten Materialien, den edlen Stoffen, schönen Spitzen, Besätzen usw. befruchtet. Das Eingehen auf die zahllosen Möglichkeiten des Zuschneidens eines Kleides ist eine sehr anregende Sache, und die Grenzen, die der Phantasie durch die Technik gezogen sind, lernt die Künstlerin nur durch die praktische Betätigung. Auch einige der jungen Künstler, die an der Kunstgewerbeschule arbeiten, wurden durch eifriges »Zugucken« in der

Modellklasse zur Mitarbeit angeregt und bringen häufig gute Entwürfe, die dann mit Erfolg ausgeführt werden.

Die neu eintretenden Schülerinnen werden sofort zum Entwerfen von Kostümen angehalten, auch wenn sie keinerlei Vorbildung im Zeichnen mitbringen. Da sehen die Bilder natürlich anfangs recht unbeholfen aus, aber ganz überraschend oft kann man ein sprunghaft schnelles Vorwärtskommen beobachten, und schon nach ein bis zwei Semestern sind die Entwürfe der Begabten reif zur Ausführung, so daß es nur selten an guten Skizzen fehlt. Um das Geschick im Darstellen des Erdachten zu fördern, wird nach bekleidetem und unbekleidetem Modell gezeichnet und das Entwerfen von Stickereien, Posamenten, Batikarbeiten, Spitzen und andern für Kleider in Betracht kommenden schmückenden Beiwerk geübt. Diese Dinge werden natürlich nach Bedarf ausgeführt, wie denn auch ein enges Zusammenarbeiten mit den andern Fachklassen der Schule gewünscht wird und üblich ist, mit der Fachklasse für Textilarbeiten vor allem, für Flächenkunst, für Metallarbeiten; sogar mit der Klasse für Architektur, wo Stillehre getrieben wird, hat die Schneiderklasse Zusammenhang, da dort häufig Bühnenbilder entworfen werden samt den dazugehörigen Figuren. Für Anregung durch das Studium historischer Kostüme sorgt die Bibliothek der Schule, wo Kostümwerte sowie alte und neue Modezeitschriften betrachtet werden können, nur keine französischen Modebilder der Gegenwart. Auch kostümgeschichtliche Vorträge werden gehört. Im nächsten Semester wird noch eine Abendklasse eingerichtet werden, in der Vorträge über vielerlei einschlägige Dinge gehalten werden sollen, alte und neue Kleiderschnitte studiert und Maßnehmen und Musterzeichnen geübt werden wird.

Der Werkstattarbeit sind drei Tage in der Woche gewidmet. Eine tüchtige Schneiderin, die zwei Hilfsarbeiterinnen beschäftigt, sorgt dafür, daß die Schülerinnen stets das Entstehen vorbildlich ausgeführter Kleider vor Augen haben und sich gewöhnen, in technischer Beziehung einen hohen Maßstab anzulegen. Eine weitere Hilfskraft ist für die Schülerinnen da, um ihnen nach Möglichkeit das allzuvielen Nähen langer Nähte und Säume abzunehmen. Im übrigen wird wie in einem Modellhaufe gearbeitet.

Schöne Stoffe, mit denen das Seidenhaus Bischoff in Magdeburg die Fachklasse versorgt, sind zu anregender Betrachtung stets im Schaustasten ausgelegt. Die wirksamste Verwendung des zu verarbeitenden Materials wird gegebenenfalls durch vorläufiges »Zusammennadeln« auf der Figur gefunden. Die entstehenden Entwürfe sind meist für einen bestimmten Stoff gedacht. Wenn sie den Anforderungen der Leiter der



Wertstatt entsprechen, wird zunächst durch Ausprobieren in Nessel, Gaze oder Papier der geeignetste Schnitt für das Kleid gefunden. Schon bei dieser Vorarbeit werden natürlich häufig Entwürfe als unausführbar oder ungünstig wieder verworfen oder abgeändert. Nach dem so gewonnenen Schnitt wird dann das Kleid in Arbeit genommen.

Die hier abgebildeten Kleider sind so nach Entwürfen der Schülerinnen entstanden. Sie sind dazu bestimmt, deutschen Konfektionshäusern als Modelle zu dienen. Weil es für uns das Nächste und Wichtigste ist, das Wohlwollen und Interesse der Herren von der deutschen Konfektion zu gewinnen, machen wir unsre Kleider so glänzend, bestechend und elegant wie möglich, aus den schönsten Seidenstoffen, in den bezauberndsten Farben, und wenden so viel Phantasie und gute Einfälle, so viel Liebe bis ins kleinste auf wie nur möglich und bemühen uns so, das unsrige dazu beizutragen, daß diese Herren vielleicht mit der Zeit zu der Ansicht kommen, auch in Deutschland könnten ganz gute Modellkleider zu kaufen sein. Es ist deshalb wohl möglich, daß die eine oder andre der Leserinnen dieser Zeitschrift die Kleider zu elegant, zu kostbar für diese ernste Zeit, vielleicht zu kühn in der Form finden wird. Es sind eben Modelle, Kleider, die neue Ideen, Anregungen bringen sollen, Kleider, die werben sollen, gewinnen, die aber in genau dieser Form vielleicht nie getragen werden. Das Modehaus, das ein solches Kleid erwirbt, führt es mit vielen andern der zahlungsfähigen Kundin vor. Vielleicht kauft sie es nicht, aber wahrscheinlich bestellt sie etwas Ähnliches nach Beratung mit der »Direktrice«, möchte von diesem den Schnitt, von jenem die Farbe, oder dieses in anderm Stoff, aber von

jenem den Halsabschluß, weil der ihr besser steht. Nimmt aber eine Konfektionsfabrik ein solches Kleid auf, so stellt sie es in verschiedenen Stoffen und Farbstellungen her, vielleicht in allerlei Varianten, und wenn das Kleid schließlich ins praktische Leben kommt, ist es schon sehr dem Bedürfnis der großen Menge angepaßt und wird den verschiedensten Geldbeuteln gerecht. Modelle müssen den von der jeweiligen Mode beabsichtigten Umriß der weiblichen Erscheinung sehr charakteristisch wiedergeben. Durch das Anpassen der späteren Wiederholung an die Wünsche und Gestalt der Käuferin oder die Bedürfnisse des großen Publikums entsteht von selbst eine gewisse Verwässerung. Darum ist es ärgerlich, bei einer Modeschau Aussprüche wie: Das könnte ich doch nicht tragen! oder: Meine Frau würde so was niemals anziehen! oder: Für mich war gar nichts darunter! mißfällig hingeworfen zu hören. Ja — so sind die Kleider auch gar nicht gemeint. Wenn es auch vorkommt, daß das eine oder andre der Kleider sofort eine Käuferin findet, die es ebenso trägt, wie es ist, und gern einen höheren Preis bezahlt, weil sie der Gedanke freut, daß sonst niemand ein solches Kleid besitzt, so ist das doch nicht eigentlich das erstrebenswerte Ziel. Modellkleider erfüllen ihren Zweck am besten, wenn sehr viele andre danach angefertigt werden; dann erst wird die geistige Arbeit verwertet, die in einem solchen Kleide steckt.

Wir können nur von Herzen wünschen und hoffen, daß recht viele von unsern Kleidern in dieser Weise ausgenutzt werden, und daß die darauf verwendete Mühe und Überlegung dazu beitrage, das Ansehen deutscher Arbeit auch auf dem Gebiet der Mode zu mehren, zunächst im Inlande und mit der Zeit auch im Auslande.

## Deutschland Anno 1740

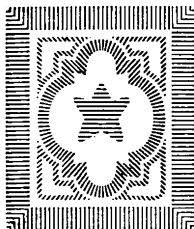
Noch tänzelt man Gavotte und Menuette,  
Treffenbeladen prunkt der Seidenrock.  
Die Herren scher'n sich tags um Hirsch und Bock,  
Nachts um ein wohlbesetztes warmes Bette.

Noch schlingt Herr Gottsched seine Regelkette  
Der Jungfrau Poesia ins Gelock,  
Weiblein und Männlein bei Kaffee und Grog  
Ersticken mählich in dem eignen Fette.

Noch glänzt der Tag; noch murmeln Fluß und Bach  
Philistertrüg; doch in der Ferne zieht  
Ein Wetter auf; bald zuckt der erste Blitz:

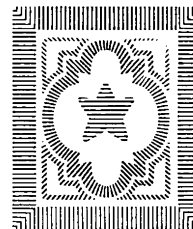
Fünf Treppen hoch, dicht unterm Giebeldach,  
Keimt schon der „Messiade“ Donnerlied,  
Und seinen Degen schärft der Große Friß.

Robert Hohlbaum



# Goethe als Rhythmiker

Von Prof. Dr. W. Mettin



Der Jahrgang 1882 von »Westermanns Monatsheften« brachte einen Aufsatz von F. v. Hüller über »Goethes musikalisches Leben«, in dem der Verfasser die persönliche Stellung des Dichters zu musikalischen Problemen, insbesondere zur Komposition seiner Lieder, bespricht. Dabei betont er auch den Gegensatz Goethes zur herrschenden metrischen Schablone: »Ich bin als Dichter der ewigen Jamben, Trochäen und Daktylen mit ihren wenigen Mäßen und Beschränkungen so müde geworden, daß ich mit Willen und Vorfaß davon abgewichen bin.« Dann spricht Goethe über das Vorgehen Glucks gegenüber dem französischen Text der Arien und schließt mit den Worten: »Ich sing also an, den fließenden Gang der Arie, wo Leidenschaft eintrat, zu unterbrechen, oder vielmehr ich dachte ihn zu verstärken, welches auch gewiß geschieht, wo ich nur zu lesen, zu deklamieren brauche.«

Ich möchte die Hauptpunkte dieses Bekenntnisses in dem Anfang und im Ende sehen: Goethe ist der herkömmlichen Metra überdrüssig und schafft sich selbst neue. Das Mittel dazu ist das lebendige Wort, das Sprechen. Der Dichter knüpft also wohl an überlieferte Formen an, aber er weiß ihnen neues Leben durch den Vortrag einzuhauchen. Er überläßt es also dem Vortragenden, die tieferen Absichten des Dichters zu ahnen und durch Akzent und Ton zum Ausdruck zu bringen.

Auf diesem Zusammenwirken des Dichters mit dem Rezitator ist überhaupt die ganze Rhythmik Goethes aufgebaut; ohne den lebendigen Ton ist ihm das Wort tot. Hierin liegt ein wichtiger Unterschied in der Wirkung zwischen Poesie und bildender Kunst, da Gemälde und Bildwerke durch sich selbst sprechen, ohne Erklärung und Auslegung. Voraussetzung für eine solche gemeinsame Arbeit des Dichters und des Rezitators ist das rhythmische Feingefühl des Poeten, der die metrische Form auf das genaueste dem Gedankengehalt anpassen und so dem Vortragenden vorarbeiten muß. Abgesehen hat Goethe für seine sangbaren Lieder dieselben Grundsätze befolgt; dies geht schon aus dem angeführten Briefe an Kaiser über die Komposition von »Scherz, List und Rache« hervor. Andererseits besitzen wir in seinem Liede »An Lina« ein poetisches Zeugnis dafür:

Liebchen, kommen diese Lieder  
Jemals wieder dir zur Hand,  
Sitz beim Klaviere nieder ...

Nur nicht lesen! Immer singen,  
Und ein jedes Blatt ist dein.

Hier ist also der musikalische Ton das belebende, verständnisvermittelnde Element.

Wir werden im folgenden erkennen, wie Goethes Rhythmus überall die Rezitation oder den Gesang voraussetzt, und wie die tausend Feinheiten seiner Kunst erst beim Vorlesen oder Singen recht zu erkennen sind. Zuerst soll dies an der Unterscheidung des steigenden und fallenden Rhythmus, sodann an der podischen und bipodischen Messung, schließlich an der Anpassung der Verse an die Körperbewegungen dargelegt werden.

In dem Goethischen Gedicht »Der Gott und die Bajadere« lassen sich innerhalb jeder Strophe deutlich zwei Teile unterscheiden:

Ma'habö'h, der Herr der Erde,  
Kommt herab zum sechsten Mal,  
Daß er unersgleichen werde (u. v. bis V. 8).

Das sind regelmäßige, vierhebige Verse mit fallendem (sogenanntem trochäischem) Rhythmus. Man schreibt diesem allgemein einen ruhigen, getragenen Charakter zu im Gegensatz zum steigenden Rhythmus, der (nach Meyers »Poetik«) der Vers des »Angreifenden, Aufsteigenden, Leidenschaftlichen« ist. Wenn wir nun in Goethes Gedicht die trochäischen Strophenteile untersuchen, so finden wir durchweg einen ruhigen, leidenschaftslosen Inhalt: es sind hauptsächlich die Partien der epischen Erzählung mit ihrer breitfließenden Sprache. Ganz anders steht es mit dem zweiten Teile jeder Strophe:

Und ha't er die Sta'dt sich als Ma'ndrer be-  
tra'chtet,

Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,  
Verläßt er sie abends, um weiterzugehn.

Zwei Abweichungen vom ersten Teile bemerken wir im Rhythmus: den Beginn mit einer Senkung und die zweiföhligen Senkungen im Inneren des Verses. Beides stimmt harmonisch zusammen, es malt die Unruhe, das Bewegte, das Leidenschaftliche. Daß auch hier der Inhalt in seinem Charakter dem Versmaß entspricht, beweist ein Blick auf die folgenden Strophen: der Tanz der Bajadere, ihre Geschäftigkeit, die Steigerung der Prüfung, ihre Ausbrüche des Schmerzes sind es, die in diesen iambischen Teilen dargestellt werden. Jeden-

falls ist bei dieser Unterscheidung des Rhythmus deutlich die bewusste Absicht und das musikalische Feingefühl Goethes zu erkennen.

Wenn wir aus Goethes Balladen andre mit fallendem Rhythmus herausuchen, so finden wir durchweg solche, die im Inhalt oder wenigstens Erzählungston einen ruhigen Grundcharakter zeigen. Der Inhalt z. B. erscheint mit seiner lehrhaften Tendenz im »Schatzgräber« und »Zauberlehrling« ernst und würdig trotz den gelegentlichen Ausbrüchen der Angst im zweiten Gedicht; auch »Die Braut von Korinth«, »Paria«, »Ulan Uga« sind von tragischer oder mindestens ernsthafter Grundstimmung. In »Ritter Kurts Brautfahrt«, der »Spinnerin«, in »Wanderer und Pächterin« ist zwar der Inhalt leichter, dafür aber der Ton der Erzählung nachlässiger und bequemer, es ist, als wenn der Dichter behaglich seinen Freunden die Handlung mitteilte.

Ebenso können wir für eine Anzahl iambischer Balladen jenen lebhaften, ja leidenschaftlichen Grundcharakter feststellen, der dem steigenden Rhythmus eigen sein soll; »Erlkönig«, »Johanna Sebus«, »Rattenfänger«, »Vor Gericht« sind wohl unbedingt anzuerkennende Beispiele für unsre Behauptung.

Nun bleiben aber von Goethes Balladen, die ich mit Absicht gewählt habe, um an einem beschränkten Kreise den Gang der Untersuchung zu veranschaulichen, einige übrig, auf die offenbar diese Unterscheidung zwischen den beiden Rhythmusarten nicht paßt, und diese sind gerade die interessantesten; die »Wandelnde Glocke«, das »Veilchen«, der »Sänger« und »Mignon« gehören zu dieser bestrittenen Klasse. Diese Gedichte zeigen alle sogenanntes iambisches Versmaß — über »Mignon« müssen wir allerdings besonders handeln —, aber es fällt schon auf, daß nirgend die Unruhe dieses Rhythmus durch zweifelhafte Senkungen unterstützt wird. In »Mignon« sind manche geneigt,

Re'nnst du das La'nd —

zu betonen, indem sie sich der Komposition anschließen, aber ich glaube, die folgenden Verse, die steigend erscheinen, verbieten es.

Auch der Inhalt dieser Gedichte weist keine bedeutende Lebhaftigkeit auf; die Handlung der »Wandelnden Glocke« ist die der ruhig dahinschreitenden Fabel — abgesehen außerdem von dem gemalten Wadelschritt der Glocke —, die Stimmung im »Sänger« ist abgeklärt ruhig, in »Mignon« eher wehmützig als lebhaft, im »Veilchen« dieser nicht unähnlich. Danach scheint hier Inhalt und Form nicht übereinzustimmen, oder wir sind gezwungen, wie dies tatsächlich geschehen ist, eine dritte Art des Rhythmus anzunehmen, den trochäischen mit Auftakt. Dieser würde eine Mittelstellung zwischen dem

allzu lebhaften iambischen und dem zu ruhigen trochäischen einnehmen und böte, besonders in Verbindung mit dem Wechsel in der Zahl der Senkungen, dem Dichter neue Möglichkeiten, die poetische Kunstform mit dem Inhalt in Übereinstimmung zu bringen. Indem wir eine solche Mischklasse zugeben, stellen wir uns keineswegs auf die Seite derjenigen, die überall den Auftakt abtrennen wollen und so nur fallenden Rhythmus (mit oder ohne Auftakt) anerkennen; sie berufen sich teilweise auf das Vorbild der Musik, teils knüpfen sie ihre Beweise an die Stammsilbenbetonung der deutschen Sprache an: trotzdem können wir ihnen nicht folgen, indem wir den steigenden Rhythmus aus unsrer Poesie entfernen, da er eben durch den Charakter des Inhalts von dem fallenden mit Auftakt getrennt wird.

Abgesehen von dieser besonderen Erörterung hat aber jedenfalls unsre Betrachtung ergeben, daß Inhalt und rhythmische Form sich decken und die Form erst durch die Rezitation zur vollen Wirkung gelangt. Noch deutlicher tritt dies bei der Betrachtung der podischen und dipodischen Messung vor Augen.

Goethes »Faust« ist bekanntlich in sogenannten Knüttelversen geschrieben, das sind Verse, die aus dem alten vierhebigen Kurzvers abzuleiten sind, dann durch die Silbenzählung der Meisterfinger hindurchgegangen und endlich in der Neuzeit besonders in erzählenden Gedichten wieder aufgenommen worden sind. Goethe hat es nun verstanden, diesen an sich eintönig erscheinenden Versen einen ganz verschiedenen Charakter zu verleihen, je nachdem der Inhalt es erfordert, und zwar durch die podische und bipodische Messung. Meines Wissens hat zuerst Eduard Sievers auf diese Feinheit aufmerksam gemacht, und seinen Darlegungen folge ich auch im wesentlichen.

Schon Griechen und Römer kannten die Verbindung zweier kurzer Takte, wie des Trochäus und Iambus, nicht aber des Daktylus oder Anapäst, unter einem Hauptakzent; sie wollten wohl damit die Zersplitterung des Verses in zuviel Einzelteile vermeiden. So werden auch im »Faust« die meisten Vierheber bipodisch gemessen:

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne.

Im großen Eingangsmonolog aber (»Nacht«) hat diese Messung noch eine besondere Bedeutung: hier wird sie auf diejenigen Stücke angewendet, die lebhaftere Bewegung, schneller fortschreitende Entwicklung der Gedanken und Gefühle aufweisen. Besonders sind es Stellen, die Unwillen oder Unzufriedenheit zeigen; in ihnen prägt sich so rhythmisch die Stimmung des Redenden durch die fortlaufenden Dipodien aus.



Albrecht Dürer:

Die heilige Familie

Aufnahme von Gustav Schwarz in Berlin



Im Gegensatz dazu stehen die podischen Stellen; sie haben einen getragenen, nachdenklichen Charakter. Sie wirken durch die gleichmäßige Hervorhebung jedes einzelnen Tactes eindringlicher, weshalb sie auch die spezifisch lyrischen und weicheren Töne erklingen lassen.

Unternehmen wir einen Gang durch die ganze Eingangsjene bis zum Erklängen der Osterglocken, so können wir den Wechsel beider Messungen in Übereinstimmung mit der Veränderung der Stimmung deutlich erkennen. Das Stück »Habe nun, ach, Philosophie« bis »Und tu' nicht mehr in Worten kramen« weist zunächst epischen Charakter auf, und zwar ist die Aufzählung der Enttäuschungen mit Anwillen gemischt: Dipodien bilden die rhythmische Form. Dann erhebt sich die Rede in »O fähst du, voller Mondenschein« zum weichen, sehnächtigen Wunsch: podische Messung. Diese Stimmung wird jäh abgebrochen durch die Worte »Weh! steh' ich in dem Kerker noch!«; hier herrscht Anwille, der sich bis zum Troß steigert und mit der lebhaften Anrufung der Geister endet: Dipodien. Die Einkehr in sich selbst und die heilige Versenkung in die Natur erfordert die getragene podische Akzentuierung, während die Wirkung des Zeichens des Erdgeistes, dem Faust sich näher fühlt, regeres inneres Leben und damit dipodische Messung hervorbringt. Die wichtigen Worte des Erdgeistes mit ihrem niederstimmernden Abschluß:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,  
Nicht mir!

Von denen jeder einzelne Tact von höchster Wirkung auf Faust ist, sind natürlich podisch gemessen, während der Anwille über sie und über die Unterbrechung durch Wagner wieder Dipodien hervorruft. Das Gespräch mit dem Famulus bringt wieder die natürliche dipodische Akzentuierung: die alltägliche und zum Teil ironische Färbung von Fausts Reden entspricht dem Versmaß durchaus. Faust ist wieder allein, in ihm zittert noch der Anwille über die Störung und das Unverständnis Wagners in Dipodien nach, etwa bis zu dem Verse:

Sie hemmen unseres Lebens Gang.

Dann aber erhebt sich der Gedankengang wieder zu philosophischer Höhe, darum zeigt auch der letzte Abschnitt noch vielfach podische Messung. Nur die Stellen sind dipodisch, die jenen Flug in die Höhe unterbrochen zeigen, wie der Abschnitt

Ist es nicht Stau'b, der diese hohe Wa'nd usw.  
und der Schluß

Nun komm hera'b, kristall'ne, reine Scha'le —  
Alle diese Betrachtungen scheinen mir deutlich zu beweisen, daß ein rhythmisches Verstehen

Westermanns Monatshefte, Band 122, I; Heft 729

Goethischer Verse beim stummen Lesen ganz unmöglich ist, und daß rückwirkend auch der Einblick in den Inhalt von der lauten Rezitation abhängt, da der Dichter eben die inhaltlichen Feinheiten in rhythmischen zum Ausdruck gebracht hat. Eine Parallele dazu besteht übrigens in der Behandlung des Hexameters durch Goethe; er hat den gleichförmigen Fluß dieses Verses durch Wechsel in den Zäsuren, durch entsprechende Behandlung der Sentenzen so mannigfaltig zu gestalten gewußt, daß er die verschiedensten Stimmungen zum Ausdruck zu bringen vermag; aber auch dies wird nur unser Ohr, nicht das Auge allein zu erkennen vermögen.

In ganz besonders deutlicher Weise bemerken wir diese Belebung des Rhythmus durch Wort und Ton schließlich in denjenigen Gedichten, die von vornherein marschmäßig vom Dichter empfunden sind, wie z. B. das Lied »Der Musensohn«:

Und nach dem Takte reget  
Und nach dem Maße beweget  
Sich alles an mir fort —

diese Worte sind gleichsam das rhythmische Motto, das man über dieses und ähnliche Gedichte schreiben könnte: das Marschmäßige im Rhythmus fällt unmittelbar ins Ohr und entspricht völlig dem Schema des volkstümlichen

Im Wald und auf der Heide,  
Da such' ich meine Freude.  
Ich bin ein Jägersmann.

In diesen Marschliedern trifft je eine Hebung mit dem Aufsetzen des Fußes zusammen, während er bei der Sentung in der Luft schwebt. Daher zeigt sich auch hier eine Erscheinung, auf die Stolz in seinen »Metrischen Studien zum deutschen Volksliede« aufmerksam gemacht hat, und die schon Vilmar kannte: die Betonung der letzten Silbe, trotzdem diese in der Sentung steht. In der Schubertschen Komposition des »Musesohns« tritt diese weniger hervor, weil sie weniger den marschmäßigen Charakter hervorhebt, um so mehr aber, wenn wir das Lied nach der Volksweise »Im Wald und auf der Heide« singen. Dann empfinden wir das Niedersetzen des Fußes deutlich auch in der Endsilbe:

Und na'ch dem Ta'kte re'ge't —

Auch in dem Refrain des Gesellschaftsliedes »Offene Tafel« kann man eine solche besondere rhythmische Absicht des Dichters entdecken:

Hänschen, geh und sieh dich um,  
Sieh mir, ob sie kommen.

In elf Wörtern neun einsilbige, und dies am Ende jeder Strophe wiederholt: das muß beim Rezitieren ins Ohr fallen. Man hört aus



dem Rhythmus die Besorgnis des Dichters, gleichsam das Ausbliden nach allen Seiten, heraus, ob sich noch keiner von den Gästen zeigen will.

Als Abschluß dieser Betrachtungen möchte ich auf eine Parallelercheinung aufmerksam machen, aus der wir ebenfalls zu erkennen vermögen, wie der lebendige Vortrag erst ein metrisches Kunstmittel zur vollen Geltung bringt, ich meine den Reim.

Man pflegt den Reim meist nur als Bindemittel gelten zu lassen, er ist aber viel mehr, er ist Schmuck des Verses und sogar Ausdrucksmittel für den Inhalt. Auch dabei wird erst das Vorlesen die hineingelegten Feinheiten klarlegen. Die sogenannten abgedroschenen Reime: Liebe — Triebe, Herz — Schmerz, Lust — Brust sind ursprünglich gerade die inhaltreichsten, da sie logisch verknüpft sind. Sie finden sich deshalb noch häufig bei Goethe und sind erst durch den Gebrauch zu abgegriffenen Münzen geworden, so daß Bodensiedt dichtete:

Ich hasse das süßliche Reimgebimmel — usw.  
Was allzu verbraucht und gemein ist. —

Auch die unreinen Reime bezeugen, wie der Dichter bemüht war, die Kunstform dem Inhalt anzupassen: er scheut sich nicht, einen metrischen Verstoß zu begehen, damit der Gedanke klar und rein in die Erscheinung trete; er überläßt es dem Vortrage, diese Disharmonie auszugleichen. Man erklärt ja jetzt häufig die Unreinheit der Reime aus dem mangelnden Sprachgefühl der Dichter oder aus ihrer mundartlichen Aussprache, doch finden sich solche Reime auch bei Dichtern, die durchaus korrekt sprachen. Ich glaube vielmehr, daß sich der

betreffende Reim so geeignet zum Ausdruck des Gedankens erwies, daß der Dichter ihn nicht abweisen mochte, und Goethe z. B. schwilt — füllt, Tüde — Blide, Gäste — Feste reimte.

Auch die reinen Reime sind bei Goethe häufig so sinnvoll gebunden, daß man auch hier den Gedankeninhalt als den Vater des Wortes erkennt. Ein innerer Zusammenhang liegt z. B. vor in »Kranze — Tanze« (parallele Bedeutung, wenn Kranz = Ringelreihen), »Grüsten — Lüsten« (Gegensatz), »erbebt — gelebt (am längsten)« = kausa!; ähnlich in: Krieg — Sieg, hauset — schmauset, gemacht — vollbracht, Tischen — erfrischen, flirrt — wirrt — schwirrt.

An einigen Stellen erscheint ja allerdings der Reim gekünstelt, und in vielen Fällen wird man überhaupt keine tiefere Bedeutung in dieser Klangverbindung zu suchen haben; trotzdem aber bleibt der Grundsatz bestehen, daß auch beim Reim häufig der Inhalt bestimmend auf die Form eingewirkt hat. Je malerischer, je anschaulicher die Reime sind, um so sicherer sind sie Blüten des Inhalts, um so schneller allerdings werden sie dann auch allgemein, und das, was heute noch die geniale Erfindung eines Dichters war, ist morgen ein Gerät in der Hand jedes Dichterlings. Je seltsamer die Reime sind — ich erinnere an Freiligrath — und je abgelegener, um so weniger können sie allgemeine Verwendung erfahren.

So erfordern die Goethischen Reime, eben weil sie Ausdrucksmittel des Inhalts sind, gerade wie der Rhythmus, die besondere Aufmerksamkeit des Vortragenden: er wird durch stärkere Hervorhebung, durch besondere Modulation auch diese Quelle Goethischer Gedankenfülle den Zuhörern erschließen.

## Die Kronenburg

Manchmal hör' ich nächtlich, traumesweit  
Unfern alten Rußbaum leise rauschen,  
Und dann möcht' ich immer tiefer lauschen  
Denem Sang aus unsrer Kinderzeit.

O du fernes Jugendwunderland!  
Einmal sah ich dich nach Jahren wieder ...  
War ich denn so lange schon verbannt?  
Duffet heute nicht wie einst der Glieder?

Heimlich wie ein Dieb stieg ich zur Nacht  
Über die zerfallne alte Mauer.  
Der Holunder nickte wie in Trauer,  
Alle alten Träume sind erwacht ...

Alte Burg, umrankt von wildem Wein,  
Raum, den unser Kindergeist beseelte,  
Wenn die Amme märchenleis erzählte  
In der Abendstunde Dämmerchein.

Leise sang wie einst die Nachtigall.  
Früher klang so jubelnd froh ihr Singen.  
Heute wollt' es wie ein Schluchzen klingen,  
Und die Rosen weinten überall.

Heimlich schlich ich in die Nacht zurück,  
Fort durch fremde Gassen, kalte Ferne.  
Eines blieb: der Himmel voller Sterne —  
Deden Gräber auch das Kinderglück.

Erika Köbel

# Die russische Fremdvölkerherberge

Von Dr. E. E. Schr. von Mackay (München)

Eine vielberedete, aber den Wurzelungen nach sehr wenig durchschaute Frage ist das Fremdvölkerproblem des russischen Reiches. Gleich seine Urgeschichte steht unter dem Zeichen stärkster Beeinflussungen durch fremdnationale Einströmungen. Dann beginnt die dunkle, halb sagenhafte warägische Epoche. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Begriff Waräger nicht, wie meist gedacht, übereinstimmend mit Normannen ist, sondern ein Sammelname war, den die Völker des russischen Morgenlands gebrauchten, um sich in Gegensatz zu dem europäischen Abendland zu stellen, ähnlich wie die Griechen das Wort Skythen gebrauchten oder die alten Ägypter vom Land Punt sprachen. Aber wie dem sei: die eigentümliche Form der Einladung durch die nowgorodischen Staaten: »Unser Land ist groß und gut und mit allem gesegnet, aber keine Ordnung ist darin; kommt, bei uns Knäsen zu sein und uns zu regieren!«, deutet unverkennbar auf die Begründung der Fremdherrschaft durch ein kulturüberlegenes Geschlecht hin, bei dem der Schluß auf germanische Abstammung natürlich und nächstliegend ist. Ein anderer Waräger, Askold und sein Schwertgenosse Dir, war dann der Begründer des zweiten slawisch-russischen Reiches mit Kiew als Mittelpunkt, das unter Ruriks Nachfolger Oleg mit Nowgorod vereinigt wurde. Damit ergaben sich die ersten Beziehungen Rußlands zu Byzanz. Photius und Niketas berichten gleichlautend, wie 866 Russen mit einer Flotte von zweihundert Segeln vor der Hauptstadt des östlichen Reiches erschienen und die asiatischen Ufergebiete des Bosphorus und Schwarzen Meers verwüsteten, ebenso Nestor in der charakteristischen Form: »Im vierzehnten Jahr des Tzar Michael zogen Askold und Dir gegen die Griechen nach Tjargrad.« Mit dem Ausdruck erklingt erstmals leise die Melodie der zarisch-imperialistischen Sehnsucht nach dem Besitz Konstantinopels. Die Wirkungen der slawischen Raubzüge nach den Dardanellen hin bewegten sich freilich damals in umgekehrter Richtung. Nicht Rußland wurde Herr von Byzanz, sondern dessen christliche Lehre eroberte Rußland: als Igor, für den Oleg als Vormund regiert hatte, gefallen war, ließ sich seine Witwe 955 in Konstantinopel taufen, und ihrem Beispiel folgte vierzig Jahre später Wladimir I., der sich mit Anna, der Tochter des Kaisers Romanos II., vermählte und am Tage der Hochzeit die Taufe empfing. Und damit erst wurden die Grundlagen für ein wirklich lebensfähiges, feste Formen annehmendes zarisches Reich geschaffen: die

wenigen, aber einflußreichen Griechen brachten Südrußland die Ideen politischer und geistlicher Organisation, der konfessionellen Schule, des Klosterwesens, einer höheren Künste und Wissenschaft pflegenden Kultur.

Die schwache Saat schien freilich alsbald ein vom Osten hereinbrechender Sturm gänzlich vernichten zu sollen: der tatarische. Die Zeit der mongolischen Fremdherrschaft begann. Jahrhundertlang dauerte das Joch in denkbar schmachlichen und verderblichen Formen. Die Untertanen der botmäßig gemachten Teilsfürsten, die den auferlegten Tribut nicht bezahlen konnten, wurden zu Sklaven gemacht, täglich geprügelt, gefoltert, die einstmaligen unabhängigen Herren selbst zu beschwerlichen und demütigenden Reisen zur Goldenen Horde, dem Heerlager der Großchane, gezwungen, und nichts kann schärfer den entsetzlichen Einfluß des »Tatarenweins«, den sie dort genossen, bezeugen, als daß sie sich durch gegenseitige Verleumdung und Anschwärzung Liebkind bei den Bedrückern zu machen suchten. Andererseits zogen Scharenweise tatarische Beamte und Unterhändler nach Moskau — der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita allein soll nach einem Besuch der Solotaja Orda mit 50 000 Tataren zurückgekehrt sein — und verbreiteten ihre despotischen, moralisfreien Sitten und Gewohnheiten, senkten freilich auch durch die Machtfülle, die hinter ihnen stand, die Reime des Staatseinheitsgedankens, wie er in dem siegreichen Kampf Moskaus gegen Kasan zum Ausdruck kam, in das zarische Erdreich. Aber die Charaktergrundformen des russischen Volkes erscheinen noch heute deutlich gleichsam als unverwundlicher Sinterablag jener Zeit und der tatarischen Blutmischung: die Robheit, der Mangel an Gewissensfeingefühl, die stumpfe Schicksalsergebenheit, die Unterwürfigkeit, die sich mit nervöser Reizbarkeit und Traumhaftigkeit, Zwiespältigkeit und Zerrissenheit des inneren Wesens selbst paart, die politische Unfähigkeit, Unselbstständigkeit, Ziellosigkeit, die Anmaßlichkeit, Grausamkeit, Gewissenlosigkeit und Bestechlichkeit der Vornehmen, die Prahlucht, Mystik und Selbstvergottung der Herrscher. Wie der Großchan einst Ludwig IX. brieflich aufforderte: »Im Namen Gottes befehle ich Dir, mir zu gehorchen!«, so trumpfte Iwan IV. gegen Erich XIV. auf: »Ich bin so hoch über dir, wie der Himmel ob der Erde!«, ja, nannte Elisabeth von England »ein ganz niederträchtiges Mädchen«, und in ähnlichem Sinne hat sicherlich heute ein Nikolai Nikolajewitsch über die Herrscher der Mitelmächte im stillen sich geräuspert, ärgerlich dar-

über, daß die verfeinerte Gegenwart nicht erlaubt, derartiges laut zu denken.

Nachdem durch den Chan der Krim die Macht der Goldenen Horde gebrochen war, drehte sich mählich der Spieß um; Rußland ward Herr seiner Unterbrüder und der Herbergsvater immer mehr tatarischer Völker, deren Art die Prägform seiner Geistigkeit geworden war. Die Auseinandersetzung mit dem Westen schob sich in den Vordergrund. Maßgebend für die Neuausrichtung war die Einverleibung »Kleinrußlands« im 17. Jahrhundert durch Alexej Michailowitsch. Von ihm übernahm das Moskowitertum alles, was es seinem machtvoll aufstrebenden Raub- und Autokratentum als Morgengabe darzubringen hatte: ukrainische Höslinge, Adelsfamilien, Militärs, Geistliche, Gelehrte, Künstler waren es, die dem Moskowitertum die Grundbegriffe höherer Gesittung, freierer Weltanschauung aufleuchten ließen. Die Wiedererwerbung des Schwarzmeergebietes hatte so einschneidende Bedeutung für »Großrußland«, von dem man billigerweise erst jetzt sprechen konnte, in allen Richtungen: es trat neuerdings in Fühlung mit Konstantinopel — 1677 und 1678 kämpfte ein Zar, Feodor III., zum erstenmal und mit Glück gegen die Türken —, es gewann Millionen neuer Glaubensgenossen und schuf damit die Grundlagen für seine Zäsaropapie, es erhielt in der Massenise ein auf fortschrittlichen Pfaden sich bewegendes Staatsgesetz, und durch die Anlage zahlreicher Manufakturen und Bergwerke machte es gleichzeitig die ersten tastenden Schritte zu moderner industriewirtschaftlicher Entwicklung. Die Periode der Tatarisierung des Reiches schien durch dessen Europäisierung abgelöst werden zu sollen. Aber alsbald zeigte sich beim Versuch eines solchen Brüdenbaues zwischen Ost und West, daß zwei innerlich widerstrebende, der Amalgamierung unfähige Metalle aneinandergerieten. Als mit der Teilung Polens Millionen römisch-katholische Untertanen in den russischen Staatsverband eintraten, ergaben sich sofort die größten Schwierigkeiten. Hatten die Großchane den unterjochten Russen vollkommene Freiheit in der Religionsübung gelassen, so bewiesen diese gegen die andersgläubigen Untertanen größte Unbuddsamkeit, und die angebliche, von den Polen selbst bestrittene westlawische Rassenverwandtschaft erwies sich als völlig unzureichend, die Gegensätze zu einem Volkstum auszugleichen, das nicht nur in seiner kirchlichen Verfassung, sondern auch im Stolz auf seine große geschichtliche Vergangenheit, auf seinen überlegenen wirtschaftlichen und kulturellen Lebensstufen und in seiner andersartigen gesellschaftlichen Gliederung dem Regiment des neuen Herrn durchaus widerstrebte. Genau dasselbe Bild in andern Farbentönen zeigte sich, als Finnland nach der blutigen Schlacht bei Dro-

wais endgültig von schwedischer Herrschaft in russische überging. Das zarische Regiment bestätigte zwar die landesgesetzliche Selbständigkeit des neuerworbenen Reichsteils mit seinen reichen Klöstern und Ordensstiftungen, seinem trefflichen Schulwesen und der Macht seiner Bischöfe, die kraftvoll das Ansehen des Tawastlandes an fremden Höfen vertraten, unterhöhlte diese Verfügungsfreiheit aber alsbald durch systematische Unterdrückung der finnischen Sprache, Kirche, geistigen Unabhängigkeit und schürte damit das Feuer des Nationalismus, das bis auf den heutigen Tag ununterbrochen, bald stärker, bald schwächer auslodern sich in Glut gehalten hat. Daß das Moskowitertum, nachdem auch das baltische Land seinem Ländehunger verfallen war, noch weniger das hier festhafte Deutschtum sich anzugleichen vermochte, und daß damit auch die protestantischen Eiten und Letten, die seit alters an die Führung durch den deutschen Adel gewohnt waren, eine weitere zeretzende statt bindende Säure in der ständig bunter und widerspruchsvoller sich mischenden Völkersynthese des zarischen Reiches blieben, bedarf nach allem feiner näheren Begründung mehr.

Das also sind die geschichtlichen Pfahlwurzeln der russischen Fremdvölker-Schicksalsfrage, die heute, unter dem Druck des Weltkriegsturms und des jähen Umsturz-Wettererschlages einer Krisis zudrängt. Mit nicht unberechtigter Sorge ist sicherlich darauf hingewiesen worden, ein wie kühnes und in seinen Folgen schwer berechenbares Unternehmen die Neuschaffung des Königreichs Polen durch die Mittelmächte für diese selbst sei. Indessen, wenn irgend etwas solche Beklemmung zu erleichtern imstande ist, so ist es die schon heute deutlich sichtbare Rückstoßwirkung der staatsmännischen Tat in der Richtung nach Petersburg. Ohne Übertreibung kann behauptet werden, daß mit dem Zerkaiser-Manifest vom 5. November 1916 zugleich eine neue Epoche der Geschichte des russischen Reiches begonnen habe. Herz und Nervenzentrum des zarischen Reiches frampfte sich unter dem täglich zunehmenden Druck der Kriegsnöte immer heftiger zitternd zusammen, halb im Lähmungsschreden, halb zum Widerstand bis zum Äußersten bereit. Aber die Glieder versagen den Dienst. Das alte, fast zum Spottvers gewordene Schlagwort: »Polen ist noch nicht verloren!« bekommt plötzlich Wirklichkeitsbedeutung, und damit ist notwendig das gesamte Problem Osteuropa und der Kern und die Pfahlwurzel der Fremdvölker-Streitfrage auf eine neue Gleichung gebracht. Sie wird nicht mehr auf die phrasologische allslawisch-russische, sondern auf die reale geschichtlich-europäische Linie eingestellt. Man erinnert sich, wie Polen einst der mächtigste Staat im Herzen Europas war, der nach

der Lubliner Union annähernd eine Million Quadratkilometer umfaßte, wie durch Karls XII. Feldherrntaten und Friedrichs des Großen Politik die ganze Prozeßkette in die geschlossene Verkettung und Umfassung eines weltpolitischen Machtproblems gebracht wurde, dessen Pendel einheitlichen Zuges von Skandinavien bis zur Türkei schwang. Man folgert also durchaus logisch, daß die Wendung in der Lage Polens mit der Anerbittlichkeit politischer Naturgesetze in naher Zeit auch eine durchgreifende Wendung des Schicksals der benachbarten, einstweilen noch unter moskowitzischem Regiment stehenden Völker nach sich ziehen müsse, und daß kraft der Aufrollung all dieser Fragen wiederum mit gleicher Notwendigkeit die Bewegung in der ganzen Reihe der übrigen Fremdvölker sich fortsetzen werde. Tatsächlich ist der Entwicklungsgang auf solcher Linie schon heute allenthalben festzustellen: so sehr auch die Zensur das Bild der letzten Reichsdumaverhandlungen verwischte, so deutlich war gleichwohl aus den Reden der Vertreter der »Westen«, wie sich früher die Stodrußen vom Schlag eines Dubrowin auszudrücken liebten, zu entnehmen, daß die Unruhe in der russischen Völkerherberge immer größer und allgemeiner wurde.

Das um die alte Residenz gelagerte ehrwürdige Stammreich Moskowien, das als Fürstentum im 13. Jahrhundert von Daniel Alexandrowitsch begründet wurde und noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts außer Moskau und Perejaslaw nicht mehr als die Gebiete von Kalisch, Bzelsk und Uglitsch und das Großfürstentum Wladimir umfaßte, ist nicht größer als das polnische Königreich in der heute durch das Machtwort Deutschlands und Österreich-Ungarns neuerschaffenen Gestalt. Um diesen Kern aber hat sich in jener mittelalterlichen Zeit dank dem natürlichen Druck der immer gewaltiger werdenden Masse ein doppelt und dreifacher Ring von Hoheitsgebieten fremder Rasse, Wirtschaft, Sprache, Gesittung gelegt, von Ukrainern, Polen, Litauern, Letten, Kaukasiern, Turkmenern und Turktataren, Sirjänen, Kareliern, Wogulen, Baschkiren, Kalmüden, Kirgisen und wie sie sonst heißen. Wohl ist es ein geschichtlich unhaltbares Vorurteil, dem Russen jede kolonialisatorische und kulturwirtschaftliche Befähigung abzusprechen. Gerade in der Zeit der Teufelsfürstentümer und außenpolitischen Schwäche, als mit den Großfürsten Swjatoslaw und Jaroslaw die normannische Epoche abschloß und die Dynastie selbst slawisch wurde, haben die »besten Kerls«, wie Bismarck einmal das Bauernvolk unsers östlichen Nachbarn genannt hat, vielerorts rückständiges Nomadentum verdrängt, durch Arbeitskraft und -fähigkeit bei geringen Bedürfnissen und starker Wanderlust Urwaldgebiete in fruchtbare Ackerfelder verwandelt,

Dörfer, Städte begründet und die rechtlichen und gesellschaftlichen Grundlagen höherer Gesittung geschaffen, wovon die Sammlung russischen Gewohnheitsrechts, »Prawda russkaja«, berebtes Zeugnis ablegt. Im 16. Jahrhundert bestaunt die Welt noch einmal das Beispiel eines gewaltigen kolonialisatorischen Werkes dieses echten Russentums: was es zwischen Ural und Ortyssch in Eroberung und Urbarmachung von wogulischem Boden erst unter den Stroganoffs und dann unter Führung des Abenteurers Terma, der schließlich sein gewaltiges sibirisches Fürstentum dem Zaren Iwan zu Füßen legte, geleistet hat, ist mit Recht den Taten Spaniens und seiner Konquistadoren bei der Erschließung der Neuen Welt zur Seite gestellt worden. Indessen wie die »Samoderjec« auf dem Zarenthrone keinerlei Fähigkeit bewiesen, aus dem rohen, spröden, jedoch wertvollen Metall ihres Volkes durch Legierung und verständiges Schmelzverfahren eine hochwertige Münze zu prägen, so hatten sie keinen Sinn für die natürlichen Selbstentwicklungsrechte der auf solche Weise botmäßig gemachten Fremdvölker. Wenn Iwan der Schreckliche in seinen Schriften die Lehre vom übernatürlichen Wesen des weißen Zaren als des Vertreters Gottes auf Erden, ja des Gottmenschen selbst verteidigte und dementsprechend jeden Widerstand des Monarchen als Auflehnung gegen den Himmel und somit als Todesünde hinstellte, so konnte für die damalige Zeit die Verkündung eines solchen Zäsaropapismus im Grunde nicht überraschen; sie hatte ihre natürliche Quelle in der Tatsache, daß das mittelalterliche Rußland die Hauptaufgabe seines nationalen Daseins in der Abwehr des innerasiatischen mongolisch-tatarischen Heidentums sah. Dementsprechend schlossen Kirche und Staat ein Bündnis auf Gegenseitigkeit ab: dieser gewährleistete jener Lehre und Gemeindegewalt, jene diesem Botmäßigkeit der Gläubigen und Anerkennung seiner Hoheit als eines Werkzeugs göttlicher Ordnung. Aber schon darin war doch das Gesetz gegeben, daß dem Wesen des Zarismus Duldsamkeit auf nationalstiftlichem so gut wie auf kirchlichem Wege fremd bleiben mußte: auf dem einen wurde die Willkürherrschaft später hinter der Maske des allslawischen Idols, auf dem andern hinter der Larve der »Opferlamm-Sendung« und der messianischen Erlösungsaufgabe des Großrussentums versteckt. Der Heilige Synod betrachtete alles, was in seinen Bannkreis fällt, kurzweg als Eigentum; mit der zunehmenden Betriebsamkeit seiner Mission in allen Randgebieten des russischen Reiches entwickelte sich in gleichem Schrittmaß das System, durch Heirat, Gewissenszwang, wirtschaftliche und andre Druckmittel die Andersgläubigen in die orthodoxe Glaubensgemeinschaft zu treiben und damit zu »guten Russen«

zu machen. Denn die kirchliche Unterwerfung war nichts anderes als eine Vorstufe zunächst zur sprachlichen und ethischen Auflösung der Fremdvölker im Tiegel des allrussischen Völkerbreis und schließlich zur Beraubung des letzten altväterlichen Gutes, das ihr Selbstständigkeits- und Ichgefühl und ihre Widerstandskraft stützte: des Landrechts.

Und die Folgen dieses Regierungssystems? Es hat nicht nur in den europäischen Reichsteilen als ein ewiger Glutheerd der Reibungen und verderblicher, friedensstörender, den Kulturfortschritt lahmlegender Streitigkeiten gewirkt, sondern gleiche Wirkungen auch, was der Westen meist viel zu wenig würdigte, in »Halbasien« und den östlichen Herrschaftsgebieten des Zarismus gezeitigt. Die Krim war einst ein blühendes Land mit zahlreichen Dörfern und Städten, mit hochentwickeltem Ackerbau, fruchtbaren Gärten und Weinbergen; heute trifft der Wanderer an deren Stelle Einöden mit zerstörten Wasserleitungen, von Unkraut übersäten Feldern, ausgestorbenen Viehherden, verarmten Bewohnern. Georgien, das alte Iberia und einstige Reich des Pharnabazus, ist der einzige Staat, der sich nach dem Untergang der beiden christlich-abendländischen Reiche Byzanz und Armenien unter dem Zeichen des Kreuzes erhalten, dessen iranische Rasse ihr reines Blut, ihre Sprache und drei Schriftarten — die große und die kleine Kirchenschrift und die Verkehrsschrift — sich bewahrt hat, kurz alle Grundlagen nationaler Organisation besitzt und sie in neuer Zeit mit frisch erwachsendem Kraftgefühl befestigte und ausbaute. Auch hier also fände die russische Regierung gerade gegenwärtig ein höchst dankbares Fruchtfeld, den Gastvölkern den guten Willen eines besorgten und die Pflege ihrer Eigenart beschützenden Wirtes zu bezeugen. Statt dessen geschieht das Gegenteil. Die Bauern werden zu Frondiensten für die Heeresleitung gezwungen, ihr Boden an »militärische Arbeiterbataillone« verteilt oder an nomadisierende Kurden verschenkt, um deren früher bekämpfte Stämme auf diese Weise unschädlich zu machen. Erpressungen, Plündereien, Vergewaltigungen aller Art sind auf der Tagesordnung: kurz, das russische Kriegsregiment gleicht auf ein Haar dem weltberühmtesten in Galizien geübten System. Daselbe Bild in anderer Schattierung zeigt endlich auch Turkestan und damit das für das russische Reich so wichtige islamische Problem. Wenn Rußland mit verhältnismäßig leichter Mühe es vermocht hat, in seinem muslimischen Hauptlager und tatarischen Kernland, dem Turan, seine Macht zu behaupten, so liegen die Gründe dafür hauptsächlich in dem mittelalterlichen Verfall der islamischen Kirchengemeinschaft und dessen Rückstosswirkungen nach Mittelasien und darin, daß die

russischen Regierungsgrundsätze ehemals an dieser Reichsfront merkwürdig vernünftig und liberal waren: in die Angelegenheiten der Eingeborenen griff Petersburg nur so weit ein, als die Anerkennung seiner Herrschaft es unbedingt verlangte, die verschiedenen Nationalitäten wurden gleichmäßig behandelt, aber stets den ansässigen vor den nomadisierenden der Vorzug gegeben, alle Stämme ausnahmslos vom Kriegsdienst ausgeschlossen. Aber nachdem man sich an der Newa auf die Heilsbotschaft von den echtrussischen Leuten eingeschworen hatte, die allein befähigt und berufen sein sollten, den Staat zu der ihm von der Vorsehung bestimmten Machtgröße emporzuführen, machte man natürlich bei der großen Hez gegen die »Fremdstämmlinge« und »Nestizen« nicht bei den Deutschen, Polen, Finnländern und andern europäischen Volkselementen halt, sondern behnte die janatistische Wühlerei auch auf Asien aus. Man stellte die Propaganda für die Verbrüderung der Moslems als eine Rußland schwer bedrohende Gefahr hin, unterwarf die mohammedanische Presse einer strengen und willkürlich gehandhabten Zensur und machte das Schulwesen einer engherzigen Verrussungspolitik dienstbar. Damit aber ging alsbald die Saat des turktatarischen Nationalismus, die von einem Dschihad ed Din Mar-dschani, einem Mirza Fetichali Achumboff, einem Ismail Gasprinski ausgebreitet wurde, in vollen Ehren auf. Die Ziele, die verkündet wurden, Wiederaufrichtung der Chanate der Krim und Kasans, Vervollständigung Turkestans, Neutralisierung des kaspischen Gebietes bedeuten gegenwärtig gewiß nur politische Ideale, bezeugen doch aber deutlich, wie die islamische Gefahr immer drohender und gewaltiger ihr Haupt erhebt.

Sucht man nun dem Fremdvölkerproblem von der psychologischen Seite näherzutreten, das heißt klarzustellen, wie es im Denken und Empfinden des Russen selbst erscheint, wie dieser zu ihren Entwicklungsgesetzen und Lösungsmöglichkeiten sich stellt, so ist als Wegweiser in das Dunkel dieser Fragen kaum etwas geeigneter als der Blick zu den Anschauungen eines russischen Staatsmannes und Feldherrn, der, wenn auch weder militärisch noch politisch ein originaler Denker, doch einer der originellsten Köpfe des modernen Rußlands ist und kraft seiner höfischen Beziehungen außerordentlichen Einfluß auf das zarische Regierungssystem ausgeübt hat: Kuropatkin. Düstere Schatten der Schwermut liegen auf seinem Gemüt, und doch liebt er es, in der Gebärde des trutzigen Helden klirrend an den Schild zu schlagen. Er ist Friedensschwärmer, hält seinem Volke die Übersättigung des Reiches mit Land vor und hat doch maßlose Eroberungsziele. So wie Gogol erst in heller, kindlicher Freude an Schwerterklang in glänzenden

den Waffentaten, an Heldenehre und Redenslang sich und andre ergötzt und alsbald mit seiner Dichtung in der großen Vision ausmündet: Christus in der Gestalt eines als Gottmensch verkörperten Zaren kehrt zur Erde zurück und richtet und versöhnt die ganze Welt im slawischen Geist! Alles das ist echt tatarisch-russisch: größte Gegensätze vereinen sich in mystischem Gleichklang, und das Ende ist die Utopie, der geistige Raufzustand, die seelische Verschrobeneheit. Ruropatkin selbst ist sich dieser Schwächen seines Volkes wohl bewußt und kommt in seinen Werken, seinen Einzel- und Gedendtschriften immer wieder auf die Unterlegenheit der russischen Kultur gegen die »Fremdvölker« zurück. Man sollte meinen, er zöge daraus die logische Schlußfolgerung, alles hänge davon ab, daß das russische Volk durch systematische Erziehung zu gleicher Kulturhöhe emporgehoben werden müsse. Weit gefehlt! Auch dem unglücklichen Generallissimus im mandtschurischen Krieg ist schließlich das Russische ein Ideal schlechthin mit unveränderlicher Grundform; nicht diese ist letzten Endes an dem Unglück des heiligen zarischen Reiches schuld, sondern die Anmaßlichkeit der »Parasiten«, die sich auf Kosten der echten Russen in den eroberten Ländern mästen. So wird Ruropatkin schließlich einer der leidenschaftlichsten Vorkämpfer des Nationalismus, der sein Land in den Krieg hineingeheßt hat. Zunächst zwar stellte er sich, noch zurückhaltend und bescheiden, auf den Standpunkt der Berater der Kaiserin Elisabeth, die nach der Schlacht von Jägerndorf vor der Beschlagnahme Ostpreußens warnten, weil damit zuviel Deutsche und eine zu große Bildungsübermacht ins russische Reich einrücken würde. Dann aber predigte er den Haß gegen die Juden, die durch eine Wehrsteuer aus der Armee ausgeschlossen werden sollten, trat unumwunden für die Zertrümmerung der sinnländischen Verfassung ein, hatte keine Achtung vor irgendwelchen Nationalitätenrechten mehr und sah schließlich Rußland in gewaltigem Streben, Schütteln und Aufraffen seines Riesenkörpers als weltmächtigen Herrn über Eismeer, Ostsee und Mittelmeer die gebietende Hand ausstrecken. Aber — wohlgemerkt — Rußland sollte zu solchen Schlägen erst ausholen, wenn im 21. Jahrhundert sein Völkergewimmel auf 400 Millionen angewachsen und damit die zuverlässige Bürgschaft gegeben sei, daß die Menschenmassenkraft seinen »Erdbewegungszielen« vollkommen gewachsen sei. Denn immer wieder drängt sich der alte Zweifel an der Schlagkraft Rußlands und die niederdrückende Überzeugung von dessen mili-

tärischer wie sittlicher Unterlegenheit gegen die westlichen Fremdvölker wie dementsprechend gegen die Mittelmächte hervor. Im Fall eines Kampfes mit diesen werde dem Zaren nichts anderes übrigbleiben, als »eine eiserne Charakterstärke zu entwickeln, um beim Mißerfolg des ersten Feldzuges, nach den anfänglichen und schwersten Schlägen des Krieges, Hunger, Krankheit und vorab der ungeheuren Zahl an Toten und Verwundeten, den von allen Seiten laut werdenden Ratschlägen zu widerstehen, Rußland für besiegt zu erklären und Frieden zu schließen. Wie Peter der Große zwischen Narwa und Poltawa neun Jahre gegen die Schweden und Alexander I. zwischen Austerlitz und Monmatre neun Jahre gegen Napoleon habe kämpfen müssen, so werde auch im 20. Jahrhundert ein Ringen des Zartums mit den deutschen Mächten erst nach langer Dauer sich zu Rußlands Gunsten wenden können«.

Welche Augurenbegabung und doch welcher Mangel an tieferem Blick für die politischen Weltgründe! Der chinesische Weise Liä Dsi hat gemahnt: »Es gibt in der Welt einen immer sieghaften und einen immer sieglosen Sinn. Der sieghafte Sinn heißt Demut, der sieglose Sinn heißt Gewalt.« Überträgt man das Wort ins Politische und setzt an Stelle von Demut ruhiges Selbstbewußtsein, Billigkeitsgefühl, Gerechtigkeitsinn, so hat man in Pflod und Bloß einen bündigen Hinweis auf den Urquell der Leidensgeschichte Rußlands und der Spannungen zwischen ihm und seinen Fremdvölkern. Das Moskowitertum entbehrt des Bewußtseins der inneren geistigen und moralischen Ebenbürtigkeit mit den Gästen seiner Nationalitätenherberge; diesen Mangel sucht es notwendig durch rohe Gewalt zu ersetzen. Darum fehlt ihm jeder aufrichtige Wille zur Behandlung der Fremdvölker auf dem Fuß ehrlicher Anerkennung ihrer Gleichberechtigung, darum ist es unersättlich in seinem Macht- und Länderhunger, darum ist seine Lebensgier ebenso schwach, wie sein Daseinsrecht in der heutigen Gestalt zweifelhaft. Die Krise nach dem mandtschurischen Krieg hat dieses Wurzelproblem des russischen Staatswesens nur nach der sozialpolitischen Funktionsreihe hin aufgeworfen; die Nachstürme des Weltkrieges werden sie in der ganzen Verkettung der entwicklungsgeschichtlichen, nationalen und völkischen Faktoren und Wurzeln aufrollen, um damit aller Wahrscheinlichkeit nach auf ein Jahrhundert den Willstrom des allrussischen Ausdehnungsdranges in das Korrektionsbett von Selbsterhaltungskämpfen zu zwingen.







# Thomas Mann

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Als im Jahre 1901 der Roman »Buddenbrooks« erschien, ging ein Aufhorchen, ein Staunen durch die literarische Welt. Der Verfasser dieses umfangreichen, sorglich abgewogenen, starken und nachdenklichen Buches konnte ja noch als ein Unbekannter gelten. Man erfuhr wohl, daß er der jüngere Bruder Heinrich Manns und gleich jenem in dem altehrwürdigen Lübeck geboren sei. Er zählte damals erst 26 Jahre. Man hatte vielleicht in Michael Georg Conrads streitbarer Zeitschrift »Die Gesellschaft« eine Novelle »Gefallen« gelesen und sich des an Maupassant gebildeten durchsichtigen, starken Stils gefreut, oder es erinnerte sich jemand an ein paar sehnlichst gesuchte Verse aus dem Jahre 1899:

## Monolog.

Ich bin ein kindischer und schwacher Fant,  
Und irrend schweift mein Geist in alle Runde,  
Und schwankend fass' ich jede starke Hand.

Und dennoch regt die Hoffnung sich im Grunde,  
Daß etwas, was ich dachte und empfand,  
Mit Ruhm einst gehen wird von Mund zu Munde.

Schon klingt mein Name leise in das Land,  
Schon nennt mich mancher in des Beifalls Tone.  
Und Leute find's von Urteil und Verstand.

Ein Traum von einer schmalen Lorbeerkrone  
Scheucht oft den Schlaf mir unruhvoll zur Nacht,

Die meine Stirn einst zieren wird zum Lohne  
Für dies und jenes, was ich gut gemacht.

Man wußte auch von einer feinen, verheißenden Novellensammlung »Der kleine Herr Friedemann«, die mancherlei Lob und Beifall gefunden hatte und uns jetzt, wenn wir rückwärtsblicken, noch den Kampf um das Eigene, um Stil und Gestaltung, in Deutlichkeit bewußt werden läßt. Und nun dieser Roman! Er kam unerwartet. Ohne Zweifel das Werk eines reifen, ernstesten, im höchsten Sinne fleißigen Künstlers. Und alle diejenigen, die noch langsam, empfangend zu lesen und zu genießen verstanden, erkannten und verkündeten es weithin: hier ward uns ein Meisterwerk gegeben! Nehmt und lest!

In der Tat: Thomas Mann gilt vor allem als der Dichter der »Buddenbrooks«. Seine späteren Schöpfungen sind vielleicht strenger, wählerischer, bewußter — die Fülle, der Reichtum, die rein menschlichen Beziehungen dieses ersten Romans sind nicht wieder erreicht worden. Und so undankbar und ungerecht es bleibt, Storm immer nur nach »Immensée« zu werten, jener blaffen, mädchen-scheuen, intimen Novelle, die er in kommenden Jahren durch männliche, leidenschaftliche Arbeiten weit überholte, so deutlich und vollständig ist dagegen Thomas Mann durch seine berühmte Familiengeschichte in seiner künstlerischen Art und Bedeutung umschrieben.

Er selbst, der ziemlich oft und nicht ohne Selbstbewußtsein über sich und sein Schaffen Auskunft erteilt hat, erzählt, daß er drei Jahre an dem Buche geschrieben, »mit Müß' und Treue«. Man glaubt es gern. Was er darin gibt, ist schon rein stofflich des äußersten Fleißes wert. »Verfall einer Familie« lautet der trübe Untertitel. Durch vier Generationen eines Lübecker Kaufmannsgeschlechts werden wir geleitet. Es soll hier nicht von neuem die peinliche Frage erörtert werden, inwieweit der Dichter seine eignen Vorfahren und Verwandten in den Gang der umspannenden Handlung verwoben hat. Das mag denen vorbehalten bleiben, die nach Sensation und Zeitungsstandal dürsten und das Letzte, Wesentliche mit blöden, von allzu nachbarlichen Beziehungen getrübbten Augen nicht zu erblicken vermögen. Der Künstler steht im Schatten seines Werkes, dunkel, unpersönlich, rätselhaft, eine Legende... In seiner Streitschrift »Bille und ich« unternimmt es Thomas Mann zudem selbst, sich gegen derartig unvorsichtige Einwände und Vorwürfe zu verteidigen. Und was jenes beschränkende Kritikerwort anlangt, er arbeite zu stark nach Modell, so ist nicht einzusehen, wozu ein schwerwiegender Tadel damit ausgesprochen werden soll. Ob der Dichter eine Gestalt genau einer ihm bekannten und vertrauten Persönlichkeit nachzeichnet, oder ob er sie aus mannigfachen Zügen selbst bildet — irgendein Vorbild ist ihm stets lebendig vor Augen.

Hier gilt nur die Frage: Ist die Kraft der Gestaltung gut, nachhallend und scharf?

Es lohnt sich wohl, den Roman ein wenig genauer zu betrachten, über Form und Inhalt ein paar Worte der Erläuterung zu versuchen, um klarzulegen, was mit ihm geleistet und gegeben wurde. Eine leere Aufzählung der Ereignisse, eine referierende Darstellung freilich würde niemals ein deutliches Bild zu umgrenzen vermögen. Denn die literarische Würdigung eines Dichters geschieht vornehmlich für solche, die bereits mit seinen Werken vertraut wurden oder durch die Darstellung seiner künstlerischen Persönlichkeit sich zu ihm hingeleiten lassen möchten.

Der Verfall einer Familie! Es klingt peinigend, herb, unerbittlich. Geschlechter welken, verlöschen; ein mühsames Aufhalten des heranschleichenden Schicksals, der Widerstand der Müden, innerlich Leeren ... Und wer nur mit Oberflächenblick zu betrachten weiß, der wird durch eine kühle, herblich dumpfe und widerstandslose Lust angefröstelt und durchbebt. — Verse von Theodor Storm werden wach:

Am grauen Strand, am grauen Meer,  
Und seitab liegt die Stadt ...

»Die liegt so weit dahinten, die kleine, alte Stadt mit ihren schmalen, winkligen und giebligen Straßen, ihren gotischen Kirchen und Brunnen, ihren betriebsamen, soliden und einfachen Menschen und dem großen, altergrauen Patrizierhause, in dem ich aufgewachsen bin« (»Der Bajazzo«).

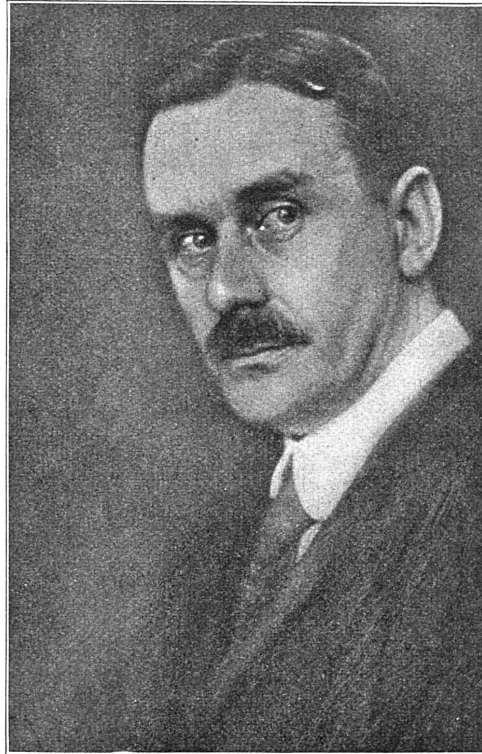
Im Gegensatz zu seinem Bruder Heinrich, der sich, seiner ironischen, beweglichen, virtuososen Art gemäß, dem hellen, leichten Süden

zuwandte, ist Thomas Mann innerlich der schweren, nachdenklichen Landschaft seiner Heimat anhänglich geblieben. Und einmal spricht er über »die Bücher, die dort oben geschrieben werden, diese tiefen, reinen und humoristischen Bücher — es geht mir nichts darüber, ich liebe sie«. — Wenn trotz der Unerbittlichkeit, mit der sich die Geschichte in diesem Roman erfüllen, trotz einer gewissen

Kühle des Lebens, das in den Gleisen des Gewöhnlichen dahinfließt, doch ein starker, vollkommener Nachklang wider tönt, so geschieht es einzig durch die Kraft der künstlerischen Gestaltung. Mit ruhig wägenden, peinlich prüfenden Blicken verfolgt der Dichter seine Personen, jede Gebärde, jedes Wort überwacht er leidenschaftlos, nur im Gefühl der Verantwortung, mit »kalter Ekstase«. Es ist jene Entsagung, die Verzicht leistet auf das Verlangen derer, die vom Kunstwerk nur einen Anreiz der platten Gefühle ihrer Tränenseligkeit fordern. Die »holbe Trivialität der Erinnerungen und Empfindungen« führt auf

Abwege, die vielleicht eine Lockung sind für die Schwachen, für solche, die sich an dem Beifall des Alltags bereichern möchten, niemals aber für den aus Selbstbewußtsein demütigen, sich selbst überblickenden, reinen Künstler.

Und noch eins: man fühlt, daß der Dichter sein tiefstes Interesse den Menschen zuwendet und ihrem Geschehen. Selten nur überläßt er sich einer ergriffenen, hingebenden Naturbetrachtung. Zwar hören wir das Meer seine Wogen ans Gestade rollen, sehen den Herbst über den grauen Strand schleichen; zwar erleben wir eine schicksalsbange Gewitterschwüle,



*Thomas Mann*

aber all das nur sparsam, gleichsam als jenenische Bemerkung. Nur in der Novelle »Tonio Kröger« ist der Dichter ganz von dem sehnächtigen, weichen Zauber der dänischen Landschaft hingenommen, und man weiß, daß Thomas Mann aus der stillen Heimat Theodor Storms gebürtig ist.

Zwei Gestalten beherrschen »Buddenbrooks« und verleihen dem Buche Glanz und Farbigkeit: Christian und Tony. Gewiß kann Thomas als der »Held« hervorgehoben werden; aber er bleibt gewissermaßen immer in den Grenzen des Gewöhnlichen, des Normalen. Daß er trotzdem unser tiefstes Interesse rege hält, beweist, wie klar und sicher er umrissen ist. Ein korrekter, emsiger, wohlhabender Kaufmann; ein müder, innerlich leerer, gewaltsam arbeitender Mann, der das Ende in sich fühlt und erkennt, was nicht mehr aufzuhalten ist. Dagegen seine Geschwister! Der lächerliche, fränkende und in seiner Schwäche selbstgefällig beharrende Christian, dessen Nerven »an der einen Seite alle zu kurz sind«; ein alberner Possenreißer, der selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten seine Tingeltangelerlebnisse zum besten geben muß; unftet und schließlich reif für die Irrenanstalt. Und Tony, die trotz ihren beiden mißglückten Ehen stets ihre naive Eitelkeit zu wahren sucht, die mit besonderer Wichtigkeit in die Familiengeschichte eingzugreifen bemüht ist, die sich selbst mit Vorliebe eine Gans schilt und doch von ihrer Würde aufs tiefste überzeugt bleibt. Gerade Tony erscheint darum so köstlich und wahr, weil die verschiedenen Elemente ihres Wesens sich zu einem vollkommenen Ganzen fügen; weil kein Zug gewaltsam überhöht ist. Es waltet ein beherrschender, weiser, erkennender Humor, eine feine, überschauende Ironie. Und auch all die andern komischen Personen, welche den Roman durchwandeln, tragen ungetrübte Züge des Lebens: die ewig hungrige Klothilde, die kleine rührende Sefimi Weichbrodt, der behagliche, bieder-schlaue Permaneder — sie prägen sich dem Gedächtnis unverwischbar ein. Und eben dieser Humor ist es, der all das Leid, all das Trübe und Lastende mit einem mildernden, versöhnenden Licht überjonnt. Es mag solche geben, denen so peinlich ausgeführte Gestalten mit ihren Schwächen und Lächerlichkeiten ein Unbehagen erwecken, gleichsam ein Gefühl des Betroffenseins. Wer für tief künstlerische Art empfänglich ist, erkennt jedoch die Liebe des

Dichters, mit der er auch die geringsten Eigentümlichkeiten verständlich und menschlich entschuldbar macht. Das ist seine letzte Dankbarkeit gegen das Leben, die wir ehren und begreifen sollen.

Es mag noch ein Wort über die Komposition gesagt werden, welche von schärfster, weisester Ökonomie beherrscht ist. Die Gründung des neuen Hauses eröffnet das Buch; der Tod des letzten männlichen Erben aus dem Geschlecht beschließt es. Tony, die einzig Überlebende, findet am Ende nur die wehmütigen Worte: »Tom, Vater, Großvater und die andern alle! Wo sind sie hin? Man sieht sie nicht mehr. Ach, es ist so hart und traurig!« Die physische Entartung schreitet unaufhaltsam, ruhelos durch den Roman. Der alte, kräftige, betriebsame Johann Buddenbrook stammt noch aus einer heiteren, selbstzufriedenen, galanten Zeit, während sein Sohn, der niederländische Konsul Johann, schon weit nüchterner, offener der Zukunft entgegenblickt. Wie eine dunkle Ahnung klingen seine warnenden Worte: »Es sollte kein heimlicher Riß durch das Gebäude laufen, das wir mit Gottes gnädiger Hilfe errichtet haben. Eine Familie muß einig sein, muß zusammenhalten, Vater, sonst klopft das Übel an die Tür ...« Und der muntere, behagliche Alte entgegnet abweisend: »Glauben, Jean! Possen!« Der Patrizier Thomas wahr zwar äußerlich das Vornehme und Korrekte, aber schon fühlt man unerbittlich das fordernde Schicksal nahen. Zwar erringt er noch die Senatorenwürde, aber er greift auch bereits zu nicht ganz lauterer Geschäftsmitteln. Und als das Richtfest der neuen Villa gefeiert wird, durch deren Bau er mit letzter Anstrengung das sichtbare Ansehen des Hauses aufrechtzuhalten bemüht ist, als man prunkhaft das hundertjährige Jubiläum des Geschäfts begeht, da offenbart es sich deutlich, daß jener heimliche Riß im Gebäude bereits zu drohend klast und nicht mehr zu verbergen und sorgsam zu verheimlichen ist. Thomas, ein eitler, bis zur Erschlaffung strebsamer, alternder Mann, »mit dem ernstesten, tiefsten, bis zur Selbstpeinigung strengen und unerbittlichen Verantwortungsgefühl des echten und leidenschaftlichen Protestanten«, er findet ein jähres, plumptes, fast symbolisch grausames Ende: an einem kranken Zahn wellt er dahin; im Straßenschlamm findet man den Ohnmächtigen auf, der so peinlich auf äußere Eleganz bedacht war. Und

sein einziger Sohn Hanno, ein Sorgenkind, fränklich von Geburt an, bei dem sich der verblässhende Glanz des Geschlechts in künstlerischer Sehnsucht offenbart, der gewaltsam zum Geschäftsmann erzogen werden soll und doch lieber am Flügel Akkorde und weiche Melodien erträumt, von dessen Spiel bedeutungsvoll gesagt wird: »Es lag etwas Brutales und Stumpfsinniges und zugleich etwas asketisch Religiöses, etwas wie Glaube und Selbstaufgabe in dem fanatischen Kultus dieses Nichts, dieses Stückes Melodie, dieser kurzen, kindischen, harmonischen Erfindung von anderthalb Takt« — früh wird er vom Typhus dahingerafft, der letzte dieses müden, mürben Geschlechts.

Aber man versäume nicht, auch der seelischen Hinfälligkeit dieser späten Buddenbrooks Aufmerksamkeit zu gewähren. Der alte Johann weiß sich noch ledig aller religiösen Fragen und Skrupel. »Kurios« lautet sein Lieblingswort, und mit diesem Ausdruck einer fröhlich-skeptischen Weltanschauung wendet er sich zur Wand und haucht seinen letzten Seufzer aus. Sein Sohn dagegen ist der erste, der »mit seiner schwärmerischen Liebe zu Gott und dem Gekreuzigten unalltägliche, unbürgerliche und differenzierte Gefühle gekannt und gepflegt hatte«. Und dann Thomas und Christian. Sie schienen »die ersten Buddenbrooks zu sein, die vor dem freien und naiven Hervortreten solcher Gefühle empfindlich zurückschreckten«. Als Tom am Ende sogar von eifersüchtigen Aufwallungen gemartert wird, als er weiß, daß seine schöne, fremdartige Gattin niemals den Weg zu ihm gefunden, da flüchtet er verzweiflungsvoll zu den matten Tröstungen der Philosophie und liebt »mit festgeschlossenen Lippen und zusammengezogenen Brauen, ernst, mit einem vollkommenen, beinahe erstorbenen, von keiner Regung des Lebens um ihn her beeinflussten Ernst in der Miene«. Aber es ist ein feiner, zugleich tröstlicher Zug, daß auf Tonys letzte, zweifelnde, müde Bemerkung: »Das Leben, wißt ihr, zerbricht so manches in uns, läßt so manchen Glauben zuschanden werden ... Ein Wiedersehen ... Wenn es so wäre ...«, gerade die kleine verkümmerte Gessimi Weichbrodt die überzeugte Antwort erteilt: »Es ist so!« — »Sie stand da, eine Siegerin in dem guten Streit, den sie während der Zeit ihres Lebens gegen die Anfechtungen von seiten ihrer Lehrerinnenvernunft geführt hatte, buch-

lig, winzig und bebend vor Überzeugung, eine kleine strafende, begeisterte Prophetin.«

Es ist unmöglich, auf alle Besonderheiten dieses reichen Werkes Hinweise zu geben. Man achte auf die peinlich genaue Zeitfolge, in der sich die Geschehnisse dieser Familie ausbreiten und erfüllen; man übersehe auch nicht die entscheidenden Einsätze und Abschlüsse gewisser Kapitel (»Taufe! ... Taufe in der Breitenstraße!« — »Es war Gerda, die Mutter zukünftiger Buddenbrooks.« — »So schloß Tony Buddenbrooks zweite Ehe.«) Manchmal freilich häuft der Dichter ein wenig, steigert gewaltsam und unterstreicht allzu kräftig. Die zweimalige, entschuldigende Beteuerung Toms seiner Geliebten, der kleinen Blumenhändlerin Anna, gegenüber: »Bis jetzt hast du dich nicht weggeworfen!« schwächt die Wirkung eher ab als sie zu steigern. Und Stellen wie diese erregen sogar eine leichte Verstimmung: »Da plötzlich geschah etwas, etwas Dramatisches, etwas über alle Maßen Überraschendes; der Lauf der Dinge nahm eine Wendung, die das allgemeinste Interesse verdiente und auch erhielt; ein Ereignis trat ein ... Es schlug ein, es machte, daß Frau Permaneder inmitten ihrer Geschäfte stillstand und erstarrte!« Andererseits ist es köstlich, wie in Tonys Briefen von der See deutlich ein gewisser Geschäftston durchklingt: »Gründlich will mich nicht verstehen, und ist das, was er so poetisch von dem 'Versprechen' schreibt, einfach nicht der Fall ...« Man denke auch daran, wie trefflich die Zeitstimmung durch die Sprechweise deutlich gemacht ist; wie anders redet Thomas gegen den alten Johann; wie anders die Konsulin gegen ihre Tochter Tony! — Indessen: derartig kleine feine Züge können hier nur eine Andeutung erfassen; sie mögen dem wachen, aufhorchenden Leser zu eignen Betrachtungen und Vergleichenden Anregung geben. —

Nach diesem umfangreichen Roman veröffentlichte Thomas Mann wieder eine Sammlung von Novellen, »Tristan«. Die fünf Erzählungen klingen in den verschiedensten Tönen auf, von harten, grellen bis zu milden, versonnenen. Die Groteske »Der Weg zum Friedhof« eröffnet den Band wie eine Frage voller Erwartung und Zweifel. Ein wenig zur Karikatur neigt auch das zweite Stück »Tristan«, worin namentlich in dem Dichter Spinell eine bittere, lächerlich fehlentwickelte Persönlichkeit gebrandmarkt wird. Und

wie in der ersten Novelle das fette, dahinsausende Leben über den mißratenen, entgleisten Lohgott Piepsam triumphiert, so wirkt hier die ungebrochene, robuste Tatkraft in der Gestalt des Herrn Klötersjahn als ein ironisches Gegenstück zu dem »Ästhetentum und der erstorbenen Künstlichkeit«, in welcher Thomas Mann »die Gefahr der Gefahren« erblickt. An E. T. A. Hoffmann erinnert »Der Kleiderschrank«, ein seltsames Spiel zwischen platter Wirklichkeit und erregter nächstlicher Ungewißheit; »alles muß in der Luft stehen«. Aber dieser Arbeit webt eine bezwingende Kraft der Darstellung, eine tiefe und wehmütige Symbolik. Dagegen greift »Luischen« hart ins Leben, vielleicht ein wenig zu unerbittlich und schroff. Dieser Rechtsanwalt Jacoby wurde mit einer grausamen Liebe gestaltet, und sein Tanz in der tollen Vermummung erfordert eine bis zum letzten unbeteiligten Fassung. Die Skizze »Gladius Dei« erscheint als eine Art Vorstudie zu »Giorrenza«, eine durchaus auf den Kontrast berechnete Szene, in der uns die asketische Wertung der Kunst und die priesterliche Anbetung ihrer fernen Heiligkeit gewissermaßen verkörpert entgegentritt. Das letzte Stück endlich, »Tonio Kröger«, das wieder heimatische Laute und Erinnerungen weckt, darf als wertvollste Gabe dieses Buches gelten; eine Beichte, in der doch viel Liebe zittert und eine tiefe lyrische Schönheit. Hier hat der Dichter sich selbst gegeben mit seiner Sehnsucht und aller Wehmüt, mit »einer ganzen keuschen Seligkeit«.

Man würde fehlgehen, wollte man in »Giorrenza« ein Bühnendrama erblicken. Es sind lose Szenen, Bilder, Betrachtungen. Man wird an Gobineaus »Renaissance« erinnert. In der Villa Medicea in Careggi bei Florenz am Nachmittag des 8. April 1492 spielen sich die äußerlich spärlichen Ereignisse ab. Eine spöttische, zweifelnde, schönheitsdurstige Zeit. Während Lorenzo mit dem Tode ringt, unterhalten sich Künstler und Edelleute über die lockenden, vielfachen Dinge des Lebens; doppelt sinnig und übermütig, wortreich und selbstgefällig. In Fiore aber verkörpert sich das ausschweifende, fette, stolze Florenz. Sie bietet hohnvoll, unerschütterlich, in rätselhafter Schönheit auch dem Heiligsten Trotz, die große Buhlerin. Aber an einem, den sie liebt mit eifersüchtigem, neidischem Verlangen, zerschellt ihr Begehren. Savonarola neigt sich keinen bunten, lüsternen Lodungen; er

geht dem gewissen, tödlichen, selbstgewählten Ende entgegen. »Im Faddelschein schreitet er langsam hindurch, hinauf, hinweg in sein Schicksal.« Der Geist ringt das Begehren nieder; man muß absterben der Welt, gleich dem einsamen, rastlos ringenden Künstler, um sein Werk zu vollenden, um seine Sendung zu erfüllen. Es ist ein Fluch, und er duldet kein Widerstehen. »Ich liebe das Feuer«, so redet einer, der sich selbst der Idee zu opfern gewillt ist, ein Märtyrer, ein Vereiter. —

Noch einen Roman außer »Buddenbrooks« schenkte uns der Dichter; er führt den Titel »Königliche Hoheit«. Eine Hofgeschichte, ein lehrreiches Märchen. Thomas Mann selbst hat, um den vielfachen Mißverständnissen entgegenzuarbeiten, eine Deutung gegeben: »Die anspielungsreiche Analyse des fürstlichen Daseins als eines formalen, unsachlichen, übersachlichen, mit einem Worte artistischen Daseins, und die Erlösung der Hoheit durch die Liebe: das ist der Inhalt meines Romans, und, voller Sympathie für jede Art Sonderfall, predigt er Menschlichkeit.« Stilistisch ein fein abgewogenes, bis ins kleinste berechnetes Buch. Nicht so reich wie »Buddenbrooks«, aber wieder voll wechselnder, sichtbarer Gestalten. Ein Erziehungsroman im würdigsten Sinne, gütig, erkennend, hilfreich. Ausgestoßene des Lebens: ein Großherzog, einsam und überdrüssig seines leeren Daseins, eine tolle Gräfin, ein weltabgeschiedener Dichter, ein sich mühsam aufrichtender Lehrer und der Erbprinz selbst, mit einem verkrüppelten Arm, unfundig des Lebens, in der Etikette verloren — sie alle im Innersten düstlos wie jener märchenhafte Rosenstrauch im Hof des »alten Schlosses«. Aber das helle, unbesorgte, freie Leben rettet den Staat und das Gemeinwesen, die »geistige Wendung zum Demokratischen, zur Gemeinsamkeit, zum Anschluß, zur Liebe«, die opferwillige, frohe Tätigkeit, wie sie Klaus Heinrich bei Imma Spoelmann lernt und mit ihr seinem Lande zu schenken bereit ist. »Hoheit und Liebe — ein strenges Glück.«

Eine Frage ist es, die Thomas Mann beständig umkreist, die er immer wieder mit Nachdruck erhebt und beantwortet: Worin beweist sich der Künstler? Nicht in schmachtenden Haarlocken, in unordentlichen Sammetröcken, in selbstbewußtem Zigeunertum. Die Kunst als Zwang, als Wille, als hartes Glück

— das ist es, was die Menge nicht begreift, was ihr ein Spott ist und ein geringschätziges Achselzucken. Klar und gefaßt bleiben, sich nicht bezwingen und hinreißen lassen: langsame, verzehrende, rastlose Arbeit. Der junge Goethe fand wohl noch jenes Wort von dem, »was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz«. Dann aber, als Ruhe und Stille über ihn kamen, als er rang mit dem gestaltenden Worte, als er jene Werke schuf, die in überlegener, einsamer Vollendung die beherrschende Kraft seines Künstlertums dartun, sprach er von den Dichtern als von den »aus Not weise gewordenen Traurigen«. Thomas Mann hat sich oft und eindringlich über künstlerische Fragen geäußert. Er gehört zu jenen Strengen, Angenügsamen, die in Gustave Flaubert ihren Meister erblicken. Der Form, als der höchsten, unbedingten Offenbarung des Geistes, gilt ihr Streben, ihre unerbittliche Anstrengung. Das rechte Wort zu finden, den Satz nach inneren musikalischen oder plastischen Gesetzen zu bilden, das erfordert peinliche, unablässige Aufmerksamkeit. Kompromiß wäre feiger Verrat. Not und Angst, Kampf und Selbstzucht, Zweifel und Gewissen — ohne sie ist der Künstler ein unnützer Knecht.

In einer wundervollen, nächtlich einsamen Szene zeigt uns Thomas Mann die ehrsüchtgebietende Gestalt des ringenden, leidenden Schiller (»Schwere Stunde«). Da steht der fröstelnde Dichter am erkalteten Ofen, während der saufende Wind den pridelnden Regen an die Scheiben wirft, und verzehrt sich in Schmerz und Ungewißheit und Mißtrauen. »Nur bei Stümpfern und Dilettanten sprudelte es, bei den Schnellsufriedenen und Unwissenden, die nicht unter dem Druck und der Zucht des Talenten lebten. Denn das Talent, meine Herren und Damen dort unten, weithin im Parterre, das Talent ist nichts Leichtes, nichts Tändelndes, es ist nicht ohne weiteres ein Können. In der Wurzel ist es Bedürfnis, ein kritisches Wissen um das Ideal, eine Angenügsamkeit, die sich ihr Können nicht ohne Qual erst schafft und steigert. Und den Größten, den Angenügsamsten ist ihr Talent die schärfste Geißel ...«

Vielleicht ist die hellenistisch klare Novelle »Der Tod in Venedig«, von der bisher noch nicht geredet wurde, allzu häufig einer schiefen und einseitigen Deutung unterworfen worden. Das Erotische darin, das nur leise und zagend

aufflingt, hat man wohl ungebührlich und mit einem gewissen behaglichen Nachdruck hervorgehoben. (Nicht umsonst wird gerade auf Platos »Phaidros« Bezug genommen.) Wichtiger erscheint jedenfalls, daß auch hier sehr Ernstes und Strenges über das Wesen des Künstlers ausgesagt wird. Dieser Gustav von Aschenbach, der nur das verzehrende Glück des Schaffens kennt, die »höchste Behutsamkeit, Umsicht, Eindringlichkeit und Genauigkeit des Willens erfordernde Arbeit«, dessen Lieblingswort »durchhalten« heißt, hat das Leben vergessen, hat über der Schönheit eines Satzgebildes, über der peinlichen Wahl der treffenden Worte sich selbst außer acht gelassen. So führt er ein fremdes, einseitiges, herbes Dasein, ohne die Wonnen des abspannenden Alltags. In Venedig sieht er den Knaben Tadzio, dessen ebenmäßige, zarte, beinahe unwirkliche Gestalt sein müdes, überwachtes Auge mit tiefstem Entzücken erfüllt. Seine Gedanken neigen sich dieser seligen, unbewußten Schönheit zu, sie finden nur dieses eine Ziel. Je mehr die unerbittliche und abschließende Arbeit in Vergessenheit fällt, desto klarer und lockender tritt das Leben vor diesen matten, gewaltsam angestregten Schriftsteller hin. Wie man in Felsen eingeschlossen manche vorzeitlichen Lebewesen findet, die beim ersten Lufthauch, der in ihre Gefangenschaft weht, zerstäuben und zerfallen, so welkt nun auch Gustav von Aschenbach seinem Ende zu. Nicht am Schreibtisch findet ihn der Tod; im cholera-verseuchten, heißen Venedig, am Genuß von franker Erdbeeren, stirbt er elend dahin, der sich durch künstliche Mittel die versäumte Jugend zu erringen wähnte, gleich der fatalistischen Gestalt des lüsternen, gedankhaften Alten auf der Überfahrt nach der Lagunenstadt. Welche Ironie, welche Trauer und Bitterkeit! ...

Und sehnt sich nicht auch Tonio Kröger nach den Freuden schlichter Bürgerlichkeit? Er, der von sich bekennt: »Ich bewundere die Stolz und Kälte, die auf den Pfaden der großen, der dämonischen Schönheit abenteuernd und den Menschen verachten; aber ich beneide sie nicht. Denn wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der



geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und Engelnungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei.« Für das von Friedrich Düssel herausgegebene Storm-Gedenkbuch steuerte der Dichter die kennzeichnenden Worte bei: »Der Jüngling spielte mit dem Gegensatz von Künstlertum und Bürgerlichkeit und wußte sich nicht wenig mit der Ironie, die er daraus zog. Der Mann, dem es nicht länger um Antithesen, sondern um Einheit zu tun ist, findet sich selbst, indem er begreift, daß die Mischung von Künstlertum, ja Artistik, und Bürgerlichkeit in deutscher Kultursphäre von Meister Erwin bis auf Theodor Storm eine legitim nationale Lebensform war.«

Dies eben ist das Verhängnis, die Einsamkeit des Künstlers: ausgesondert zu sein, der Menge ein Mißverständnis, sich selbst ein Zweifel und etwas tief Anrüchiges. »Die Literatur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Gluck,« sagt Tonio Kröger. »Das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar, und künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Ekstasen unsers verdorbenen, unsers artistischen Nervensystems ... Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. Denn das gesunde und starke Gefühl, dabei bleibt es, hat keinen Geschmack. Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt.« Diese Art des Schaffens, diese verantwortliche, langsame, unbeirrte Arbeit erfordert mönchische Zurückgezogenheit, klösterliche Ruhe, künstlerische Frömmigkeit. Hier gilt es, die Stürme zu zwingen und zu glätten; nur in der Meeresstille der Seele spiegeln sich die Dinge ungetrübt und klar. Der gebändigte, gebannte Sardonarola sagt von sich: »Ich habe nicht gewählt. Gott rief mich zur Größe und zum Schmerz, und ich gehorchte.« Und: »Ich kenne keine Ruhe; Ruhe kennen die Vielen, die ohne Sendung sind. Ihnen ist leicht.«

Ein Bedenken mag immerhin angerührt werden: wir finden bei Thomas Mann — ähnlich wie bei Glaubert und den Realisten seiner Schule — mehr Außen- als Innenpsychologie; zuviel Vordergrund und nüchterne Deutlichkeit. Die Personen werden vom Dichter geformt und bewegt; aber nicht immer fühlt man, daß die Handlungen see-

lische, unbewußte Offenbarungen bedeuten. Ein so tiefer, einsamer Psycholog wie Stendhal wagt darum eingestandene Inkonssequenzen, weil ihm das menschliche Gemüt als etwas Unberechenbares, Schwankendes, Vielgestaltetes gilt — und das eben schenkt seinen Menschen die Farbe und Lebensfülle. Man weiß, wie fremd Glaubert am Ende dem Leben wurde — auch in seinen Werken! Denn er verachtete den »Menschen«.

Es gibt zweifellos auch Künstler, die leichter, fröhlicher, unbewußter schaffen; aber es scheinen auch diejenigen zu sein, die gar häufig ihre Kräfte in fraglosem Verschwenden verausgaben und nicht immer zur Reife und Vollendung gedeihen lassen, was sie allzu heiter und sorgenfrei unternehmen. Und wenn man etwa die Fülle eines Mozart bestaunt, so mag man nicht außer acht lassen, wieviel primitiver und fragloser die Kunst seiner Zeit gewesen ist, wieviel allgemein feststehende Wendungen uns begegnen und wieviel bereits in gebührende Vergessenheit gesunken ist. Nicht die Erfindung beweist den Meister, sondern vor allem die Sorge und Kraft, die er verwendet, um die äußeren Mittel seiner Kunst der Idee dienstbar zu machen. Es ist das, was Thomas Mann in seiner Streitschrift »Bille und ich« die Beseelung nennt. »Es ist nicht die Gabe der Erfindung — die der Beseelung ist es, welche den Dichter macht. Und ob er nun eine überkommene Mär oder ein Stück lebendiger Wirklichkeit mit seinem Odem und Wesen erfüllt, die Beseelung, die Durchdringung und Erfüllung des Stoffes mit dem, was des Dichters ist, macht den Stoff zu seinem Eigentum, auf das, seiner innersten Meinung nach, niemand die Hand legen darf.«

Es ist nicht zu verwundern, daß ein so ernster, abseitiger, erkennender Künstler das Theater als etwas Fragwürdiges, Unechtes, Glitzerhaftes mit Nachdruck beiseiteschiebt und den bisher verkündeten und mannigfach verteidigten Vorrang dieses zweifelhaften Instituts ablehnt und zu entkräften bestrebt ist. Nein, Thomas Mann ist kein Dionysischer Künstler; und es ist nicht unwichtig, daß Wörter wie »gesammelt«, »gefaßt«, »beherrscht« sehr häufig in seinen Büchern wiederkehren. Die Form läßt sich nur langsam zwingen, und einmal gewonnene Prägungen werden gelegentlich ohne Bedenken an fremdem Orte wiederholt. (So findet sich der Satz vom

»lautlosen und leidenschaftlichen Getriebe in den hohen Gegenden des Geistes«, am Schluß des politischen, ziemlich kühlen Buches »Friedrich und die große Koalition«, schon früher in dem »Versuch über das Theater«.)

Hierher gehört auch das, was man Leitmotive genannt hat: gewisse Merkmale in der Charakteristik der einzelnen Personen, die dann formelhaft an unterschiedlichen Stellen wiederholt werden. Man kann ihnen das zum Vorwurf machen, was man auch gegen Wagners Leitmotive eingewendet hat: daß sie leicht zur Etikette, zur Nummer werden. Indessen ist doch wohl eine Unterscheidung geboten. Wagners Leitmotive bezeichnen ein Ding oder eine Person in der Gesamtheit; sie sind festgelegt und auch in den entgegengesetzten Situationen stets dieselben; sie sind musikalische Namen. Thomas Mann dagegen führt irgendeine typische Bewegung an, die dem Inneren, dem wechselnden Wesen seiner Gestalten entspricht, und er erreicht damit, daß uns in dieser kleinen Absonderlichkeit — einer Kopf- oder Handhaltung, einem bestimmten Tonfall — das Bild in seiner Vollständigkeit im Gedächtnis wachgerufen wird, ähnlich wie man aus einer Blüte auf den Baum schließen kann, dem sie entnommen wurde. Da ist Christian Buddenbrook, der seine Augen zerstreut umherwandern läßt; da ist seine Schwester Tony, welche den Kopf zurückwirft und dabei das Kinn gegen die Brust zu drücken sucht; Sestini Weichbrodt, die mit einem leise knallenden Geräusch zu küssen pflegt; Grünlich mit den goldgelben Favoris; Gerda mit den bläulich umschatteten Augen; Großherzog Albrecht hat die Gewohnheit, mit der Unterlippe leicht an der oberen zu saugen; Fiore legt die Hände auf dem hervortretenden Leib zusammen. Es ist wohl auf Homer hingewiesen worden und seine »schmückenden Beiwörter«; auf das »schwarze« Wasser, die »rosenfingrige« Cos, die »kühnägige« Hera. Aber auch hier muß man trennen. Was bei Homer zur Formel wurde, ist bei Thomas Mann voll Beziehung und wählerischer Feinheit. Nicht wenige mögen diese Eigentümlichkeit ermüdend finden; und es soll nicht geleugnet werden, daß dieses erlesene Mittel, dieses Sinnbild wohl dazu angetan ist, von minder scharfblickenden und strengen Dichtern zu einem Anflug mißbraucht zu werden.

Noch ein Wort über den Stil, den Thomas

Mann meistert. Er ist biegsam wie Stahl, spröde, glashell. Das Norddeutsche wiegt vor, das Besonnene, Herbe, Verslossene. Unstörter Himmel. Und weil der Dichter kühl und klar die Augen auf Personen und Dinge heftet, so erscheint sein Werk wohl unbeteiligt, glatt und kalt. Diese hohe Objektivität in der Schilderung, diese tiefe Erkenntnis der menschlichen Tragikomödie mag den Satten, Behaglichen nicht angenehm und erbaulich sein. Man hat Goethes »Tasso« und »Iphigenie« dereinst, in abgelebten Zeiten, mit ähnlichen Vorwürfen überhäuft. Sicherlich verbirgt sich eine tiefe Wehmut, zittert eine wundervolle Anteilnahme in einer Novelle wie »Tonio Kröger«. Und wieviel Rührung und Güte umschwebt nicht den Lebensgang des armen, todgeweihten Hanno! Aber gerade da, wo offenkundig der Boden starrer Wirklichkeit einmal verlassen wird, wo beinahe märchenhafte Töne aufflingen, in »Königliche Hoheit«, hat man über den lächelnden milden Schluß des Romans ungebührlich viel unnütze Ästhetikweisheit ausgeschüttet. Wie keusch, innig und schlicht ist das kurze Verlobungsgespräch zwischen Imma Spoelmann und Klaus Heinrich auf dem Hofball! Hat man übersehen, mit welchem Behagen der Dichter im persönlichen Ton erzählt, von »unsrer« Stadt oder »unsrer« Finanzen? ...

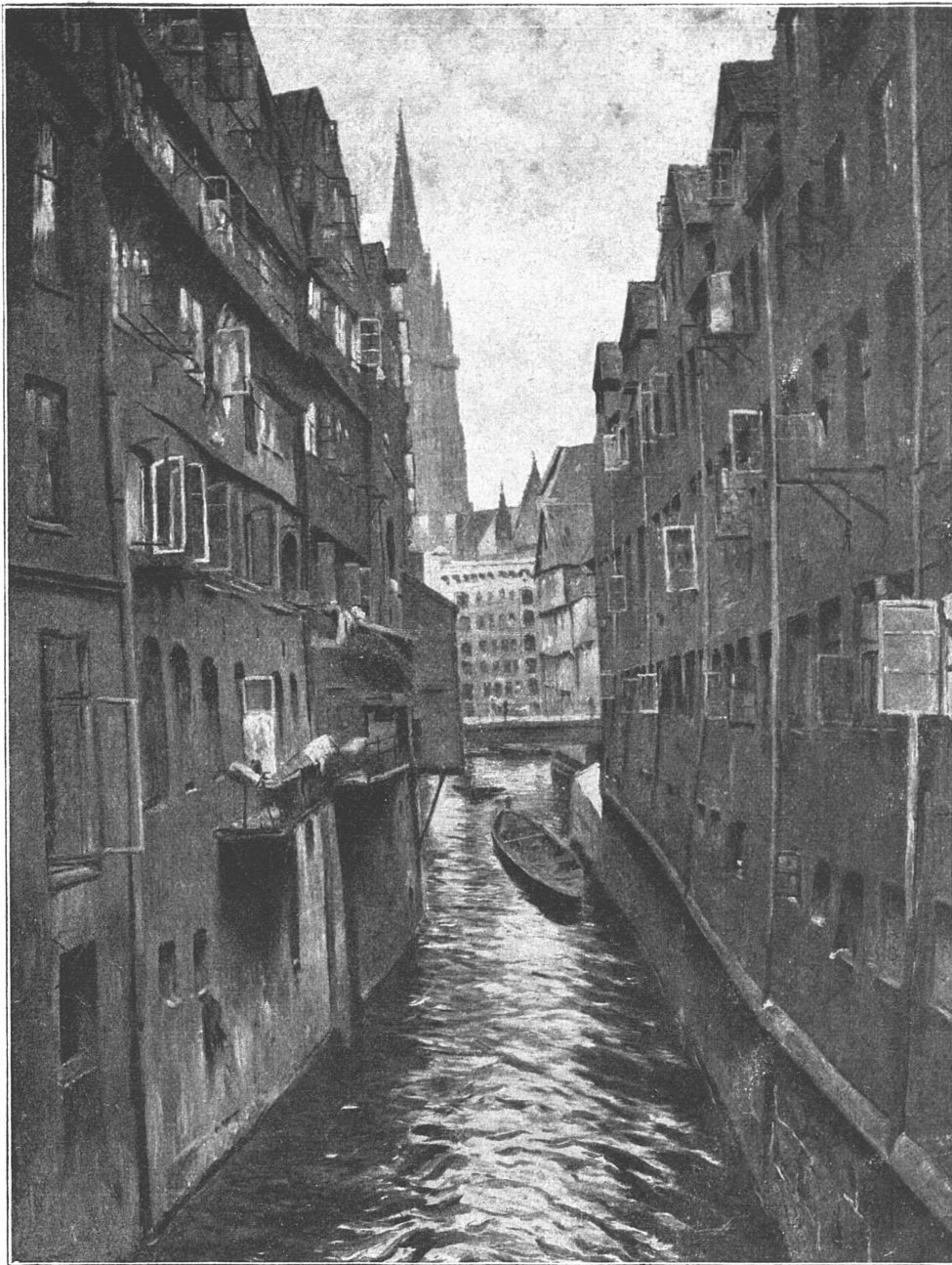
Es ist stets das Zeichen eines überlegenen Künstlers, daß er auch den verstehenden, wissenden Humor sein eigen nennt. Man braucht nur an jene beiden schon genannten köstlichen, weisenhaften Gestalten zu denken, welche »Buddenbrooks« so viel Licht und Reiz verleihen: Tony und Christian. Dieser Humor ist freilich nicht auf Vergnügungen und spaßhafte Verwechslungen bedacht; auch ihm haftet etwas Unerbittliches an, etwas Tiefdurchbringendes: die Erkenntnis. Welch bezwingende Komik in der Schilderung von Sestini Weichbrodts Weihnachtsfeier! Wem steigen nicht allerlei närrische Erinnerungen aus der eignen Schulzeit empor, wenn er Hannos Lehrer vorüberziehen sieht mit all ihren Schrullen und Eigenheiten! Wer könnte eine Gestalt wie Spoelmann vergessen oder selbst verhältnismäßig so nebensächliche wie den finsternen Makler, Herrn Gotsch, oder auch den Organisten Edmund Pfühl! Und all das Bizarre und Wunderliche liegt doch nur in den Dingen und Menschen selbst, in ihrer klaren, scharf umrissenen Wiedergabe.

Der Tanzmeister François Knaak (in »Tonio Kröger« und »Wie Tappe und Do Escobar sich prügelten«) wird mit einigen lächelnden, klar gesehenen Sätzen so gezeichnet: »In weichen Falten fiel sein Beinkleid auf seine Lackschuhe hinab, die mit breiten Atlasschleifen geschmückt waren, und seine braunen Augen blickten mit einem müden Glüd über ihre eigne Schönheit umher ... Beabsichtigte er aber, sein Publikum gänzlich zu verblüffen, so schnellte er sich plötzlich und ohne zwingenden Grund vom Boden empor, indem er seine Beine mit verwirrender Schnelligkeit in der Luft umeinander wirbelte, gleichsam mit denselben trillerte, worauf er mit einem gedämpften, aber alles in seinen Festen erschütternden Plumps zu dieser Erde zurückkehrte.« Diese Sätze gemahnen übrigens auffallend an die heitere Darstellung, die Ludwig Richter in seinen Lebenserinnerungen von seinem eignen Tanzmeister entwirft: »Der Tanzmeister war eine gar komische Figur; eine kurze, runde Gestalt, etwas altmodisch gekleidet, das Haar ein wenig gepudert, Kniehosen, welche die brotverdienenden Beine in der ganzen Pracht ihres Berufes schauen ließen — so stand das rotstrahlende Gesicht mit zugekniffenen Augen und grazios lächelndem Munde vor uns, zirkelte mit seinen Beinen ein Menuett-Pas vor und hob sich voll Anmut und Würde, obwohl heimlich etwas betrunken, auf die Spitzen seiner großen Schuhe, erhob dann beide kurzen Flügel — Arme wollte ich sagen — und machte mit der Geige in der Hand einen überraschend anmutigen Hops, der uns alle fast erschreckte, weil man glauben konnte, er wolle versuchen, zu fliegen und würde nun zugleich auch anfangen zu trahen.«

Für den Aufhorchenden, den sparsam Lesenden ist es ein hoher Genuß, dem willigen Instrument der Sprache zu lauschen. Mag der Dichter nun von Nietzsche und dem ihm vor allem lieben Fontane, auch von Dickens oder Thackeray gelernt haben, wichtiger bleibt jedenfalls, daß er bald schon den eignen Stil gefunden hat. Geschmeidig, den feinsten Regungen folgend, voll Grazie oder Kraft, Humor oder Schwere, entzückt und wirbt er immer aufs neue. Man möge sich einmal dem Wechsel der Tonarten in Dr. Überbeins Erzählung von der weißen Frau hingeben; diesem Anwachsen aus Wehmut und Entsagung zu strenger Unerbittlichkeit. Die Füh-

rung des Dialogs, die Färbung der Sprache bekundet eine Umsicht, einen Überblick, für die kein Wort des Lobes zu hoch gegriffen erscheint. Da ist Herr Kesselmeyer, der hinterhältige, schlaue Bankier. Als Tony ihm erklärt: »Grünlich behauptet, ich ruiniere ihn«, bricht er in ein unerhörtes Gelächter aus: »Sie ruinieren ihn ...? Sie ruin ... Sie ... Sie ruinieren ihn also? ... O Gott! Ach Gott! Du liebe Zeit! ... Das ist spaßhaft. ... Das ist höchst, höchst, höchst spaßhaft!« — Dagegen die milde, fromme Konsulin. Als ihr das Dienstmädchen Herrn Permaneders wunderliche Visitenkarte überbringt, fragt sie freundlich, aber bestimmt: »Was soll dies, Liebe? Was bedeutet dies, du?« Oder Thomas redet ärgerlich auf den unvorsichtigen, unbeherrschten Christlian ein und nennt ihn Esel. »Na ... Esel ...!«, sagte Christlian und machte ein verlegenes und unruhiges Gesicht.« — Der hitzige, fassungslose Wortstreit der beiden Brüder beim Tode der Konsulin kann in seiner unerbittlichen, scharfen Realistik nur mit jener unvergeßlichen Szene verglichen werden, als der Apotheker Homais und der Priester Bournisien die Totenwacht bei Madame Bovary halten. —

Das ist des Dichters Art und Kunst: wach und fest die Dinge zu betrachten und eine geübte, bestimmte Sprache dafür zu finden. Die Dinge sind ja alle schon versammelt und stehen wartend, bis einer kommt, der ihren Wert erkennt und sie nicht einzeln, losgelöst betrachtet, sondern der darauf bedacht ist, sie einzufügen in den großen Zusammenhang des Werdens und Geschehens; der ihnen die für seine Zeit kennzeichnende Bedeutung verleiht, welche selbst wiederum sein Werk hoch hinausheben muß über alle diejenigen, deren Worte gleichsam nur registrieren, ohne wahrhaft lebendig geworden zu sein. Je geheimere, leisere Seelenregungen zur Offenbarung drängen, desto sparsamer, besorgter wird der berufene Dichter schaffen, denn er ist sich der Verantwortung bewußt, die er mit seinem Werke übernimmt. Aber man weiß auch, daß man immer Wachsendes, Reiches, Neues von ihm erhoffen kann. Thomas Mann gehört zu den Seltenen, denen man mit Erwartung und Vertrauen nahen darf. Er hat sein Werk als ein Denkmal errichtet, das auch kommenden Geschlechtern in Schönheit prangen und eine weisende Mahnung sein wird.



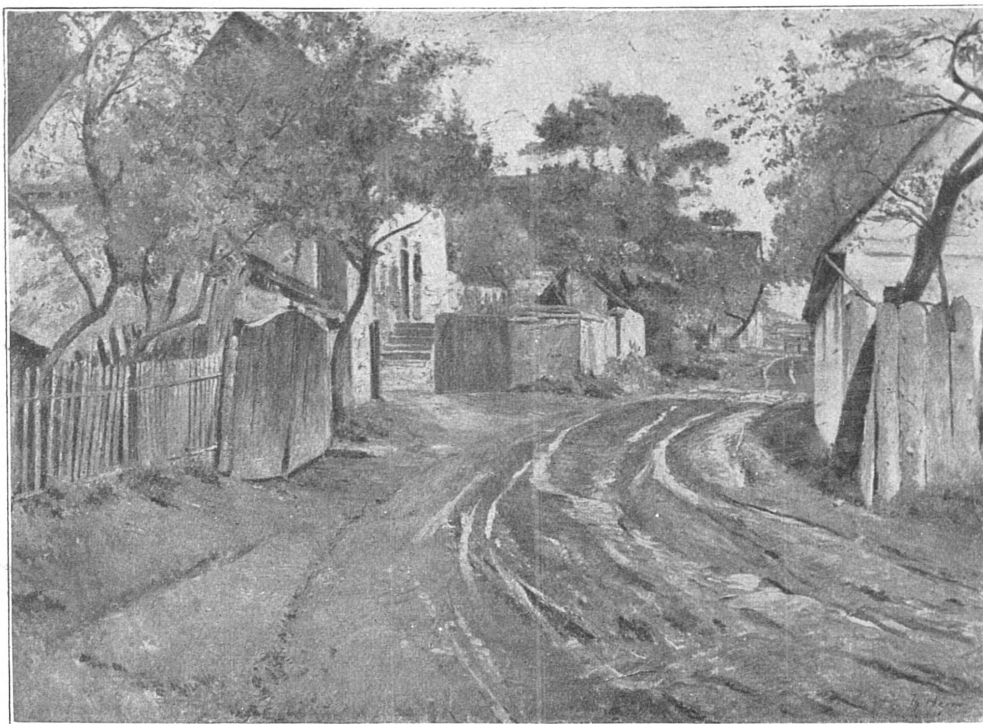
Theodor Hagen;

Hamburger Fleet

Aus dem Besitz der Hamburger Kunsthalle

Zu dem Aufsatz »Theodor Hagen und die Weimarer Landschaftsmalerei« von Edwin Redlob





Thüringer Dorf

Berlin, Galerie Habelstock

## Theodor Hagen und die Weimarer Landschaftsmalerei

Von Edwin Redslob

**T**heodor Hagen, der für die Weimarer Kunstschule seit dem Jahre 1871 die neue, allmählich dem Impressionismus zugewandte Richtung vertritt, ist von der Kritik oft freundlich anerkannt worden; er wurde achtundzwanzigjährig Professor, war zeitweilig Direktor der großherzoglichen Hochschule, verkaufte an einige deutsche Galerien und bildete in steter Arbeit eine große Zahl Schüler heran.

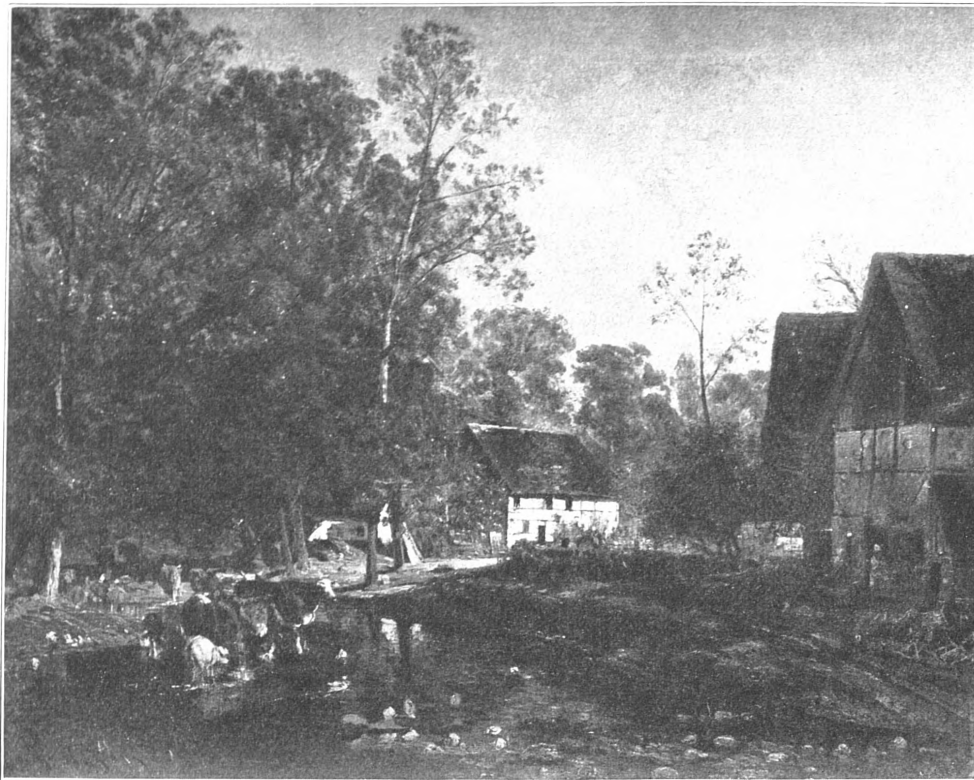
Dennoch ist man im Grunde mit jenem überlegenen Wohlwollen, mit dem man still und unbeirrt ihrer Arbeit lebende Naturen gerne abtut, an ihm vorbeigegangen, wie man auch die Tatsache noch immer nicht anerkennen will, daß die Stadt Goethes, allem Parteigetriebe und dilettantischen Übermaß ihrer Epigonenzeit zum Trotz, eine eigne Landschaftsmalerei herausgebildet hat. Aus der Bedeute sich entwickelnd zum historischen Stil Prellers und zur idyllischen Auffassung von Buchholz gipfelt sie in Hagen, Gleichen-Rußwurm und Rohlf's und nimmt in der neueren deutschen Kunstgeschichte ihre eigenartige Stellung ein, die man der einer holländischen

Lokalschule des siebzehnten Jahrhunderts vergleichen könnte.

Das Vorwort hat G. M. Kraus geschrieben. Bis 1806 lebend, von Goethe in dessen ersten Weimarer Jahren stark gefördert — ihre gemeinsame Reise nach dem Brocken ist wie ein Symbol für die Entdeckung der Natur durch den Dichter und die Nachfolge des Malers —, war er im Grunde noch Bedeutender im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts. Er bildete ein aus inhaltlichen Gründen ansprechendes Stück Natur in fulissenhafter Umrahmung durch Baumgruppen und mit der nötigen Staffage von Mensch und Vieh, wurde aber, Goethes Spuren in den Parks von Weimar und Tiefurt folgend und überall im Lande Karl Augusts seine Motive suchend, zugleich der erste maßgebende Darsteller der Thüringer Landschaft.

Franz Horny, durch den älteren Conrad Horny geschult, im Leben des Baumes und der Pflanze das individuell Eigene zu sehen, ist schon aus der neuen, die Rechte des Einzelwesens erkennenden Generation vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Er wäre recht eigentlich der Erbe Goethes gewor-





Westfälische Mühle

Magdeburg, Kaiser-Friedrich-Museum

den, da er dessen belebendes Naturverständnis auf die Malerei zu übertragen verstand, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod der Kunst entrisen hätte.

Auf den suchend zarten Horny und seine hingebende Feinheit folgt Friedrich Prellers rationalistisch starke Natur, die das Dichterische durch das Literarische ersetzt. Das Doppelte in Goethe, der als Dichter der deutschen Malerei in der Erkenntnis der Natur die Wege bereitete, als Kunststrichter aber, vom Kunst-Meyer beraten, zeitlich und theoretisch gebunden blieb, ist Preller wie vielen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geborenen Malern verhängnisvoll geworden. In seinen erarbeiteten Kompositionen malt er zu sehr im Sinne der Bühnendekoration, in seinen Studien ist er aber von einer Kraft und Freiheit, die ihn, besonders als Darsteller der Rhön und des Thüringer Waldes, gemeinsam mit seinen koloristisch über ihn hinausstrebenden Schülern Carl Hummel und Edmund Knoll zu einem Entdecker der Thüringer Landschaft macht.

Dann brachten Brendel und Buchholz

ein andres, von der pathetischen Auffassung der um 1860 herrschenden Generation verschiedenes Sehen, indem sie zugleich Eindrücke der Meister von Barbizon vermittelten. Über den literarischen Inhalt, über den im Atelier zusammengestellten Kulissenbau eines nach dem Rezept von Vorder-, Mittel- und Hintergrund zeichnerisch gestalteten Bildes ging ihnen die Einfachheit der Natur, deren Leben nicht mehr als Linie, sondern als Klang der Farben und als Ton der Beleuchtung zu ihnen sprach. Wenn sie auch noch im Atelier arbeiteten, so waren ihre Bilder doch nicht mehr aus Skizzen wie aus Kulissen zusammengesetzte Kompositionen, sondern gleichsam im Atelier unter Steigerung und Vereinheitlichung des Tones vollendete Naturstudien.

Brendel, dem die Landschaft doch mehr Umgebung zu seinen Tierdarstellungen war, achtete dabei vor allem auf die Schärfe der Einzelbeobachtung; Buchholz, in dem sich die lyrische Begabung des Thüringers zur Vollendung erhebt, mehr auf den Ausdruck der Stimmung, wie sie die Jahreszeit und die Beleuchtung einem Motiv verleihen.

Das sind, mit der durch Herausgreifen von wenigen Namen bedingten Einseitigkeit, die Anfänge der Weimarer Landschaftsmalerei, die Hagen und mit ihm Gleiches Rußwurm und Rohlf's zur Vollendung brachten.

Als der Düsseldorfer Maler, achtundzwanzigjährig, 1871 von Carl Alexander an die neugegründete Kunstschule als Nachfolger Max Schmidts berufen wurde, stand seine durch Oswald Achenbach, seinen Lehrer, bestimmte Kunst etwa zwischen der Art von Preller und Buchholz. Er malte bis dahin noch, wie man es scherzend nannte, »aus der Tiefe des Gemüts«, das heißt für ihn: er schuf im Atelier und legte Wert darauf, daß seine Landschaften auch inhaltlich, als Motiv und etwa durch eine pathetische Beleuchtung, ihre Wirkung bekamen. Die alten Orte am Niederrhein (wie Zons, im Besitz der Dresdner Galerie) und in der Eifel (wie Heimbach und Burg Niedeggen) gaben ihm wirkungsvolle Vorbilder, bis er sich — was wohl dem damaligen Weimarer Direktor, dem Grafen Stanislaus Kaldreuth, an ihm besonders gefallen haben mochte — den Alpen zuwandte und im Kandertal wie an der Gotthardstraße seine malerischen Motive suchte.

Der Eindruck seiner Bilder wird aber — und das ist das Heilsame der Schulung durch Oswald Achenbach — durchaus von koloristischen Reizen bestimmt, wobei die farbige Erscheinung gern mit Hilfe besonderer Beleuchtungseffekte gesteigert wird. Neu und den von Barbizon beeinflussten deutschen Malern der Zeit nach 1870 verwandt ist die einheitliche Luftperspektive, die das Dreikulissenrezept verwirft und die Einheit des Farbtons erstrebt.

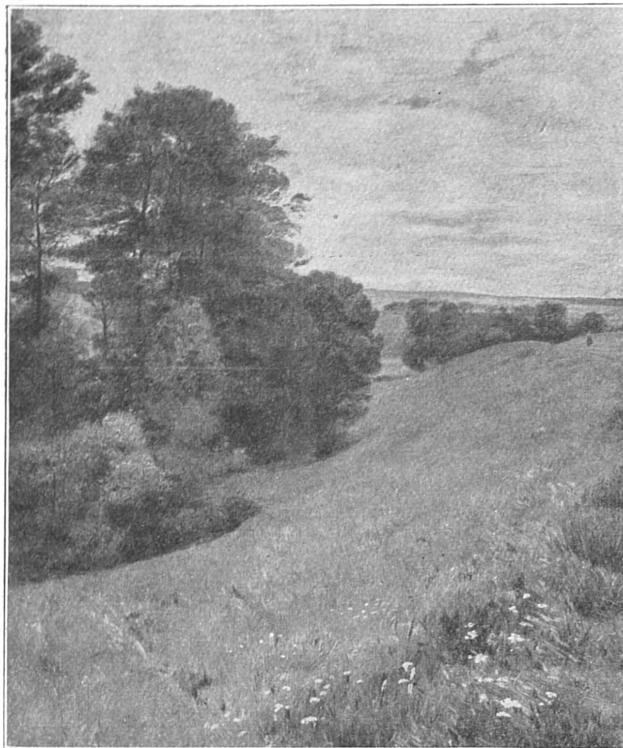
So ragt ein Werk wie die »Westfälische Mühle« im Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg weit über das hinaus, was Hagen in seiner Vaterstadt Düsseldorf hatte lernen können. Wenn auch der Bau des Bildes mit der von beiden Seiten aus durchgeführten Vertiefung nach einem bestimmten Mittelpunkt zu bewußt in kompositioneller Absicht angelegt ist, so erscheint die Lichtführung doch um so unmittelbarer der Natur abgelauscht. Sie vermeidet das perspektivische Abtönen der drei Gründe und geht in schillerndem Spiel über das Wasser hin zur sonnigen Wand des Hauses. Und wie das flockig weiße Licht des Himmels den Umrissen der Baumkronen jede Schärfe nimmt und zwischen leichtbewegtem Blattwerk spielt, das ist so fein beobachtet und



Guffernalp

Berlin, Galerie Haberstock

33\*



Am Lottebach

zeigt dabei zugleich so unbedingt die Eigenart Hagens, daß man hier bereits die ganze Entwicklung seiner späteren Zeit vorausahnen kann.

Auch seine Alpenbilder aus den siebziger Jahren sind in ihrer räumlichen Klarheit und in der Frische der Beleuchtung schon durchaus modern. Er gibt viel Vordergrund und führt den Beschauer dadurch so unmittelbar in das Bild hinein, daß der Boden unter den Füßen nach vorn weiterzulaufen scheint. Im Gegensatz zu dieser starken Wirkung der dritten Dimension ragen dann die Berge wie eine Vision aus Helligkeit und Licht frei in den Himmel hinauf. Ihre Formen sind nicht ängstlich durchmodelliert und in scharfer Kontur abgegrenzt, sie greifen vielmehr in die Luft empor und erscheinen dadurch aufstrebend und fern.

So erhob sich Hagen, Kaldreuth den Älteren und Kamecke, die neben ihm damals in Weimar Alpenbilder malten, überflügelnd, über den geographischen Inhalt des Motivs zu freien künstlerischen Werken, in denen man das innere Leben der Berge empfindet.

Er trennte sich damit von seiner in der Kunst einem sentimentalischen Bildungstreben

huldigenden Generation und gab sich in stiller Beobachtung ganz der Natur zu eigen. Er verzichtete darauf, wie er es noch in seinen Eifel Landschaften tat, durch das Interesse am Motiv zu gewinnen: Raumwirkung, schimmerndes Licht, freies Spiel der Farbe, das ist der Inhalt seiner Bilder.

Mit diesem Auge trat er vor die Thüringer Landschaft. Ohne wohl die Blätter von Kraus und Horny zu kennen, in Preller den Meister verehrend, in Hummel die leichte malerische Begabung, so stellte er sich neben Buchholz, anfangs ihm ähnlich in der Wahl der Motive und im Zweiflang der farbigen Komposition, sehr bald aber gemeinsam mit Gleich-Rufwurm über die genreartige Gebundenheit der Weimarer hinausgreifend durch die kraftvolle Hinwendung zum freien Licht.

Auf eine Reihe buchholzig zarter Bilder aus dem Wilden Graben, klangvoll in einem reichen Grün, zu dem der rötlich violette Ton des Erdbodens einen feinen Gegensatz bildet, folgen Werke, zu denen er seine Staffelei mitten in die Felder stellte, in Gegenden, die vor ihm keiner des Darstellens für wert gefunden hatte.

So malte er die Hügel um Grunstedt, ihren gewellten Schwung, dessen Linienzug gelegentlich durch vereinzelte Bäume und begleitendes Buschwerk betont wird; so malte er die bescheidenen Bäche der Wiesentäler, den weiten Blick nach der untergehenden Sonne zu und mit dem festen Abschluß, den der Hang des Ettersberges mit seinen dunklen Waldumriffen dem weiten Tal von Weimar gibt.

Und dann ging er, mit einem durch die freien Felder und ihren lichten Ton geschulten Blick, auch in den Park von Weimar und beobachtete das Spiel der Helligkeit, das durch die Zweige bricht und sich im Spiegel der blauen Alm verdoppelt; er ging in die Wälder zwischen Berka und Blankenhain und sah hier nicht nur die grüne Dämmerung, sondern auch die glanzvolle Fülle der Farben, die auf dem Waldboden rot und lila liegt, die an den

ragenden Stämmen spielt und aus dem frischgefallten Holz mit aller Kraft des Lebens leuchtet. Und dann stand er wieder am Ausgang des Dorfes, wo die Straße, vom Grün der Obstbäume begleitet, in die freie Landschaft ausgreift. Oder er malte das Muster, das Licht und Schatten, Zweige und Blattwerk in buntem Wechsel unter der Allee von Belvedere zeichnen. Und immer wieder zog es ihn in die Nähe des Wassers: an die Saale wie an die Ilm und an den Lottbach, denn er liebt das flimmernde Spiel der Sonne, die jedem Zweig sein eignes Leben gibt und doch alles ineinanderwebt zu einer silbernen Melodie.

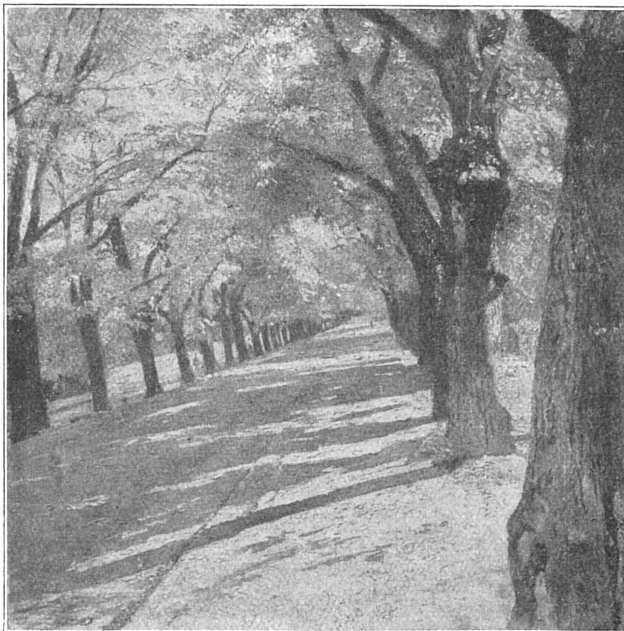
Man begreift nicht, daß es damals die Leute in Weimar nicht wie ein Zauber ergriff. Denn da kam zu dem vornehmen schwermütigen Buchholz, der als echter Thüringer die »Wonne der Wehmut« empfand, die der Landschaft um Weimar zu eigen ist, das freudige Auge des Rheinländers, der



Waldbinneres

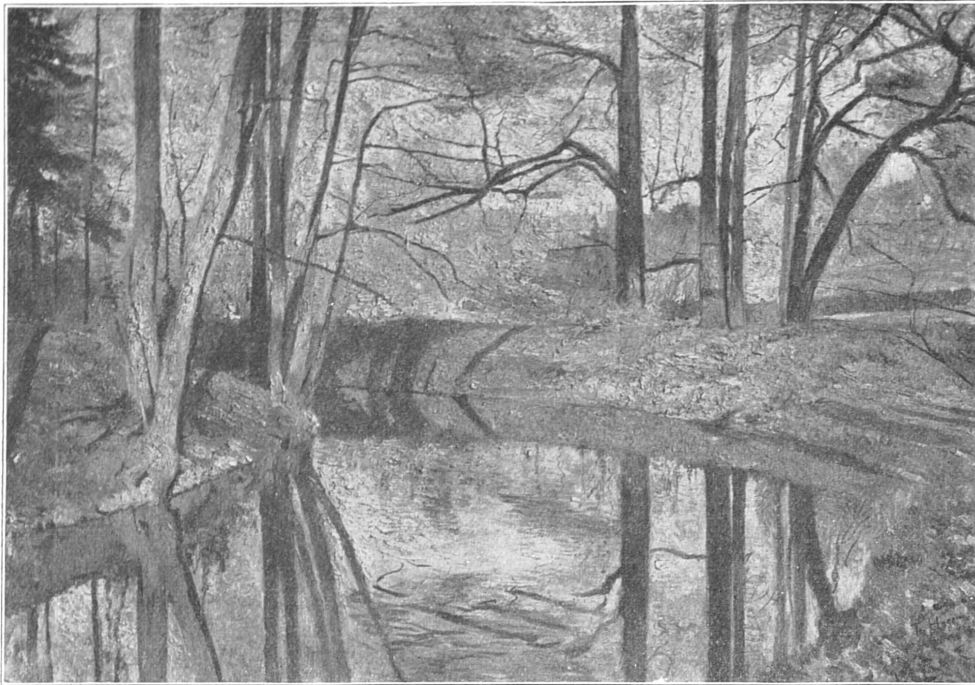
hier seiner Kunst eine Heimat suchte und das Grohe, Mannigfache, Unbegrenzte der mitteldeutschen Natur im Zauber erschloß.

Sie hätten diese Neuentdeckung ihrer Landschaft mit Dank ergreifen müssen. Warum hängten sie sich nicht Hagens Bilder, deren Preise so bescheiden waren, in ihre Zimmer? Warum freuten sie sich nicht der reichen Fülle, mit der er Licht und Sonne vor sie hinzauberte? Sie verglichen nur seine Farben mit dem Sehen ihrer Augen, die nach der Mode der Zeit um 1870 bis 1890 einzig bräunlich abgedunkelte Töne vertragen konnten, und denen die reine Helligkeit wie eine Verhöhnung ihrer Naturkenntnis erschien. Die jüngere Generation denkt anders. Ihr ist Hagens Kunst selbstverständlich in ihrer lichten Klarheit, und es gibt wohl schon viele, welche



Die Belvedere-Allee bei Weimar





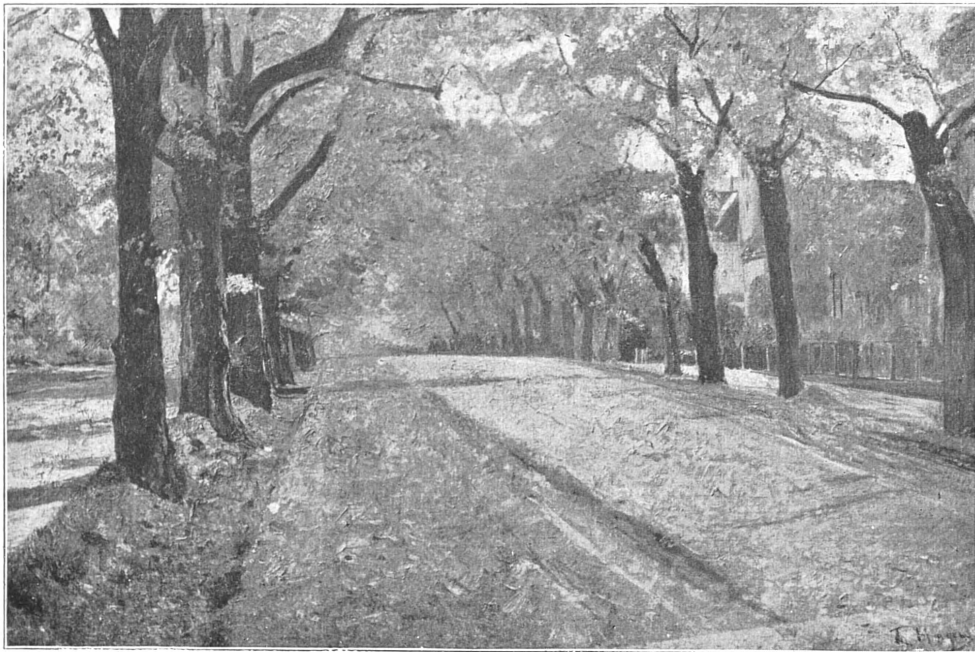
Die Elm im Park von Weimar

Berlin, Galerie Haberstock

den Reiz der Thüringer Hügellandschaft mit seinen Augen sehen.

Was er vor allem als Ergänzung zu Buchholz brachte, ist sein durchaus eigenartiges, bei einem Norddeutschen leicht begreifliches

Verständnis für die Oberfläche der Erde und die räumliche Vertiefung eines Bildausschnitts. Buchholz baut seine Bilder von unten nach oben, Hagen von vorn nach hinten. Das energische Hineinführen in die Tiefe, das alle



Die Belvedere-Allee bei Weimar

Gegenstände umspielende, gleichmäßig zur Ferne überleitende Licht, das die Farben der Landschaft zur Einheitlichkeit verbindet, ist für ihn bezeichnend. Während anfangs sein Grün noch dunkel leuchtet und gern zu bräunlich-violetten Tönen kontrastiert, wird ein ganz lichtes, durchsichtig reines Grün der Frühlingswiesen, der rötlich feine Lilaton der regengefeuchten Erde oder der blonde Schimmer

er mit der Sehnsucht nach Weite des Landes, mit der Freude am Gleiten des Wassers und am Wolkenzug des Himmels vom Niederrhein nach Mitteldeutschland kam, fand er in Thüringen Dinge, die zu entdecken den einheimischen Künstlern versagt geblieben war.

So ist er neben der versonnenen Zartheit des Thüringers Karl Buchholz und neben der holsteinisch herben Kraft von Christian Rohlf



Feuergäßchen in Blankenhain

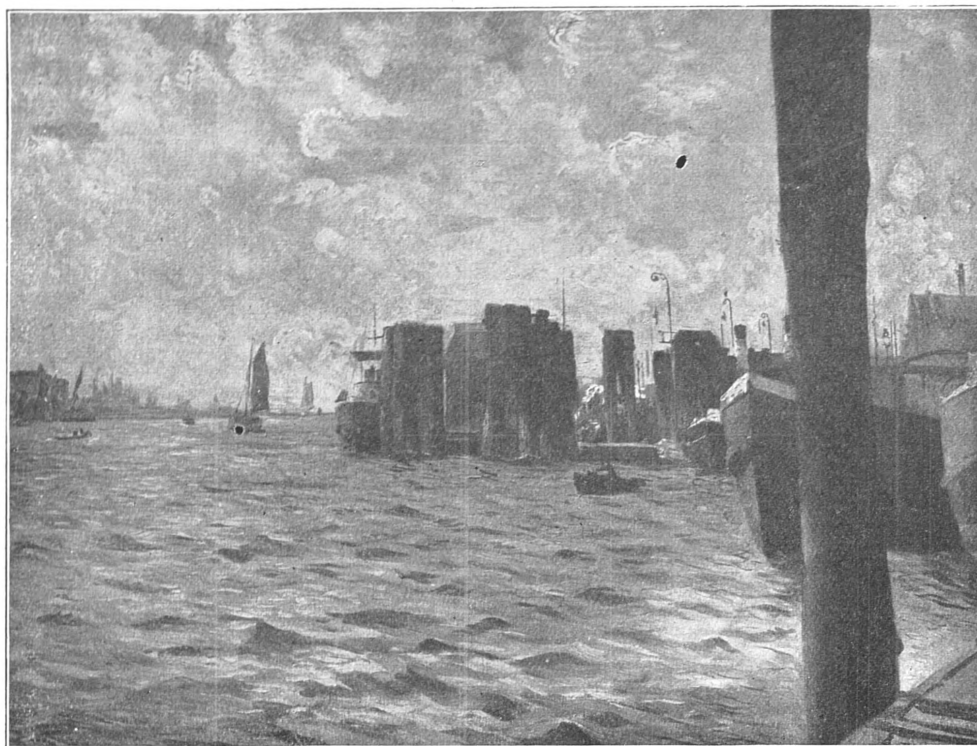
herbstlicher Felder in der Zeit nach 1890 für ihn kennzeichnend.

Vor allem aber entdeckt er an der Landschaft um Weimar die schwingende Bewegung der gewellten Hügel, die Schönheit ihrer Kurven, das Vertiefende, zur Ferne führende aller Linien und Töne, das in Zusammenklang mit dem silberartigen Glanz ihrer Luft frei, leicht und heiter stimmt. In diesem Land, dem die stolze Einheit großer Flüsse fehlt, fand er den Reiz des frühlinggarten Lebens, das sich grün und hell am Rande der kleinen Bäche entfaltet und das im Herbst der Spiegel der Elm blau und farbenbunt verdoppelt. Weil

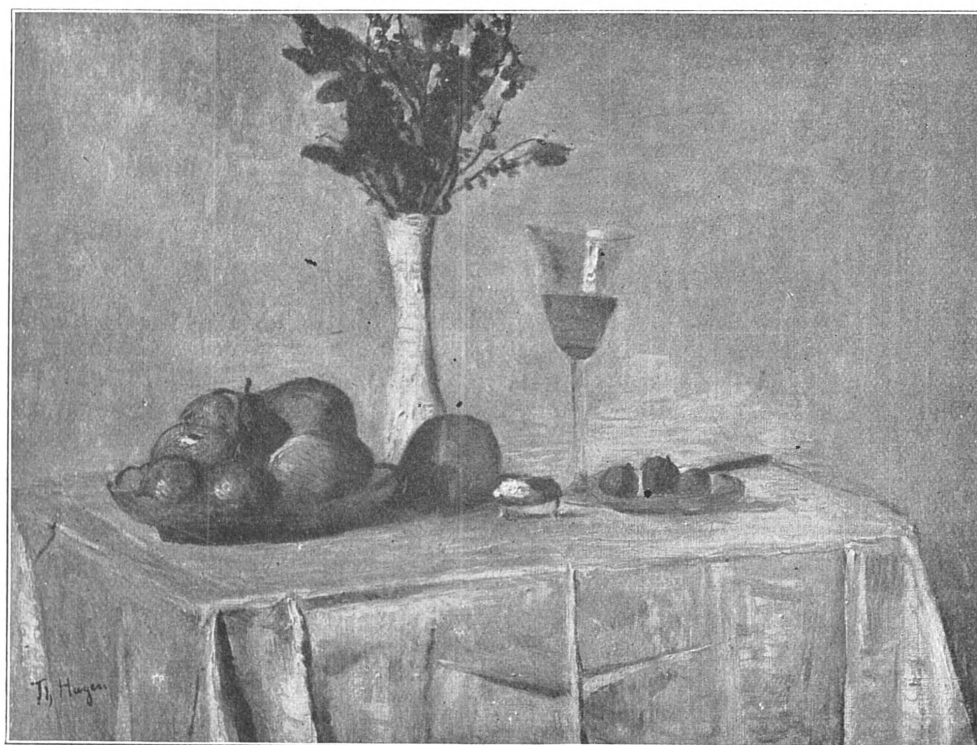
in seiner heiter der Wirklichkeit zugewandten Art ein Entdecker und Meister der Thüringer Landschaft geworden.

Wichtig bleibt für die Erkenntnis seiner Eigenart, daß er sich niemals einseitig auf bestimmte Motive beschränkte. Sein mit allen Strömungen der Zeit — man denke an Uhde, Max Liebermann und seinen Freund, den Grafen Kaldreuth d. J. — verbundenes Streben kann sich nicht örtlich binden. Wie er in Erinnerung an die Eifel die Rudelsburg darstellte und ihr festes Ragen über Felsen und Fluß, dann im »Wilden Graben« stillen Waldmotiven nachging, ähnlich denen, die Buchholz





Hamburger Hafen



Stilleben

und Hoffmann-Fallersleben liebten, bis er die Felder um Grunstedt malte, die Elm im Park von Weimar und im Tal von Berka, die hohen Stämme der Wälder um Blankenhain, so malte er nach den Alpen und der Eifel in den achtziger Jahren gern den Niederrhein bei Düsseldorf und um 1906, einer Aufforderung Lichtwarfs folgend, den Hafen und die am Wasser stehenden Stapelhäuser von Hamburg. In den letzten Jahren endlich schuf er eine Reihe überraschend frischer Stilleben, auf denen sein feiner, dünnstumpfender Pinsel alles Spiel buntester Farben mit dem schillernen Glanz weißer Töne verband.

So steht Hagens Gestalt einheitlich und doch mit dem Zauber der Mannigfaltigkeit vor uns: still versunken in Arbeit und Freude, fest und unwandelbar in seiner feinen Eigenart, ein Meister, dessen Wesen man schwer mit Worten abgrenzen kann, weil stets neue Reize seines Schaffens und seiner Motive das Bild bereichern.

Denn zu den großen und lichten Selbstbildern gesellt sich ein graphisches Werk von Radierungen, deren Eigenart durch das leichte Spiel

eines wie Farbe wirkenden Tons bestimmt wird; dazu schuf er eine Fülle von Zeichnungen: flächig und weitgelehnt in den Motiven vom Niederrhein, großzügig und massig in einer Reihe von Harzlandschaften, duftig und weich in den um Weimar entstandenen Blättern. Seine Fähigkeit, die Lichterscheinung als bestimmenden Eindruck herauszuheben, seine lebendige, unmittelbar in das Bild hineinführende Raumwirkung sind auch hier die entscheidenden Vorzüge.

Um dieser Werte willen wurde er von den »Kunstfreunden« seiner Generation hinter Landschaftlern zurückgestellt, die durch Komposition und Staffage dem Geschmack des Publikums an Historie und Genre entgegenkamen; um dieser Werte willen suchen ihn seit fünfundsiebzehn Jahren die Schüler der an Tradition so stolzen Weimarer Landschaftsklasse auf. Und man wird sagen dürfen, daß die Schätzung, die der am 24. Mai dieses Jahres fünfundsiebzigjährige Meister mit leisem Staunen seit einer Reihe von Jahren stets wachsend verspürt, eine Erkenntnis ist seiner für alle Zeit bleibenden Bedeutung.

## Die Wartenden

An geheimen Zeichen kennen wir einander:  
Wir haben alle den Mund, der im Blühen erfror,  
Und unsere Augen sind wie die Augen von Blinden, die träumen.

Doch wenn des Nachts der Sturmwind über die Ebene fährt  
Und im morschen Gebälk der Wurm die Stunden durchwandert,  
Sitzen wir aufrecht in unseren Betten und lauschen in jähwacher Angst.

Manchmal, wenn am Alltag die Glocken vom Turme singen,  
Blicken wir auf vom Werk unserer einsamen Tage  
Und sehen still nach dem Bild im Winkel über dem Bette.

Heide aus Flandern und ein paar Blümlein aus Polen  
Schmücken es.  
Heide aus Flandern und ein paar Blümlein aus Polen —  
Im dritten Lenz.

Elisabeth Meinhard



Sauptmann Czernikow geht in tabellosem Jagddreß vorüber. Er schaut zu den Fenstern der Baroneß Gröben empor, grüßt und winkt mit der Hand.

Sie ist im Begriff, das Fenster zu öffnen und ihm ein herzliches »Weidmannsheil!« zuzurufen — aber die bereits erhobene Hand sinkt herab.

Kennt doch niemand so genau wie Felice Gröben all die wunderlichen Sportregeln des Jägerkomments, die da lauten:

1. So das erste, das dir begegnet, ein altes Weib ist, so stoße einen kräftigen Gluch aus und wirf die Büchse an die Wand.

2. So dir eine Kage über den Weg läuft, brenn ihr eins aufs Fell — wenn's niemand sieht —, laß das Pürschen sein und geh nach Haus.

3. So dir ein altes Weib »Weidmannsheil!« zuruft, antworte wie der Verlichinger und sted's Jagen auf.

Ein »altes Weib« — nein, das war Felice nicht, wenn auch ihr Haar, trotz ihren vierzig Jahren, schneeweiß war, eine Eigentümlichkeit der Gröbenschen Frauen, die sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbte.

Seltzam stach die schneeige Weiße in seiner reichen, verschwenderischen Fülle von den scharfgezeichneten schwarzen Brauen und den wunderbar langen schwarzen Wimpern ab.

So schön und eigenartig ihr vornehmes Gesicht ihr aus dem Spiegel entgegenschaut — Felice war sich darüber klar, daß die erste blühende Jugend vorüber war, jene Jugend, die sie berechtigt hätte, einem Jägersmann als ersten Morgengruß »Gut Weidmannsheil!« zuzurufen.

Als ihr Vater, einer der leidenschaftlichsten Jäger, noch lebte und sie ein junges siebzehnjähriges Ding war, war es ihr Gewissenspflicht, ihm jedesmal als erste in den Weg zu laufen. Abends vorher hatte es dann stets geheißt: »Na, Margell, wirst mir doch 'n Gutenmorgenfuß mit auf'n Weg geben — man kann nie wissen, was auf so 'ner Jagd passiert.«

Da hatte sie ihm hell ins Gesicht gelacht:

»Schlauer alter Paps, dir passiert nichts, aber das 'Gut Weidmannsheil!' soll ich dir mit auf'n Weg geben. Deine Schliche kennt man!«

Und wenn sie ihn beim Morgengrauen vor ihrer Tür ganz ohne Grund furchtbar herumrumoren und sich ein über das andre Mal laut vernehmlich räuspern hörte, dann gedachte sie — noch schlaftrunken — ihres Amtes, sprang mit bloßen Füßen aus dem Bett und streckte wenigstens ihren schwarzen Hufschlopp zur Tür hinaus: »Gut Weidmannsheil, alter Paps!« Regelmäßig kriegte er sie dann beim Schopf, und es gab ein Hinundherzerren, daß das ganze Haus erwachen mußte über seinem bröhnenden, herzerquickenden Lachen.

Unvergeßlich wird ihr eine Episode bleiben, als Bruder Botho von den Leibhusaren auf Urlaub daheim war. Er trug den rechten Arm in der Binde infolge eines Sturzes beim Rennen und konnte deshalb nicht mit zur Jagd. Das fraß wohl an seinem Jägerherzen, und er sann auf Rache.

Am Vorabend der Jagd sagte der Vater zu dem alten Faktotum des Hauses, der im Dienst der Gröben ergrauten Litauerin Maruszka Grigulat: »Grigulatsche, wenn Sie sich morgen früh untersteht, mir in d'Parad' zu laufen, häng' ich sie in drei Weibels Namen kreuzweis an den Beinen auf.«

»I wo, gnä' Herr B'ron, ich weeiß doch — wo werd ich denn!«

Es zuckte dabei sehr verräterisch um Bothos Lippen, und als der Vater sich entfernt hatte, hielt Botho einen Taler zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe: »Grigulatsche, sieh her, sieh ihn dir genau an, diesen schönen, neuen, blanken Taler. Er gehört dir, wenn du morgen früh dem Herrn Baron in den Weg läufst!«

»Herr Leitnamt, und wenn's zehn Taler wären — das jeht un jeht nich.«

»Grigulatsche, morgen fängt der Tilfiter Jahrmarkt an, und deine Mareike, das Kind deiner hoffnungslosen Liebe, wird konfirmiert — denk an dein unglückliches Kind, das keinen Vater hat.«

»Herr Leitnamt, sein Se still — ja, ja — 's is wohr — die Mareike! Die Mareike braucht Stiefel, wenn sie doch nu beim Bauer Miszkulat in Dienst kommt. Achott, achott, Herr Leitnamt, führe Sie mir doch bloß nich in Versuchung.«

»Grigulatsche, der Taler —«

Und der blinkende Taler zwischen Bothos Fingern und das Muttergefühl trugen den Sieg davon über die Schrednisse, die der armen Grigulatsche warteten.

Der verhängnisvolle Morgen kam. Félice hörte — entsezt aus dem Schlaf auf-fahrend — einen fürchterlichen, nicht widerzugebenden Gluch, ein bröhnendes Gepolter, einen klatschenden Wassersturzbad — ein jämmerlich klägliches Gebrüll: »Nischieße, Herr B'ron, bloß nischieße —«

Als Félice aus dem Bett stürzte, um ein Unglück zu verhüten, stand die Grigulatsche naß wie ein Pudel vor ihrer Tür, händerringend und zähneklappernd.

Den Eimer Wasser, den sie in der Hand getragen, hatte ihr der Baron, obwohl er zuerst Miene gemacht, zu schießen, über den Kopf geleert.

Das war ein böser Tag, der nun folgte.

Der Vater wäre um seine Welt zur Jagd gegangen.

Die Grigulatsche schlich mit dick verquollenem Gesicht umher und kreischte entsezt auf, sowie sie nur den Herrn »B'ron« witterte.

Félice aber machte sich bittere Vorwürfe, nicht entschieden genug gegen das Komplott aufgetreten zu sein. Nur Botho ging schmunzelnd und pfeifend umher.

Die Grigulatsche brachte ihm heulend den Taler zurück: »Nei, Herr Leitnamt, dem nehm' ich nich. Der bringt meine Mareike kein Glück nich. Ich armes Luder, was war ich man bloß so dämlich —«

Botho aber sprach pathetisch: »Behaltet Eure Silberlinge, Frau Judas Ischarioten, und hebet Euch hinweg!«

Da nahm Félice den Unglückstaler und gab ihr dafür ein blankes Zehnmarkstück: »Hast recht, Grigulatsche, den Taler soll die Mareike nicht bekommen, aber hier für die zehn Mark kaufst du ihr ein Paar schöne derbe Stiefel.« Sie hatte sie sich ja schwer genug verdient — diese Stiefel.

Die Grigulatsche mußte immer herhalten, wenn Botho die Langeweile plagte.

Es war allabendlich seine Gewohnheit, wenn alles sich zur Ruhe begeben, noch ein halbes Stündchen auf Félicens Zimmer zu kommen. Wenn dann die Grigulatsche noch mit irgendeinem Anliegen für den folgenden Tag zu Félice kam, so hielt er sie regelmäßig fest, um irgendeinen Akt in Szene zu setzen.

Am Abend jenes verhängnisvollen Jagdtages sagte er ihr mit zerfnirschter Miene: »Grigulatsche, die Sache von heute früh ist mir wirklich von Herzen leid. Ich bin deshalb schon den ganzen Tag sehr traurig. Was hab' ich damit angerichtet! Und dabei fällt mir immer die wehmütige Geschichte ein von jenem litauischen Prediger, die Sie so ergreifend erzählen — Sie wissen — von dem, der auf der Kanzel das schöne Lied sang und sich dabei erschoss.«

»Ach, Herr Leitnamt, Sie meine der, wo sich so verfehlet hat mit eine Konfirmandin und auf die Kanzel gesungen hat: »Härr, was hab' ich angerichtet, Härr, was habe ich getan!«

»Ja doch, ja, Grigulatsche, aber die Melodie — ich finde die Melodie nicht.«

Und die gute, einfältige Seele, immer bereit, zu trösten und den gebeugten Botho aufzurichten, sang — den ersten — zweiten — dritten Vers: »Jetzt kommt der Schuß, Herr Leitnamt.«

Félice hatte den Kopf in ihr Taschentuch vergraben und in die Sofaede gedrückt.

Bothos Kopf lag auf dem Tische.

An dem krampfhaften Rütteln seiner Schultern merkte Félice, daß Erstickungsgefahr für ihn vorlag. Sie ermannte sich: »Grigulatsche, Sie sehen, der Herr Leutnant ist zu ergriffen — hören Sie auf!«

Da ging sie. Schwerfällig, mit einem wehmütigen Blick auf den zerfnirschten Botho: »Achott, unser Herr Leitnamt is doch man sehr chut.«

**A**ch, welch lange, lange Zeit liegt hinter jenen Ereignissen!

Der alte Baron pirscht seit vielen, vielen Jahren in den himmlischen Jagdgründen.

Bruder Botho steht knapp vor dem Major.

Die alte Grigulatsche ist bei ihrer Tochter, der Mareike, gestorben, die einen litauischen Eigenkätner bekommen hatte, weil sie ein dralles, fixes Ding war.

Félicens Haar ist weiß geworden im Laufe der Zeit. Weiß das Haar — aber jung, so jung, so lebenswarm und frisch und unverbraucht das Herz.

Und muß sich doch bescheiden, weil die »Jugend« vorüber ist.

Ist es nicht eine Ungerechtigkeit von der Natur, daß der Körper altert und das Herz jung und empfindungsfähig bleibt?

Die Jugend ist vorüber, ohne Erbarmen. Es heißt sich bescheiden. Auf alles verzichten, was den Schein erwecken könnte, Jugend vortäuschen zu wollen. Klug sein und beizeiten verzichten.

Obwohl Félicens schlanke, vornehme Gestalt sie noch heute zu jedem Sport berechnete, sie hat längst damit abgeschlossen.

Im letzten Winter war sie noch Schlittschuh gelaufen. Während sie auf dem Eise kunstvolle Figuren beschrieb und dabei an einer Gruppe kleiner Badfische ihrer Kreise vorüberkam, hörte sie die geflüsterte Äußerung: »Guckt bloß mal! Die alte Gröben läuft noch!«

Unbeirrt lief sie weiter — noch ein paar-mal. Aber obgleich sie sich selbst über ihre kleinliche Empfindsamkeit ärgerte, konnte sie doch nicht anders, als von nun an endgültig darauf verzichten.

Vielleicht waren sie im Recht gewesen, die kleinen Badfische: Platz machen der Jugend!

Und während Félice an ihrem Toiletten-tisch sitzt und ihr reiches Haar ordnet, das gelöst in schweren Locken über ihre Schultern rieselt, wollen ihr diese weißen Locken beinahe wie ein Hohn erscheinen zu ihrem jugendfrischen, unverbrauchten Herzen.

Ein trauriger Zwiespalt. —

Während ihre Gedanken um diese ewig unlösliche Frage kreisen, gleitet ihr Auge über die auf ihren Knien ausgebreitete Zeitung.

Eine großgedruckte Anzeige fällt ihr auf: »Junger, vorübergehend hier weilender Farmenbesitzer auf Samoa, von tadelloser Familie, sucht Briefwechsel mit deutscher junger Dame aus ersten Kreisen (nicht unter 22 Jahren), um das Wesen deutscher Frauen aus eigener Anschauung kennen-zulernen. Um Mißverständnissen vorzu-beugen, sei bemerkt, daß Heirat ausgeschlos-sen ist. Späteres eventuelles Kennenlernen nur auf persönlichen Wunsch der Dame.

Briefwechsel andauernd unter stets zu ver-ändernder Chiffre: Hauptpostamt. X. X. X. 35.«

Félice lächelt. Praktisch und weise ist der Mann. »Heirat ausgeschlossen.« Sonst wäre der Armste überschwemmt worden mit Briefen von Damenhand, aus denen er alles andre eher als das Wesen der echten deutschen Frau und deren Wert kennen-gelernt hätte.

Und während sie eine ihrer schweren Flechten einer Krone gleich über ihren Scheitel legt, raunen kleine Koboldgeister ihr geschäftig ins Ohr: Warum nicht, Félice? Ein so nettes, anregendes Inter-mezzo! Völlig ungefährlich! Weder er noch ich werden Gefahr laufen, unsre Herzen an-einander zu verlieren!

Und in ihrer großzügigen Handschrift schreibt sie auf ein Blatt ohne Wappen und Krone: »Bin bereit. Bedingungen einver-standen. Postamt 8. Z. V. 12.«

Andern Tags schon hielt sie einen Brief in Händen.

Briefe kamen und gingen.

Man merkte, daß ihm die deutsche Sprache zuweilen Schwierigkeiten ver-ursachte, obwohl seine Mutter — wie er mitteilte — eine Deutschamerikanerin war. In diesem Falle half er sich mit der fran-zösischen oder englischen Sprache, die er meisterhaft beherrschte. Alles, was er sagte, erschien Félice eigenartig anziehend und interessant. Es war selten etwas Persön-liches darin enthalten, aber so viel Dinge von allgemeinem Interesse in merkwürdig eigenartiger Beleuchtung, geistvoll, oft hu-moristisch und von weitem geistigem Hori-zont zeugend. Dieser Einblick in das in-time Geistesleben eines ihr gänzlich Un-bekannten übte auf Félice einen seltsamen Reiz aus. Sie schätzte ihn nach seinen flüchtigen Anmerkungen über seine Uni-versitätsjahre in Melbourne auf annähernd dreißig Jahre oder noch weniger — wie ein Kind fast ihr, der Vierzigjährigen, gegenüber.

Das Gefühl der Mütterlichkeit diesem jungen, fremden Menschenkind gegenüber gab ihrem Wesen eine Sicherheit, die ihn wohlthuend berühren mußte.

Sie antwortete stets sofort in der glei-chen geistvoll humoristischen Weise, oft sei-nen Widerspruch herausfordernd, in vielen

Dingen geradezu eine Polemik erzwingend. Und immer freute sie sich seiner Entgegnung. Schlag auf Schlag. Geistesblitz auf Geistesblitz —

Es lag etwas Wunderbares in diesem Gedankenaustausch zwischen zwei Menschen, die sich nicht kannten, nie kennen würden, die sich vielleicht auf der Straße begegneten und nicht ahnten, daß ihre Seelen nah miteinander verwachsen waren.

Auch wenn es für Félice leicht gewesen wäre, nach der Persönlichkeit des vornehmen Fremden von Samoa zu forschen — sie hätte es als ihrer unwürdig, als eine Verletzung ihres gegenseitigen Abkommens und als eine Entweihung ihres eigenartig idealen Verhältnisses empfunden.

So gingen die Briefe hin und her, ständig und regelmäßig. Jedesmal unter veränderter Chiffre, meist an ein andres Postamt.

Es war anfangs abgemacht, daß jedes von ihnen nur einmal in der Woche schreiben sollte.

Das hatte längst nicht mehr genügt.

Jedes konnte des andern Antwort nicht erwarten.

Anwillkürlich nahmen seine Briefe einen persönlicheren Charakter an. Er erzählte ihr von seiner paradiesischen Heimat, der unvergleichlichen Schönheit der Südseeinseln, von den großen väterlichen Plantagen, den ausgebreiteten Pflanzungen der Kokospalmen, der Gewinnung der Kopra, den Kafao- und Kautschukulturen; er erzählte von seiner Kindheit, dem Vaterhause, seiner schönen, vergötterten Mutter, von seinen Schwestern, der chinesischen Dienerschaft, der üppigen Schönheit der Polinesierinnen, der alten treuen Wärterin Dajah, die seine Kindheit behütet und die man mit Gewalt zurückhalten und einsperren mußte, als er Abschied nahm. Auch von seiner Zukunft, der großen Aufgabe, die seiner wartete, sprach er. Sie ging auf alles mit herzenswarmem Interesse ein, vermied es aber, jemals ihre eignen persönlichen Verhältnisse zu berühren.

Daß er niemals — auch nur durch die leiseste Andeutung zu erfahren suchte, wer das deutsche Mädchen war, das diese seine Schwesterseele barg, war ihr ein Beweis seiner vollendeten Feinfühligkeit und vornehmen Gesinnung.

Und wenn ihr Herz mit allen Fibern danach verlangt hätte, das gegenseitige Intognito zu lüften — sie durfte es ja nicht, sie, die er in blühender Jugendschöne strahlend wählte.

Einmal schrieb er: »Ich wundre mich, wie eine so junge Dame über alle Dinge der Welt, über alle Fragen des Menschentums ein so ausgereiftes Urteil haben kann. Das findet man bei keiner Nationalität in der ganzen Welt. Es muß wohl im Wesen, in der hohen Bildungsfähigkeit der deutschen Frau liegen. Welch ein Übergewicht über alle Frauen beider Hemisphären! Und ich betrachte es als ein so unverhofftes und unverdientes Glück, daß mir das Geschick gerade eine dieser begnadeten Frauen in den Weg führte.«

»Eine so junge Dame.« Gott, er wußte ja nicht — Daß er von einer falschen Voraussetzung ausging, nahm ihr die Freude an der ausgesprochenen Anerkennung.

Zuweilen kam es wie Gewissensvorwurf über sie.

Dann wollte sie sich ermannen und ihm die Wahrheit mitteilen.

Aber sie konnte es nicht über sich gewinnen, konnte nicht.

Dann würden jene Briefe ein Ende haben, die ihr beinahe Lebensbedürfnis und -inhalt geworden waren.

Und — die Zeit war ja sowieso nicht mehr fern, da er Deutschland verlassen mußte. Bereits in einigen seiner letzten Briefe hatte er flüchtige Anmerkungen darüber fallen lassen.

Warum also sich diese letzte schöne Zeit durch törichte Gewissensbedenken kürzen!

Es war ja doch alles zu Ende — über kurz oder lang.

So verging der Winter.

Die Bekannten sagten: »Es ist unglaublich, wie die Gröben sich konserviert. Sie ist doch gar nicht mehr jung, aber sie nimmt es mit unsern jüngsten und hübschesten Mädchen auf — dieses wunderbar weiße Haar — wie eine Kokosfigur, und dazu die Schwärze ihrer Augen! Und diese Augen haben einen so merkwürdigen Glanz bekommen. Finden Sie nicht auch?«

»Gott, na ja — das ist die beauté du diable — das letzte Auflackern vor dem Erlöschen. Wenn eine mal die Vierzig



hinter sich hat — da geht es jäh bergab — mit einemmal — so ganz urplötzlich. Vielleicht spricht sie auch 'n bißchen Belladonna — wer kann's wissen?»

Der Frühling kam und mit ihm die nicht länger aufschiebbare Abreise des unbekannten Freundes.

Es war Felice seit einiger Zeit aufgefallen, daß seine Briefe einen nervös erregten Ton zeigten, der ihnen früher fremd gewesen. Eine hastende Unruhe, unklare, ihr unverständliche Gefühlsäußerungen, durch lange Gedankenstriche und Ausrufungszeichen unterbrochen. Was mochte er haben?

Sie war viel zu zartfühlend, um eine Bemerkung darüber zu machen.

Ob wohl ein deutsches Mädchen sein Herz gefangengenommen hatte?

Und während sie noch darüber nachgrübelte und ihm immer in gleich heiterer, harmloser, herzlicher Weise wie bisher schrieb, als ob ihr keine Veränderung an ihm aufgefallen sei, erhielt sie ein bei grauem Morgen in sichtbarer Aufregung geschriebenes Briefchen:

»Ich weiß, daß ich nicht die Bitte aussprechen darf, daß Sie, die ich wie eine Heilige verehere, sich mir zu erkennen geben — es sei denn, daß Sie aus freiem Willen mir diese Günst erweisen mögen.

Aber eine andre flehentliche Bitte werden Sie mir gestatten: geben Sie mir Gelegenheit, unter einer hundertköpfigen Menge von Fremden Ihnen zu begegnen.

Es müßte keine Sympathie, die Seele zu Seele, Körper zu Körper reißt, geben — wenn ich Ihre Nähe nicht herausfühlte unter Tausenden!

Und wenn ich Ihnen dann die Hände entgegenstrecke — werden Sie mich verleugnen?»

So also stand es.

Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich. Niemals würde er in ihr, der Frau mit dem weißen Haar, die Gesuchte erkennen.

Aber sie, Felice, würde nicht einen Augenblick im Zweifel sein. Sie würde ihn finden. Und sie mußte es sich gestehen: ihr Herz brannte danach, ihn zum ersten- und letztenmal in ihrem ganzen Leben mit eignen Augen zu sehen und den Rahmen zu finden für das Bild, das Seele und Phantasie sich von ihm geschaffen hatten.

Und sie schrieb ihm die wenigen Worte: »Nächsten Sonntag: Gemälde-Galerie, vormittags zwischen 10 und 12, wenn der Zu- drang am größten ist.«

Und der Sonntag kam.

Felice schalt sich selbst töricht und kindisch, daß sie die Nacht schlaflos verbracht hatte.

Warum denn nur? Es griff ihr ja nicht ans Herz. Es war eine reizende, liebe, herzerwärmende Episode in ihrem Leben gewesen, ohne Rückwirkung, frei von jeder Verantwortung und jeder Schuld.

Hatte sie nicht fördernd und veredelnd auf ihn gewirkt? Hätte er eine geeignetere Persönlichkeit finden können, die ihn das Wesen deutscher, edler Frauen gelehrt hätte? Nein — sie durfte sich keinen Vorwurf machen.

In ihrem einfachen schwarzen Spitzenkostüm mit dem großrandigen dunklen Hut auf dem feinen Kopf glich sie einer jener alten van Dyckschen Gestalten, die plötzlich aus dem Rahmen getreten.

Sie hatte auf der rotamtenen Rotunde Platz genommen, von der aus sie jeden Eintretenden ins Auge fassen konnte — in ihrer vornehm gleichgültigen Haltung, niemand beachtend, niemand erwartend.

Und doch pochte ihr Herz.

Aber kein Zug ihres Gesichts, kein Zucken ihrer Augen verriet sie.

Bekannte kamen und gingen. In vornehm liebenswürdiger Weise tauschte sie Grüße und hergebrachte Worte mit ihnen. Trotzdem entging ihr keine der eintretenden Personen.

Indessen — das Bild, das ihre Phantasie sich geschaffen — sie hatte sich ihn imponant groß, dunkel, durchaus fremdländisch vorgestellt — schien nicht der Wirklichkeit entsprechen zu wollen.

Es kamen und gingen viele. Bei keiner Erscheinung schlug ihr Herz schneller, deutete irgendein seelischer Kontakt ihr an: Der ist es! Es war also doch wohl nichts als eine gefühlselige Fabel — das Märchen von der Sympathie der Seelen, die geheime Fäden schlingt von Herz zu Herz.

Eine Stunde mochte vergangen sein. Da fiel ihr ein blonder, sehr vornehm und sehr jung aussehender Herr auf, der rastlos suchend durch die Säle eilte. Sein junges Gesicht zuckte in nervöser Unruhe, ob von

Erwartung, Enttäuschung — wer konnte es sagen! Félice sah in ein Paar große graue ausdrucksvolle Augen, zu ernst fast für das junge Gesicht.

Und als sie in dieses weiche junge Menschenantlitz blickte, da überkam sie ein bitterer Selbstvorwurf.

Nein, nein, das hatte sie nicht gewollt!

Sie hätte sich sagen müssen, daß sie ein verwegenes Spiel spielte.

Nun war es an ihr, zu süßen und zu büßen. Wenn sie gedurft, sie wäre auf ihn zugeeilt, hätte seine beiden Hände genommen. Aber sie konnte nicht, mußte ihm hier in Gegenwart all der fremden Menschen die bittere Enttäuschung und sich selbst das beschämende Gefühl über seine Ernüchterung ersparen.

Gleich einer Schuldbeladenen schlich sie hinaus. Möchte er von ihr denken, was er wollte, nie mehr durfte sie ihm schreiben, nie mehr einen seiner Briefe von der Post holen. Ein Ende machen — je eher desto besser. Er war so jung. Die Jugend ver-schmerzt so bald.

Andern Tags fiel ihr sofort in der Morgenzeitung ein Inserat auf: »Bitte dringend, Brief unter bekannter Chiffre, Hauptpost, abzuholen. X. X. X. 35.«

Müde war sie und matt. Aber es wäre ihr feige erschienen, wenn sie nicht seinen Wunsch erfüllt hätte.

So ging sie.

Es waren nur wenige in Hast hingeworfene Worte: »Sie waren nicht dort. Sie können nicht dort gewesen sein. Es ist ganz unmöglich, daß ich Sie nicht herausgefühlt hätte unter all den gleichgültigen fremden Menschen. Es war nicht eine einzige da, der ich in Versuchung gekommen wäre, die Hand entgegenzustrecken. Wie konnten Sie, Sie mir das antun!«

Noch auf dem Postamt antwortete Félice: »Lieber Freund, ich war dort. Daß Sie mich trotzdem nicht herausfanden, möge Ihnen ein sicherer Beweis sein, daß Sie sich eine falsche Vorstellung von mir machen. Lassen Sie uns Abschied voneinander nehmen. Eine liebe Erinnerung wird mir bleiben an die Zeit unsers geistigen Ver-

kehrs und unsrer ehrlichen Freundschaft. Ich möchte beides nicht missen.« — —

Einige Tage waren darüber hingegangen. Schon glaubte Félice, daß seine Abreise durch irgendeine plötzliche Nachricht aus seiner Heimat beschleunigt worden sei, als ihr abermals durch die Morgenzeitung die Mitteilung von einem postlagernden Briefe zugeing.

Immer noch kein Ende!

Mußte sie denn ihre Schuld immer noch vergrößern! Sie zitterte vor dem Inhalt! Die Zeilen lauteten:

»Die Zeit drängt. Ich muß heimreisen. Die vereitelte Hoffnung, Sie zu finden, hat mich gebrochen. Was alles hatte ich von dieser Begegnung erhofft! Und was ist daraus geworden? Eine Enttäuschung, die ich niemals überwinden werde. Du meine namenlose Geliebte! Wie liebe ich dich! Jetzt, wo bald Tausende von Meilen uns trennen, darf ich es dir ohne Rückhalt sagen: Nie wieder wird ein Weib in meinem Leben mir das werden, was du mir warst. Ich sollte mir ein deutsches Mädchen zur Frau nehmen. Dein Brief war der einzige, der auf meine — o so tausendmal verwünschte Anzeige einlief. Auf eine zweite, die ich gleichzeitig aufgab mit dem Hinweis auf eventuelle Heirat, liefen Hunderte von Schreiben ein. Ich warf sie alle uneröffnet ins Feuer. Und die einzige, die einzige von allen, die ich nie vergessen werde, soll mir verloren sein? Meine Mutter liebt dich. Hörst du's, Geliebte? Sie kennt dich. Sie las deine Briefe. Ihre Arme sind weit, weit offen, dich an ihr Herz zu ziehen. Sprich: was hindert dich, mir anzugehören? Bist du nicht frei? Wer hat Macht über deine freie, königliche Seele?«

Da zog Félice die schweren silbernen Nadeln aus ihrem Haar, daß es in schneeiger Pracht über ihren Nacken flutete.

Sie trennte eine lange schwere, schneeweisse Locke davon ab und schrieb mit fester Hand darunter, seine letzte leidenschaftliche Frage beantwortend: »Dene Macht, der sich alle Staubgeborenen beugen müssen. Lebe wohl!

Félice.



# Ein nationaler Feiertag

Eine Anregung von Felix Neumann

Hauptmann im Kriegspresseamt

Nichts beflügelt den Geist der Massen mehr und läßt ihn so hoch über Zeit und Raum schweben wie der nationale Gedanke. Er ist es, der die Völker nicht frühzeitig altern und im Wust kleinlicher Sonderinteressen ersticken läßt. Solange uns das Nationalgefühl fehlte, glichen wir einem schwerfälligen, träge die Stunden verschlafenden Riesen, den erst unerhörte Unbilden erwecken konnten. Diese Zeiten liegen als längst überwunden wie ein Traum hinter uns. Die harte Schule, die uns das Schicksal — glücklicherweise — auferlegte, veranlaßte eine mehrfache Häutung des deutschen Volkes, und erst allmählich wuchsen wir geistig und körperlich in die Riesenmaße der Gegenwart hinein. Nie, so lange die Erde besteht, ist einer Nation eine Prüfung auferlegt worden, wie sie jetzt von uns im glühenden Schmiedefeuer unerhörter Anforderungen mit unererschütterlichem Mut getragen wird.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus das, was Deutschland an ungeheuren Taten bisher vollbrachte, verzeichnen wir ohne alle Selbstüberhebung, aber mit gerechtem Stolz die Ansammlung von wehrhafter Kraft, von Aufopferungsfähigkeit und zäher Energie, so wissen wir schon heute, daß ein Staatswesen, dem solche Werte eigen sind, nicht unterdrückt und vom Erdboden getilgt werden kann! —

An uns wird es sein, rechtzeitig dafür zu sorgen, daß aus der Weltkriegszeit eine reiche sittliche Ernte in unsre Scheuern gebracht wird, jene Scheuern, die, Gott sei es geklagt, noch kurz vor Ausbruch des Feldzuges neben Vorräten goldenen Weizens so unendlich viel Spreu enthielten.

Wir müssen beizeiten darüber nachsinnen, wie wir am besten unser Volk in kommender Friedenszeit fähig erhalten, ideal zu empfinden und hochherzig zu denken. Vergessen wir nicht, daß eine Zeit kommen wird und kommen muß, da alle Kräfte des Landes bis zum Zerspringen angepannt werden, da es gilt, die vernichteten Werte wieder einzubringen, die verlorenen Märkte zurückzuerobern und die klaffenden Wunden, die uns der Weltkrieg schlug, zum Vernarben zu bringen. Im Gausen der Märsche, im Hasten des Werktags sollte dem deutschen Volke der Friedenszeit ein heiliger Hain der Erinnerung errichtet werden, eine Stätte, wohin der neueinsetzende politische und wirtschaftliche Kampf nicht bringt, wo die gemeinsam durchlebte schwere Zeit mahnend zu uns spricht und offene Herzen und Ohren findet. Gott krönte sein herrliches Werk, das er in einer Woche vollbrachte, damit, daß er den Sonntag schuf. In der Frist der sieben heißen

Tage eine Oase des Ausruhens und der Einteilung. Wir müssen aus der mit Bluthauch und Pulverdampf erfüllten Zeit ein Kleinod des Erinnerns in die kommende Epoche des Wiederaufbaues unsers nationalen Wohlstandes hinüberretten, das den Talisman bildet und uns verhindert, kalte »business«-Menschen zu werden.

Wo so viel Werte der Vernichtung anheimfallen, wird die Jagd nach neuen Erwerbsmöglichkeiten eine Notwendigkeit sein, der sich niemand verschließt. Um so mehr gilt es, einen unzerreißbaren Goldfaden zu weben, der die Erinnerung an das Gewesene mit der Zukunft unlösbar verknüpft. Als wir in den Befreiungskriegen den Korfen über den Rhein zurückwarfen und seiner brutalen Gewalt ein Ende setzten, da blieb eine Zeitlang die Völkerschlacht von Leipzig der Stern, zu dem alle aufblickten. Wie aber die Folge bewies, war die Läuterung doch noch nicht so weit vorgeschritten, daß nicht Schlachten den Fuß eines neuen deutschen Reiches verhinderten. Erst mit Sedan begann im deutschen Volke wieder der Gedanke an einen nationalen Feiertag wach zu werden, und Jahrzehnte hindurch war in der Tat der 2. September für jeden Deutschen ein Fest von hoher nationaler Bedeutung.

Dann aber wuchs im Wandel der Zeiten ein neues Geschlecht heran. Die Alten, die die Wiedergeburt mitgemacht, gekämpft und geblutet hatten, starben hinweg oder wurden zu alt, um noch ein gewichtiges Wort mitzureden. An ihre Stelle traten in überwiegender Zahl die, die nur den fatten Frieden kannten, denen die Zeit fremd war, da Raubtiere unsre ungeschützten Grenzen umschlichen, und wir Tag und Nacht die Faust am Schwertgriff halten mußten. Unser Handel gewann Weltgeltung, wir waren drauf und dran, Weltbürger zu werden, und der feierliche Hall der Sedanglocken tönte vielen rauh und unfreundlich in die Ohren. Die Leisetreter wurden wach, die »von den beleidigten Gefühlen anderer Völker« zeternten und verlangten, daß der Sedantag aus der Reihe der deutschen Erinnerungstage gestrichen werde. Zwar bäumte sich der gesunde Sinn der Mehrheit gegen diese unerhörte Vergewaltigung unsers nationalen Empfindens auf, aber die Zähigkeit, mit der die Minderheit focht, hatte doch zur Folge, daß in der Tat »Sedan« von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung verlor. Nur noch als Kinder können wir uns der Zeit erinnern, da alljährlich am 2. September die gesamte Jugend — Mädel und Buben — fähnchen- und schärpengeschmückt durch die Straßen zog, wo Paraden, Festessen

und Festvorstellungen dem Volke immer wieder ins Gedächtnis riefen, was unsre Krieger einst für uns getan hatten. Immer mehr Wasser verdünnte den Wein vaterländischen Empfindens, und in den Jahren vor Beginn dieses Welt-dramas waren wir glücklich so weit gekommen, daß Schulanisprachen und wohl auch hier und da kleinere Feiern das ganze Gepränge des Tages ausmachten.

Drüben aber, jenseit des Rheins, beging man mit immer größerer Unversfrorenheit den chauvinistischen Nationalfeiertag und befrängte das Standbild der Stadt Straßburg, ohne sich um unsre Gefühle im mindesten zu kümmern.

So war es früher, und nie darf solche Zeit, da wir die Menschen und die Dinge nur mit Handschuhen anfaßten, für uns wieder heraufsteigen. Wir können uns ruhig gestehen, daß wir keinen nationalen Feiertag mehr hatten und nun einen neuen schaffen müssen. Aus der Fülle ungeheurer Geschehnisse brauchen wir nur ein Moment herauszugreifen — welches, darüber kann jetzt noch keine Entscheidung gefällt werden, ist auch augenblicklich gleichgültig —, um es zum Mittelpunkt unsers künftigen Nationalemphindens zu machen. Unsre Fahnen sind so bedeckt mit Siegen und Erfolgen, daß es vielleicht schwerhalten wird, einstimmig den Tag zu bezeichnen, der uns am heißesten ans Herz gegriffen hat. Vielleicht kommt auch das Ereignis noch erst, das uns bis ins Tiefste mit Dankbarkeit und Stolz erfüllt, so daß nur eine Stimme im Volke ist: Dieser Tag darf nie vergessen werden, so lange noch eine deutsche Zunge deutsche Laute spricht!

Vielleicht wird es nach den Jahren des Ausbarrens, der seelischen Qualen und der nie unterdrückten Zuversicht der Tag sein, an dem beim letzten wuchtigen Stöße die morsche Entente frachend zusammenstürzt. Aber diese Einzelheiten wollen wir uns heute noch nicht den Kopf zerbrechen, wohl aber müssen wir zur Stunde schon den Gedanken eines neuen, gewaltigen, uns alle mit sich fortreisenden nationalen Gedenktages fördern, ausbauen und ihm neue Freunde zuführen. Es muß ein Tag werden, dessen Bedeutung vielseitig ist. Es liegt uns wahrlich nichts daran, unsre Erfolge vom hohen Rothurn aus in die Welt zu schreien;

wir hätten es auch nicht nötig, denn unsre Taten sind unverwischbar. Wohl aber gilt es, würdig die Toten zu ehren, den Lebenden, die dabei waren, Dank zu zollen, dem jungen Geschlecht aber hart ins Gedächtnis zu hämmern, daß es den Besitz der Väter nur erhalten kann, wenn es die Kunst des Erinnerns übt. Den Teufel wollen wir uns darum scheren, ob solcher Gedenktag der Meute, die uns einst zu Tode hegen wollte, mißfällt oder nicht. Der nationale Feiertag der Zukunft muß ein Familienfest sein, das wir um unfertwillen begehen.

Aber die Frage, wie der nationale Feiertag zu gestalten sei, wird noch zu reden sein. Viele Wege sind gangbar und führen alle zum gleichen Ziel. Das eine aber steht fest, daß er sich nicht auf militärische Feiern beschränken darf, so ersichtlich es ist, daß das Heer, dem wir alles verdanken, im Vordergrund steht. Der Charakter des allgemeinen Volksfestes aller Kreise wäre unbedingt zu wahren, denn nur so kann er seine hohe sittliche und erzieherische Wirkung ausüben. Wir müssen erstreben, an diesem einen Tage im Jahre dieselbe herrliche Stimmung hervorzuzaubern, wie sie in der Stunde des Kriegausbruches herrschte, als aus den Tiefen der Hölle fast stündlich neue Feinde gegen uns emporstiegen. Das deutsche Volk ist empfänglich für solche Tage der Andacht, der Einsicht und des Gedenkens.

Wenn die Waffen ruhen, wenn uns erst wieder der Rauch der Essen, das Dröhnen der Dampfhämmer umbraust, wenn die Millionen in die Schreibstuben, in die Geschäfte, auf die Lehrstühle und zu den Ädern zurückgekehrt sind, dann muß ihnen ein Tag geschenkt werden, wo die Erinnerung rein und ungetrübt heraufsteigt, der sie wieder jung und frisch macht im Gedenken an das Vollbrachte, auf daß sie sich erneut dessen bewußt werden, wie eng Arbeiter und Arbeitsherren einst Schulter an Schulter um das gleiche Ziel kämpften. Dann wird der nationale Feiertag das werden, was er sein soll, der »heilige Pain« deutscher Erinnerung, zu dem alle ohne Unterschied des Standes und der Gesinnung pilgern, die guten Willens sind und ihren Heimatboden lieben, der ihnen Schutz und Nahrung gibt.

## Mutter ...

Als ich meine Mutter wieder sah,  
Hielt sie rote Rosen in der Hand,  
Und sie weinte ...  
Ach! Da war mir alles wieder nah,  
Was in Schlacht und Sturm, in Nacht und Brand  
Leicht ich zu verlassen meinte.

Und sie hing an meinem Munde,  
Und ich sah ihr graues Haar,  
Und ich schaute die Gefahr  
Seit dieser Stunde.

Aber alle Söhne haben Mütter ...

Helmut Richter



## Es gibt ein Grab in fernem Land

Von Louis Engelbrecht

Es gibt ein Grab in fernem Land, Doch finden kann ich's nie, Da kämpfte er mit treuer Hand Und fiel als Held fürs Vaterland, Und Gott nur weiß es, wie.	Es gibt ein Grab in fernem Land, Ich möcht's nur einmal sehn Und an des schmalen Hügels Rand Mit dir, mein deutsches Vaterland, Voll heißen Dankes stehn.
---	---

Es gibt ein Grab in fernem Land Wohl ohne Kreuz und Stein, Und doch — sie senkten in den Sand Für dich dort, deutsches Vaterland, Mein ganzes Glück hinein.	Es gibt ein Grab in fernem Land, Ihn läßt es nie mehr her; Wennerst die Welt den Frieden fand — Du liebes deutsches Vaterland, Wie machst du das mir schwer!
---	--



Zeichnungen aus einem Gedenkblatt von Professor Johannes Leijen in Braunschweig

# Dramatische Rundschau

Von Friedrich Dösel

»Hans im Schnakenloch« von René Schickele — »Die reiche Frau« von Max Dreyer — »Liebe« von Anton Wildgans — »Cobias Buntschuh« von Karl Hauptmann — »Die Sorina« von Georg Kaiser — »Falsching« von Franz Molnár — Jbsens »John Gabriel Borkmann« im Deutschen Theater — Emil Milan † — Rasperles fröhliche Wiederkehr

**N**icht oft genug kann man die unwirklichen Gläubiger, für die sich das Erz dieses Krieges nicht früh genug in dramatische Münze umsetzt, zur Geduld ermahnen. Ein so gewaltiger Stoff muß erst durch die glühende Esse des inneren Erlebnisses hindurch, bevor er sich zum Kunstgebilde läutert. Vergessen wir nicht, daß der Krieg von 1870 fast zwanzig Jahre gebraucht hat, ehe er in Ziliencrons Lyrik und Novellen, abgesehen von den Kampf- und Siegesliedern des erregten Tages, die nur dem Augenblick genügen konnten, einen zeit- und stoffgerechten Niederschlag fand, und daß wir auf der Bühne bis heute in Wilkenbruchs vaterländischen Dramen nur einen weit in unsre geschichtliche Vergangenheit zurückverlegten und vielfach gebrochenen Widerschein jener nationalen Ereignisse haben. Von den Gesetzen, nach denen sich Wirklichkeit in Kunst umsetzt, wissen wir noch immer herzlich wenig. So viel aber scheint gewiß, daß mit der äußeren Wucht und der breiten Allgemeingültigkeit des Erlebens für den Künstler noch wenig gewonnen ist; das Wunder der Empfängnis wie der Geburt muß sich erst wieder allein in ihm selber unter Schmerzen und Wonne vollziehen: aus keiner andern Mutter Schoß, und wäre es auch unser aller Mutter, das Vaterland, kann das Kunstwerk entspringen. Ja, mehr noch fordert die Ehrfurcht vor allem künstlerischen Werden von unsrer Geduld. Wir dürfen nicht grollen und schelten, wenn die ersten Früchte solcher künstlerischen Umwandlungen in anderer Gestalt vor uns erscheinen, als wir es uns nach dem heiligen Kaufs unsers Herzens zunächst haben träumen lassen. So wenig wie die vaterländische Begeisterungsglut allein, und wäre sie noch so stürmisch, noch so zäh und ausdauernd, die Kriege gewinnt, so wenig schafft sie ein Kunstwerk. Wenigstens kein dramatisches. Denn hier wollen wir den inneren Entwicklungskampf einer Idee, eines Erlebnisses, einer Erkenntnis in seinem gärenden Auf und Ab, in seinen Irrungen und Wirrungen, in seinen sich kreuzenden Strahlen widergespiegelt sehen, und dabei geht es ohne Brüche und Trübungen nicht ab. So wollen wir es als eine gute Vorbedeutung nehmen, daß das erste unmittelbar aus dem Quellreich des gegenwärtigen Krieges schöpfende Drama von ernsthafter Bedeutung seine Heimat im Elsaß hat, dort, wo der erneute Ausbruch des Kampfes zwischen Deutschland

und Frankreich die empfindlichsten Wunden auch des persönlichen Lebens, den gefährlichsten Zündstoff auch für Konflikte des Einzelnen und seiner nächsten Angehörigen finden mußte. Die 1871 wieder deutsch gewordene Westmark war der Boden, von dem wir nach den natürlichen Bedingungen die ersten Früchte einer tieferen Kriegsdramatik erwarten durften.

Sprechen wir von elsässischer Gegenwartsliteratur, so nennen wir auch wohl heute noch als ihre Hauptvertreter die Namen Friedrich Lienhard und Gustav Stoskopf und glauben damit die beiden entscheidenden Richtungen bezeichnet zu haben: in Stoskopf, dem Gründer des »Elsässischen Theaters«, die in der bodenständigen Mundart und den bodenständigen Sitten bedingte und gebundene nationalelsässische Heimatkunst; in Lienhard, dem Dichter der Wartburg-Trilogie und dem Verfasser der »Wege nach Weimar«, die bewußte, programmatische Heimkehr der elsässischen Sonderliteratur zur großdeutschen, insbesondere zur klassischen Kultur der Goethe- und Schillerzeit. Für die Jahre vor und nach 1900 trifft diese Zweigliederung zu; seit etwa fünfzehn Jahren ist aber eine dritte Gruppe hinzugetreten, oder besser gesagt: der partikularistische Ast hat sich gegabelt, und der neue Zweig, der sich dabei bildete, nimmt das Recht für sich in Anspruch, der eigentlichen elsässischen Mischkultur, wie sie sich synthetisch aus der deutschen und der französischen gebildet hatte, erst zum echten und wahren Ausdruck verhelfen zu haben. Die Führung dieser Gruppe der »Stürmer«, wie sie sich anfangs nannte, übernahm der Unterelsässer René Schickele, der schon in seinem Namen etwas von der Zweischürigkeit der neuen Bewegung zur Schau trägt. Ein langes Zusammenhalten und -wirken war den »Stürmern« nicht beschieden, bald zerstreuten sich die einzelnen Mitglieder in die verschiedensten Länder, nach Deutschland, Frankreich, Belgien, um erst wieder durch die Kämpfe um die elsäß-lothringische Verfassungsfrage zu heimischen Stoffen zurückgeleitet zu werden. Möchten einige von ihnen inzwischen gelernt haben, daß eine lebendige Kunst nicht möglich ist ohne Anlehnung an eine große selbständige Kultur, möchten sie eingesehen haben, daß ihre aus dem elsässischen Heimatboden gewonnenen Söhne nur in der Luft Deutschlands oder Frankreichs zur künstlerischen Reife und Geschlossenheit kommen könnten, das Bewußtsein ihrer Mischkultur und damit zu-



gleich ein gut Teil von dem auftrumpfenden Troß, mit dem sie diese Zwiespältigkeit auspielten, ist ihnen doch nicht abhanden gekommen. Am wenigsten ihrem Führer Schidele, obgleich gerade dieser eine ganze Weile in Berlin gelebt hatte. Einer seiner Romane spielt in Paris, so sehr er auch noch von elsassischen Heimatserinnerungen durchwebt ist; seine Gedichte »Weiß und Rot« wechseln zwischen französischen und deutschen Stimmungen hinüber und herüber; in dem sonst so phantastisch-lyrischen Buche »Bental der Trauentröster« ist ein starker Tropfen gallischen Blutes nicht zu verkennen; die »Schreie auf dem Boulevard«, Pariser Stimmungsbilder, sind trotz ihrer Lösung »Es lebe Deutschland« erfüllt von dem Geist der großen französischen Revolution und ihren Freiheitsidealen. Überall bei Schidele, auch noch in seiner jüngsten Gedichtsammlung »Mein Herz mein Land« (wie alle seine Bücher im Verlag der Weißen Blätter, Leipzig) stoßen wir auf die Konfliktstragik des Grenzländers.

In ihr wurzelt und gipfelt auch sein jüngstes Drama, das vieraktige Schauspiel »Hans im Schnakenloch«. Es führt seinen Titel nach dem Gassenlied, das die Dorfkinde auf Hans Boulanger, den Herrn eines Gutes in der Nähe von Straßburg, singen und das zugleich als Motto vor dem Werke stehen könnte:

Der Hans im Schnakenloch

Hat alles, was er will,

Und was er will, das hat er nicht,

Und was er hat, das will er nicht ...

Ja, so ist er, dieser zwischen zwei Kulturen schwebende, seines Besitzes nicht bewußte oder wenigstens nicht frohe, seines Willens nicht gewisse, nicht mächtige junge Gutsheer, der an der Seite einer schönen, klugen und gesunden, ihn hingebungsvoll liebenden Frau, behütet von seiner lebensweisen Mutter, gestützt und betreut von seinem klaren, helläugigen, tüchtig-entschlossenen Bruder, inmitten lebendig angeregter Freunde auf ererbter Scholle sitzt und dem väterlichen Boden ohne große Mühe einen sicheren Wohlstand abgewinnen könnte. Statt dessen reizt und stört er den Ertrag des Besitztums immerfort durch wilde und unstete Versuche; martert seine Frau durch verstiegene Forderungen und verrät sie, die Deutsche, die er ihrer Deutschtum wegen liebt, mit einer schamlosen Offenheit um der grünen Augen einer wihigen, gefallsüchtigen Französin wegen; stößt die Freunde, nachdem er sie eben ans Herz gezogen, widerwillig von sich; drängt den Bruder, dessen zuverlässige Treue seiner genialen Anraht die heilsamste Ergänzung sein könnte, dabei und auf den Geldern unwillig und eigensinnig beiseite. Er ist dem Glück so nahe, daß er den Fuß nur beherzt über die Schwelle zu setzen brauchte, aber aus Furcht, er könne hinter

sich etwas versäumen, wagt er den Schritt nach vorwärts nicht, der ihn auf einmal ins Helle und Freie führen würde. Doch auch den Lodungen, denen er nachjagt, kann er sich nicht entschließen mehr als ein Tröpfchen seines Blutes, mehr als die Fingerspitze seines Selbst zu geben; kaum berührt, läßt er sie, als wären's nur bunte Seifenblasen seiner Phantasie, im Luftraum verflattern. Seine Tragik quillt aus dem Boden, auf dem er heimisch, aus diesem Grenzlande, das den Einklang nicht finden kann zwischen Sein und Wollen, Haben und Begehren, dem das tröstliche Glück der Entscheidung versagt ist, eins der kostbarsten Geschenke, das die Natur uns trüben Erdengästen mit Geburt und Vaterland in die Wiege legt. Wohin gehört er? Zu seinem Vornamen Hans — die Mutter freilich ruft ihn zuweilen doch noch Charles — oder zu seinem Vaternamen Boulanger? Dieses zwischen Ost und West hin und her gezerrte Zwitterwesen würde wohl bis zum sanften Ende des Schnakenhans gewährt haben, wenn der Krieg nicht gekommen wäre und Entscheidung auch von ihm gefordert hätte. Die andern neben ihm und um ihn finden sie schnell und sicher. Die Knechte im mörderischen Zuschlagen, der Oberlehrer in seinen klassischen Deutschtumsidealen, der Abbé in seiner tätigen Barmherzigkeit, der Leutnant in der zweifelsfreien Erfüllung seines soldatischen Berufs, der Bruder Balthasar in dem Mut zur Befahrung seines schlichten, geraden und innigen Wesens, das sich nur zu entfalten braucht, um in blühender Deutschtum dazustehen, die Frau des Hauses, indem sie sich zu ihren Kindern, ihrem Heim, ihrer Scholle hält und dabei bekennt, daß sie in diesem Entschluß auch der Gedanke der Trennung von Hans, sonst das Furchtbarste, was es für sie geben konnte, nicht wankend machen wird. Mit dieser Erfahrung stürzt alles in ihm zusammen, geht dem Entwurzelten der letzte Halt verloren. Mit einer scheinbaren Rettungstat, die ihm ein gnädiges Schicksal im äußersten Augenblick noch gönnt, löst er sich von Haus, Familie und Vaterland: dem französischen Offizier, der seinem schon in deutscher Uniform stehenden Bruder auf der Fährte ist, bietet er sich als Lösemann dar: »Heute nacht noch lauf' ich zu euch über. Parole d'honneur!« Und warum tut er das? Aus Liebe zur französischen Sache? Im Glauben an ihren Sieg? Keineswegs! Er ist von der Gerechtigkeit der deutschen Sache so überzeugt wie von der Überlegenheit der deutschen Waffen, aber es zieht ihn dorthin, wo er am ehesten hoffen darf, etwas von der eignen Zersplitterung und Zerfahrenheit, von der eignen unausgegorenen Phrasengläubigkeit wiederzufinden, sei es auch nur im Tode, der dann freilich auch ihn, das Opfer der politischen und sittlichen Zwitterhaftigkeit, vom Fluche

Dieser dramatisch-tragische Kern, ein echtes, naturgeborenes Kriegsthema, liegt bei Schidele leider tief und schwer eingebettet in einer verwirrenden Überfülle geistreicher Dialektik, deren Spitzen mit der Wahrheit und Klarheit der Gedanken oft auch die Zartheit der Empfindung tödlich verwunden. Die Tragik des Hüben und Drüben, die auf dem Lande und auf dem »Helden« liegt, lastet auch auf dem Dichter. In dop-peltem Sinne sogar: auch er schwankt trotz dem deutschen Bekenntnis seines Willens und Verstandes zwischen gallischem Esprit und deutschem Gewissensernst, auch er ahnt und fühlt wie ein Dichter und spricht und formt doch oft ganz wie einer jener geistreichen Literaten, die nur mit schön oder launisch geschliffenen Worten Fangball spielen. Das, wodurch Schideles Landsmann Lienhard so stark geworden ist, die Überwindung des Literatentums zugunsten des Menschlichen, Seelischen, Charaktervollen, fehlt in diesem Werke noch, oder sie ist doch nur in sehr bescheidenen Ansätzen da. Wer aber mit so unverkennbarer Liebe und mit so sicherer Kunst ein deutsches Weib wie die Klär, Hansens Frau, bilden kann — sei es aus innerstem Verstehen, sei es aus blutender Sehnsucht her-aus —, von dem darf man sich wohl auch noch ein Werk erhoffen, in dem der Französling ganz in dem Deutschen, der in sich selbst verliebte und verirrte Schriftsteller ganz in dem schöpferischen Bildner und Bekenner aufgeht. Er braucht da-für von seinen inneren Erlebnissen und Erkennt-nissen nichts abzustreifen, er soll sie getrost alle ohne Maske vor uns ausbreiten; wir werden stark und gerecht genug sein, sie hüllenlos zu erfragen.

A black and white portrait of a man, likely a writer, sitting and holding a pipe. He is wearing a textured jacket over a light-colored shirt. The background is dark and indistinct.

Erlebnis, gibt Leonore Ehn als Mär: ein köstliches Bild deutscher Frauenhaftigkeit voller Reinheit, Tiefe und seelischem Reichtum.

Der liebe Gott in seines Herzens Freundlichkeit hat sich allerlei zarte und sanfte Winke ausgedacht, uns flüchtige Erdenkinder daran zu mahnen, daß heut oder morgen das Alter Platz nehmen will, wo gestern noch die Jugend thronte. Du gehst durch den Frühlingswald und merkst plötzlich, daß du achtlos an einer Knospe vorübergeschritten bist, an deren seidenweichem Flaum du dich noch vorm Jahr nicht genug entzücken konntest; du kommst mittags um zwölf an einer Mädchenschule vorbei und ertappst dich darauf, daß du nach der nächsten Elektrischen ausspähest, anstatt dich an den Pfirsichwangen und Mozartköpfen zu weiden; du sitzt mit Freunden zusammen beim Wein und wirst erst draußen auf dem Heimweg gewahr, daß du nicht mehr zu den Letzten der Aufbrechenden gehörst, daß, während du schon nach dem Haus Schlüssel suchst, andre noch beisammengeblieben sind und weiter schwärmen. Schwärmen — ja, hast du nicht vorhin sogar mehr als einmal zu ihren »jungenshaften Torheiten« gelächelt? Ach, solch überlegenes Erfahrungslächeln, das ist von allen Nasenstäubern.



Ausf. Jander & Kabisch, Berlin  
 Bühnenbild aus Max Dreyers Lustspiel »Die reiche Frau« (Rgl. Schauspielhaus)

die das herantrippelnde Alter dir erteilt, der allerderbste und allerdeutlichste. Aber, wie gesagt, es gibt noch tausend andre solcher Alterswinke, und manchmal kommen sie in der holdesten, lieblichsten, trügerischsten Gestalt. Für die deutschen Dramatiker hat Apollo, der doch den Marsyas geschunden, ein besonders tröstliches Marterl ausgerichtet. Es steht auf dem Schillerplatz, früher Gendarmenmarkt, in Berlin und nennt sich Königliches Schauspielhaus. Wenn diese heiligen Hallen sich öffnen, der braucht nach den Weisheitszähnen bei sich selber nicht mehr zu suchen, der darf von der »süßen, blöden Jugendeselei« nur noch in der Vergangenheitsform sprechen. Ob er 25 oder 55 zählt, macht dabei gar nichts aus.

Max Dreyer, den Dramatiker des »Winterschlags« und der »Großmama«, des »Probekandidaten« und der »Venus Amathusia«, der »Siebzehnjährigen« und der »Hochzeitsfadel«, hat das säulengetragene Haus literarischer Ehrwürdigkeit erst spät gepackt. Wahrscheinlich hat es sich bisher immer noch vor den lachenden Augen, vor der frischfröhlichen Burschikosität gefürchtet, die von dem blonden Mecklenburger noch immer nicht Abschied nehmen wollten. Es steckt ein gutes Stück vom »ewigen Studenten« in ihm, auch wenn der Junggeselle, wie er das neuerdings mit Vorliebe tut, nach ernststen Stoffen des Ehelebens greift. Sein Lustspiel »Die reiche Frau« hat einen so munteren ersten Akt, wie ihn kaum seine immer ein wenig an

den Schatten Ibsens gebundenen Jugenddramen gehabt haben. Ein lustiges Künstlerfreundespaar, bei dem der Mann mit dem blauen Ruckuck wie ein lieber alter Onkel aus und ein geht und das hübsche kleine Modellmädchen Kitty, genannt »Königin«, getrost verweilen darf, auch wenn die ebenso sittsame wie schöne und reiche Nachbarin Fräulein Doris Wiegand mit ihrem gestrengen Tugendwächter und Zerberus Rentier Balthasar Schnidmann zum Bilderbesehen kommt. Wie oft schon ist so ein Stück Kunstzigeunertum auf die Bühne gebracht worden, und wie selten hat es — Wolzogens »Lumpengesindel« allenfalls ausgenommen — von seiner Lebensechtheit zu überzeugen vermocht! Auch bei Dreyer fällt auf Johann Hegewald, den Maler, und Anton Kulp, alias Kürbis, den Bildhauer, bald ein leiser Meltau sanften Philistertums, aber — und das ist das Eigene und Menschlich-Wertvolle an seinem Stück — just in diese zahme Bürgerlichkeit, so viel Hergebrachtes, Billiges und Schönfärberisches sie in dem erst durch besiegten Stolz und überwundenen Sträuben zur Liebe führenden Kampf um die reiche Frau mit sich führt, just in dieser Geradheit und Einfachheit offenbart sich der feinere Lustspielmut der drei Akte. Was ändern ins Nüchtern-Fleißige oder Frivole entglitten wäre, das hält Dreyer auf der feinen Linie seelischer Vornehmheit und Gesundheit: der ältere Freund, selber ehrlich in die reiche Frau verliebt, darf bei der Verlobung des Glücklicheren zugegen sein, darf raten, vermitteln und ermuntern, ohne seine gute Haltung und sein reines Herz zu verlieren; ja, er darf seine unerschütterliche Freundschaft sogar über die Schwelle des jungen Hausstandes tragen, in dessen vier Wänden doch dank den Prinzgemahl-Marotten des kunststolzen Chemanns schon bedenklich die mit Großmut geschminkte Lebenslüge umgeht. Nicht viele wußt' ich, die hier der Versuchung zur Vikanterie widerstanden hätten. Dreyer hat auch in dieser verzwickten Lage, wo es dem Dritten so leicht gemacht wäre, im Trüben zu fischen, den Mut und das Selbstvertrauen, die Karte der tugendhaften Redlichkeit auszuspielen und mit Schiller darauf zu schwören, daß die Treue doch kein leerer Wahn sei. So bringt der »Kürbis«, dem das glühende Herz noch immer durch die Haut scheint, es glücklich zuwege, daß wieder frische Luft der Wahrheit ins stickige Heim kommt, und kaum hätte es bei solcher reinen Atmosphäre der Gesinnung noch des Börsensturzes oder Vermögensverfalles, durch den die reiche zu einer armen Frau wird, bedurft, um mit dem letzten Schein der Eigennützigkeit auch den letzten Zweifel an dem Glück dieser Ehe zum Teufel zu jagen ... Es gibt windstille Zeiten des Lustspiels, da muß man sich in Bescheidenheit an das halten, was es

Brüder haben ein Geblüte, selten aber ein Gemüte« — auch für die Brüder Karl und Gerhart Hauptmann, die freundschaftlich und hilfsbereit miteinander aufgewachsen sind, hat dieser Sinnspruch ihres Landsmannes Friedrich von Logau recht behalten. Als sie erst einmal zu sich selbst gekommen waren, sind die

Was Karl Hauptmann uns geben will, ist nicht mehr und nicht weniger als die Tragödie des mit allem Scharfsinn, allen Künsten, allem Reichtum und aller Macht begabten, aber bis zum Zerrbild mißgestalteten Erfindergenies, dessen »unerhört raffinierte Gehirnsubstanz« ihm nicht die qualvoll zärtliche Sehnsucht des Herzens nach einem hingebenden Weibe, wohl aber





Aufn. Jander & Labisch, Berlin  
 Bühnenbild aus »Tobias Buntschuh« von Karl Hauptmann (Deutsches Theater): Max Pallenberg als Tobias Buntschuh, Eduard von Winterborn als sein Freund Wendelborn

die Einfachheit, das gläubige Vertrauen und damit die Liebenswürdigkeit der Seele aufgezehrt hat. »Burlesk« aber nennt der Dichter, wenn ich ihn recht verstehe, diese Tragödie, weil sich in der Seele dieses bald zur Gottähnlichkeit aufgeblähten, bald zu Staub zerknirschten Budelhans Hohes und Niederes, Echtes und Falsches, der heilige Rausch der schöpferischen Ideen und der unsaubere Glittertand der Zirkusmanege, die feile Buhlschaft der Dirne und die uneigennützige Treue des Freundes, die furchtbare Lebensgier und die demütig bettelnde Sehnsucht nach einem kleinen unbedeutenden Mädchen aus dem Volke zu unentwirrbarem Knoten verschlingen. Die Gunst des Fräuleins Luise, der vielumworbenen Kunstreiterin und Drahtseiltänzerin, würde ihm bei seinem Reichtum und seiner grotesken Absonderlichkeit schon zufallen, aber er will — darin den begehrlichen bösen Geistern des Märchens ähnlich — mehr als die »Große Favorite«, mehr als die Frauenzimmer, die es nur nach dem Goldregen in den Schoß hungert, will Edleres und Seltenes, will die kindliche, keusche, reine Frauennatur, eine, die gar nichts für sich verlangt, eine Fromme, die ihm nur selber zwei Hände voll Güte entgegenbringt. Aber ein solch reines, selbstloses Gottesgeschöpf, wie Ottegebe in Gerhart Hauptmanns »Armen Heinrich« eine ist, wie es sich hier in

dem kleinen Schlangenmädchen Radiana verkörpert, es läßt sich nun mal mit all seinem Geld und kostbaren Gestein nicht loden. Lotte Grasmüd — so heißt dies Schlangenmädchen eigentlich — hat für den »Allerweltsgoldzusammentreiber«, den »ewig Ungestillten«, den drollig Hilfloßen und Häßlichen allenfalls Bewunderung und Mitleid, ihre innersten Gefühle, ihre zärtliche Hingebung und Aufopferungslust aber gehören Herrn Philipp Wendelborn, Tobias Buntshuhs uneigennützigem Freund, dem Mann mit dem hellen Auge, der freien Stirn, dem gütigen Herzen. Mit ihm möchte sie »auf der Blumenwiese der Seligkeit spielen«, ihm sich dienend zu Füßen werfen, wie Rätchen vor dem Ritter von Strahl — aber Tobias Buntschuh selbst, dem jener doch nur dient wie sein getreuer Knecht und Schatten, nein, nie! Umsonst und ungehört verhallt vor ihr der verzweifelte Not- und Sehnsuchtschrei des großen Genies und Nabobs: »Gib mir einen einzigen Menschen, der sich ohne Lohn und Gold für mich hinwirft!« So bleibt allein Philipp Wendelborn, die unbestechliche und trotz allem Unbank und Mißtrauen unerschütterliche Freundesseele, um dem armen Reichen mit der mitleidigen Lebenslüge von seinem göttlichen Sieger-, Erlöser- und Märtyrerberuf für die Menschheit die Schmerzen seiner wunden Seele zu stillen...

Es ist Karl Hauptmann nicht gelungen, die beiden feindlichen Welten, die er zueinander-



Aufn. Jander & Labisch, Berlin  
 Max Güllstorff und Agnes Wagner als Elternpaar in Karl Hauptmanns »Tobias Buntschuh« (Deutsches Theater)



Bühnenbild aus Kaisers »Sorina« im Fessingtheater zu Berlin (Olga Grüning als Mastridia Iwanowna und Kurt Götz als Dichter Barin)

zwingen wollte, die abenteuerliche, dämonisch-zerrissene Schein- und Glimmerwelt des Zirkus und die geistig-seelische des unglücklichen, in all seinem Reichtum darbenenden Genies, mit gestaltender Kraft in eins zu bilden. Beides fällt ihm in Scherben zerbröckelt immer wieder auseinander. Aber auch das Einzelschicksal des in all seiner Genieherrlichkeit nach einem Menschenherzen rufenden großen Einsamen, der vergebens aus dem kalten Kerker seines Geistes und Reichtums herausmöchte, hat er nur in Bruchstücken zu packen vermocht. Immer wieder leben wir ihn von der dramatisch-tragischen Grundlinie abirren, immer von neuem sich verlieren in abwegige Tüfteleien, krause Absonderlichkeiten und leider auch abgedroschene Plattheiten. Ein paar aus Märchendunst und Seelengüte erblühte Schönheiten begegnen uns in den nur zu fargen Gesprächen des Tobias mit seiner ärmlichen, im Hause des glänzenden Reichtums wie eine ausgestoßene Fremde umherirrenden Mutter, in den Auseinandersetzungen mit seinem so ganz anders gearteten und doch ihm innig zugehörigen Freunde Wendelborn und in der phantastisch-rührenden Gestalt des schon wieder in die blöde Kindheit zurückgleitenden Vaters, eines pensionierten Bahnwärters, dem Max Gülstorff zu einer erstaunlichen Lebensechtheit verhalf. Im übrigen gab es auch für die Schauspielkunst in den fünf Aufzügen nicht viel an innerdramatischen

Aufgaben zu lösen. Selbst Max Pallenbergs hingebungsvoller Eifer, die seelischen Qualen des glückverlassenen Genies anschaulich und glaubhaft zu machen, stieß manchmal auf Sandbänke und Seichtheiten, von denen er dann nur mühsam loskam. Wintersteins gediegene Zuverlässigkeit war in der freilich einzigen sympathischen Rolle des unentwegten Freundes auch diesmal wieder ein Helfer in der Not, an den man sich halten, an dem man sich aufrichten konnte, wenn alles um uns herum zu tanzen und zu flimmern begann.

Fühlt man sich schon in den Zirkusjahren des »Tobias Buntschuh« mehr als einmal an Wedekinds nach der Arena duftende Grotesken erinnert, so wird man bei Georg Kaisers Komödie »Die Sorina« (Buchausgabe bei C. Fischer, Berlin) den Gedanken an den gefährlichen Rattenfänger so vieler unsrer jungen Dramatiker vollends nicht los. Nur daß hier alles Spiel und Getue scheint, was dort Trieb und Zwang der Natur ist. Die Geschichte spielt in Rußland. Dort nur ist ein Polizeinspektor möglich, der für die Bühne seines Machtbezirktes all und jedes Stück verbietet, in dem die schöne Schauspielerin Olga Michailowna Sorina eine Rolle hat, weil seine Eifersucht es nicht mit ansehen kann, daß ein anderer mit ihr probt, ein anderer sie umhastet oder gar küßt. Nun verliebt sich aber Mastridia Iwanowna,



seine Frau, eine bide nach Petersburgs Kultur schmachtende Provinzpute, in den jungen feurigen Dichter Barin, der soeben wieder dem Nacht- und Eifersuchtsstichel des Königs Herodes zum Opfer gefallen ist, und heft in ihrer unersättlichen Verliebtheit den Plan aus, das appetitliche Kerlchen, ihr »Goldhähnchen«, durch vorgetäuschten Verzweiflungs-Selbstmord aus der Welt verschwinden zu lassen, einmal, um ungestörter bei ihm die Frau Poliphar spielen zu können, sodann aber auch, um das Stück ihres Schütlings doch noch auf die Bühne zu bringen. Der Herr Polizeinspektor geht auch wirklich auf den Leim, eignet sich aber in seiner pfliffigen Dummischlauheit das jetzt vaterlos gewordene Stück selber an und fordert — Verfasser und Zensor in einer Person — eine Aufführung mit der Sorina, an der er nun in ungezählten Proben seine verliebte Sehnsucht glaubt nach Herzenslust stillen zu können. Die macht denn auch gute Miene zum bösen Spiel, weiß es aber so einzurichten, daß sie zwischen Proben und Aufführung desto öfter den im einzigen Hotel des Ortes verborgenen Totgesagten besuchen darf — nie anders als tief verummt und verschleiert, von der biden Frau Polizeinspektor äußerlich gar nicht zu unterscheiden. Als dann glücklich der Abend der Aufführung herangefommen ist und Semen Stepanowitsch Barsukoff, Lorbeer im Haar, mit der Angebeteten in verschwiegenem Selbstzweit bei Kaviar und Champagner seinen dramatischen Triumph feiern will, ist zwischen den beiden Jungen alles so weit gebiehn, daß sie nur in den Schlitten zu steigen brauchen, um misfammen nach Petersburg zu fahren, während die beiden wieder sittsam vereinigten Alten für ihre Enttäuschungen und Geldopfer wenigstens das bestellte Souper zum Troste haben. »Ich könnte dich ohrfeigen!« ruft Frau Mastridia ihrem befehlten Gatten zu. »Zum erstenmal in meinem Leben möchte ich dich um diese Gefälligkeit bitten!« antwortet der geknickt und zerknirscht...

Man ließe sich diese komische Talentprobe, der es an frisch zugreifenden Redheiten nicht fehlt, als Anzählung auf gebiegene Werte gefallen, wenn dem Verfasser nicht seit Jahren der Ruf eines kommenden Genies vorausginge. Und in der Tat wissen wir, daß er unaleich Besseres, Tieferes und Gehaltvolleres geschrieben hat, Komisches wie Tragisches. Warum aber mußte ihn dann das Lessingtheater juist mit diesem spielerischen Stücke bei uns einführen? Nur um Ilka Grüning, einer in ihrer mädchenschaftlichen Verliebtheit wie in ihrem erlebnishungrigen Kulturheimweh gleich komischen Mastridia, zu einer zwerchfellerschütternden Rolle zu verhelfen? Dazu sollte einer ernstern Bühne der Ruhm eines jungen Dramatikers, auf den man Hoffnungen setzt, doch zu kostbar sein!

Franz Molnár, der schnellfertige Verfasser des »Leibgardisten«, aber auch der phantastiedolle Dichter des »Liliom« und der »Weißen Wolke«, ist gescheit genug, seinen Dreiafter »Fasching« gleich auf dem Theaterzetteln als »Spiel« zu bezeichnen. Nun weiß man doch von vornherein, daß man keinen tragischen Ausgang zu erwarten hat, so schicksalsbüster das Stück auch zuweisen die Brauen zusammenzieht... Auf dem Faschingball, dem glänzendsten, den die Budapester Gesellschaft kennt, darf sich Kamilla Droszo, die Gattin eines strengen Landebelmannes, der daheim für ihre schäumende Lebenslust nur ein wilder Ritt vergönnt ist, einmal wieder als die begehrteste Tänzerin, als die umschwärmteste Schönheit fühlen. Raum daß sie Zeit und Gelegenheit findet, dem Vetter Nikolaus, der sie schon seit Jahren leidenschaftlich umwirbt, vor den andern, Schmeichlern, Schwärmern und Bewunderern, als Lohn für seine Treue ein paar heimliche Worte vorsichtig abgefühlten Dankes zu gönnen. Denn so hoch der Lebensdrang auch in ihr perlt, sie ist doch klug und standesbewußt genug, um nicht zu vergessen, was sie sich und ihrem Gatten schuldig ist. Ein Spiel nur, um Gottes und der Tugend willen kein Ernst mit dem Letzten und Äußersten! Da — wirft ihr das Schicksal den märchenhaft kostbaren Krondiamanten aus dem Diadem der Prinzessin vor die Füße; ungesehen darf sie ihn aufraffen, und auch von der hochnotpeinlichen (von Molnár übrigens mit echt Budapester Farben geschilderten) Leibesuntersuchung, der sich alle anwesenden Damen, selbst ihre vornehme Nebenbuhlerin Liszka Sz., unterwerfen müssen, bleibt sie verschont. Mit dem funkelnden Stein aber, den sie um keinen Preis zurückgeben will, ist ein bisher ungefannter Rausch des Blutes über sie gekommen, als strömte dieses aus dem Auge eines asiatischen Gottes gebrochene Kleinod alle Entzückungen in sie aus, die er auf seiner vieltausendjährigen Weltfahrt je gesehen hat. Und an ihrem Verbrechen entzündet sich ihre Liebe. Das »Auge des Gottes« reizt sie mit sich in den Wirbel der Leidenschaft, reizt sie zu dem bisher verschmähten Geliebten: er und der Diamant sind ihr hinfert nur eins, das Ziel und der Gipfel der Verzükung, der schäumenben Lebenstrunkenheit. Nun ist sie bereit zur Entführung, zur Untreue, zum Letzten und Wildesten, Kühnsten und Verwegensten. Doch an Rudolf findet sie nur einen zagen Spiekgesellen. So »groß« und »gewaltig«, so himmelftürmend und höllenheiß hatte er sich das Abenteuer nicht gedacht. Indes sie ihr Traum schon mit tausend Segeln auf den Wogen des Weltmeeres wiegt, schwärmt er von einer lauschigen Wohnung zu zweien in einer versteckten bürgerlichen Gasse. Auch kann er die Eifersucht auf

Daß mitten zwischen Dingen, die das scharfe Licht der Rampe, den lauten Widerhall der Bühne nicht entbehren können, einem Vortragskünstler ein Gedächtnismal errichtet werden, der so still, fein und bescheiden seines Dolmetscheramtes waltete wie der uns im März entrißene Emil Milan? Er war mit dem



Paul Wegener als John Gabriel Borkmann und  
Max Pallenberg als Fjoldal (Deutsches Theater)

Theater durch seine Gattin, die Hamburger Schauspielerin Adele Doré, verknüpft, er hat eine Weile in der Reinhardt'schen Schauspielschule Unterricht erteilt und ab und an, wenn sich kein intimerer Raum bot, auch wohl von der Bühne herab vorgetragen; im Grunde aber hatte seine ganz auf leise innerliche Wirkungen gestellte Art mit dem Reich der Kulissen wenig oder gar nichts zu schaffen. Sein Verdienst liegt da, wo die Bühne nichts mehr zu ernten findet, wo das Theater sein Recht verloren hat: wo auf geheimnissvollen Tonwellen Seele zu Seele, Herz zum Herzen spricht. Milan hat mit seiner vergeistigten Kunst, die so wenig ein Blatt Papier wie einen Einflüsterer duldet, dem letzten Rest von theatralischer Deklamation und schauspielerhafter Gebärdetechnik den Gar aus gemacht, um die liebe Natur, die Einfalt des unverkünstelten Gefühls an ihre Stelle zu setzen. Seine Lieblinge waren nicht die einst verhäßelten Glanzstücke der Vortragskunst, etwa Bürgers »Lenore« oder Wildenbruchs »Hegenlied«, sondern Storms Novellen, Stifters Studien, Kellers und Conr. Ferd. Meyers Novellen, waren Marie von Ebners reise, gütige Menschlichkeit und Goethes sonnenhelle Heiterkeit, Kleists brandenburgische Herbheit und Mörikes schwäbische Behaglichkeit, waren die melodische Weltweisheit des alten Wieland und die naive Treuerzigkeit des Wandsbeder Bo-

ten. In unendlich viele Ohren und Herzen hat er auf seinen über ganz Deutschland sich verbreitenden Vortragsreisen die Schönheiten unsrer vaterländischen Dichtung gepflanzt; bei Tausenden wird mit seinem Namen das Gedächtnis glücklicher Stunden verknüpft bleiben. Gewiß, er hat Schule gemacht, und seine Jünger werden dafür sorgen, daß sein Vermächtnis so bald nicht stirbt. Aber was er gelehrt und gewirkt hat, verdient noch allgemeiner fruchtbar zu werden. In der Täglichen Rundschau hat Dr. Werner Schunke die dankenswerte Anregung gegeben, das, was Milan uns geschenkt hat, zu einer Hauskunst zu machen, d. h. seiner stillen und warmen Kunst eine Pflegestätte in der deutschen Familie zu schaffen. »Wieviel Erziehungsmöglichkeit und Kulturkraft«, heißt es dort, »darin läge, wenn statt des entsetzlichen Klavierspiels so vieler Unfähiger und Halbfähiger der Sinn für echte Kunst des Vorlesens und Erzählens gepflegt würde, das ahnen heute erst wenige. Aus der Rokoko- und Salonziererei ist der Klavierunfug gewachsen, aus der deutschen Kinderstube muß die neue Kunst des Erzählens und Vorlesens hervorgehen. Nicht daß dies ein Geschäft nur für Kinder werden sollte, gerade die heranwachsende und bildungsfähige Jugend beiderlei Geschlechts soll Kunst in diesem Geiste atmen lernen, und die Alten sollen in ihm zeigen können, was seelische Reife bedeutet, damit diese deutsche Hauskunst zuerst da fruchtbar werde, wo sie hingehört ... Was augenblicklich zu leisten wäre, ist dieses: Es könnte manchem echtsinnigen Schauspieler und Vortragsmeister eine Unterstützung geschaffen werden, wenn in den Familien die Angst vor dem Schauspielerwerden des Kindes wiche und der Sinn, der für Vortragskunst bei den Augenblicken reichlich vorhanden ist, in die Bahnen der Echtheit epischen Erzählens, bei genügend

Veranlagten ruhig auch erhabenerer Ausdrucksweise, gelenkt würde, die von selbst ihre Schranken fände und in ihrer ganzen Bildungskraft bei richtiger Leitung wirksam werden könnte. Das wäre das Schönste, was Milans Leben nachwachsen könnte.«

Schließlich, damit dem Ernst der Scherz nicht fehle, eine fröhliche Kunde: der alte brave Kaspar Puttschenelle ist wieder da! Oder besser: stellt sich zum zweitenmal ein, denn vor Jahr und Tag schon hat uns sein guthamburgischer Alarmschrei »Sünd ji all' dor?« auf die Beine gebracht. Wie damals, so ist es auch diesmal der durch seine volkstümlichen Schriften bekannte Hamburger Johs. E. Rabe, der das »Vivat Puttschenelle!« anstimmt. So nämlich betitelt sich die zweite Sammlung alter Kaspergeschwänke, die Rabe für den Hamburger »Quidborn« herausgegeben, aber auch allen andern Freunden kernigen niederdeutschen Volkshumors zugänglich gemacht hat (Hamburg, Quidborn-Verlag; geh. 60 J.). Die alten fast nur noch mündlich fortgepflanzten Texte gerade noch in zwölfter Stunde, hart vor ihrem Verschwinden gepakt und aufgezeichnet zu haben, ist ein reichliches Verdienst um die Überlieferung, vielleicht sogar um die Erhaltung unsers Volkshumors. Hören wir doch aus dem Felde, wie oft und wie gern sich unsre Feldgrauen mit der so leicht zu bewerkstellenden Aufführung solcher Kasperlestücke in Ruhestellungen, Unterständen und sogar Schützengräben die gute Laune erfrischen. Und wirklich, wer nicht allzu »petünt« ist, muß seine herzhafte Freude haben an diesen derben, handgreiflichen Schnurren, wie »Swinskopp un Rütentüt«, »Kasper als Barbier«, »Kasper bei den Menschenfressern«, »Schmuhl« oder »Der Gelbhufar« — schon beim stummen Lesen, mehr noch, wenn er sich die Puppen dazu schnitt und damit für andre »Kumedi« macht.

## Lied in Ruhe

Heute ist das Leben frei!  
Was ich denk' und tue,  
Ist dem Hauptmann einerlei.  
Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Mit den Stiefeln zieh' ich aus  
Krieg und Tod und Nöte;  
Denke an mein Vaterhaus,  
Schau die Abendröte.

Ist im Bigarrenrauch  
Ein fein lächelnd Schweben:  
Wie ein friedvoll Himmelshauch  
Geht vorbei mein Leben.

Steht vor mir ein Glas gold' Wein,  
Einsamkeit zu Gaste;  
Herz wiegt mit dem Vögelein  
Froh am Blütenaste.

Alfred Heine

# Von Kunst und Künstlern

Alfred Scherres: Hagelschauer — Heinrich Basedow: Birken im Frühling und Das Tal der flüchtigen Blumen — Alois Mez: Baumbüste — Leopold Heinrich Jülich: An der Havel und Bei Saarem-Pieskow — Richard Winterhitz: Moissonne — Albrecht Dürer: Heilige Familie — Büste des Grafen Zepp in von Prof. Karl Donndorf — Landstraße in Islandern, Zeichnung von Hans Peters — Bayrisches Gedenkblatt für gefallene Krieger von Fritz Erler



Frühlingsstimmungen beherrschen die Einschaltblätter dieses Festes. Ein echtes, rechtes Aprilbild ist das Gemälde »Hagelschauer« von Alfred Scherres. Da erleben wir mit dem einsamen Gefährten, das zwischen Himmel und Erde seinen Weg sucht, den letzten dramatischen Kampf, den Lenz und Winter im Aufruhr der Elemente miteinander ausfechten. Zwar wissen wir, daß die »ohnmächtigen Schauer körnigen Eises«, die aus den geballten und zerrissenen Wolken herabprasseln, den Sieg des Lenzes nicht mehr aufhalten können, aber das Antlitz, das der Himmel bei solchen Nachhutgefechten aufsetzt, ist grimmiger oft als in den Tagen, da er noch seine unbestrittene Herrschaft übte. Scherres liebt solche aus dem naturhaften Leben der Elemente geschöpften Bilder. Auch in dem »Isländischen Kanal«, den wir vor einem Jahre zeigten (Februarheft 1916), war bei aller schlichten Stilisierung, bei aller feierlichen Strenge und erhabenen Eintönigkeit der Landschaft zwischen Brücke und Luis der dunstige Atem der wasserreichen Nordseeniederung zu überraschendem Leben gebracht. Vieles davon hat der Künstler, ein Sohn des bekannten, vor einigen Jahren gestorbenen Landschaftsmalers Professor Karl Scherres, gewiß schon aus seiner Heimatstadt Danzig mitgebracht, andres in Karlsruhe bei Baisch und Schönleber gelernt, das meiste und beste aber, zumal für die malerischen Wirkungen, haben ihm zweifellos seine eignen Studienreisen gegeben, die ihn, abgesehen von seiner westpreussischen Heimat, besonders oft nach Holland führten.

Auch Heinrich Basedow, dem wir die beiden farbig wiedergegebenen Kunstblätter »Birken im Frühling« und »Das Tal der flüchtigen Blumen« verdanken, ist aus Schönlebers Schule hervorgegangen, nachdem er in seiner Vaterstadt Berlin (geb. 1865) bei dem Landschaftler Eugen Bracht den ersten akademischen Unterricht genossen hatte. In Hamburg malte er dann zunächst mit Vorliebe See- und Architekturbilder, in möglichst engem Anschluß an Natur und Wirklichkeit. Auf sein eigenes Feld, die große Harmonie der Töne, losgelöst vom greifbar Gegenständlichen, gleichsam musikalisch nach inneren Gesetzen zusammengestellt, kam er erst in Potsdam, wohin er vor fünfzehn Jahren übergesiedelt ist. Das »Tal der flüchtigen Blumen«, das sich eben nur die äußerlichen Motive der Zeichnung aus der

Wirklichkeit holt, ist ein gutes Beispiel dieser in Süddeutschland von Steppes und Lüfte gepflegten Art: eine in hellen, fröhlichen, unschuldsreinen Schallmeientönen singende Harmonie in Grausilber, Grün und Blau. Basedow hat in letzter Zeit alle seine Bilder auf diese harmonische Tonwirkung hin entwickelt und hofft die ganze innerlich zusammenhängende Reihe von »Harmonien« nach dem Kriege vereinigt ausstellen zu können. — Das zweite Basedowsche Bild, die »Birken im Frühling«, ist eine rein realistische Schilderung der Natur; wer die Gegend um Potsdam kennt, wird dem hier verwendeten Motiv schon begegnet sein.

Alois Mez ist uns schon seit drei Jahren ein lieber, immer willkommener Frühlingsbote. Auch im vergangenen Jahre war es ein Blütenbild (Kirschlüte), mit dem er uns erfreute, und wie damals wird es die obstgesegnete Gegend zwischen Potsdam und Werder sein, aus der er sich diese neue »Baumbüste« geholt hat. Auch hier erkennt man auf den ersten Blick den Lichtmaler, dem alles sichtbare Leben nur Licht ist, der die höchste Aufgabe eines Malers darin sieht, sich im Licht auszugeben, es »als vibrierendes Medium aufzufassen, das auf der bestrahlten Form das lebenerzeugende Dasein führt«. Mez hat drei für seine Entwicklung entscheidende Jahre in Rom verlebt, aber nicht unter der Sonne Italiens, sondern in der heimatischen deutschen Landschaft, besonders in der Mark, ist ihm diese frohe Botschaft der Lichtkraft in ihrer vollen Reinheit aufgegangen. Daher seine ausgesprochene Vorliebe für märkische Frühlingslandschaften. Zusehends wird er dabei leichter und freier. Während noch sein vorjähriges Blütenbild mehr eine Baumstudie als eine Landschaft war, so daß man sich beim Blütenbehang fast an die liebevolle Feinheit alter Meister erinnern fühlen konnte, bringt er es hier zu einem geschlossenen Bilde von einheitlicher Stimmung, an der mehr noch als die einzelnen Blütenbäume das frühlingshafte Weiß und Blau der Wolken, der blumenübersäte Boden und die duffigen Hänge im Hintergrund ihren Anteil haben.

Wer viel in Berliner Künstlerwerkstätten kommt, hat immer wieder sein fröhliches Erstaunen über die hübschen, wenn auch räumlich bescheidenen Gärten, die sich da zwischen den großstädtischen Häusermassen angesiedelt haben. Einer dieser schüchternen Berliner Ate- liergärten hat es dem aus Ungarn stammenden Franz Paczka angetan. Auf den

großen Ausstellungen begegnen uns meistens nur seine ungarischen Bilder mit den schmetternden Farben zumal in den Trachten, Farben, die unserm norddeutschen Auge oft gesucht und unnatürlich erscheinen wollen, und die doch für das Land der Püsten so kennzeichnend, ja unzertrennlich von ihm sind. Auch auf diesem Berliner Aquarell mag man noch etwas von der madjarischen Festigkeit der Farbe entdecken, namentlich in der gelbgrünen Rasenfläche. Aber dieses »frankhaft exaltierte Grün«, wie sich ein Berliner Maler ausdrückte, ist den Berliner Gärten, die fast alle eng umflammt sind von hohen Gebäuden, nun mal eigen, und deshalb hat dieses Bild dem Großstädterauge so viel Rührendes und Wehmütiges zu sagen. Abrißs ist die Bedeutung Franz Paczkas keineswegs auf seine bekannten ungarischen Bauernbilder beschränkt. Reichlich ebenso bemerkenswert sind seine Bildnisse, darunter die beiden des greisen Führers im ungarischen Freiheitskriege, Arthur Görgeys, das des Vizepräsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses Elemér von Simonffy und seines eignen Schwiegervaters, des Berliner Nationalökonomens Professor Adolf Wagner.

Was unserm Theodor Fontane für Berlins Umgebung mit literarischen Mitteln gegolgt ist, nämlich das alteingewurzelte Vorurteil zu entkräften, als sei dort nichts als Sand und dürre Kiefernwaldung zu finden, dies löbliche Gerechtigkeitswerk ist inzwischen von einer ganzen Anzahl besser unterrichteter Maler mit gutem Erfolg fortgesetzt worden. Von keinem schöner und wirkungsvoller als von Walther Leistikow, um dessen allzu frühen Heimgang Berlin noch heute trauert. Während ihn hauptsächlich das Träumerische und Schwermütige anzog, haben sich andre nach ihm und unabhängig von ihm dem Heiteren, Lichten und Freudigen zugewendet, an dem es zumal an den Havelseen nicht fehlt. Einer dieser fröhlichen Lobredner Berlins ist Leopold Heinrich Dülich (geb. 1882), ein Schüler Kallmorgens. Das vorliegende Heft bringt gleichzeitig zwei märkische Landschaftsbilder von ihm: eins in farbiger Wiedergabe aus dem Berliner Westen, den berühmten Blick von den Havelbergen, und eins in Mattendruck aus dem Berliner Osten, eine Bucht des Scharmützelsees bei Saarow-Pieskow, der jungen, vor dem Kriege so hoffnungsvoll aufblühenden Landhausfiedlung. Das Bild, im vergangenen Sommer auf der Großen Berliner Kunstausstellung mit dem neugestifteten »Scharmützelsee« ausgezeichnet, wäre wohl dazu angetan, der trotz all ihren Reizen noch ziemlich unbekannten Gegend neue Freunde zu werben.

»Maisonnette« — sie macht vor den Türen und Fenstern nicht halt, sie wirft ihre goldenen

und silbernen Strahlen und Kringel auf Tisch und Stühle, Wände, Vorhänge und Teppiche, um auch diese leblosen Dinge teilnehmen zu lassen an dem Lichtjubiläum des Frühlings. Richard Winternitz, der Maler dieses Bildes, verrät uns, daß er es mitten im verschneiten Winter gemalt hat, ohne unmittelbare Wirklichkeitsstudien, ganz aus der Erinnerung an ländliche Maitage heraus und aus der Sehnsucht nach ihrer Wiederkehr. Man sieht, der Künstler schafft sich den Frühling und alles, was an Sonne, Glanz und Farbe für ihn dazugehört, aus sich selber, aus dem inneren Bilde, das in ihm lebt. Ist, was er malt, deshalb weniger echt? Und nennt man dies nun Impression oder Expression? Jedenfalls ist diese »Maisonnette« ein unser Auge und Herz bis ins Innerste erwärmendes Gemälde; wir glauben die Sonne, ihre in den Innenraum einfallenden Strahlen förmlich greifen zu können, so überzeugend ist sie in der warmen pastosen Art der guten Münchner Schule gemalt. Professor Winternitz, ein Schüler des Stuttgarter Friedrich von Keller, ist seit ihrer Gründung Mitglied der Münchner Sezession und zeigt auf ihren Jahresausstellungen regelmäßig die neuesten seiner farbenfrohen, immer von feinstem Geschmack beseelten Schöpfungen. Bilder von ihm sind im Besitz des Bayerischen Staates und der Staatsgalerie in Stuttgart; die »Maisonnette« hat der König von Bayern für seine eigene Sammlung erworben.

Der neuentdeckte Dürer (»Heilige Familie«), den wir in Mattendruck wiedergeben, ist kurz vor dem Kriege in Portugal aufgetaucht, wo ihn ein deutscher Kunsthändler aufgespürt hatte. Von dort ging er in den Besitz des Berliner Kunstsammlers Dr. Paul von Schwaab über. Wie das Bild nach Portugal gekommen, mag zunächst rätselhaft erscheinen. Wir wissen aber, daß Dürer auf seiner niederländischen Reise (1520—1521) auf fallend viel mit zwei Portugiesen verkehrt hat, wahrscheinlich, wie Emil Waldmann in seinem Buch über Dürer vermutet (Leipzig, Inselverlag), religiösen Gesprächen zuliebe, denen der Nürnberger Meister sehr geneigt war. Einem dieser beiden Portugiesen, einem gewissen Fernandez, hat Dürer den Heiligen Hieronymus geschenkt. Auch dieses Bild blieb in Portugal lange verschollen, bis Justi es dort sah und 1880 darauf aufmerksam machte. Nach Aussage des Portugiesen Oliveira, der den Übergang des Hieronymus aus Privatbesitz in das Nationalmuseum zu Lissabon vermittelte, stammte der neue Dürer aus demselben Besitz wie der Hieronymus. Wenn in dem Tagebuch, das Dürer auf seiner niederländischen Reise führte, diese »Heilige Familie« nirgend er-

wähnt wird, so erklärt sich das wohl daraus, daß das Gemälde damals schon elf Jahre alt war, denn es ist unzweifelhaft mit der Jahreszahl 1509 bezeichnet. Sollte Dürer aber ein elf Jahre altes Bild mit auf die Reise genommen und es in den Niederlanden verkauft oder verschenkt haben? Wenig wahrscheinlich! Möglich wäre dagegen, wie Geheimrat Friedländer in einem gründlichen, die Frage nach allen Seiten klärenden Aufsatz der Seemannschen »Zeitschrift für bildende Kunst« vermutet, daß jener Portugiese Fernandez nach dem Hieronymus durch irgendeine günstige Gelegenheit auch diese Heilige Familie in seinen Besitz gebracht hätte. Die höchst umständliche Signatur (als wenn es sich um ein großes Altarbild handelte) gibt dem kleinen Werk eine besondere Bedeutung. Und diese Bedeutung hat es auch für uns, denn gerade aus dem Jahre 1509 ist uns sonst — außer dem 1674 in München verbrannten Hellerischen Altar — kein einziges Bild von Dürer überliefert. Kaum daß Zeichnungen oder gedruckte Blätter aus dem Jahre bekannt geworden sind. Die Frage der Echtheit ist auch nach Friedländer unbedingt zu bejahen, wenn sich auch Ähnlichkeiten mit andern Dürerischen Bildern kaum nachweisen lassen. Doch glaubt Friedländer, das Christusbild auf einen der in Venedig aufgenommenen Kinderköpfe zurückführen zu können. Ob es sich nur um das Bruchstück eines größeren Bildes handelt? Bei der eigentümlichen Anordnung der Köpfe könnte man auf diesen Gedanken verfallen, doch spricht die Signatur dagegen. Höchst merkwürdig und fesselnd ist die dreifach abgestufte Helligkeit in den Köpfen: der Josephs in seinem Hellbunkel bringt nämlich das Menschliche, Zersuchte, das dem Göttlichen gegenüber Zurücktretende zum Ausdruck. Der Grund ist schwarz, und da dem Gesichtston keine Lokalfarbe antwortet — ein wenig höchstens das trübe Rot im Mantel Josephs —, so wirkt das Ganze sehr still und verhalten.

**M**it der Zeppelin-Büste von Prof. Karl Donndorf ehren wir das Gedächtnis eines vor wenigen Wochen von uns Gegangenen, der uns in unermüdlicher Arbeit nicht bloß eine stolze, gefürchtete Waffe für die Verteidigung unsers Vaterlandes geschaffen, sondern uns und der Nachwelt auch das Vorbild eines genialen Erfinders, eines unbeugsamen Willens und eines starken, unerschütterlichen Charakters hinterlassen hat. Dem Künstler, dem Sohn des kurz vor Zeppelins Tode von einem außergewöhnlich reichen Lebenswerk abberufenen Bildhauers Adolf Donndorf, ist es vergönnt gewesen, diesen gedrungenen, man möchte sagen metallenen Charakterkopf mit voll-

endeter Ausdruckskraft unmittelbar nach dem Leben zu bilden. Aber er ist bei der Realistat äußerer Ähnlichkeit nicht stehengeblieben. Wie Lederer und Kreis uns Bismarckköpfe gegeben haben, die, über die Wirklichkeit hinausstrebend, den lebendigen Begriff des Reichsgründers festhalten, so hat der jüngere Donndorf es verstanden, das Haupt Ferdinand von Zeppelins ohne jedes dekorative Beiwerk ins Geistige emporzuheben und doch dem Persönlichen, Eigentümlichen, wie wir es namentlich in dem zugleich strengen und milden Bild erkennen, treu zu bleiben.

Die Landstraße in Glandern (Matttondruck) ist eine Zeichnung desselben jungen Künstlers, von dem wir im Aprilheft die »Kartoffelschäler« (Kopfleiste über der Abteilung »Der deutsche Weltkrieg«) gebracht haben. Hans Peters, ein Schüler Prof. Philipp Sands in Berlin, hat, wie so viele unserer künstlerisch begabten Feldgrauen, auch im Felde fleißig den Zeichenstift gehandhabt und ist dieser »süßen Gewohnheit« des Berufs und der Begabung auch dann nicht abtrünnig geworden, als er im September 1916 in englische Gefangenschaft fiel. Nicht einmal den guten Humor hat er sich, wie jene »Kartoffelschäler« beweisen, durch sein herbes Geschick rauben lassen.

Fritz Erlers bayrisches Gedenkblatt für Gefallene, im Auftrage König Ludwigs gezeichnet, darf uns im kleinen als ein neues Zeugnis dafür gelten, wie tief umbildend das große Erlebnis des Krieges gerade auf diesen Künstler gewirkt hat. Es ist der Mann, der »Mann in des Wortes reinster und verwegenster Bedeutung«, seine ehrwürdige und ernste Erscheinung, vorher durch die Banalitäten des friedlichen bürgerlichen Alltags oft lächerlich verkleidet, die dem Künstler im Felde wieder deutlich geworden ist, klar und fest, auf dem finsternen Hintergrund der Gefahr. Nur ihn — so hat Erler, der schon im Oktober 1914 mit den Freisinger Jägern ins Feld marschiert war, kürzlich bekannt —, nur ihn kann diese wahre Kriegskunst meinen, den starken, ausdauernden, zähen, kühnen, listigen, erfindungsreichen Mann im Angesicht der feindlichen Vernichtung und des Todes. Diesen vom Kriege neu geschmiedeten »Mann«, den handelnden und duldbenden, in seiner unbewußten Größe und typischen Erscheinung, der uns so oft aus Erlers vielen als überstilisiert erscheinenden Kriegszeichnungen begegnet ist, finden wir auch auf diesem Gedenkblatt wieder, und so darf es — im Gegensatz zu manchem andern, das sich dem großen Erleben nur mit kleiner Seele nähert — den Anspruch auf innerliche und dauernde Bedeutung erheben. F. D.

.....



# Literarische Rundschau

Wir können und wollen unsre eingeborene Begabung, fremde Volksart zu verstehen und zu schätzen, nicht aufgeben. Was wir lernen müssen und hoffentlich in diesem furchtbarsten aller Kriege zu lernen schon angefangen haben, das ist die politische Kunst, diese Gabe zu vereinigen mit unserm Stolz, unsrer Selbstachtung, unsrer Selbstbehauptung. Die in den letzten Jahren so oft angeführten Verse Heibels, daß am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen solle, brauchen nicht so verstanden zu werden, daß wir unsre Art den fremden Völkern aufdrängen, sie nach unserm Bilde formen und umformen müßten — vor solcher Gottähnlichkeit könnte auch dem Stolzesten unter uns bange werden. Nein, jene Verse sind nur in dem Sinne aufzufassen, daß eine Läuterung unsrer deutschen Gaben und Eigentümlichkeiten nahe genug mit dem echt Menschlichen, dem wahrhaft Edlen, Guten und Fördernden verwandt ist, um bei keinem aufsteigenden Volke, entwickele es sich aus welchen Keimen es wolle, entbehrt werden zu können. Eine selbstgenügsame Einkapselung ist nicht mehr möglich, daure der Krieg auch noch einmal so lange, wie er schon gedauert hat. Deshalb wird es, sobald wir den kriegerischen Panzer erst abgelegt haben, unser erstes sein, uns geistig wieder mit denen zu messen, von denen wir uns in einem Waffengange sondergleichen nicht haben unterkriegen lassen, unsre Kräfte an ihnen zu wehen, unsern Willen an ihnen zu stählen. Freilich, wir werden dabei manche neue Wege einschlagen müssen. Endgültig, ein für allemal wohl haben wir erkannt, daß uns die Leere des romanischen Geistes nichts mehr zu geben hat, daß wir uns vor uns selber lächerlich machen würden, wollten wir weiter nach den »Geheimnissen«, nach den »Tiefen« suchen, die nicht da sind.

Anders steht es mit Rußland. Hier haben wir trotz all der literarischen Einfuhr den Fuß gerade erst auf die Schwelle der Erkenntnis gesetzt; hier haben wir noch unendlich viel zu lernen, um zu verstehen, wie sich Land, Landschaft, Gegend, Geschichte in die Gesetze menschlichen Seelenlebens verwandeln. Ein Stückchen vorwärtsbringen auf diesem Wege kann uns das Buch, das Nadjja Straßer über »Die Russin« geschrieben hat (Berlin, S. Fischer; geh. 3 1/2 M., mit vielen guten Bildnissen). »Charakterbilder« verspricht die Verfasserin zu geben; das aber ist eine zu feste, gerade und — männliche Bezeichnung für Ergüsse einer wenig geschulten, lose gezügelten Denk- und Darstellungstätigkeit, die selber als Beispiel für die aufgelöste musikalisch-lyrische Art der russischen Volksseele gelten darf. Die

Verfasserin schöpft aus einer ungeheuren Fülle von Beobachtungen, Erfahrungen und Kenntnissen; die Grundlinien des Gedankenganges aber verwischen sich in dieser Fülle immer wieder. Schade! Aber was uns das Buch zu geben hat, bleibt dennoch genug und übergenug: nicht mehr und nicht weniger als einen Überblick über den in der europäischen Kultur beifspiellofen Anteil, den der Frau an Rußlands Denken und Empfinden, ja auch an seiner politischen Geschichte zukommt. Mit der innerlichen Gewissensförderung, die alles Seelenhafte hat, folgen wir ihr durch die russische Geschichte, hören von den heldenmütigen, lebensstarken Frauen der Katharina-Zeit, von den edlen Defabristenfrauen, die ihren Männern und Verwandten in die Verbannung nachzogen, und immer weiter bis in unsre Zeit der jahrzehntelangen und noch längst nicht abgeschlossenen russischen Revolution. — Ich weiß nicht, ob das Buch ursprünglich in einer fremden Sprache geschrieben worden ist. Manchmal macht es den Eindruck. Jedenfalls erfreut sich die deutsche Sprache hier nicht der Pflege, die unser Stolz und unsre Sauberkeit von uns fordern. Es wimmelt von überflüssigen Fremdwörtern. »Psychisches Abäquatum« — »Imponderabilium« — »Kompensieren« — »Kosmisch-Psychisches« — »terrorifizieren«: sieben Entbehrlichkeiten auf einer Seite, in wenigen Zeilen! Wer auf den deutschen Büchermarkt will, sollte auch unsre Sprache sprechen; oder die, denen er den Zugang zu uns verdankt, sollten ihn dazu anhalten, ihr mit der gebührenden Achtung zu begegnen.

Von der reichhaltigen Literatur über russische Zustände, die uns der Krieg, aber auch schon die Zeit davor gebracht hatte, werden wir nun insolge der russischen Staatsumwälzung vieles zum alten Eisen werfen müssen. Da bewährt sich dann doppelt der Aufbau solcher Werke auf geographischer Grundlage. Prof. Dr. Alfred Hettner, der Geograph der Universität Heidelberg, tat deshalb doppelt gut daran, diese Betrachtungs- und Darstellungsart auch für die zweite erweiterte Auflage seines Werkes über Rußland beizubehalten und womöglich noch zu vertiefen (Leipzig, B. G. Teubner; mit 23 Textkarten, geh. 4,20 M.). Die neue Ausgabe ist schon während des Krieges erschienen, trägt also auch schon unsrer veränderten Stellung zu Rußland Rechnung und faßt mit schärferem Blick als zuvor die großrussische Eroberungspolitik ins Auge.

\*

Der Name des Historikers Dietrich Schäfer ist jetzt in aller Munde. Der erste Vorsitzende des »Unabhängigen Ausschusses für einen deutschen Frieden« steht in der vordersten

Reihe derer, die mit leidenschaftlichem Feuer und eisernem Willen für die äußerste, rücksichtsloseste Durchsehung unsrer guten Sache eintreten. Diese Verbindung von Politik und Wissenschaft, sei's selbst die historische, will uns Deutschen trotz Dahlmann, Mommsen und Treitschke noch immer nicht recht in den Sinn. Aber wo gibt es zwei von Natur verschwisterte Wissenschaften und Lebensmächte, die mehr aufeinander angewiesen wären, mehr voneinander lernen und mehr durcheinander gespornt werden könnten als diese beiden? Jedem Verständigen sollte es eine Bürgschaft für die Durchsichtigkeit der Schäferschen Politik sein, wenn er erfährt, daß dieser Mann, der heute ein 72-jähriger ist, sein Leben der Erforschung und Darstellung deutscher Geschichte gewidmet hat, mit besonderer Berücksichtigung all der Kräfte und Bewegungen, die über die Grenzen des Heimatlandes hinausweisen auf die See und auf Kolonien deutscher Arbeit in nahen und in ferneren Ländern. Sanjagegeschichte war lange Zeit sein Sonder- und Lieblingsgebiet, bis an deren Stelle die Kolonialgeschichte im engeren und weiteren Sinne trat. Zwischen einer Weltgeschichte der Neuzeit und Schriften über Deutschland, Bremen und den Norddeutschen Lloyd sowie über unsre Ostmarken steht seine *Deutsche Geschichte*, zuerst 1910 erschienen. Der Mann mit seinem Herzen und Charakter verleugnet sich auch in diesem offenbar langsam niedergeschriebenen, einem langen Leben voller Arbeit abgewonnenen Werke in keiner Zeile. Die vaterländische Gesinnung brennt in diesen zwei starken Bänden vom ersten Auftreten der Germanen bis zum — Feldzug gegen Rumänien wie eine stete untrübbar Flamme. In den Grenzsteinen der Darstellung (400 v. Chr. — 1916 n. Chr.) verrät sich schon, daß von einer neuen, vermehrten Auflage die Rede sein muß. In der Tat: ich spreche von der soeben erschienenen fünften Auflage, fortgeführt bis auf die unmittelbare Gegenwart (Jena, Gust. Fischer; geh. 17 M.). »Absolute Objektivität«, die oft der Urteilslosigkeit und Kalkförmigkeit so eng benachbart ist, wird man von einem so gegenwartsmutigen Geschichtsschreiber nicht erwarten dürfen; es ist eine eigentöpfige und eigenwillige Persönlichkeit, die hier in gutem, fernigem Deutsch die Früchte ihrer Forschung und die Sorgen ihres Herzens ausschüttet, und diese Persönlichkeit zeigt sich nicht gesonnen, das Licht der Subjektivität unter den Scheffel zu stellen. Natürlich gilt das hauptsächlich von Stellen, wo heute noch triebkräftige oder gar ausschlaggebende Lebensinteressen unsers Volkes und Reiches zur Erörterung stehen, und man könnte solche Bekenntnisfreudigkeit wohl einfach als einen Ausfluß der hohen Meinung nehmen, die der Gelehrte von dem politischen Sinn und der

politischen Betätigung jedes denkenden Volksgliedes hegt. Ja, die politische Aber ist eins der hervorragendsten Merkmale des Wertes. Sie verleugnet sich so wenig in der Darstellung der jüngsten Vergangenheit, die als ein Muster- und Meisterstück geschichtlicher Gegenwartsdarstellung dauernden Ruhm beanspruchen darf, wie — um nur eine dafür besonders wichtige Konfliktgruppe herauszugreifen — in der Behandlung der Reformations- und Kulturkampf Fragen. Wie leicht würden es die beiden großen Bekenntnisse Deutschlands miteinander haben, wenn von jenseit des Flusses gleiches Verständnis und Wohlwollen die Brücke der Verständigung beträte! ... Doch es ist nicht möglich, auf einzelne Seiten des Wertes näher einzugehen. Das würde nur ablenken von seinen allgemeinen Vorzügen, und sie sind es doch, die für den Leser die Wahl eines historischen Buches entscheiden: die kraftvolle Geschlossenheit des Aufbaues, die sichere Führung der Grundlinien, die durchsichtige Gliederung des Stoffes, die mannhaft klare und bestimmte Sprache, die Frische und Gesundheit des Urteils, die warme Liebe zu allem, was deutsch ist, und nicht zuletzt der feurige Glaube an Deutschlands Zukunft.

\*

Das Andenken dessen, der im Jahre 1848 im Kieler Hafen die ersten unterseeischen Minen mit elektrischer Zündung gelegt, als Kommandant der Festung Friedrichsort die Batterien zum Schutz des Eckernförder Hafens gebaut, die dynamoelektrische Maschine erfunden und außer vielen wichtigen Einzelerfindungen die erste elektrische Eisenbahn geschaffen hat, ist im Weltkrieg nicht vergessen worden. Im Gegenteil: der 100. Geburtstag Werner von Siemens' wäre im Frieden kaum mit derselben Wertschätzung und Dankbarkeit gefeiert worden wie jetzt mitten im dritten Kriegsjahre. Auch die Literatur hat sich eifrig daran beteiligt, ist das Leben dieses Mannes, das er selbst seinem wichtigsten Inhalt nach niedergeschrieben hat, doch wie geschaffen für die Feder des Biographen, weil sich in ihm mit der schöpferischen Tätigkeit so außerordentlich viel Abenteuerliches, Romantisches und Dramatisches verbindet. Dreimal verursacht Werner Siemens schwere Explosionen, er erobert eine Festung, kämpft mit Beduinen auf der Spitze einer Pyramide, wird durch einen Schiffbruch auf eine unbewohnte Insel gebannt, von einer Wasserhose um ein Haar in den tobbringenden Strudel gerissen, und inmitten all dieser Katastrophen bleibt er der ruhig gelassene Mann der Wissenschaft, treibt Navigation während des Schiffbruchs, Meeresforschung während der Trombe. Ein herrlicher Stoff, zumal in einer Zeit, die wieder Tatkraft, Mannesmut, Wagemut und Unternehmungsgeist hat hochschätzen lernen! So wird

das Lebensbild, das Conrad Matshoff zu Siemens' 100. Geburtstage verfaßt und mit einer Auswahl seiner Briefe vereinigt hat (Berlin, Jul. Springer; geb. 20 M.), einer freudigen und dankbaren Aufnahme gewiß sein dürfen. Setzen uns diese Briefe doch in den Stand, das Heranreifen des Ingenieurs, des Gelehrten, des Geschäftsmannes ebenso gut zu verfolgen wie den Ursprung und den Kampf seiner Gedanken, den quellenden Reichtum seines Herzens, die starken und zarten Regungen seines Herzens. Denn die meisten dieser Briefe sind an Werners gleichstrebende, aber entfernt von ihm arbeitende Brüder gerichtet, vor denen er kein Fehl hatte, denen er sich und seine Gedankenwerkstätte ohne Hülle und Maske zeigen durfte. Der Briefauswahl, der leider nur die Antworten der Brüder fehlen, geht ein Lebensbild voran, das übersichtlich den ganzen in den Briefen enthaltenen Stoff verwertet, selbstverständlich unter Berücksichtigung der von Siemens selbst verfaßten Erinnerungen und seiner technisch-wissenschaftlichen Arbeiten, die so unmittelbar und fruchtbringend in die Großindustrie der Gegenwart hinübergreifen.

Für volkstümliche Zwecke hat gleichzeitig Arthur Fürst ein Lebensbild Werner von Siemens' verfaßt, indem er ihn hauptsächlich als Begründer der modernen Elektrotechnik feiert (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 4 M.). Auch hier geht der große Gelehrte mit dem großen Menschen Hand in Hand, und Einzelkraft der Persönlichkeit verbündet sich mit einem großzügigen Gemeinsein. Ein solches Leben und Schaffen populär darzustellen, ist keine leichte Aufgabe; Fürst aber verfährt, wie unsere Leser aus seinen technischen Aufsätzen wissen, über diese Gabe: seine Feder weiß auch die schwierigsten technischen Fragen und Entwicklungen verständlich und anschaulich zu machen.

\*

Ich weiß nicht, ob es andern auch so geht: mich jedenfalls hat eine Auslese schöner Gedichte immer erst recht erfreut, wenn sie auch in festem, schöngesügtem Gefäß dargereicht wurde. Etwas Zusammenhaltendes muß dabei sein, sonst fällt alles, mag das Einzelne noch so gelungen sein, am Ende wieder chaotisch durcheinander, und was übrigbleibt, ist nur eine flüchtige Erinnerung, die den heranstürmenden Eindrücken der neuen Tage nicht lange standzuhalten vermag. Deshalb habe ich auch bei lyrischen Anthologien oder, wie man jetzt wohl sagen muß, Blütenlesen von jeher eine Schwäche für diejenigen gehabt, die ihre Früchte an dem Spalier eines einheitlichen, durchgehenden Gedankens ziehen, sei es ein Lebensbegriff, eine Kulturererscheinung, ein Zeitereignis, eine Landschaft oder ähnliches. Vergleichen haben wir

ja denn auch schon mancherlei. Selten aber ist dieser Gedanke vom bändigenden Früchtespalier oder von der zusammenhaltenden Perlenschnur so schier durchgeführt worden wie in dem Buche, das Wilhelm von Scholz gesammelt und mit vertrauensvoller Kürze »Der See« genannt hat (Konstanz, Neuß & Itta; in Halbpergament geb. 5 M.). Der See — wer könnte das anders sein als das »Schwäbische Meer«, ein »Stück vom Himmel«, wie es bei Geibel heißt, »herabgesunken in das schönste Tal«, das an seinen Ufern und auf seinen Inseln eine blühende mittelalterliche Dichtung sah, das von den ersten freizeithlichen Tönen der Neuzeit gegrüßt wird, das Deutschlands größte Dichterin mit einem späten Kranz der Romantik umwoben hat, von dem sich Alt- und Jungschwaben die kindlich-selige Naturfreude erfrischen ließen, wie es dem Niederdeutschen Ost- und Nordsee nicht besser vermögen! Die Dichter eines ganzen Jahrhunderts beschwört Scholz, der sich selbst in diesen Reigen mischen darf, in seinem Sammelbuche. Das ist keine nach dem persönlichen Geschmack zusammengelesene Auswahl, sondern eine ernste Arbeit, die sich ihrer Kulturbedeutung und ihrer Verantwortung vor der Geschichte bewußt ist. Der See und seine nächste landschaftliche Umgebung ist das blaue Banner, um das sie sich alle sammeln, die Dichter aus zehn Jahrhunderten, angefangen von den gelehrten Mönchen von St. Gallen und Reichenau, die noch lateinisch dichteten, die aber für uns ein Meister der Übersehungskunst, Paul von Winterfeld, gleichsam zu der angeborenen deutschen Zunge zurückgeführt hat, bis zu den Poeten unsrer Tage, einem Hermann Hesse, Emanuel von Bodmann, Ludwig Finsch und Ernst Lissauer. Sie alle zeugen in ihren Dichtungen von den bald leisen, bald gewaltigen, bald heitern, bald ernsten, bald lyrischen, bald balladenhaften Eindrücken, die ihnen der sagenhafte See aufgezwungen hat. Sucht man nach einer Grundmelodie in dieser immer regen, immer wieder überraschenden Vielheit und Mannigfaltigkeit, so findet man den Gedanken, daß, was hier besungen wird, ein Stück urdeutscher Landes ist, aber doch schon mit seinem Saum in den von Sehnsucht umwobenen Süden hinüberreicht. Niemand, der nach Konstanz, Lindau oder Schaffhausen geht, sollte versäumen, dies Buch, das sich übrigens noch der alten guten gediegenen Art unsrer Friedensausrüstung erfreut, ins Ränzle zu tun.

\*

Von Will Vesper ist wieder ein neues Gedichtbüchlein da. Es heißt »Der blühende Baum« (München, C. F. Beck), und das ist ein guter Name für diese von inniger Herzensfröhllichkeit und seliger Naturandacht erfüllten Lieder und Gedichte. Vesper ist ein Meister

der Einfachheit. Man findet bei ihm keine Gedanken- und Formfünfeleien, das Gefühl schafft sich wie von selbst sein natürliches Bild und Gewand, wie es unser Volkslied und in seinen dichterischen Vertretern auch das geistliche Lied hat. So sind es auch die alten lieben Freunde aus jenen Offenbarungen »gnadenvoller Überlieferung«, die uns hier wieder begegnen: der blühende Baum, in dessen Schatten schon der Vater saß und noch das Kind einst sitzen wird; die schluchzende Nachtigall, die mit unserm bald fröhlichen, bald sterbensbangen Herzen um die Wette singt; das Stüdlein Garten, nach dem der in die Großstadt verschlagene Bauernsohn sich sehnt; der Feierabend und der Abendtrunk, der Morgenstern und die Lerche im Himmelblau. Und über dem allen der Glaube an die Unzerstörbarkeit des Lebens auch über Tod und Grab hinaus:

Wenn ich nun gestorben bin,  
Wohin soll ich wandern?  
In die Erde legt man mich  
Zu den vielen andern ...  
Aufwärts, auf in Baum und Strauch  
Münden tausend Quellen.  
Mit den Blumen wieg' ich auch  
Fröhlich mich im Hellen.  
Hör' den Sang der Nachtigall,  
Fließ' durch ihre Kehle.  
Hier und dort und überall  
Landet meine Seele ...

Dieses Siegesgefühl über Tod und Vernichtung kann dem Dichter selbst der Krieg mit all seinem Graus nicht rauben. Auch im Argonnenwald zwischen dem Brüllen der Schlacht hört er die Nachtigall durch die Frühlingsnacht singen; die junge Mutter, deren Liebstes in Feindesland schläft, sieht den Verlorenen jugendfrisch auf-erstehen in den morgenroten Wangen ihres Knaben; der von Kugeln zerfetzte Wald läßt im Märzwind neu den Saft durch alle Stämme rinne; und auch der Friede wird wieder wohnen auf Erden:

Kinder werden uns entgegenrennen,  
Schließen uns in ihre Armchen ein,  
Werden uns mit Vaternamen nennen —  
Wie den Auferstandnen wird uns sein.

Solche Zuversicht freilich kann nur aus einem höheren Glauben fließen, aus einem Frommsein, das alle Fesseln und Qualen der Erdenwelt selig überwindet:

Da, auch dir noch wachsen einmal Flügel,  
Und du steigst von diesem dunklen Hügel.  
Dort den Stern, den deine Augen streifen,  
Sollst du noch mit Händen, wie ein  
Schmetterling die Blume, greifen!

\*

Unter dem Druck der stetig steigenden Papierpreise hat nun auch Reclams Univer-

salsbibliothek ihren alteingebürgerten Einheitspreis von 20  $\mathfrak{M}$  für die Nummer aufgeben müssen: seit dem 1. Januar 1917 kostet die Nummer 25  $\mathfrak{M}$ . Dankenswert dabei aber ist, daß die notgedrungene Preiserhöhung eine Verbesserung der Ausstattung bringt, die das Aussehen der Bändchen vorteilhaft verändert und sie durch feste Heftung und glatten Schnitt widerstandsfähiger, auch bibliothekswürdiger macht. Die neuesten Erscheinungen der Sammlung bringen u. a. Scheffels »Trompeter« (drei Nummern) und »Ekkehard« (sechs Nummern), Lenzens Komödie »Die Soldaten« (eine Nummer), eine Novellenammlung von A. de Nora (eine Nummer), den rumänischen Sittenroman »Mutter unbekannt« von Mite Kremnitz (mit einer gründlichen Einleitung von Wilh. Riez); zwei Nummern) und die Kriegsgesetze des deutschen Reiches (fünf Nummern). Auch Jfflands selbstbiographische Schrift »Über meine theatrale Laufbahn« kann man jetzt bei Reclam haben (Nr. 5853—54). Damit wird allen Freunden deutscher Schauspielkunst ein Stück Bühnengeschichte aus einer höchst merkwürdigen und wichtigen Zeitspanne des vaterländischen Theaters zu bequemem Gebrauch dargeboten. Neben seiner geschichtlichen Aufgabe mag dieses Büchlein für unsre Gegenwart und ihre keineswegs erbaulichen Theaterzustände auch eine erzieherische Sendung zu erfüllen haben: es wäre heilsam, wenn sich etwas von der Gediegenheit, Tüchtigkeit und Selbstständigkeit dieses würdigen Schülers Ekhs und ehrenwerten Zeitgenossen Friedrich Ludwig Schröders auf die Bühnen unsrer Zeit verpflanzte, insbesondere auf Berlin, obwohl Jfflands Aufzeichnungen leider nur bis zu seiner Berufung an das Nationaltheater (November 1796) reichen. Doch auch die Lebenden vergißt Reclam nicht. Es ist längst eine hübsche Geste der Universalbibliothek geworden, bewährte Schriftsteller dadurch zu ehren, daß sie zu bevorstehenden Gedenk- und Jubeltagen ihres Lebens Werke von ihnen in ihre kleinen Feste aufnimmt, um auch das Volk an diesen Ehrentagen deutschen Schrifttums teilnehmen zu lassen, und zwar auf die beste Art, die man sich denken und wünschen mag: durch Lesen und Genießen. Da hat Michael Georg Conrad, der tapfere literarische Kämpfer aus Franken, vor kurzem seinen 70. Geburtstag gefeiert; Reclam nimmt das zum Anlaß, um in der Nummer 5850 seiner Sammlung zwei ältere Geschichten von ihm wiederaufleben zu lassen und ihnen die Wirkung in breiteren Kreisen zu schaffen, die sie bisher nicht haben finden können. Aber damit nicht genug. Diese Erzählungen, »Die goldene Schmiede« und »Rotes Blut«, eine in Nord- und eine in Süddeutschland spielend, beide aus den wirt-

schaftlichen Katastrophen der Gründerjahre schöpfend, sind so ausgewählt, daß man die historischen Gedanken- oder Gefühlsfäden nicht zu übersehen vermag, die sie mit unsrer Gegenwart verknüpfen oder mit unsrer nächsten Zukunft verknüpfen können, und zudem hat Ernst L u t h e r zu den Bändchen noch eine anregende lebensgeschichtliche Einleitung geschrieben.

\*

Es gibt auch in der Kunst ein Laienpriestertum, und ihre gesunde Entwicklung ist ohne ein solches nicht denkbar. Wer auf sein eignes Urteil verzichtet, der gibt seine geistige Freiheit hinweg; die heutigen Deutschen, welche auf die Gutachten von Spezialisten schwören, sind nicht besser daran als jene früheren Deutschen, welche sich Abkatzettel von Tegel kauften ... So ungefähr hat vor 25 Jahren der Rembrandt-Deutsche Julius Langbehn seinen Deutschen ins Gewissen geredet. Mit wenig Erfolg. Der Respekt vor dem gelehrten Spezialistentum sieht dem Deutschen zu tief im Blut, und der Gluck des Spezialistentums ist und bleibt es nun mal, daß es den Wald vor Bäumen und die Schönheit vor den Merkwürdigkeiten nicht sieht. Es mag ursprünglich die Schönheit mit Hingebung und Wärme empfunden haben, aber die Gelehrsamkeit, der akademische Eifer, durchaus Neues, noch nicht Gesehenes oder Entdecktes ans Tageslicht zu bringen, um den Herren Kollegen damit zu imponieren, bläst ihm meistens die Kraft aus, diese Entzückung auch andern mitzuteilen. Vor nichts hat der »Zünftige« so viel Scheu als vor der Entzückung — und sie ist es doch, die allein in das innerste Heiligtum eines Kunstwerkes zu führen vermag. Deshalb können und wollen wir das »Laienpriestertum« bei Kunstbingen nicht entbehren, und ein Buch, wie es uns der Hamburger Arzt Professor Dr. H a n s M u c h in seiner »Norddeutschen Bausteingotik« (Hamburg, M. Glogau jun.; 4¼ M) gibt, wiegt für die lebendige Wirkung, d. h. für das Sehen- und Genießenslernen am Wege stehender und doch wie hinter einer Tarnkappe verborgener Schönheiten ein halbes Duzend gelehrter Spezialistenwerke auf. Es ist erstaunlich, wie unbekannt diese herrlichen Dinge auch dem Norddeutschen sind: die Tore in Neubrandenburg, Malchin, Lübeck, Barth, Königsberg i. d. Neumark, die Rathäuser in Tangermünde, Stralsund, Brandenburg, Thorn, Krempe, die Kirchen, Dome und Münster in Kulm, Pöplin, Doberan, Wismar, Güstrow, Stendal, Chorin und was es an solchen Herrlichkeiten innen und außen sonst noch gibt. Much hat sie alle sich selbst entdeckt und erwandert, und die Freude, die sie ihm bereitet haben, weiß er mit unverworfelter Frische ins Auge und Herz des Lesers

oder Beschauers hinüberzupflanzen. Denn zu seinen erläuternden Worten fügen sich 80 Bilder, meist in ausgiebigen Mäßen und von ihm selber so aufgenommen, wie es die Bedeutung und die entscheidende Wirkung verlangen. Dieses Werk will aber nicht bloß entzücken und unterrichten, es will auch praktische Anregungen für die Baukunst der Zukunft geben, damit es uns nach diesem großen Kriege nicht gehe wie nach dem von 1870. Also ein kunsterzieherisches und ein vaterländisches Werk zugleich!

\*

In der Sammlung »Ostsee und Ostland« des Verlages Felix Lehmann (Berlin-Charlottenburg 2), deren erste sechs Bände den Baltischen Provinzen gewidmet sind, behandelt der dritte Band (»Bauten und Bilder«) das Gebiet der gesamten bildenden Kunst in den einst russischen Ostseeprovinzen. Der Herausgeber Dr. Otto Grautoff hat den Bildern ein kluges geschmackvolles Vorwort mitgegeben. Darin zeigt er mit Hilfe außerordentlich wirkfamer Gegenüberstellungen Beispiele der auch auf künstlerischem Gebiet nicht unterbliebenen Russifizierungsversuche, Entstellungen zu einem rohbyzantinischen Pomp, der bis zur Widerwärtigkeit verlegt. Es sind wirklich »200 Denkmäler deutschen Bauens und Bildens«, die dieser Band zusammenfaßt: für das Deutschtum der Baltischen Provinzen ein neuer überzeugender und aufrüttelnder Beweis.

\*

Das niederdeutsche Sprichwort strotzt von Verbtheit, aber auch von Schlagkraft des Ausdrucks, gesunder, handfester Lebensweisheit und heilkräftigem Humor. Zumal in Zeiten seelischen Druckes sollte man sich ab und zu ein paar Tropfen dieses Gebräues zu Gemüte führen. Man wird mit diesem Trank im Leibe zwar nicht, wie Faust, Helenen in jedem Weibe, dafür aber dieses Jammertal erträglicher und das Leben vertrauenerweckender ansehen. Unter dem Schlagwort Hummel Hummel sind kürzlich Regen und vertigole Sprek-wörd für use Soldaten und Mariniers gesammelt und von Linde-Walther mit 23 humorgesegneten Zeichnungen in Wilhelm-Busch-Art, d. h. mit sparsamster aber ausdrucksvollster Technik, begleitet worden (dritte Auflage; Berlin, L. Görlitz, Bülowstraße 74; Preis 2 M). Zimperlich darf man freilich nicht sein. Das Büchlein eignet sich weber für Braut- noch für Konfirmandengeschenke; auch auf den »Salon-« oder den Familientisch darf man es nicht legen. Wo aber Männer unter sich sind — und es gibt ja immer noch daheim im Vaterlande und draußen vor dem Feinde genug solcher Stellen —, werden sie ihre derbe Freude an dieser derben Hausmannskost haben.

.....



Hans Peters:

Landstraße in Flandern





# Der deutsche Weltkrieg



Fritz Erler: Bayrisches Gedenkblatt für gefallene Krieger

## Ich sah den Tod im Traum ...

Ich sah den Tod im Traum. Ein frohiger Junge,  
Der auf der Wiese Blumenköpfe mähete  
Mit schwankem Gerdenhieb, erschien er mir.  
So eifrig war sein tolles Lustbeginnen,  
Daß ihm der Sommerhut vom Kopfe flog.  
Er achtet's nicht, und unter jedem Hieb,  
Der pfeifend-schrill die Lüfte scharf durchschneidte,  
Ersitternd flog und sank ein Blumenhaupt.  
Doch um ihn her die Wiese stand in Blumen.  
So sehr er auch abmaltend sich bemühte,  
Nur immer neue Kelche sproßten auf  
Und füllten sich und dufteten und blühten.

Albert Sergel

# Die Entstehung des Weltkrieges

Von Prof. Dr. Walthar Schultze (Berlin)

Immer wieder spielt in den Erörterungen über den Weltkrieg eine Hauptrolle die Schuldfrage. Deutschlands Gegner behaupten, daß der Krieg durch die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland vom 1. August 1914 veranlaßt sei. Demgegenüber haben die deutschen Staatsmänner mit Recht betont, daß diese Kriegserklärung nur die unvermeidliche Folge der russischen allgemeinen Mobilmachung vom 31. Juli war. Etwas früher suchen die besten deutschen Historiker den entscheidenden Entschluß: sie finden ihn in dem Versprechen, das Grey am 29. Juli Cambon gibt, daß, sobald Deutschland und Frankreich in den Krieg hineingezogen werden, England seine Beteiligung erwägen werde. So manche neutrale Geschichtschreiber, die sich offenbar bemühen, unbefangen zu urteilen, sind der Ansicht, daß schon durch die Einzelheiten des österreichischen Ultimatums vom 23. Juli — dessen Einzelheiten bekanntlich der deutschen Staatsleitung nicht vorher mitgeteilt waren — der Krieg unausbleiblich geworden war.

Gewiß hat es seine große Bedeutung, zu untersuchen, welche dieser Auffassungen als richtig anzusehen ist, danach das Maß der ethischen Schuld der beteiligten Staatsmänner festzustellen; aber hat man, wenn man diese Fragen beantwortet hat, falls man sie überhaupt endgültig beantworten kann, dann die letzte Wahrheit? Ist dieser furchtbarste aller Kriege wirklich dadurch herbeigeführt, daß auf der einen oder der andern Seite einer der beteiligten Diplomaten absichtlich oder unabsichtlich einen verhängnisvollen Entschluß gefaßt, der nun weiterwirkte bis zum bitteren Ende? Wäre der europäischen Kultur dieser Krieg erspart geblieben, wenn Österreich sein Ultimatum anders gefaßt, wenn Grey nicht voreilig Frankreich sein Eingreifen in Aussicht gestellt, wenn Rußland mit seiner Mobilmachung, wenn Deutschland mit seiner Kriegserklärung länger gewartet hätten? War am Weltkrieg wirklich nur diplomatische Unzulänglichkeit oder Böswilligkeit schuld? Sollen wir in ihm letzten Endes doch ein Walten blinden Zufalls oder eines menschlicher Einsicht entzogenen Fatums erblicken? Vergewärtigen wir uns, um hierüber klar zu werden, in kurzem Umriß die Entwicklung der dem Krieg vorausgehenden Jahrzehnte, nicht als wollten wir dabei neue Entdeckungen

machen, auch nicht um Kritik zu üben, sondern nur in dem Bestreben, die leitenden Linien in dem Wirrwarr der Geschehnisse zu erkennen.

Vor jetzt hundert Jahren hatten die Napoleonischen Kriege ein doppeltes Ergebnis gebracht, ein positives und ein negatives. Das positive war die Seeherrschaft Englands, das negative die Zurückdrängung Frankreichs vom Mittel- und Niederrhein, dem endlich erreichten Ziel jahrhundertelangen Strebens. Frankreich war nicht gesonnen, dies anzuerkennen: es wagte 1870 einen neuen Kampf; abermals sah es sich geschlagen, mußte auch die Gebiete am Oberrhein abgeben. Der Stimmung, die jetzt die Gemüter beherrschte, ließ am bezeichnendsten Ernest Renan in seinem Briefe an Strauß Ausdruck: »Laßt uns diese unangenehmen Dinge so rasch als möglich beenden. Treten wir alles ab, Elsaß wie Lothringen, unterzeichnen wir den Frieden, dann aber Haß bis in den Tod, Vorbereitungen ohne Rast, Bündnis mit wem es nur geht, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle russischen Ansprüche. Ein einziges Ziel, eine Triebfeder fürs Leben: Vernichtungskampf gegen die germanische Rasse.« — Wohl nie ist in der Geschichte ein politisches Programm konsequenter verwirklicht worden als dieses. Die Revancheidee blieb die ganzen nächsten dreißig Jahre das allein maßgebende Prinzip der französischen Politik; Bismarcks Versuch, Frankreich auf die Kolonialpolitik abzulenken, indem man dort seine Bestrebungen begünstigte, hatte keinen Erfolg.

Gegenüber der französischen Gefahr suchte Bismarck Deckung im Osten; sein Lieblingsgedanke war ein Zusammengehen der drei Kontinentalmächte Deutschland, Österreich und Rußland. Doch er mußte erkennen, daß die Interessen Österreichs und Rußlands zu stark auseinandergingen. Österreich war als ein Bollwerk der deutschen Kultur nach Osten hin gegründet worden, hatte diesen Charakter nie ganz verloren und wandte, seitdem es 1866 aus seiner Stellung in Deutschland herausgedrängt war, sein Gesicht wieder ganz nach Osten. Da es nur in schmalem Zugang das Meer erreichte, war es sein Lebensinteresse, daß ihm der Landweg nach Mazedonien und damit zum Orient nicht gesperrt würde.

Rußland war eine ausgesprochene Konti-

mentalmacht, die sich vom offenen Meer im Norden durch den Sund und den Belt, im Süden durch die Dardanellen abgeschnitten sah. Es hatte dadurch naturgemäß den Drang, das offene Meer zu gewinnen, und versuchte dies zunächst auf der kürzesten Linie, im Süden. Dadurch mußte es im Balkan auf die Gegnerschaft Österreichs stoßen. Der Konflikt trat klar zutage nach dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877/78, wo Rußland gegenüber dem Einschreiten Englands und Österreichs ein gut Teil des im Frieden von S. Stefano Gewonnenen aufgeben mußte; es glaubte sich von Deutschland nicht genügend unterstützt. Bismarck sah sich gezwungen, zwischen Österreich und Rußland zu wählen; er entschied sich für Österreich, schloß mit ihm den Zweibund am 7. Oktober 1879. Doch wollte er durch diesen nur die Großmachtsstellung Österreichs gegen die Bedrohung durch Rußland sicherstellen, nicht aber auch Österreichs Interessen auf dem Balkan. In den »Gedanken und Erinnerungen« hat er aufs schärfste betont, daß das Bündnis mit Österreich nur so lange gut sei, als für Deutschland die Brücke nach Rußland nicht abgebrochen sei; bei einer Entfremdung würden in Wien die Ansprüche wachsen, besonders in dem Verlangen, dem casus foederis die Vertretung der österreichischen Interessen im Balkan und im Orient zu unterstellen. Um den Draht mit Rußland nicht abreißen zu lassen, schloß er mit diesem 1887 den Rückversicherungsvertrag, in dem sich beide Mächte für den Fall eines Angriffs wohlwollende Neutralität versprachen. Der Vertrag gab Deutschland Deckung gegen Frankreich, Rußland solche gegen England. Rußland aber folgerte aus ihm auch freie Hand auf dem Balkan. Bismarck ist gewillt, dies zuzugestehen. 1887 erklärt er: Die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage; wir werden uns wegen dieser Frage von niemand das Leitseil über den Hals werfen lassen. Als Rußland 1889 in Bulgarien einmarschieren will, ist Bismarck geneigt, zunächst neutral zu bleiben, Österreich sich selbst zu überlassen. Das verübelt ihm der junge Kaiser: er will von vornherein mit Österreich gehen auch auf die Gefahr eines Krieges hin. So wird Bismarcks Entlassung zugleich der Wendepunkt der deutschen Festlandspolitik: Deutschland erkennt die Ausdehnung des Bündnisses auf den Balkan an; der Balkan ist fortan auch eine deutsche Interessensphäre.

Caprivi zieht aus den damaligen Verwidlungen die weitere Konsequenz, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht zu erneuern. Die Gegenwirkung ist die russisch-französische Allianz. Schon 1879 beim Abschluß des Zweibundes hat Hohenlohe prophetisch in sein Tagebuch eingetragen: »Ich glaube, daß eine Allianz mit Österreich eine solche von Rußland und Frankreich zur Folge haben wird.« Vom Botschafter Mohrenheim ist sie schon 1886 empfohlen; doch erst 1891 wird sie Tatsache. Freilich findet trotzdem der französische Revanchedurst in Petersburg kein Echo.

In Berlin war man sich klar, daß man für die Sicherheit, die man bisher an Rußland gehabt, Ersatz brauche: man suchte ihn in der Annäherung an England. Hier hatte sich seit dem Sturz Napoleons III. die öffentliche Meinung gegen Deutschland gewendet; die Annexion Elsaß-Lothringens sah man als ein Unrecht gegen Frankreich an. Wohl war Bismarck immer bemüht gewesen, trotz der Ablehnung an Rußland auch mit England gut zu stehen, aber resigniert hatte er zuletzt bekennen müssen, eine Verbesserung unsrer Beziehungen zu England halte er für unmöglich; bedauerlicherweise wisse er kein Mittel gegen eine Verschlechterung, da das einzige darin bestände, daß wir unsrer deutschen Industrie einen Zaum anlegten, und deshalb nicht gut anwendbar sei. Der junge Kaiser bemüht sich eifrig um die Freundschaft Englands; in der Rede vom 22. März 1890 spricht er die Hoffnung aus, daß Englands Flotte und Deutschlands Heer gemeinsam für den Frieden Europas einstehen würden.

Mit diesen Tendenzen begegnen sich Bestrebungen in England. Man ist hier bemüht, aus der splendid isolation herauszukommen. Der Grund ist die Angriffspolitik Rußlands. Dieses gibt, auf dem Balkan sich nicht bloß Österreich, sondern nunmehr auch Deutschland gegenübersehend, seine Balkanpläne einstweilen auf, sucht die Pforte zum offenen Meer nicht weiter an den Dardanellen, sondern am Indischen und am Stillen Ozean, greift in Zentral- und Ostasien gewaltig um sich. Dadurch fühlt sich England in Indien bedroht. Indien ist der Mittelpunkt des britischen Weltreiches. Dieses umfaßt mehr als das Vierfache des Umfangs, den das römische Imperium zur Zeit seiner größten Ausdehnung gehabt. Dabei macht Großbritannien in diesem Reiche nur 1 Prozent des Umfangs, 10

der Bevölkerung aus, Indien dagegen 17 Prozent der Fläche, 84 der Bewohner. Gegen das gewaltig vorstrebende Rußland braucht England einen Bundesgenossen auf dem Festland; es hofft ihn in Deutschland zu finden. Chamberlain faßt 1898 eine Tripelallianz England-Deutschland-Amerika ins Auge.

Doch schon haben sich in Deutschland die Tendenzen geändert. Bei dem Versuch, eine selbständige Kolonialpolitik zu treiben, ist Marshall durch die Gewalt der Umstände in Gegensatz zu England gekommen, der seinen schärfsten Ausdruck in dem Glückwunschtelegramm Kaiser Wilhelms an Präsident Krüger gelegentlich des Jamesonschen Einfalls 1896 fand. Marshalls Nachfolger Bülow ist bestrebt, sich in dem Gegensatz England-Rußland nach keiner Seite zu binden, jede aggressive Tendenz gegen Rußland unbedingt zu vermeiden; er lehnt Chamberlains Anregungen ab. Auch als Rußland sich in der Mandschurei festsetzt, und England das deutsch-englische Yangtse-Abkommen vom 16. Oktober 1900, das für das Yangtsebecken die offene Tür proklamiert, auf die Mandschurei ausdehnen will, sagt Bülow nein; im Dezember 1900 erklärt er: »Wir stehen England gegenüber vollständig unabhängig da.« Es ist der zweite entscheidende Moment der deutschen Auslands politik: wie 1890 auf ein festes Verhältnis zu Rußland, hat Deutschland auf ein solches zu England verzichtet; es wagt sich allein, ohne sich durch festen Anschluß nach rechts oder links Deckung zu sichern, auf den Ozean der Weltpolitik; hofft den Gefahren, die seine ungünstige geographische Lage mit sich bringt, am besten durch eine Politik der freien Hand begegnen zu können.

England sucht und findet den Bundesgenossen gegen Rußland, der sich ihm in Deutschland verweigert, in Japan. Diesem fehlen Baumwolle, Eisen und Kohle; sie sind vorhanden in Korea und der Mandschurei. Schon hat Japan nach siegreichem Krieg mit China die Hand auf die gewünschten Gebiete gelegt, da sieht es sich von Rußland unter Mitwirkung Deutschlands in Änderung des Vertrages von Shimonoefski 1895 dort zum größten Teil wieder herausmanöviert. Trotzdem erwägt Graf Hayashi in den Vorverhandlungen über das englisch-japanische Bündnis die Kombination England-Deutschland-Japan. Konsequenter Politik, sich nicht zu binden — insbesondere nicht in antirussischem Sinne —, lehnt

Bülow ab. Hier liegt der Keim für die Stellungnahme Japans im Weltkriege. Nach dem siegreichen Kriege gegen Rußland strebt es nach der Vorherrschaft auf dem asiatischen Festland; dies schließt als Folge die Ausschaltung Deutschlands aus Ostasien ein: der erste günstige Zeitpunkt hierfür wird geschickt benutzt.

Durch die Niederlage Rußlands ist die russische Gefahr für Indien beseitigt; England braucht Deutschland nicht mehr, um so störender empfindet es seine wirtschaftliche Konkurrenz. In Deutschland haben im letzten Jahrzehnt Handel und Industrie schnellen Aufschwung genommen; für beide hat es die Ausfuhr nötig. Es kann sie nur gewinnen im Wettbewerb mit England. 1903 übertrifft der Wert der deutschen Einfuhr nach England jenen der englischen Ausfuhr nach Deutschland. Schon 1896 hat die Kommission zur Untersuchung der Ursachen des Niedergangs des englischen Handels als Grund einstimmig die deutsche Konkurrenz erklärt; 1896 proklamiert die *Saturday Review*: *Germania est delenda*; 1897 schreibt sie: Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt wird, würde es übermorgen keinen Engländer geben, der nicht um so viel reicher wäre. 1902 bereits werden die Deutschen als *the shameless Huns* bezeichnet. Man ist sich in England klar darüber, daß nur ein Sieg über Deutschland den sonst bedrohten Freihandel erhalten kann, da dann in ablehbarer Zeit wirtschaftlich kein Mitbewerber zu befürchten ist.

Zu dem wirtschaftlichen Gegensatz gesellt sich, mit ihm aufs engste zusammenhängend, der politische. Deutschland nennt, anders als die übrigen Großmächte, kein bedeutendes Kolonialreich sein eigen. Während der englische Besitz das Dreieinhalbfache Europas, der russische das Zweieinhalbfache, der französische immer noch mehr als Europa umfaßt, kommt Deutschland zusammen mit seinen Kolonien nur dem dritten Teil Europas gleich. Da auch seine kontinentale Lage keine Ausdehnung gestattet, sieht sich Deutschland durch den Zwang der wirtschaftlichen Notwendigkeit auf den Weg der Weltpolitik getrieben: es hat das bringende Interesse, daß die noch unabhängigen und aussichtsreichen Wirtschaftsgebiete nicht aufgeteilt und nicht verschlossen werden. Das ist das Prinzip der offenen Tür. Soll es durchgesetzt werden, so darf Deutschland zur See nicht ohnmächtig sein.

Es ist das historische Verdienst Wilhelms II., dies rechtzeitig erkannt zu haben, zielbewußt für die Schaffung einer Flotte eingetreten zu sein. Mit Geschick wird die Situation Englands im Burenkrieg ausgenutzt, um eine verhältnismäßig starke Flotte ins Dasein zu rufen.

Dies muß seiner ganzen Natur nach England unangenehm berühren. England braucht die Herrschaft über die Meere, um seine Kolonien sicher in der Hand zu haben, dies in erhöhtem Maße, seitdem durch Beaconsfield und Salisbury die Idee des Empire durchgedrungen ist. Sie besteht darin, die überall zerstreuten britischen Besitzungen zu vergrößern und möglichst zu zusammenhängenden Einheiten zu machen, diese dann zusammenzufassen, um so ein fest verbundenes Ganzes zu bekommen, das imstande ist, ein sich selbst genügendes Wirtschaftsgebiet zu bilden. Vorbedingung ist die unbedingte Herrschaft zur See; sie wieder hängt davon ab, daß auf dem Festland keine Macht so stark wird, daß sie, von der Sorge um die Nachbarn zu Lande befreit, zur See mit England in Wettbewerb treten kann. Deshalb hat England stets die stärkste Kontinentalmacht durch Koalitionen niederzuwerfen gesucht. Das Gleichgewicht auf dem Kontinent ist nur der Vorwand, mit dem England das Übergewicht zur See gewinnt. Das ist nicht erst heute, das hat schon im 17. Jahrhundert Saint-Simon erkannt, wenn er schreibt: »Während England die Welt mit der großen Phrase des Gleichgewichts der Mächte in Europa betäubt, hat es die volle Herrschaft über alle Meere und allen Handel usurpiert.«

Die Vormacht auf dem Kontinent ist jetzt ausgesprochen Deutschland. So erscheint dies in dreifacher Hinsicht — als wirtschaftlicher Rivale, als stärkste Kontinentalmacht, als werdende Seemacht — für England bedrohlich.

Die Mißstimmung gegen Deutschland fand einen ebenso entschlossenen wie geschickten Führer in dem neuen König Eduard VII. Das Mittel, den lästigen Emporkömmling unschädlich zu machen, sah er nach bewährtem britischem Rezept in einer Koalition auf dem Festland, wie eine solche Wilhelm von Oranien gegen Ludwig XIV., Pitt gegen Napoleon zusammengebracht; das erste Glied des Ringes sollte Frankreich werden. Freilich hatte man mit ihm eben Konflikt gehabt, hatte, um die französischen Ansprüche im Sudan zu beilegen, mit dem Kriege gedroht. Aber nach-

dem Rußland in den Kampf mit Japan verwickelt war, sah Frankreich jede Hoffnung schwinden, mit Hilfe Rußlands seine Revanchepläne zu verwirklichen: es fand sich vor die Wahl gestellt, ob es sich mit England oder mit Deutschland verständigen, ob es auf Ägypten oder auf Elsaß verzichten wolle. Im Bann der Revancheidee entschied es sich für England. Am 8. April 1904 wurde die Entente cordiale geschlossen: Frankreich opferte Ägypten, England gab ihm dafür Marokko preis. Wenn jetzt Deutschland eingriff, so waren dafür wirtschaftliche Interessen, noch mehr aber wohl das Bestreben maßgebend, der neuen feindlichen Kombination entgegenzutreten, solange Rußland noch gefesselt war. Am 31. März 1905 war Kaiser Wilhelm in Tanger. Im Mai bot König Eduard Frankreich ein Bündnis an, war bereit, im Fall eines deutsch-französischen Konflikts die Flotte mobil zu machen, 100 000 Mann in Schleswig-Holstein zu landen. Aufs schärfste ist zu betonen, daß hier schon im ersten Stadium der Einkreisung und von allen am Weltkrieg beteiligten Mächten zuerst England den Kriegsentschluß faßt.

Frankreich scheut vor dem Kriege noch zurück; Delcassé, der das englische Bündnisangebot annehmen will, wird gestürzt. Einen Antrag Frankreichs, sich an der Aufteilung Marokkos zu beteiligen, lehnt Graf Bülow ab, wohl weil er das mit Deutschlands dem Islam gegenüber eingenommener Stellung nicht für vereinbar hielt: damit war freilich eine direkte Verständigung mit Frankreich ausgeschlossen. Es kommt 1906 zur Konferenz von Algieras: hier sieht Deutschland nicht nur Frankreich und England, sondern auch Rußland und Italien auf der Gegenseite.

Italien hatte sich seinerzeit dem deutsch-österreichischen Bündnis nicht aus innerer Interessengemeinschaft angeschlossen, sondern nur im Drange der Not, weil England Zypern, Frankreich Tunis genommen hatten, damit Italien fürchten mußte, im Mittelmeer ganz matt gesetzt zu werden. 1882 dem Bündnis beigetreten, mußte Italien auf die eben noch betriebene Irredentapolitik verzichten; es suchte Entschädigung in einer Kolonialpolitik in Afrika. Diese führte 1896 zu der schweren Niederlage von Abua. Jetzt kehrte Italien zum Mittelmeerprogramm zurück. Doch waren trotz seinem Drängen die Mittelmächte nicht geneigt, die italienischen Mittel-



meerinteressen in den Dreibundvertrag aufzunehmen. Italien suchte deshalb Anschluß an Frankreich. Im ersten Tripolisvertrag von 1900 verzichtete Italien auf Marokko, an das es nie denken konnte, Frankreich auf Tripolis, vor dessen Grenzen es stand. Offenbar waren hier Hintergedanken im Spiel. Im zweiten Tripolisvertrag 1902 scheint Italien bereits Neutralität für den Kriegsfall in Aussicht gestellt zu haben. So war Italiens Haltung in Algieras doch kein augenblicklicher Seitensprung, sondern das folgerichtige Ergebnis einer durchaus eigennützigen und zweideutigen Politik.

Durch die Haltung seiner Gegner in Algieras sah sich Deutschland vor die Frage gestellt, ob es seine Ansprüche mit den Waffen verfechten wolle. Es begnügte sich mit einem ehrenvollen Rückzug in Gestalt der Zusage der wirtschaftlich freien Hand in Marokko. Im Gegensatz zu England zeigte Deutschland, daß es nicht gewillt sei, um seiner maritimen und afrikanischen Bestrebungen willen einen Weltkrieg zu entfesseln. Doch hat man die drohende Gefahr klar erkannt. Im November 1906 erklärte Fürst Bülow: »Eine Politik, die darauf ausginge, Deutschland einzutreiben, wäre eine für den europäischen Frieden bedenkliche Politik. Druck erzeugt Gegenbruch; aus Druck und Gegenbruch können schließlich Explosionen hervorgehen.«

Die Situation von 1905/06 wiederholte sich 1911. Die Leitung der deutschen Politik hatte jetzt Reichskanzler Bethmann Hollweg, die der englischen Grey. Beides bedeutete eine entschiedene politische Wendung. Im Gegensatz zu Bülows Politik der freien Hand erblickt Bethmann Hollweg sein Ziel in der Herstellung eines freundlichen Verhältnisses zu England. Greys Motive einwandfrei zu erkennen, reichen unsre Quellen noch keineswegs aus; doch ist so viel sicher, daß seine Politik durchaus nicht so einfach, so direkt auf den Krieg hinleitend war, wie die populäre Meinung in Deutschland annimmt. Es scheint sich vielmehr bei ihm um eine höchst verwickelte, zwar folgerichtige, aber keineswegs immer einheitliche und geradlinige Politik zu handeln. Es scheint, daß Greys leitender Gedanke war eine Politik der freien Hand, aber mit dem Vorbehalt, in dem Augenblick, wo ihm die Verhältnisse dafür günstig zu liegen schienen, zuungunsten Deutschlands in weltpolitische Fragen einzugreifen, im Not-

fall — aber im Gegensatz zu König Eduard eben nur im äußersten Notfall — auch auf die Gefahr eines Krieges hin.

Grey erneuerte nicht das Bündnisangebot König Eduards an Frankreich, erlaubte dafür aber schon 1906 Besprechungen der beiderseitigen militärischen Sachverständigen, die sich nun periodisch fortsetzten. Dadurch ergab sich eine von Grey entschieden nicht beabsichtigte, zunächst allerdings nur moralische Bindung Englands, die aber im kritischen Moment, wie dies dann 1914 geschah, fast unausweichlich in eine auch tatsächliche Unfreiheit Frankreich gegenüber umschlagen mußte. In diesen militärischen Besprechungen trat an Stelle der früher geplanten Landung des englischen Expeditionskorps in Schleswig eine solche in Belgien. Dadurch wurde Belgien in die deutschfeindliche Politik hineingezogen. Indem weiter England Belgien zu bewegen verstand, den Kongostaat zu annektieren, konnte es nun, mit der Sorge um deutsche Absichten auf den Kongo Belgien jederzeit vollkommen firme machen.

Schon 1909 regte Bethmann Hollweg den Austausch friedlicher Erklärungen an; Grey lehnte ab. Am 21. Mai 1911 rückten die Franzosen in Fez ein; am 1. Juli erschien der deutsche »Panther« vor Agadir. Rieberlen-Wächter, der auf deutscher Seite die Verhandlungen führte, scheint von vornherein nicht eine Festsetzung in Marokko, sondern ein deutsches Zentralafrika angestrebt zu haben. Die deutschen Kolonien lagen in ungünstigster Weise zusammenhanglos in der Welt zerstreut; die Möglichkeit, sie zu einem großen Gebiet zu vereinigen, bestand nur in Zentralafrika. Aber wieder schritt England ein, drohte durch den Mund Lord Georges geradezu mit dem Kriege. Daraufhin schränkte Deutschland seine Forderungen an Frankreich wesentlich ein; so kam es zu dem Kongoabkommen vom 4. November 1911, das Deutschland eine Einzelerweiterung, nicht aber einen großen zusammenhängenden Afrikabesitz brachte. Zum zweitenmal war England, um Deutschlands koloniale Ausdehnung zu hindern, zum Kriegsentwurf bereit gewesen, hatte Deutschland bewiesen, daß es lieber koloniale Ansprüche preisgeben, als daß es um ihre willen einen Weltkrieg entfesseln wolle.

Auch Frankreich war noch einmal dem Kriege ausgewichen, aber die Krise von Agadir hatte hier sehr eigenartige Folgen. Im

Anfang des 20. Jahrhunderts hatte zum erstenmal in Frankreich der Revanchegedanke ein Abflauen erkennen lassen; in weiteren Kreisen fing man an, die Möglichkeit eines endgültigen europäischen Friedens wenigstens zu erwägen. Das wurde jetzt, nach Agadir, anders. In dem Bewußtsein, daß man auf England sicher rechnen könne, flammte das Nationalgefühl hell auf. Der Chauvinismus wurde neu belebt. Es erwuchs die »neue Jugend«, erfüllt von dem »neuen Geiste«. Man feierte den Krieg als Erneuerer des nationalen Lebens. Der Gedanke an die Möglichkeit einer militärischen Offensive schlug wieder Wurzel. Man erörterte in herausfordernder Weise die elsass-lothringische Frage. Es war zu erwarten, daß, wenn man sich abermals vor die Kriegsfrage gestellt sah, man ihr schwerlich ausweichen würde.

Dagegen war in England zwar nicht ein Umschlag, aber doch ein gewisses Schwanken in der Stimmung wahrzunehmen. Die Handelsrivalität gegen Deutschland wurde nicht mehr so stark betont wie früher. Die radikalen Strömungen gegen die deutschfeindliche Politik des Kabinetts machten sich stärker geltend. Derartiges war wohl bestimmend dafür, daß Grey dem Versuch einer Verständigung sich jetzt nicht versagte. Es geschah in der Sendung Halbanes nach Berlin im Februar 1912. England wünschte Einschränkung der deutschen Flottenvermehrung. Deutschland verlangte als Gegenleistung wenigstens die relative Neutralität Englands, nämlich in dem Fall, daß Deutschland ein Krieg aufgezwungen würde. Grey lehnte jedes direkte Neutralitätsabkommen ab, wollte nur versprechen, keinen nicht herausgeforderten Angriff zu unternehmen. Er blieb in solchem Verhalten seiner Gesamtpolitik treu: von seinem Standpunkt aus wollte er nicht darauf verzichten, freie Hand zu haben, um in einem Moment, der ihm dazu günstig erschien, gegen Deutschland einzugreifen. Er tat dies, als zwei Jahre später ihm ein solcher Moment gekommen schien: seine Entscheidung vom 29. Juli 1914 ist doch nicht ein willkürlicher oder zufälliger Entschluß, sondern das naturgemäße und unausweichliche Schlussergebnis einer jahrzehntelangen in ihren Mitteln wechselnden, aber in ihren Tendenzen konsequenten und zielbewußten Politik.

Überraschend war nur, daß die Krisis, die die Entscheidung zwischen England, Frank-

reich und Deutschland brachte, nicht, wie man nach dem bisherigen Verlauf der Dinge hätte annehmen sollen, aus den Fragen der maritimen Politik, sondern aus der Balkanpolitik entsprang. Doch auch hier war ihr eine lange Entwicklung vorausgegangen. Deutschlands Beteiligung an der Orientpolitik erfolgte im Gegensatz zu dem System Bismarcks. Auch hier war wie bei der maritimen Politik der junge Kaiser das treibende Moment; ihm gebührt das Verdienst, beizeiten erkannt zu haben, daß Deutschland, wenn es aus seiner kontinentalen Klemme herauskommen wollte, zu Lande auf die Donaulinie, auf den Weg nach Südosten angewiesen sei. Schon 1840 hatten gleichzeitig Moltke und List den Wert einer Verbindung mit der Türkei betont. Doch erst fast sechzig Jahre später, als seit 1897 Baron Marschall das Deutsche Reich in Konstantinopel vertritt, beginnen die engeren Beziehungen zur Türkei. Am 8. November 1898 erklärt Kaiser Wilhelm in Damaskus, er werde zu allen Zeiten der Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner sein, die in dem Sultan ihren Kalifen verehrten.

Deutschland sucht im Orient nicht Kolonien, nicht Besiedlung, sondern Rohstoffbezug und Absatzmarkt. Ihren bezeichnendsten Ausdruck findet die deutsche Orientpolitik in der Bagdadbahn, für die 1899 die zweite Konzeption — die erste hatte keine größeren praktischen Wirkungen gehabt — erteilt wird. Die Bagdadbahn soll ihr Ende im Persischen Golf finden. Damit aber hat sie eine Spitze gegen England: sie bedeutet eine Bedrohung der Linie Kairo—Kalkutta in der Flanke. Je weiter die Bagdadbahn vorschreitet, um so mehr wird sie von England bekämpft. 1905 erklärt Lansdowne, die Anlage eines befestigten Hafens im Golf als Endpunkt der Bahn werde man als eine sehr ernste Bedrohung britischer Interessen ansehen, der man sich mit allen Mitteln widersetzen werde. Als Gegenspiel sucht England die ganze Küstenstrecke nach Indien in seine Hand zu bringen: 1906 muß ihm die Türkei die Sinaihalbinsel preisgeben; die arabischen Stämme werden gegen die Türkei aufgewiegelt; in Mesopotamien faßt England zunächst wenigstens wirtschaftlich Fuß.

Als Haupttrumpf aber spielt man gegen die deutsch-türkische Freundschaft die Verständigung mit Rußland aus. Sie erfolgt durch den Vertrag von 1907. Er sichert Afghani-

stan für England, grenzt in Persien die Interessensphären ab, wobei Südpersien an England fällt. Dadurch sieht sich Rußland vom Persischen Golf und somit vom Indischen Ozean abgedrängt. Durch den Japanischen Krieg ist ihm der Weg zum Stillen Weltmeer versperrt. Es ist jetzt in seinem Drang zum offenen Meer von neuem auf den nahen Orient verwiesen, muß da mit Deutschland zusammenstoßen.

Der erste Schritt auf dem neuen Wege, auf den England Rußland zu drängen wußte, waren die Abmachungen bei Eduards VII. Besuch in Reval im Juni 1908. Es scheint hier nichts Geringeres verabredet zu sein als eine Aufteilung der Türkei unter Ausschluß Deutschlands; den Ausgangspunkt sollten umfassende Reformen in Mazedonien unter der Ägide Rußlands und Englands bilden. In Berlin war man offenbar nicht im unklaren über diese Pläne, wie das Fürst Bülow andeutete: »Wir haben damit zu rechnen, daß, wenn wir oder Österreich-Ungarn mit einer der Ententemächte in einen ernststen Interessenkonflikt geraten sollten, die Ententen und Verständigungen sich als konkrete Bündnisse verbichten würden, so daß wir zusammen mit Österreich-Ungarn uns einer starken Koalition gegenübersehen könnten.«

Im Juli 1908 erfolgte die jungtürkische Revolution. England hoffte die Türkei wieder an sein Gängelband zu bekommen, ließ deshalb das Revaler Programm vorerst fallen. Die Jungtürken beabsichtigten, zu dem neuen türkischen Parlament auch Abgeordnete aus Bosnien zu berufen: deshalb sprach Österreich am 5. Oktober 1908 die Annexion Bosniens aus. Es geschah dies im vollen Einvernehmen mit Rußland: Iswolski selbst hatte, ohne auf Serbien Rücksicht zu nehmen, die Annexion Bosniens und des Sandschat angeregt gegen die Gegengabe der freien Dardanellendurchfahrt für Rußland. Ahrenthal gab sogar den Sandschat preis, wahrscheinlich auf den Einspruch Italiens hin. Gegen die Dardanellendurchfahrt aber erhob jetzt England Protest, wohl um die neuen Machthaber in Konstantinopel ganz zu gewinnen; Rußlands Zustimmung suchte es auf Deutschland abzulenkten. Dazu kam das Auftreten Serbiens. Hier hatte unter der neuen Dynastie Kara-georgewitsch die großserbische Agitation eingesetzt. Man proklamierte als Ziel das Reich Stefan Duschans aus dem 14. Jahrhundert

mit Serbien, Kroatien, Slawonien, Bosnien, der Herzegowina; man gefiel sich in der Auffassung, daß Serbien die Rolle eines östlichen Piemont zukomme. Ministerpräsident Novakovich verkündete das Programm: »Vom Timof bis zur Adria, vom Wardar bis zum Fuße der Alpen.« Minister Milovanovic sagte: »Österreich muß der Weg zum Ägäischen Meere versperrt werden, es muß aufhören, ein Balkanstaat zu sein.« Protitsch erklärte: »Zwischen uns und Österreich kann nur Friede und gute Nachbarschaft bestehen, wenn Österreich darauf verzichtet, eine Großmacht zu sein und sich entschließt, die Rolle einer östlichen Schweiz zu übernehmen.« Bei derartigen Bestrebungen empfand man die Annexion Bosniens als einen Schlag ins Gesicht. Man verlangte Landentschädigung und Autonomie Bosniens. Hinter Serbien aber stellte sich Rußland. England war bestrebt, den Konflikt zu verschärfen. Churchill hat in seiner Rede vom 11. September 1914 zugestanden, daß schon damals der große Krieg durchgeführt werden sollte, daß er nur unterblieb, weil Rußland, militärisch unfertig, den Drohungen Deutschlands nachgegeben habe. Deutschland eben ließ keinen Zweifel, daß es bei einem Konflikt neben Österreich treten werde. Da wich Rußland zurück, ließ Serbien fallen. Zum erstenmal hatte hier auch Deutschland den Kriegsentluß ausgesprochen: was es für seine afrikanischen Bestrebungen nicht hatte tun wollen, dazu hatte es sich hier entschlossen; es war bereit, gegen den Plan, es durch die Zertrümmerung der Balkanstellung Österreichs ganz vom Orient abzusperrern, die Entscheidung der Waffen anzurufen.

In Rußland empfand man den Ausgang der bosnischen Krisis als nationale Demütigung. Die Beziehungen zu Deutschland blieben gespannt; auch die Potsdamer Entrevue 1910, wo man sich zusicherte, sich in keine Kombination mit aggressiver Spitze gegen den andern Teil einzulassen, brachte keine wirkliche oder dauernde Besserung. Jetzt flammte in Rußland der Panlawismus hell auf. Ursprünglich eine Propaganda nur im Sinne der Zusammenfassung der slawischen Rassen, hatte er in den siebziger Jahren vor allem durch Danilewski und Katkow sich zu einer zielbewußten Agitation im Sinne der Vorherrschaft Rußlands, der Zertrümmerung Österreichs und der Türkei entwickelt. Er griff nach der Unter-

drückung der russischen Revolution reizend um sich. Er bemühte sich, einmal eine Ausföhnung des russisch-polnischen Gegensatzes herbeizuführen; wandte sich sodann besonders an die Tschechen und die Serben. Indem er so im Balkan sein Objekt erblickte, bedeutete er nichts Geringeres als die Absperrung Österreichs und mit ihm auch Deutschlands vom Orient.

Der Panlawismus wurde wesentlich bestimmend für den Balkanbund. Schon 1908 hatte Tswolski einen solchen geplant, 1912 wurde er begründet. In seiner ursprünglichen Anlage war er gegen Österreich gerichtet; es war eine von Rußland nicht gewünschte Abbiegung, daß sich die Balkanstaaten zuerst gegen die Türkei wandten. In raschen Schlägen wurde die europäische Stellung der Türkei zertrümmert. Österreich verhielt sich rein defensiv, nahm sogar von einer Besetzung des Sandtschat Abstand. Dagegen widerlegte es sich einer Ausdehnung Serbiens bis zur Adria. Wieder stellte sich Rußland hinter Serbien; wieder wurde der österreichisch-serbische zu einem österreichisch-russischen Konflikt. Aber zuletzt entschied sich im März 1913 Rußland für den Frieden, sicher nur, weil es sich militärisch noch nicht kriegsfertig fühlte, und gab die serbischen Ansprüche preis. England hatte sich diesmal ziemlich passiv verhalten.

Der neue Balkankonflikt hatte noch einmal Österreich und Italien zusammengeführt. In der bosnischen Krise hatte Italien gegen Österreich gearbeitet; ohne auf seine Verbündeten die geringste Rücksicht zu nehmen, hatte es 1911 Tripolis der Türkei geraubt. Jetzt sahen sich beide Staaten in ihrer Adria-Stellung durch den slawischen Expansionsdrang bedroht: ein letztes Mal fanden sie sich zu gemeinsamem Handeln zusammen; doch waren ihre Interessen nur in der Negation zu vereinigen: es kam nur das Kunstprodukt Albanien heraus, das von vornherein alle Zeichen der Lebensunfähigkeit aufwies. Wie wenig man aber auf Italien noch rechnen konnte, zeigte sich rasch genug: als Österreich nach dem zweiten Balkankriege, der sich unter den Siegern um die Beute entwickelte, und der Bulgarien um den größten Teil seiner Erfolge gebracht hatte, ein Einschreiten gegen das bedrohlich um sich greifende Serbien ins Auge faßte, stieß es bei Italien auf Widerspruch; es nahm daraufhin von seinem Vorhaben Abstand.

Wie gespannt auch nach dem Balkankriege die politische Lage blieb, erwiesen klar die Ereignisse der nächsten Monate. Im April 1913 kam in Deutschland die große Wehrevorlage. Im August beschloß man in Frankreich unter russischem Druck die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit. Im September bewilligte Frankreich an Rußland eine neue Milliardenanleihe für den Bau strategischer Bahnen. Im Herbst beabsichtigte Rußland den Einmarsch in Armenien, unterließ ihn nur auf entschiedenen Widerspruch Deutschlands. England okkupierte 1913 Ruweit, den geplanten Endpunkt der Bagdadbahn, begann Mai 1914 mit Rußland die Verhandlungen über ein Marineabkommen. Gleichzeitig aber nahm es die Politik eines Verständigungsversuchs mit Deutschland wieder auf. Nach längeren Verhandlungen kam es zu dem Vertrag vom 15. Juni 1914. Wir sehen hier noch sehr wenig klar: anscheinend wollte jetzt England Konzessionen in Zentralafrika gewähren, verlangte dafür von Deutschland den Verzicht auf das Endstück der Bagdadbahn von Basra bis zum Golf. Wie weit England seine afrikanischen Konzessionen ernst meinte, ob es nicht bloß der deutschen Orientpolitik eine Falle stellen wollte, bleibt einstweilen noch völlig unsicher. Nur so viel wird man sagen können, daß in diesen letzten Stadien auf der Gegenseite nicht mehr England die vornehmlich treibende Kraft war, sondern Rußland.

In Rußland war der Ausgang der letzten Balkankrise als eine neue schwere Niederlage empfunden worden; er bewirkte die Eini-gung aller Parteien in der Auslandspolitik. Die Regierung hatte die Überzeugung, daß sie es nicht wagen dürfe, sich noch einmal der panlawistischen Strömung in den Weg zu stellen, wenn sie nicht eine zweite Revolution befeuern wolle. Die Konservativen wünschten einen siegreichen Krieg, um aus den inneren Wirren herauszukommen. Die Liberalen hegten ausgesprochene Sympathien für England, glaubten im Bündnis mit diesem auch daheim zu einer freiheitlichen Entwicklung zu gelangen, machten Deutschland für die Reaktion im Inneren mitverantwortlich. Die Industrie hoffte sich der deutschen Konkurrenz zu entledigen. Die Bauern waren, zumal seit der Agrarreform Stolypins, landhungrig, erwarteten, auf deutschem Boden befriedigt werden zu können. So steht jetzt das ganze Volk hinter der Offensivpolitik. Schon spricht

die Presse unverhüllt von der bevorstehenden Liquidation Österreichs; nur sind einige politische Kreise noch bereit, diese Hand in Hand mit Deutschland zu machen.

Im Februar 1914 tut Rußland vorbereitende Schritte zu einem neuen Balkanbund. Anfang März beginnen Truppenzusammenziehungen an der Westgrenze. Am 13. März schreibt die Petersburger Börsenzeitung: Rußland will den Frieden, ist aber zum Kriege bereit. Am 13. Juni sagt die halbamtliche Petersburger Zeitung: Frankreich und Rußland wollen den Krieg nicht, aber Rußland ist bereit und hofft, daß Frankreich es gleichfalls sein wird.

Vierzehn Tage später, am 28. Juni, wird Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet.

Der Stein kam ins Rollen. Ob es bei allseitig gutem Willen hätte gelingen können, ihn noch einmal aufzuhalten? Die Möglichkeit läßt sich nicht in Abrede stellen, und insofern hat es seinen guten Sinn, wenn man festzustellen sucht, wo und wie weit dieser Wille zur Verständigung vorhanden war, und wo nicht, wer hier ein reines Gewissen hat. Aber selbst wenn in jenen Julitagen der Krieg noch einmal vermieden wäre, der Konflikt wäre damit nur aufgeschoben, nicht gelöst worden. Binnen kurzem hätte zum viertenmal das Orientproblem sich drohend erhoben. Zu verschiedene Bestrebungen liefen in ihm zusammen: der Drang Rußlands nach dem offenen Meere; die Forderung Englands, das gesamte Hinterland des Weges nach Indien in seiner Gewalt zu haben; das Trachten des Panlawismus, Österreich als Großmacht zu zertrümmern; umgekehrt das Lebensinteresse Österreichs, aus seiner Balkanstellung nicht herausgeworfen zu werden; endlich der Anspruch Deutschlands, den einzigen Ausgang

aus der kontinentalen Enge, den Weg nach dem Orient, sich nicht abschneiden zu lassen. Das waren so entgegengesetzte Tendenzen, daß hier die Macht entscheiden mußte. Gewiß hätte Deutschland, wenn es auf Betätigung im Orient verzichtete, wenn es Österreich als Balkanstaat fallen ließ, den Krieg vermeiden können, aber es konnte dies nur, wenn es seine Zukunft preisgab. Es mußte entweder die Gefahr des Kampfes auf sich nehmen, oder Macht zweiten Ranges werden, hatte nur die Wahl zwischen Weltmacht und Niedergang; zu oft und zu klar hat die Geschichte gezeigt, daß eine Großmacht nur lebt, solange sie den Willen zum Wachstum hat, daß, sobald sie freiwillig aus dem Wettstreit ausscheidet, für sie das Absterben beginnt. Gewiß wollten die Leiter Deutschlands — zu Anfang vielleicht auch der eine oder andre der Staatsmänner der andern Mächte — keinen Krieg, aber die Dinge waren stärker als die Menschen. Nein, der Weltkrieg ist nicht entstanden aus Schuld oder Versehen der Diplomaten, auch nicht aus wirtschaftlicher Rivalität — sie ist doch nur etwas Begleitendes, eine Triebfeder neben vielen andern —, sondern aus dem Zusammenstoßen der großen politischen Gegensätze und Ideen. Daß diese sich gerade in den Höhepunkten der Entwicklung der Staaten nicht friedlich ausgleichen lassen, hat die Geschichte wieder und wieder gezeigt. Auch in unserm Falle lehrt uns vorurteilslose Betrachtung, daß dieser Krieg nur das unausbleibliche Ergebnis der vorausgehenden Entwicklungen ist, daß nach dem Verlauf, den die Dinge eingeschlagen, die Katastrophe, diese Prüfung der europäischen Menschheit auf Herz und Nieren kommen mußte, daß sie sich vielleicht etwas verschieben, sicher aber nicht vermeiden ließ.

### Quartier in Sedan

Tiefer brennen die Lichter,  
Lauter rauscht nun der Strom vom Wehr.  
Gaukelnder Nacht Gesichter,  
Kommt ihr aus des Kamines flammenden Glutten her?

Wie erfüllt sich das Zimmer!  
Nicht den Möbeln an hoher Wand?  
Heben im Kerzenschimmer  
Nicht verblichene Bilder drohend die welke Hand? ...

Knabe war ich an Jahren,  
Worten der Männer hab' ich gelauscht,  
Wie vor des Siegers Scharen  
Französische Fahnen im Abendwinde von Sedan gerauscht.

Helmut Richter

Selber nun bin ich gezogen  
Für meinen Kaiser ins welsche Land,  
Ein glitzernder Regenbogen  
Schauriger Wunder des Krieges war über mir ausgepannt.

Droht nur, französische Ahnen!  
Nicht nur, ihr Möbel im fremden Gelaß!  
Stolz flattern des Siegers Fahnen  
Hoch über der feindlichen Dörfer unendlichem Haß.

Ich bin fröhlich, ich diene  
Meinem Deutschland in Not und Leid! —  
In Sedan am roten Kamine  
Lauch' ich dem Echo und hallenden Sturmruß der Zeit.

Helmut Richter

# Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XXXII

Stellungsänderung im Westen — Die andern Fronten — Der Seekrieg — Die russische Revolution

Strategie«, schrieb Gneisenau am 27. Januar 1814 an den Freiherrn vom Stein, »ist die Wissenschaft des Gebrauchs von Raum und Zeit. Ich bin weniger geizig auf jenen als auf diese. Raum mögen wir wiedergewinnen, verlorene Zeit nie wieder.« Auch die Gegenwart hat uns gelehrt, daß die Kunst des Feldherrn nicht allein im Vorwärts-, sondern auch im Rückwärtsgehen bestehen kann: der Rückzug Joffres von Belgien nach der Marne, der Moltkes von der Marne zur Aisne und Somme, der Hindenburgs von Warschau und Iwangorod an die schlesische Grenze dienten im Grunde alle offensiven Absichten, da sie für die erstrebte große Schlachtentscheidung die Bedingungen verbessern sollten. Vollends stellt aber die neueste Leistung Hindenburgs im Westen fast eine lebendige Illustration der Worte Gneisenaus dar.

Bis Mitte Februar zog sich die deutsche Front bekanntlich von der belgischen Grenze bei Ypern über Lens zu den östlichen Vorstädten von Arras, von da mit leichter Ausbuchtung nach Westen zur Aisne eine Meile nördlich Albert, sodann mit ziemlicher östlicher Ausbiegung über Gueudecourt und Bouchavesnes nach Peronne. Hier begann wieder eine beträchtlich nach Westen gekrümmte Linie, die über Chaulnes, westlich von Repe, Rebi-court a. d. Dise die Aisne etwa zwei Meilen unterhalb von Soissons erreichte und dem nördlichen Flußufer ungefähr bis Berry au Bac folgte. In dem Stück zwischen Arras und Aisne haben sich nun gewaltige Veränderungen vollzogen. Bis Anfang April sind die deutschen Truppen so weit zurückgezogen worden, daß die nachrückenden Engländer und Franzosen folgende neue Front bilden konnten: von Arras über Croisilles—Havrincourt bis dicht südlich von St. Quentin nach Vendeuil a. d. Dise. Im stumpfen Winkel nach Süden abbiegend, erreicht sie wenig östlich von Coucy le Chateau die Ailette, um dann über Leuilly und Wregny (1½ Meilen östlich von Soissons) die Aisne zu gewinnen. Ein mächtiges Gebiet haben die Feinde hierdurch wieder in ihre Gewalt bekommen. Aber 120 Kilometer ist die Strecke Aisne—Arras lang; in der Mitte nordöstlich der Dise bis Peronne ist der aufgegebene Streifen etwa 30 bis 40, rechts und links

davon 10 bis 15 Kilometer tief; Hunderte von Dörfern, mehrere größere Ortschaften wie Bapaume, Peronne, Royon, Repe, Resle, Ham und andre, die blutgetränkten, mit solcher Energie vier Monate lang umstrittenen Gefilde der Somme und Aisne sind dem Feinde ausgeliefert worden.

Aber in welchem Zustande erhält der Feind das aufgegebene Gebiet! Alles ist zerstört worden, was irgendwie militärischen Wert hat: die Dörfer, soweit sie nicht schon von den feindlichen Granaten zertrümmert waren, sind vernichtet, die Brücken abgebrochen, die Wegkreuzungen gesprengt, die Brunnen und Wasserleitungen verschüttet, die Bäume niedergelegt, zum Teil weggeschleppt, die Felder durch Granaten und andre künstliche Zerstörungsmittel zerpflügt, durch Reste von Gräben, Straßen und Eisenbahnen sowohl für den Anbau wie für den Verkehr fast unbrauchbar gemacht worden. Noch nie ist in einem Kriege die Bevölkerung in gleichem Grade in Mitleidenschaft gezogen worden wie in diesem, und nicht zum erstenmal ist die systematische Zerstörung großer Landstrecken versucht worden; wir brauchen nur an die russischen Leistungen in Ostpreußen, Galizien und Polen zu erinnern. Diese gesteigerte Furchtbarkeit des Krieges ist die Rehrseite des Volkskrieges. Da alle Staaten bemüht sind, den Kampf mit der ganzen Volkskraft zu führen, so ist einerseits die Zerstörungskraft gewachsen, anderseits auch die Notwendigkeit, das feindliche Gut zu vernichten, um die feindlichen Widerstandsmittel zu verringern. Weder die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts noch die Napoleons haben ein Gebiet in dieser Weise zur Einöde machen können. Ludwigs XIV. General Melac konnte wohl Heidelberg, Worms und manche andre schöne Stadt und Burg in Asche legen, aber die Absicht, eine wüste Zone zwischen Frankreich und seine Feinde zu legen, mißlang; es mangelte an Zeit, Leuten und Mitteln, das Werk zu vollbringen. Heute können die riesigen Armeen mit ihrer unendlich gesteigerten Zerstörungskunst binnen kurzem Milliardenwerte zerstampfen, und es ist die Aufgabe des Feldherrn, die Zeit zum Vernichtungswerk zu finden, wenn er es für nötig hält.

Diese Aufgabe ist von der deutschen Seeres-



leitung glänzend gelöst worden. Die Vorbereitungen zu Rückzug und Zerstörung, die offenbar mehrere Monate in Anspruch genommen haben, wurden dem Feinde so geschickt verborgen, daß er gar nicht versuchte, die Vernichtungsarbeiten durch einen plötzlichen Angriff zu unterbrechen und den Rückzug zu stören. Mit Genugtuung dürfen wir feststellen, daß die Materialvernichtung weit gründlicher erfolgte als auf den verschiedenen russischen Rückzügen, während die Behandlung der Bevölkerung von dem humanen Geiste geleitet war, der die deutsche Kriegsführung überhaupt beherrscht: im Gegensatz zur russischen Praxis, die die Einwohner massenweise ins Elend trieb oder gar als Truppenbedeckung benutzte, hat das deutsche Oberkommando die für den Krieg unbrauchbaren Franzosen an einigen Punkten versammelt und mit Lebensmitteln versehen, bis ihre einrückenden Landsleute sie weiterverforgen konnten; die übrigen sind sorgsam aus dem Feuerbereich entfernt worden.

Es leuchtet ein, daß auch ein freiwilliger Rückzug aus der nächsten Nachbarschaft des Feindes mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Auf dem Marsche ist ja stets ein beträchtlicher Teil der Truppen, besonders der Artillerie, nicht sogleich verwendungsbereit, ein plötzlicher wuchtiger Angriff kann also die größten Gefahren bringen. Es ist deshalb ein großer Triumph, daß die Feinde den deutschen Rückzug trotz ihrer Überzahl an Fliegern und ihres großen Spionagegebietes erst bemerkten, nachdem die deutsche Hauptmacht ihre neuen Stellungen bereits nahezu erreicht hatte, und noch tagelang vorgeschobene, schon geräumte Posten beschossen. Wir haben schon das letztemal angedeutet, welche Vorteile mit der Frontverlegung verbunden sind: Verkürzung der Linie, Ersparnisse an Truppen, Erschwerung des Angriffs, da der Feind sich in dem zerrwühlten Gelände nur langsam bewegen, namentlich seine schweren Geschütze nur mit großer Anstrengung verschaffen kann. Die Schwierigkeiten des deutschen Rückzuges treffen den Feind in erhöhtem Maße, da inzwischen starker Regen das Gelände noch mehr zerrissen hat und die deutschen Geschütze seine Weg- und Grabenbauten täglich stören können. Die feindlichen Truppen machen einen schlechten Tausch: aus sorgfältig gepflegten Gräben und Unterständen kommen sie in eine Wüste und müssen im

Schlamm unter dem Feuer der Deutschen sich neue Quartiere errichten. Umgekehrt steht es bei den Deutschen. Die bisherige Stellung war zum guten Teil in der Eile, in der Not des Augenblicks, während des Kampfes geschaffen worden, mußte also manche Mängel aufweisen; die neue ist in Ruhe ausgewählt und ausgebaut worden, wird also stärkeren Widerstand und mehr Bequemlichkeit gewähren können als die bisherige. Die Feinde müssen also ganz neue Vorbereitungen treffen, um an diese Stellung heranzukommen, wenn sie nicht gar überhaupt auf den Angriff an dieser Stelle verzichten müssen. Wählen sie einen andern Angriffspunkt, so müssen sie zeitraubende Umgruppierungen vornehmen, und eine solche erzwungene Verschiebung des geplanten Angriffs bedeutet stets einen empfindlichen Nachteil: sie ist ein Verlust an Zeit, des nach Gneisenau wichtigeren der beiden strategischen Elemente. Verschiebung des Angriffs bedeutet in diesem besonderen Falle Zeitgewinn für die nachdrücklichere Einwirkung des deutschen U-Boot-Krieges, also späteren Angriff mit geschwächten Kräften.

Mitte März sollte nach einer französischen Ankündigung ein großer Angriff einsetzen, er begann aber erst am 9. April und richtete sich nicht gegen die zurückgelegte Front, sondern gegen den unmittelbar nördlich anschließenden Abschnitt zwischen Lens und Henin südöstlich Arras. Trotz ungeheurem Munitionsaufwand haben die Engländer nur einen Anfangserfolg durch die Wegnahme einiger Dörfer nordöstlich Arras erlangt, schon am zweiten Tage wurden sie hier gebremst, und südöstlich von Arras erlitten sie gar bei Bullecourt eine kräftige Schlappe (11. April). Ein großer französischer Parallelangriff im Norden und Osten von Soissons ist bisher über die Vorbereitungen nicht hinausgekommen. Selbst wenn die Feinde etwa schon vorher entschlossen waren, an einer andern Stelle als der verlegten Front anzurennen, hat ihnen der deutsche Stellungswechsel ihre Pläne zerrissen, denn mit den hier ersparten Divisionen können andre Frontteile verstärkt werden, und überdies können die Gegner schwerlich gleichzeitig zwei große Unternehmungen dauernd durchführen: einen Angriff und die Befestigung des freigewordenen Gebietes. Denn stets müssen sie dabei mit einem kräftigen Gegenstoß rechnen, also große Reserven zur Hand haben. Weit mehr, als wir vor einigen Wochen ver-

muten konnten, hat also die deutsche Heeresleitung der feindlichen ihren Willen aufgezwungen.

Es wäre heute ein kaum ausführbares Unterfangen, auf Grund der wenigen Nachrichten eine genauere Beschreibung des Rückzuges geben zu wollen. Nur so viel können wir sagen, daß um den 19. März die deutsche Bewegung von einer Stellung in die andre beendet gewesen sein muß, da an diesem Tage der Heeresbericht und ein Dankerlaß des Kaisers an Hindenburg sie der Öffentlichkeit als gelungen verkündete. Wo die neue deutsche Hauptstellung heute im einzelnen zwischen Arras und der Aisne verläuft, ist noch nicht bekannt; es ist recht gut möglich, daß die Vorkämpfe noch einige Zeit weitergehen und die Gegner noch manches »eroberte« Dorf melden können, und ebenso ist nicht ausgeschlossen, daß an andern Stellen eine ähnliche Verlegung und Verstärkung vorgenommen wird.

Mit dieser großen strategischen Leistung und der noch im Fluß begriffenen Schlacht können sich die andern Ereignisse an Bedeutung nicht messen, obgleich an mehreren Stellen größere Gefechte geliefert sind. Im Westen waren die Stätten unsrer letzten Erfolge, die Champagne und das Maasgebiet, wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe, die günstig für uns verlaufen sind. In der Champagne wurde, nachdem in der ersten Monatshälfte mehrere zum Teil durch Trommelfeuer eingeleitete französische Angriffe verlustreich abgeschlagen worden waren, in der letzten Märzwoche die eroberte Stellung durch Erstürmung einiger Gräben unter Gefangennahme mehrerer hundert Mann erweitert (am 27. März), und nördlich Reims bei Capigneul in der Flanke der französischen Angriffsrichtung brachte ein größerer Vorstoß 850 Gefangene und reiche Beute ein (4. April). Geringere Erfolge wurden rechts der Maas im Caurièreswalde (9. März) und links im Walde von Malancourt (18. März) erzielt.

An der Ostfront trug der Krieg denselben Charakter wie im Februar: es gab einige größere örtliche Angriffe, daneben Feuerüberfälle und Unternehmungen durch Stoßtrupps. Wie stets haben sich die verbündeten Truppen den Russen überlegen gezeigt und ihnen in mehreren glücklichen Vorstößen harte Verluste zugefügt. In der Front des Prinzen Leopold bestand der größte März-Erfolg in

der Erstürmung eines russischen Brückentopfes am Westufer der Tschara, östlich von Baranowitschi (26. März), wodurch einem etwaigen russischen Angriff an dieser Stelle ein schweres Hindernis bereitet wurde. Daneben verdienen noch einige Vorstöße nördlich der Bahn Bzow—Tarnopol (12. März) und bei Jamnica südlich des Dnjestr (14. März) besondere Erwähnung. Weit übertroffen aber wurden diese Erfolge durch die Erstürmung des Brückentopfes von Tobolsk am Westufer des oberen Stochod, wobei fast 10 000 Mann mit 15 Geschützen gefangen wurden (3. April).

Der Armee des Erzherzogs Josef sind in den ostgalizischen Karpathen einige besonders glückliche Schläge gelungen. Am 8. März erstürmte sie die 1340 Meter hohe Grenzhöhe des Magyaros, die zwischen den Flüssen Uj und Czobanos eine vorzügliche Beobachtungs- und Artillerieposition gewährt. Der Erfolg wurde mit der Einnahme einiger Gräben nördlich Czobanos (am 23.) und einer Höhenstellung südlich des Uj (am 27.) vervollständigt. Fast 2000 Gefangene blieben nebst reichem Kriegsmaterial in der Hand der Sieger, die selbst dank ihrer artilleristischen Überlegenheit nur geringe Verluste erlitten. Außerdem wurde in der südlichen Bukowina lebendig gefochten, wobei die Russen wieder beträchtliche Einbußen erlitten.

Angleich stärker als in den letzten Monaten war die Kampfaktivität an der Mazedonischen Front. Nach zahlreichen kleinen Angriffen im Februar und Anfang März erschöpften die Franzosen auf dem Westflügel, von Monastir bis über den Ochridasee hinaus, eine Woche lang drei bis vier Divisionen in täglichen Sturmangriffen (13. bis 21. März), ohne trotz großen Opfern irgendeinen dauernden Gewinn zu erzielen. So groß waren die Verluste, daß ein neuer Angriff nach einer mehrtägigen Erholungspause sofort erlahmte (26. März) und nicht wiederholt worden ist. Die strategische Idee, die Carraills Vorgehen zugrunde lag, ist nicht zu erkennen. Daß er auf einen Durchbruch und eine Entlastung der Russen in der Moldau gerechnet haben soll, erscheint nach den bisherigen Erfahrungen ausgeschlossen, zumal da der Angriff zwischen den beiden Seen und im Gebirgsland nördlich von Monastir besondere taktische Schwierigkeiten bot. Das Ganze macht den Eindruck einer Verlegenheitsaktion. Da politische

Gründe, die gegenüberstehende verbündete Armee und die Tauchboote den Abbruch des Saloniki-Unternehmens nicht gestatten, so wollte man vermutlich wenigstens durch einen Angriff die Verbündeten hindern, Truppen nach einer andern Front abzugeben. Auch die Hoffnung der französischen Regierung mag mitgesprochen haben, durch einen wenn auch geringen taktischen Erfolg ihr wankendes Ansehen zu Hause zu verbessern.

Auf den außereuropäischen Kriegsschauplätzen hat sich das Bild insofern zu unsern Ungunsten verändert, als die Engländer Bagdad genommen haben (13. März) und die Türken in Persien zurückgewichen sind. Aber eine Vernichtung der türkischen Armee ist den Feinden weder hier noch dort gelungen, anscheinend nicht einmal eine ernstliche Schädigung. Jedenfalls ist an einen konzentrischen Angriff auf Kleinasien nicht zu denken, da in Armenien die Russen nicht vorwärtskommen und die Engländer an der Sinaifront bei Gaza einen entschiedenen Mißerfolg erlitten haben (Ende März).

Noch günstiger als zu Lande haben die Mittelmächte zur See abgeschnitten. Die endgültigen Ergebnisse des Unterseebootskrieges in den ersten beiden Monaten übertreffen mit ihren 1642500 versenkten Tonnen die Erwartung unsrer Marinebehörde um ein beträchtliches, und besonders erfreulich war, daß der englische Anteil an den Versenkungen mehr als den Jahreszuwachs der englischen Handelsflotte betrug. Die neutrale Schifffahrt hat England immer mehr gemieden, in der Nordsee insbesondere ist der Verkehr mit England ganz ausgestorben. Die Wirkung des Tauchbootkrieges wurde trefflich ergänzt durch die zweite Raperfahrt des Grafen Dohna auf seiner »Möwe«, der — das Ergebnis seiner vorjährigen Fahrt weit übertreffend — binnen fünf Monaten im Atlantischen Ozean gegen 120 000 Tonnen an feindlichen Schiffen zerstörte, und auch auf dem Weltmeer eine Verminderung des englischen Handelsverkehrs feststellen konnte. Sein Bericht bewies ferner, daß der englische Handel durch den Krieg auch weniger leistungsfähig geworden ist, da sich die Zahl der guten Seeleute beträchtlich vermindert hat und die Handelskapitäne mit weniggeübten Mannschaften vorliebnehmen müssen. Von den aktiven Gegenmitteln der englischen Marine

gegen die U-Boote ist viel gesprochen, aber wenig gespürt worden, da nach den Mitteilungen des Reichsmarineamts die Verluste außerordentlich niedrig sind. In steigendem Maße beschäftigen sich Regierung und Nation in England mit der Sorge für die Lebensmittel- und andre Einfuhr; die Kohlenförderung ist infolge der verringerten Ausfuhr gesunken, und die Bundesgenossen Englands haben ihren Bedarf an englischen Kohlen nicht entfernt decken können.

Wie dieser Teil des Seekrieges können uns auch die sonstigen Leistungen der Marine mit Genugtuung erfüllen. Mehrere feindliche Torpedoboote und Hilfskreuzer, ein französisches Großkampfschiff sind vernichtet worden, ein neues Raperschiff auf dem Weltmeer, die Versorgung Ostafrikas, die Beschießung Dünkirchen und der englischen Küste aus der See und der Luft haben den Unternehmungsgeist unsrer Marine abermals im hellsten Lichte gezeigt und den Beweis erbracht, daß das Netz der englischen Seeherrschaft recht große Maschen hat.

Neue politische Wirkungen hat der Tauchbootkrieg, wie erwartet, gehabt. Da das frivole Beginnen der Amerikaner, das deutsche Sperrgebiet zu durchbrechen, einigen amerikanischen Schiffen den Untergang gebracht hat, haben die Vereinigten Staaten den Krieg erklärt. Welche Maßnahmen sie für den Fall der Kriegserklärung ergreifen werden, ist noch ebenso unklar wie vor einem Monat und wird in Deutschland mit Ruhe erwartet.

Ungleich stärker haben die russischen Vorgänge unsre Teilnahme erweckt.

Mit mehreren oppositionellen Strömungen hatte die russische Regierung seit einigen Jahrzehnten zu kämpfen: mit den Liberalen, d. h. der konstitutionell gesinnten Intelligenz der oberen Schichten; mit den Bauern, die eine Vermehrung ihres Landbesitzes und agrarische Reformen, wie Aufhebung der Dorfwirtschaft, forderten; mit den Fabrikarbeitern, die zum Teil unter dem Einfluß westeuropäischer sozialistischer Ideen nach Normalarbeitstag, höheren Löhnen, Koalitionsrecht u. dgl. strebten; endlich mit den »fremdstämmigen«, d. h. nicht großrussisch-moskowitzischen Völkern, wie den Letten, Ukrainern, Armeniern und andern. Im Jahre 1905 führte die Verbindung der Intelligenz mit Bauern und Arbeitern zur

ersten Revolution, aber sie konnte niedergeschlagen werden, da die Regierung durch Berufung der Duma die Liberalen gewann und die Bundesgenossen trennte. Nach dem inneren Siege war es das Ziel der Regierung, die Verfassung zu einem Schattendasein herabzudrücken; daher wurde, als die Duma in ihrer Mehrheit ernstlich Mitarbeit an der Gesetzgebung und Kontrolle der Verwaltung forderte, das ursprünglich demokratische Wahlrecht durch einen Staatsstreich geändert und tatsächlich in der alten autokratischen Weise weiterregiert. Die radikalgesinnten Bauern, die ihr Wahlrecht verloren, glaubte Stolypin, der Hauptberater des Zaren, durch agrarische Reformen, wie Verteilung von Krongut, über ihre politische Entrechtung zu trösten, und den Liberalen stellte er vor, die Entfernung der dem herrschenden Großrussentum gefährlichen Fremdstämmigen aus der Duma, in der namentlich die Ukrainer eine starke Rolle gespielt hatten, erheische die Wahlrechtsänderung. Wie er so den nationalen Trieben der großrussischen Liberalen schmeichelte, so kam er ihren wirtschaftlichen Interessen in der auswärtigen Politik entgegen: ihr vornehmstes Ziel wurde nach dem Bündnis mit England (1907) die Eroberung Konstantinopels und der Dardanellen, und diese Gewinnung eines russischen Ausgangs nach dem Mittelmeer entsprach aufs beste den Wünschen des Großhandels, der Großindustrie und des Grundbesitzes, gerade den Kreisen, denen die Liberalen entstammten. Daß sich diese Politik gegen Deutschland und Österreich-Ungarn richtete, empfahl sie den Liberalen abermals. Aus all diesen Gründen haben sich die Liberalen dann trotz ungenügender Erfüllung ihrer parlamentarischen Wünsche allmählich mit der Regierung vertragen und bald eifriger als sie zum Kriege getrieben. Eroberung Konstantinopels, Galiziens und Deutschlands bis fast zur Ober hat niemand mit größerer Energie vertreten als der heutige Minister des Auswärtigen Miliukow, obgleich er seine politische Laufbahn als Führer der konstitutionellen Demokraten (Kadetten) mit einem Programm der inneren Erneuerung begann.

Als freilich der Verlauf des Krieges den Hoffnungen so wenig entsprach, setzte schnell die Opposition wieder ein, was aber keineswegs eine Abschwächung des Kriegsgebantens bedeutete. In der Duma bildete sich im Frühjahr 1915 der »progressive Block« (Kadetten,

Oktoberisten und andre Liberale) unter Führung von Miliukow, Rodsjanko und Gutschkow, der gerade zur besseren Führung des Krieges eine Umgestaltung der Verfassung und Verwaltung im demokratischen Sinne verlangte. Auch die rechts vom Block stehende autokratische Partei war kriegerisch gesinnt, nur die beiden Gruppen der Linken, die Sozialdemokraten unter Tschcheidtse und die »Trudowiki« (die »Mühseligen und Beladenen«), die Vertreter der Kleinbürger und Bauern, unter Führung Kerenskys, stellten Krieg und Auswärtiges hinter der Verbesserung ihrer materiellen und politischen Lage zurück. Selbstverständlich standen die Blockführer im engsten Einvernehmen mit England; Botschafter Buchanan soll die Kosten der Agitation zum guten Teil bestritten haben. Das Ziel war offenbar, dem Zaren, der nach der Überzeugung des Blocks mit seiner Umgebung viel mehr in der Erhaltung des Absolutismus als in der Kriegsführung seine Aufgabe sah, ein Blockministerium und bestimmte Verfassungs- und Verwaltungsreformen aufzuzwingen, unter Umständen Nikolai II. durch ein andres Mitglied der Dynastie zu ersetzen. Aber ehe diese Anstalten vollendet waren, erhob sich die durch diese Vorbereitungen natürlich in Unruhe versetzte und durch Hunger und Kälte zur Verzweiflung getriebene Masse des niederen Volkes, um durch Streiks und Tumulte die Lieferung von Brot zu erzwingen; die Petersburger Garnison schloß sich ihr nach einigen kurzen Straßenkämpfen an, und wohl oder übel mußte jetzt der Block mit den Proletariern Kerenskys und Tschcheidtse gemeinsame Sache machen, da er mit der so oft verurteilten unfähigen Regierung nicht mehr zusammengehen konnte und durch einen offenen Kampf gegen die Linke die Weiterführung des Krieges gefährdet hätte. Wie stets bei einem Kompromiß zwischen zwei Parteien, war diejenige, die über eine schlagfertige Macht verfügte, die stärkere: die Trudowiki und Sozialdemokraten verlangten, gestützt auf die hinter ihnen stehenden Arbeiter und Soldaten, entsprechend der radikalen Agitation der letzten Jahrzehnte, Absetzung des Zaren und Proklamierung einer Republik, Verteilung von Land, Einrichtung einer Miliz an Stelle des Heeres mit der Wahl der Vorgesetzten durch die Mannschaften. Wie bekannt setzten sie ihren Willen durch. Der Zar wurde entthront, in Gewahrsam genommen.

die Dynastie ihres Regierungsrechtes beraubt, und was das Schicksal des Kaiserhauses sein wird, ist heute noch unbekannt. Eine gemeinsame Regierung haben die vereinigten Umstürzler noch zu bilden vermocht, aber es ist nicht abzusehen, welche Richtung, ob die kriegerisch-konstitutionelle des Blocs oder die radikale, politisch-soziale der Linken, in Zukunft bestimmend sein wird. Es ist auch nicht unmöglich, daß der Besitz der Macht und die neue Verantwortung beide Parteien zwingen wird, manches von ihren Idealen zu opfern und der andern entgegenzukommen. Die Entscheidung soll eine konstituierende Versammlung bringen, die binnen kurzem nach deutschem Reichstagswahlrecht gewählt werden soll. Wie ihre Zusammensetzung ausfallen und ob sie genügende Autorität besitzen wird, ihre Beschlüsse durchzuführen, ist noch dunkel; schon haben sich Stimmen erhoben, die allein eine demokratische Republik als künftige Staatsform Rußlands anerkennen, also der souveränen Versammlung den Weg vorschreiben wollen. Viel wird da von den kriegerischen Ereignissen und den Erfolgen der neuen Regierung bei Bekämpfung der Hungers- und Verkehrsnot abhängen. Nach dem Beispiel der ersten Duma, die ja durch ein demokratisches Stimmrecht gewählt war, besteht für den Bloc wenig Aussicht auf eine ausschlaggebende Stellung, und für die »Fremdstämmigen« wäre eine neue Möglichkeit gewonnen, ihre besonderen Wünsche geltend zu machen. Ob sie aber stark genug sein werden, dem strengen Zentralismus, auf dem Rußlands auswärtige Macht beruht, Eintrag zu tun, läßt sich noch nicht sagen, ebenso wenig, welche politischen Wege die orthodoxe Kirche gehen wird. Ein weiteres verwirrendes Moment kann dann in der engen Verbindung des Blocs mit England liegen. Die französischen Revolutionäre waren unüberwindlich im inneren Kampfe, weil sie im Gegensatz zum Königtum den Gedanken der Nationalsovereänität, d. h. der vollkommenen Fernhaltung jeden fremden Einflusses auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs vertraten: hier hat

gerade eine führende Partei diese fremde Einmischung hervorgerufen. Die radikalen Parteien, allein getrieben von ihrem Klasseninteresse, werden anscheinend dem Ideal der nationalen Selbständigkeit weit mehr gerecht. Ob aber die städtischen und bäuerlichen Elemente der Linken einig bleiben werden, wenn es zur gesetzgeberischen Arbeit kommt?

Von besonderer Wichtigkeit war natürlich die Haltung der Armee. Da das dynastische Gefühl in Rußland wenig entwickelt ist und der letzte Zar insbesondere nur geringe Achtung genoß, überdies aus Feigheit oder Gleichgültigkeit anscheinend gar keinen ernsthaften Versuch gemacht hat, sich zur Wehr zu setzen, so hat auch das von allerlei Agitationen längst heimgesuchte Heer sich das Werk der Straße gefallen lassen; Offiziere, die sich widersetzen, sind niedergemacht worden. Freilich ist damit über die künftige Haltung noch nichts entschieden; sie wird wesentlich von den Ereignissen drinnen und draußen abhängen.

Für die Entwicklung der kriegerischen Dinge wird es maßgebend sein, ob die neuen Herren Rußlands in der Herstellung von Waffen, in der Hebung der Verkehrsschwierigkeiten usw. leistungsfähiger sein werden als die alte Bureaukratie. Daß mit einem Siege des Blocs alle antideutschen und kriegerischen Leidenschaften neu belebt werden würden, braucht nicht neu ausgeführt zu werden; sucht er doch sein altes Eroberungsprogramm populär zu machen und die Parteien der Linken mit der Behauptung zu bearbeiten, daß Deutschland nach seinem Siege über Rußland die Selbstherrschaft wiederherstellen werde. Wir werden in den nächsten Wochen beobachten müssen, wie sich die verschiedenen Strömungen auseinanderlegen, insbesondere welche Wirkungen die Bemühungen der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung, jene lügenhaften Ausstreuungen zu entkräften und die etwaigen friedlichen Richtungen moralisch zu stärken, ausüben werden, und ob die Mannszucht der Armee dem Volkssturm und der Friedenssehnsucht standhalten wird.

Abgeschlossen am 14. April 1917.

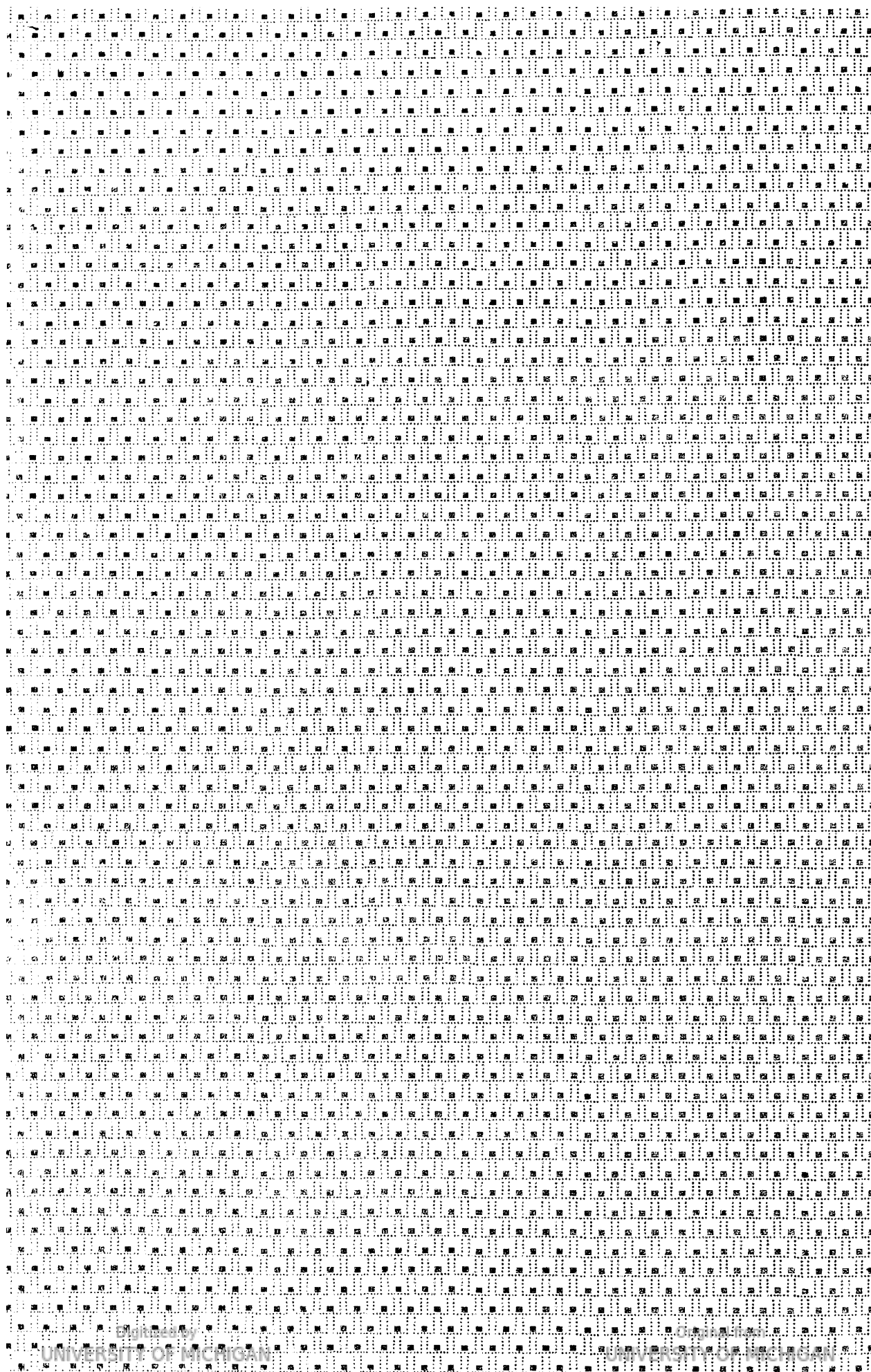
Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrtergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.







UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 07818 2683

UNIVERSITY OF MICHIGAN

UNIVERSITY OF MICHIGAN



